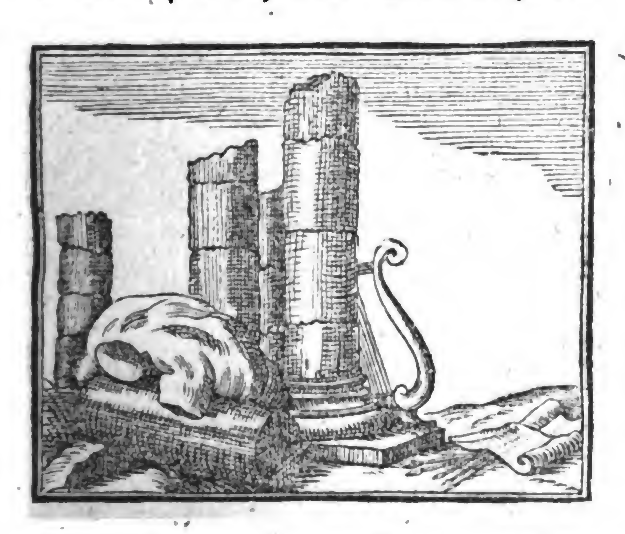

32101 065098210
Digitized by Google


Dei
Sub Numine
Viget

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Neun und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1793.
In der Dyckischen Buchhandlung.

Inhalt.

Erstes Stück.

Holländische Litteratur.

X Preis-

Inhalt.

Französische Litteratur.

Italienische Litteratur.

Tra-

Inhalt.

Englische Litteratur.

An

Inhalt.

Zweytes Stück.

Deutsche Litteratur.

Schwän-

Inhalt.

Schwedische Litteratur.

XI. Litterarische Nachrichten.

XII. Kunstsachen.

Lud-

Inhalt.

I.

An Herrn M**

Dritter Brief.

Erinnern Sie sich noch des Abends, mein Freund, an welchem wir einer Vorstellung der Jäger beygewohnt hatten, und Sie zu mir sagten: Was dünkt Ihnen von diesem Schauspieler, der einen so treflichen Dichter verspricht? Er kennt die Natur; er hat die geheimen Schlupfwinkel des menschlichen Herzens durchforscht und er weiß von seinen Bemerkungen Vortheil zu ziehn. Seine Darstellung ist oft von einer täuschenden Wahrheit. Seine Charaktere sind mannichfaltig, scharf gezeichnet und abstechend; und was mir das meiste Vergnügen macht, nichts gelingt ihm so gut, als die Schilderung der Rechtschaffenheit in ihren verschiedenen Mischungen mit Ernst und Weiblichkeit, mit Sanftmuth und Wildheit. Mit den Schurken will es ihm weniger glücken. In diesem Schauspiel wenigstens sind sie mit zu grellen Farben gemahlt, als daß sie auf einer Fläche neben den rechtschaffenen Leuten stehen könnten, die er ihnen zugesellt. Und haben Sie wohl bemerkt, fuhren Sie fort, mit was für einfachen Mitteln er uns zu interessiren wußte? Was kann simpler seyn, als diese Handlung, und doch haben wir ihrer Ent-

wicklung mit so großem Verlangen entgegen gesehn! Wie wahr ist es doch, daß uns in einem pragmatischen Gedicht nicht die Menge der Begebenheiten und ihre Verwicklung, sondern ihr Zusammenhang, die Wahrscheinlichkeit ihrer Verbindung und Folge, und die Charaktere der Menschen, unter denen sie vorgeht, anziehn und fesseln! Ich wurde mehr als einmal fast bis zu Thränen gerührt; und ich bemerkte mit Vergnügen, daß es nicht die gewöhnlichen Kunstgriffe der dramatischen Dichter, sondern der Ausdruck edler Gesinnungen, ungeschminkter Einfalt und einer gewissen Erhabenheit des Geistes war, was diese Wirkung in meinem Gemüthe erzeugte. Dieses, und dieses allein ist der richtige Weg, den die dramatischen Dichter einschlagen sollten. Wenn sich Iffland ferner auf diesem Wege hält, wenn er den Umfang seiner Erfahrungen erweitert, wenn er sparsam mit ihnen Haus hält und den Muth hat, auch glückliche Gedanken und schöne Scenen aufzuopfern; wenn er seinen Stand und das Parterr noch mehr vergißt; wenn er seine Plane noch reiflicher überdenkt und seinen Scenen mehr innern Zusammenhang gibt; wenn er seine Reden abkürzt, weniger moralisirt und den Dialog mehr zusammendrängt, dann, mein Freund, wird ihm der dauernde Beyfall, wo nicht des großen Haufens, doch der kleinern Anzahl an Herz und Verstand gesunder Menschen niemals entstehn können.

Unser Gespräch erhub sich bald von dem Besondern zu den allgemeinen Regeln der dramatischen Kunst. Wir sprachen über die Gattung, welcher

dieses Schauspiel angehörte, und Sie waren geneigt, ihr nach der Tragödie das meiste Interesse zuzugestehn. Ein Intriguenstück, sagten Sie, vergnügt mich nur so lange, als sich die Intrigue vor meinen Augen entwickelt, und etwa noch während der Rückblicke, die ich auf den Zusammenhang des Ganzen thue. Habe ich diesen Zusammenhang gefaßt, so werden mich vielleicht noch einzelne Stellen anziehn, aber die Wirkung, welche das Ganze zu machen bestimmt war, ist mit der ersten Ueberraschung dahin. Das ernsthafte Schauspiel hingegen, in welchem sich die Charaktere entwickeln und die Handlung entstehen machen, hat eine dauerhaftere Schönheit und einen minder flüchtigen Reiz. Ich kann die Begebenheiten auswendig wissen, ich kann mit den handelnden Personen auf das innigste vertraut seyn, und werde doch nur wenig an meinem Vergnügen eingebüßt haben. So wie ich eine schöne Gegend unzähligemal mit demselben Wohlgefallen betrachten kann, wenn mir auch alles in derselben auf das genaueste bekannt wäre, so wird mir die Darstellung der Gesinnungen und Empfindungen des menschlichen Herzens, wenn sie sich ungezwungen und unabsichtlich durch Handlungen offenbaren, einen dauernden und meinem Herzen eben so als meinem Verstande zuträglichen Genuß verschaffen.

Doch ich will Ihnen nicht wiederholen, was Sie vielleicht selbst noch in guten Andenken haben. Ich will mich vielmehr eines Versprechens entledigen, welches ich Ihnen in einem meiner vorigen

Briefe gethan, und an dessen Erfüllung Sie mich schon einigemal erinnert haben. Herr Iffland hat, seit Ihrer Entfernung aus unserm Vaterland, die Bühne mit einer Reihe von Stücken mannichfaltigen Werths bereichert. Hätte ich sie doch mit Ihnen sehen und lesen können! wie viel lehrreicher würde mir die Unterhaltung, wie viel inniger der Genuß, welchen sie mir gaben, gewesen seyn!

Zugleich mit den Jägern wurden die Mündel öffentlich bekannt. Sie waren früher gegeben; da Sie mir aber schreiben, daß Sie dieselben weder gesehn noch gelesen haben, so muß ich bis auf dieses Stück zurück gehn, wenn ich Sie mit Ifflands besten Werken bekannt machen will. An schönen Details, an rührenden Scenen, interessanten und wohl ausgeführten Charakteren ist dieses Schauspiel so reich und reicher als irgend ein anderes desselben Verfassers. Aber leider hat es auch die nemlichen Fehler seiner meisten Stücke in einem hohen Grade — Sie mögen selbst urtheilen. Hier ist der Inhalt des Stücks.

Zwey junge Leute von treflichen Anlagen und großen Hofnungen, Philip und Ludewig Brook, werden von ihrem sterbenden Vater der Aufsicht eines zuverlässigen Freundes, des Kaufmann Drave, anvertraut. Ihr Charakter bildet sich ganz verschiedentlich aus. Der ältere wird still und in sich gekehrt; der jüngere ergibt sich der Verschwendung und jugendlichen Ausschweifungen. Im Grunde sind sie beyde zum Guten geneigt, aber ihre Anlagen scheinen, bey der Richtung, welche ihr Geist

ge-

genommen hat, für die menschliche Gesellschaft verlohren zu seyn. Der jüngere Mündel ist in schlimme Hände gerathen. Der Kanzler des Landes, ein Ungeheuer von Bosheit, Habsucht und Heucheley, nimmt sich seiner an, verspricht sein Glück zu machen und ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Hier wird er durch falsche Verspiegelungen mit Groll und Argwohn gegen seinen Bruder und seinen redlichen Vormund erfüllt, und endlich dahin gebracht, eine Klage gegen den letztern einzugeben. Die Umstände sind der Bosheit günstig und es scheint, daß der rechtschaffene Mann gänzlich gestürzt, um Credit und Ehre gebracht werden könne. Man nimmt ihm sein ganzes Vermögen, man mishandelt ihn und wirft ihn in das Gefängniß. Schon scheint das Laster zu triumphiren, als sich die Tugend zu seiner Vertheidigung erhebt. Philipp Brook hat in seiner Zurückgezogenheit Beweise von den Ungerechtigkeiten und den Bedrückungen des Kanzlers gesammelt. Diese kommen in dem kritischten Augenblick zum Vorschein und das Ungeheuer fällt in die Grube, die es andern bereitete. Die Redlichkeit des Vormunds wird allgemein anerkannt. Der jüngere Mündel kommt zu bessern Einsichten und wird überzeugt, daß man ihn schändlich betrogen hat. Diese Einsicht bringt ihn von seinen bisherigen Verirrungen zurück.

Wenn der Titel eines Drama jederzeit bestimmt wäre, die Aufmerksamkeit auf die Hauptperson hinzuleiten, so würde dieses Stück unstreitig eher den Namen des Vormunds als der Mündel führen

müssen. Jener ist es, welchem wir unsre Theilnahme schenken; sein Unglück und seine Rettung ist der Gegenstand der Handlung, welcher durch die beyden Mündel in Gang gebracht wird. Aber ich will nicht über den Titel streiten. Mehr als einmal haben sich die dramatischen Dichter der alten und neuern Zeit die Freyheit genommen, ihre Stücke von den Maschinen der Handlung zu benennen.

Der Stoff der Handlung dieses Schauspiels ist für die Erweckung der lebhaftesten Theilnahme vollkommen geschickt. Was könnte sie auch gewisser erregen, als ein rechtschaffener Mann, welcher für die Kinder seines Freundes, mit Aufopferung seiner eigenen Ruhe, die gewissenhafteste Sorge getragen hat, und für diese Bemühungen mit einem Undank belohnt wird, welcher ihn selbst und seine ganze Familie an den Rand des Verderbens führt? Es ist sehr gut, daß dieser undankbare Mündel ein rechtschaffenes Herz hat, aber durch seinen Leichtsinn und die Bosheit anderer zu einer Handlung verleitet wird, deren Folgen er nicht zum voraus sah. Auch das ist sehr gut, daß der Kampf gegen die Bosheit durch den andern Mündel angefangen und vollendet, und der Charakter des einen Bruders durch eben die Mittel gebessert wird, welche den Charakter des andern in sein richtiges Licht setzen.

Die Charaktere dieser drey Hauptpersonen sind nicht nur jeder für sich gut und scharf gezeichnet, sondern bilden auch neben einander eine schöne und wohlgehaltne Gruppe. Es ist die Menschheit und Rechtschaffenheit in verschiedenen Mischungen und man-

mannichfaltigem Kampf. In dem Vormund ist sie mit Raschheit und Hitze, in dem ältern Mündel mit Melancholie, in dem jüngern mit Leichtsinn gepaart. Bey jenem kämpft sie gegen das Unglück, bey diesem gegen die Bosheit, bey dem letztern gegen den Irrthum an. Bey allen dreyen behält sie endlich die Oberhand. Nur bey dem ersten aber erscheint sie in ihrer wahren Größe, über die Leidenschaften erhaben, vom Schmerz und Unglück unbesiegt. So zieht die Hauptperson der Handlung auch durch ihre Gesinnungen die Aufmerksamkeit, die Bewundrung und Theilnahme fast ausschließend auf sich.

Die Charaktere sind größtentheils gut durchgeführt; aber doch nicht alle, doch nicht überall. Hr. Ifland liebt die starken Scenen bisweilen mehr, als es dem Ganzen vortheilhaft ist; und ihnen zu Liebe überschreitet er gern die einzige Regel der dramatischen Poesie, welche eine ganz unbezweifelte Allgemeinheit hat. Philipp Brook versucht es, seinem gefangenen Vormund die Freyheit zu verschaffen; er begibt sich zu dem Kanzler; er bittet vor. Man soll wenigstens die Versiegelung aufheben. Unter dem Vorwand, das Vermögen der Mündel scheine gefährdet, wird ihm seine Bitte abgeschlagen. Er geräth in Hitze; er schimpft; er droht; er verräth sogar, daß er Beweise der Ungerechtigkeit des Kanzlers in den Händen habe und daß er im Begriff stehe, sie gegen ihn bey dem Minister zu brauchen. Diese Scenen sind von außerordentlicher Lebhaftigkeit und werden die Hände des

Parterrs wahrscheinlich in große Bewegung setzen. Als Theile des Ganzen aber sind sie von kleinem Werth. Was geschieht? Der gefährliche Mensch wird gefangen genommen; seine Papiere werden weggeschafft, und es bedarf nun eines großen Ohngefährs, damit seine Bemühungen nicht ganz und gar vereitelt werden.

Unstreitig, mein Freund, muß der dramatische Dichter, als ein Nachahmer des großen Verfahrens der Natur, diese auch in ihrer frey scheinenden Nothwendigkeit nachahmen müssen. Die gewöhnlichen Begebenheiten des menschlichen Lebens, jede für sich betrachtet, scheinen nichts weiter als Kinder des Zufalls zu seyn, und, den Atomen Epikurs ähnlich, auf willkührlich gewählten Bahnen umherzuschweifen. Gleichwohl können wir kaum eine kleine Reihe derselben nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, ohne in dieser Freyheit ein Gesetz zu entdecken, welches sie insgesammt auf gewisse nähere oder entferntere Ziele führt. Je weiter wir diese Reihen verfolgen, und je mehr sich unsre Erfahrung erweitert, desto wahrscheinlicher wird uns die Subordination der unzähligen Zufälle unter eine durch das ganze Weltall herrschende Nothwendigkeit. Dieß ist es, was ich die frey scheinende Nothwendigkeit der Natur genannt habe, welche der Dichter nachahmen muß; in deren Darstellung er ganz vorzüglich Genie und schöpferischen Geist zeigen kann. Darum muß in jedem einzelnen Theil des Drama die leitende Hand des Dichters verborgen seyn, welcher seine Absicht jederzeit verfehlt, so

oft,

oft er sie uns merken läßt. In der vorhin getadelten Scene ist dieß zum großen Nachtheil des Ganzen geschehn. Der Dichter möchte zwar gern, daß wir diese Scene und ihren Erfolg als eine ungezwungene Wirkung des erregten Affekts betrachteten; aber ein aufmerksames Auge entdeckt gar deutlich die Stäbe, welche den Affekt nach dem erwünschten Ziele weisen müssen. Der Dichter wollte noch mehr verwickeln, als schon geschehn war. Der ehrliche Mann sollte ohne alle Rettung verloren scheinen, indem der einzige Mensch, welcher ihn retten zu können schien, außer Stand gesetzt wird, für ihn zu arbeiten. Damit dieses geschehen könne, muß dieser Mensch seine ganze Klugheit, ja selbst seinen Zweck vergessen, und, mit Hintansetzung aller Vorsicht, dem mächtigsten Feinde des Mannes, den er retten will, seine geheimsten Absichten und den zu seinem Untergange entworfenen Plan bekannt machen. Ohne dieses Bedürfniß des Dichters, dessen Hand den Gang der Leidenschaften regiert und merklich genug zu dem bestimmten Ziele beugt, hätte sich Philipp Brook niemals einfallen lassen, den Kanzler, dessen Bosheit und Unbiegsamkeit niemand besser kennt als er, für Draven zu bitten, und ihn in die Nothwendigkeit zu setzen, entweder sein ungerechtes Verfahren einzugestehn, oder ihn, den Intercedenten selbst, zu Grunde zu richten. Was Philipp aus seinem Gefängniß thut, konnte er vorher mit weit größerer Wahrscheinlichkeit thun. In der wirklichen Welt würde er seinen Weg sogleich zu dem

Minister genommen, und ihm, der schon vorbereitet war, die Beweise seiner Anklage vorgelegt haben. Im Schauspiel thut er dieß erst dann, als es nur mit der größten Unwahrscheinlichkeit gethan werden kann. Auf dieser Unwahrscheinlichkeit aber beruht die Lösung des verwickelten Knotens.

Ueberhaupt taugt die Oekonomie dieses Stücks gegen das Ende zu ganz und gar nichts. Ein Theaterstreich folgt dem andern, ein Zufall ist auf den andern gehäuft. Die Sachen gerathen in eine Verwirrung, die bey der Vorstellung schlechterdings unverständlich werden muß. Hofnung und Furcht wechseln mit jedem Augenblick ab. Dravens Befreyung, welche so gut vorbereitet war, wird zu einem bloßen Theaterstreich.

Einem Dichter, welcher nur dieses Mittel in seiner Gewalt hätte, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erhalten, würde man den Gebrauch desselben vielleicht zugestehn müssen; Hr. J. aber ist nicht in diesem Fall, und nur die Theaterpraxis kann ihn von dem einfachen Weg der Natur abgeführt haben. Immerhin mag eine Handlung verwickelt seyn; immerhin mag der Knoten derselben unauflösbar scheinen. Aber nie müsse der Klarheit und Wahrscheinlichkeit Eintrag geschehn; nie — am allerwenigsten aber in der ernsthaften Gattung. Dieser Grundsatz ist so ausgemacht, daß in der Theorie niemand ihn leugnen wird; in der Praxis wird er nur selten befolgt. Ifflands mehrste Schauspiele liegen an fehlerhaften Verwicklungen und Auflösungen krank. Im Anfang geht er langsam genug;

ge=

gegen das Ende aber übereilt er sich. Dann läuft eins gegen das andre; dann häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten; dann durchkreuzen sich die Begebenheiten auf eine bunte Art.

Ich finde in diesem Stück noch einen Theaterstreich, welcher so abgenutzt ist, daß ihn der Verfasser schon um dieser Ursache willen nicht hätte brauchen sollen. Dravens Tochter liebt den jüngern Mündel, und glaubt von ihm geliebt zu seyn. Der Vater erfährt es; diese Liebe ist nicht nach seinem Geschmack; aber er will der Neigung seiner Tochter nicht gewaltsam entgegen arbeiten. Selbst für den Mündel hofft er aus dieser Verbindung manches Gute. Er beschließt mit ihm zu sprechen, und siehe, Ludwig scheint ihm selbst zuvor zu kommen. Er erklärt ihm, daß er liebt, daß er heyrathen will. Drave glaubt, daß er um seine Tochter anhalte; aber bald entdeckt es sich, daß jener die Tochter des Kanzlers meynt. Der Vormund nimmt die schon gegebene Einwilligung zurück; der Mündel wird aufgebracht. Das Misverständniß klärt sich auf.

Dieses Misverständniß, welches in der ersten Hälfte der Scene herrscht, ist von der Art, daß es keinen nur einigermaßen belesenen Zuschauer länger als einen Augenblick täuschen kann. Er sieht nicht mehr die handelnden Personen, welche sich den eignen Eingebungen ihres Verstandes oder ihres Affekts überlassen, sondern er glaubt den Dichter hinter der Coulisse zu sehn, der ihnen zuflüstert, wie sie zum Vergnügen der Zuschauer reden sollen.

Da

Da er weiß, wie sich der Alte betrügt und da der Ausgang so fällt, wie er schon zum voraus sah, wird er geneigt seyn, die Einfalt des Alten zu tadeln, der sich in einer so bedenklichen Sache so unvorsichtig beträgt und dem Hohne seines Mündels Preiß gibt. Noch weniger aber verzeiht er es ihm, daß er selbst noch nach Wahrnehmung seines Irthums, da, wo er noch zurück treteen konnte, von seiner Hitze hingerissen wird, und, ohne Rücksicht auf den guten Namen seiner Tochter, mit dem ganzen Geheimniß herausplatzt. Setzen Sie zu allen dem noch hinzu, daß diese Scene fast ganz ohne Wirkung bleibt und nicht einmal diejenigen Folgen hervorbringt, die man von einer so wichtigen und lebhaften Unterredung mit allem Grund zu erwarten berechtigt ist. Das Mädchen erfährt ihr Schicksal zu einer Zeit, wo das ausbrechende Unglück ihres Vaters ihre ganze Seele beschäftigt und eine kurze Scene ist daher alles, was ihr der Dichter zu Aeußerung ihres Schmerzes einräumen konnte. Auch bey dem Mündel bringt diese Unterredung fast gar keine Wirkung hervor und die erwarteten Folgen bleiben auch hier, mit weniger Grunde, aus. Kurz nach derselben wird bekannt, daß Drave einen beträchtlichen Verlust erlitten habe. Was wäre natürlicher, als daß der gegen seinen Vormund äußerst eingenommene, erbitterte Mündel in den Heyrathsabsichten seines Vormunds nichts als ein Mittel erblickte, ein Defizit in der Rechnung zu decken, mit der es ein Schwiegersohn nun nicht mehr so genau nehmen würde. So natürlich dieses ist und so gut es vielleicht hätte be-

benutzt werden können, den jungen Menschen noch tiefer in den Irrthum zu ziehn, so geschieht doch gar nichts hievon. Er erinnert sich zwar noch einmal der Beleidigung, die er von seinem Vormund erlitten hat, aber die Veranlassung dazu scheint ganz in seinem Gedächtniß verloschen zu seyn. Mit einem Wort, die ganze Scene, deren Lebhaftigkeit eine außerordentliche Wirkung verspricht, steht fast ganz einzeln da, und scheint blos für einen augenblicklichen Effekt berechnet zu seyn.

Ich habe noch zwey Bemerkungen bey diesem Schauspiel zu machen. Die erste ist: die rührenden Scenen sind zu sehr gehäuft, und um sie hervorzubringen ist die Anzahl der Unglücklichen unnöthigerweise vermehrt worden. Es sind nicht nur die Personen der dravischen Familie, deren jede von einem besondern Leiden und dem gemeinschaftlichen Unglück zugleich belastet ist; sondern noch überdieß ein von seiner Tochter verstoßner Kaufmann, dessen Fallit den Ruin des dravischen Hauses nach sich zieht, und ein sechzigjähriger Onkel der Brüder Brook, der mit geschwächtem Verstand aus einer langwierigen Gefangenschaft entronnen ist, in welche ihn die Habsucht des Kanzlers gestürzt hatte. Die Gegenwart dieser beyden Personen war weniger Bedürfniß der Handlung als des Dichters, welchem sie einige Scenen verschaffte, die für sich vortreflich, als Theile eines Ganzen aber nicht frey von Tadel sind. Wie verdienstlich die Aufopferung derselben gewesen wäre, begreife ich um desto mehr, je inniger sie mich gerührt haben und je zuverlässiger der

Dich=

Dichter auf ihre Wirkung rechnen konnte. Denken Sie sich einen alten, vormals reichen Mann, den das lange Unglück kindisch gemacht, der sein Brod eine Zeitlang vor den Thüren gesucht hat, der nun wieder in die Arme seiner Familie zurückkehrt, der sich auch hier noch vor den Schlägen fürchtet, mit denen man ihn im Gefängnis zum Schweigen brachte, der da sagt: „Ich bin alles bald gewohnt worden. Wenn ich aber oben über mir Menschen hörte, oder Musik! dann hätte ich doch wohl wieder in die Welt gemocht. Mannichmal mußte ich in den kalten Nächten laut weinen, — sie schlugen mich aber, wenn ich weinte; da hab' ich mir das auch abgewöhnt. Nun kann ich nicht mehr weinen.“ — Welches Auge könnte bey einer solchen Scene trocken bleiben?

Die zweyte Bemerkung betrifft eine einzelne Stelle. Obgleich die fehlerhaften Charaktere in diesem Stück weit feiner gearbeitet sind, als in den Jägern, wo sie ihre Bosheit auf eine höchst unwahrscheinliche Weise zur Schau tragen — und in der That ist der Charakter des Kanzlers eine Mischung von Hochmuth, Geiz, Rachsucht und Heucheley in jeder Rücksicht vortreflich gehalten — so hat doch der Dichter in einer Scene die zuverlässige Bemerkung aus den Augen gesetzt, daß ein Schurke nichts so sehr als die Maximen seiner Schurkerey verbergen wird. Der Sohn des Kanzlers, ein Mensch nach dem Herzen seines Vaters, sagt zu seinem Freunde Ludwig Brook, dessen Gesinnungen ihm doch bekannt seyn mußten, unter andern:

Die Ehre eines Mannes von Gewicht ist von dem sehr unterschieden, was man sonst so nennt, und was im gemeinen Leben Redlichkeit heißt, dabey würde man zum Stümper im Cabinet." — Was meynen Sie, mein Freund? Glauben Sie nicht, daß es wahrscheinlicher wäre, diese Maxime einem ehrlichen Mann, als einem Schurken in den Mund zu legen?

Unter allen Schauspielen unsers Dichters hat, nächst den **Jägern**, keines einen so allgemeinen und dauernden Beyfall erhalten, als **Verbrechen aus Ehrsucht**, ein ernsthaftes Schauspiel, mit dessen Beurtheilung ich sogleich die Beurtheilung zweyer andern Stücke verbinden will, welche der Verfasser auf jenes gegründet hat, **Bewußtseyn** und **Reue versöhnt**. In allen Dreyen spielt Ein Mann die Hauptperson.

Die Idee, die Begebenheiten und Schicksale Eines Menschen zum Gegenstand mehrerer Dramen zu machen, scheint mir weder eines besondern Lobes noch eines ausgezeichneten Tadels werth zu seyn. Der Dichter, welcher einmal für eine Person zu interessiren gewußt hat, kann dieses Interesse in einem neuen Stücke benutzen, indem er die Gemüther für die Eindrücke, welche er ihnen geben will, mehr als gewöhnlich vorbereitet finden wird. Aber groß wird dieser Vortheil doch nicht seyn. Denn wollte er das Interesse von den vorigen Eindrücken abhängig machen, so würde er den Beyfall durch einen Kunstgriff erschlichen, nicht aber durch wahres Verdienst errungen haben. Auf allgemeine

Beystimmung wenigstens wird dieser Beyfall keinen Anspruch machen dürfen. — Es ist also offenbar, daß jedes einzelne Drama ein für sich bestehendes Ganze ausmachen muß, welches auch unabhängig von dem vorhergehenden und dem folgenden allen Forderungen der Kritik Genüge leisten, das heißt, eine vollständige, hinlänglich vorbereitete, vollkommen geendigte, für sich interessante Handlung enthalten muß. Für seine Bequemlichkeit wird also der Dichter gar nichts gewinnen. Das Vergnügen der Zuschauer aber wird vielleicht durch den Anblick bekannter Menschen einigen Zuwachs erhalten können.

Diese Betrachtungen sind allzu natürlich, und allzu sehr in dem Wesen der dramatischen Poesie gegründet, als daß ein denkender Dichter, wie Iffland, sie nicht sollte angestellt haben. Aber leider zeigt die Sache, daß er nicht geneigt war, ihnen auf seine Arbeit einen Einfluß zu geben. In den beyden Schauspielen, welche die Fortsetzung von Verbrechen aus Ehrsucht machen, ist die Handlung äußerst mangelhaft und ohne Kenntniß des Vorhergegangenen nichts weniger als klar. Ein Zweifel über die Erfüllung der poetischen Gerechtigkeit im ersten Stück gab dem zweyten seine Entstehung; die Unvollständigkeit der Handlung in diesem brachte das dritte hervor. Hier sind nun die Sachen zu einem glücklichen Ende gediehen. Die Neugierde ist gestillt, aber der Geschmack bleibt unbefriedigt.

lassen Sie uns jedes dieser Schauspiele für sich betrachten und ich fürchte nicht, daß unsre Urtheile sehr verschieden ausfallen dürften. Denken Sie anders; wohlan! ich will mich gern eines bessern belehren lassen. Die Fehler eines Schriftstellers von anerkanntem Talent, kränken mich fast eben so sehr, als die Schwachheiten meiner Freunde, oder meiner Geliebten; aber so nützlich für den Umgang mit den letztern Horazens Regel ist — amici si quod sit vitium non fastidire; so wenig Anwendung leidet sie in der Kritik, die in jeder Rücksicht unbestechlich seyn soll. Wenn ich mich mit Ihnen, mein Freund, über die Werke der Kunst und die Grundsätze des Geschmacks unterhalte, suche ich meinen Geist vor allen Dingen in die ruhige Stimmung zu setzen, in welcher er allein gesunde Urtheile zu fällen im Stande ist. Es kann sehr wohl seyn, daß ich mich auch dann noch öfters betrüge; aber ich bin doch gewiß, daß keine Leidenschaft mein Urtheil bestimmt hat. Dieß ist mir genug, und es ist auch in der That alles, was man von einem ehrlichen Manne fordern kann. Der Tadel muß einem jeden frey stehn, wenn nur das Gute nicht geflissentlich übergangen oder verunstaltet wird. Und wo ist wohl ein Werk der Kunst, welches alle Prüfungen einer strengen Kritik aushalten könnte? wo ist vornehmlich ein Produkt der dramatischen Poesie, welches im Plan, in den Charakteren, in den Reden gar keiner weitern Verbesserungen fähig wäre? —

Ruhberg, der Sohn eines Rentmeisters, ein junger Mann von großen Talenten und einem vortreflichen Herzen, aber voll von Ehrgeiz, ist in ein schönes und reiches Fräulein verliebt. Er hat mannichfaltige Beweise ihrer Gegenliebe empfangen. Die Verbindung mit ihr erschöpft sein Vermögen. Seine Mutter, durch die Aussichten, die sich ihm darbieten, geschmeichelt, unterstützt seine Plane, an denen sein Vater wenige Freude hat, weil er ihre Erfüllung für unwahrscheinlich und selbst für gefährlich hält. Die Sachen sind so weit gekommen, daß das Haus auf einen andern Fuß eingerichtet werden muß.

Hier nimmt die Handlung ihren Anfang. Der alte Ruhberg legt seiner Frau die Rechnungen über ihr Vermögen vor, welches sie nach ihrem Gefallen verwaltet hat. Er zeigt ihr, daß es aufgezehrt ist; und sie unterwirft sich den nöthigen Einschränkungen. Alle ihre Hofnungen beruhen noch auf der Heyrath ihres Sohns mit dem Fräulein. Der Vater verlangt, daß diese Sache noch an dem nehmlichen Tage entschieden werden soll. Seine Tochter verspricht er einem hofnungsvollen jungen Mann, dem Sohne des Obercommissar, der an demselben Tag die Casse revidiren und den Abend in dem Ruhbergischen Hause zubringen soll.

Der junge Ruhberg kömmt aus einer adlichen Spielgesellschaft zurück, wo er große Summen auf sein Ehrenwort verlohren hat. Er ist in der größten Verzweiflung. Mehrere Gläubiger dringen ungestüm auf ihn ein. Er kann nicht zur Besinnung

nung kommen. Seine letzte Hofnung, die Heyrath des Fräulein, ist dahin, wenn seine Lage bekannt wird. Nur einen einzigen Ausweg sieht er offen, dem Hohne seiner vornehmen Bekannten zu entgehn und seine Familie vor einem plötzlichen Ruin zu schützen. Er nimmt aus der Rentcasse seines Vaters eine ansehnliche Summe, die zur Tilgung seiner dringendsten Schulden hinreichend ist. Sein Zustand nach dieser That ist fürchterlich. Aber noch bleibt ihm die Hofnung, daß eine günstige Antwort des Fräulein alles wieder gut machen soll.

Es ist Nachmittag. Der Obercommissar erscheint nebst seinem Sohne in der Ruhbergischen Familie, um die Heyrath richtig zu machen. Ruhberg der Sohn ist abwesend. Alles scheint vergnügt und glücklich. Die beyden Alten gehn zu ihrem Geschäft. Das Defizit wird entdeckt. Der Schrecken scheint den alten Ruhberg zu tödten. Der Sohn gibt sich als den Verbrecher an.

Das ganze Haus ist in der schreklichsten Verwirrung. Ruhberg erhält von dem Fräulein eine abschlägige, übermüthige Antwort. Alles scheint verlohren, als der Obercommissar erscheint. Wider Vermuthen hat er Hülfe geschafft. Er hat die fehlende Summe zusammen geliehn und schenkt sie seiner Schwiegertochter, die ihren Vater damit loskauft. Die Familie ist gerettet, aber der Verbrecher muß sich entfernen, nachdem er seinem Vater das Versprechen gethan hat, nie an sich Hand zu legen.

Dieses ist der Inhalt des Stücks, welches in Rücksicht auf Oekonomie und Plan einen entschiedenen Vorzug vor allen übrigen Arbeiten desselben Dichters behauptet. Der Zusammenhang ist natürlich und wahrscheinlich. Ein Theil greift in den andern; alles ist nothwendig; nichts ist überflüssig. Hievon nehme ich ein Incident des letzten Aktes aus, welches mir nicht nur entbehrlich, sondern sogar zweckwidrig scheint. Nachdem sich der Obercommissar entfernt hat, und jedermann an der Rettung verzweifelt, erscheint ein Fiscal, um sich von den Umständen des schon ruchtbaren Vorfalls unterrichten zu lassen. Madam Ruhberg gibt sich, um ihren Sohn zu retten, als Thäterinn an. Sie ist so eben beschäftigt, ihre Aussage vor einem Notar zu bekräftigen, als der Obercommissar zurückkehrt, und die Unwahrheit ihres Vorgebens entdeckt. Der Fiscal, ein rechtschaffner Mann, welcher sich kurz vorher durch keine Vorstellungen zu einem kleinen Aufschub der Untersuchung bewegen lassen konnte, kömmt nun nicht weiter zum Vorschein, und ohne etwas von der Berichtigung des Defects erfahren zu haben, scheint er ganz ohne Grund seine Pflicht zu vergessen und alle weitere Untersuchung abzubrechen. Wo ist hier die Wahrscheinlichkeit? und wie kann der Cassenangriff, bey der vorgegebenen Strenge der Gesetze, ohne Folgen bleiben, nachdem die Sache einmal fiscalisch geworden ist? — Dieses Incident aber abgerechnet, welches, meinem Urtheile nach, ohne Nachtheil des Ganzen wegbleiben konnte und viel-

vielleicht nur als Ausfüllungsmittel dient, habe ich in dem Verlaufe der Handlung nichts entdecken können, was nicht auf das Vollkommenste zur Entwickelung und Beendigung derselben beytrüge.

Der Charakter der Hauptperson ist für die Situation, in die er geräth, vortreflich gewählt. So groß mußte sein Ehrgefühl, so fein seine Empfindung, so unbegränzt seine Liebe gegen Vater, Mutter und Schwester seyn, wenn aus der Verbindung dieses Charakters mit seiner Lage jener Contrast entspringen sollte, welcher die reichste und reinste Quelle des Großen und Rührenden ist. Aus ihm geht die einzige Art des wahrhaft Wunderbaren hervor, welche dem dramatischen Dichter zu benutzen vergönnt ist, und ohne welches jedes Drama unbedeutend und frostig bleibt. Wer uns sagte, dieser Ruhberg, so edel, so ehrgeitzig und zärtlich als ihr ihn seht, soll einen Diebstahl begehn; er soll seinen Vater an den Rand des Grabes bringen, er soll seine Mutter zur Bettlerinn machen und seine Schwester in die Gefahr setzen, ihren Geliebten und die Aussicht auf eine gute Versorgung einzubüßen; der würde uns ein Wunder zu erzählen scheinen, auf dessen Erklärung sich die ganze Aufmerksamkeit unsers Geistes richten würde. Dieses Wunder aber ist der Inhalt des gegenwärtigen Stücks, in welchem es als eine höchst wahrscheinliche Begebenheit erscheint. Der Zuschauer, in Ruhbergs Lage gesetzt, wird keinen Ausweg für sich entdecken, als den, welchen Ruhberg einschlägt.

Dieses, mein Freund, dieses ist der sicherste Probierstein der Güte einer dramatischen Handlung. Wenn sie anders ausfallen kann, als sie in dem Schauspiel ausgeht, so werde ich anfangen, ihr meinen Glauben zu versagen, und mich sehr bald erinnern, daß ich nur im Schauspielhaus bin. Interessiren heißt in der dramatischen Poesie, uns in die Personen verwandeln, deren Schicksale auf der Bühne vorgestellt werden.

Ich betrachte ein Drama als eine psychologische Auflösung eines Falles aus dem menschlichen Leben, auf dem synthetischen Weg. Von einer alltäglichen Begebenheit verlangen wir eine solche Auflösung nicht; jeder glaubt, sie für sich zu finden. Es wird also ein seltner Fall seyn müssen. Ist dieser aber ein Zufall, so wird die verlangte Auflösung eine unmögliche Forderung seyn. Wenn werde ich also diese Forderung thun können? Nur dann, wenn die Begebenheit aus einer Verbindung gewöhnlicher Vorfälle mit den Leidenschaften und Gesinnungen denkender Wesen entstanden ist. Wird dieselbe analysirt, so bekommen wir eine philosophische Untersuchung; wird sie synthetisch erklärt, ein Gedicht. So führt also schon der Begriff der Form eines pragmatischen Gedichts den Begriff der Nothwendigkeit in der Verbindung der einzelnen Theile der Handlung bey sich.

Ruhbergs Gemüthszustand nach seiner That wird in einem kurzen Monolog geschildert, dem ich etwas mehr Simplizität wünschte. Beschreibungen wie diese: „Das Blut schlägt zum Herzen — meine

meine Hände sind kalt — alle Besinnung verläßt mich —" sind, meinem Gefühl nach, von der auffallendsten Unnatur. Der Schluß des Monologs gränzt an Nonsens: „Neid, Verfolgung, Falschheit, Wuth und Gesetze werden gegen mich aufstehn. Er hat die Casse besto.... Hier darf ich das Wort nicht mehr sprechen; in kalten gräslichen Mauern werd' ich es brüllen: die Gesetze werden ihr Opfer suchen und der Gedanke hat es entseelt." —

So wenig Wahrheit diese Declamation hat, so wahr und vortreflich ist die folgende Scene. Ahlden, Ruhbergs künftiger Schwager, sein ehemaliger, aber in dem Gewühl der großen Welt vergeßner Freund, möchte ihn gern zu der rechtschaffenen Thätigkeit und den guten Vorsätzen seiner frühern Jahre zurückrufen und ihn dem gefährlichen Strudel entreißen, der alle seine Talente und Tugenden zu verschlingen droht. In dieser Absicht bittet er ihn um die Mittheilung einer Zeichnung, welche jener in seiner bessern und glücklichern Zeit verfertigt hatte. An diesen Gegenstand knüpfen sich eine Menge Erinnerungen. Alles dieses ist vortreflich eingeleitet und meisterhaft benutzt. Ruhbergs Zerstreuung, seine frostige Zurückhaltung, sein überall hervorbrechender Schmerz, sein plötzliches Auffahren, wenn er sich verrathen zu haben glaubt, alles dieses verräth dem Zuschauer die unterdrückte Verzweiflung über eine entehrende That. Folgende Stelle enthält den Zug einer Meisterhand:

Ruhberg. Verlaß mich — geh — ich bin sehr erschüttert.

Ahlden. Nein — ich muß dir die Rückkehr noch abgewinnen.

Ruhberg. O! es ist zu spät — es ist zu spät!

Ahlden. Wie so? Was könnte — —

Ruhberg. Es wäre freylich wohl — aber dann das trockne Actenleben —

Diese letzten Worte, diese kahle Ausflucht, da wo der Freund triftige Gründe der Rechtfertigung erwartet, mit dem plötzlichen Uebergang von heftiger Erschütterung zur größten Kälte, geben auf einmal eine sehr anschauliche Einsicht in den ganzen, schrecklichen Gemüthszustand dieses Unglücklichen.

Der weitere Fortgang dieser Scene ist nicht weniger schön. Ruhberg wird von einer tödtlichen Angst gefoltert, die er verbergen muß. Die Mühe, die ihm dieses kostet, zeigt sich in seiner Verlegenheit und der Kälte, mit welcher er seinen Freund behandelt. Nur Ein Gedanke beherrscht ihn, den er immer zurückdrückt, dessen er sich, wenn es nur möglich wäre, gänzlich zu entladen quält. Aber dieser fürchterliche Gedanke erhebt sich immer mit neuer Gewalt und verräth sich in jedem Wort und jeder Bewegung. Ahlden will seinem Freunde ein Beyspiel geben, wie selbst das trockne Actenleben dem Herzen Nahrung verschaffen könne. An demselben Tag hat er durch seine Vertheidigung einem Menschen das Leben gerettet; dieser Mensch war — ein Einnehmer, und sein Verbrechen — ein Cassenangriff. Ruhberg fährt bey diesen Worten, welche sein Innerstes treffen und sein Geheimniß zu verrathen scheinen, heftig zusammen; aber noch be-

behält er Gewalt genug über sich, den Schein der Gleichgültigkeit wieder anzunehmen. Dieser erzwungene Zustand kann aber nicht länger als einen Augenblick dauern. Denn als jener das Gesetz anführt, welches auf dieses Verbrechen die Todesstrafe setzt, da gewinnt die lange unterdrückte Angst die Oberhand. Er geräth gegen das angeführte Gesetz in eine Hitze, die bis zum Wahnsinn steigt. Dieser Zug ist vortreflich und der Natur des menschlichen Herzens abgelauscht. Es ist die Todesangst des Verbrechers, die ihn in diese Wuth gegen einen, mit der Ursache seiner Qual verwandten Gegenstand setzt. Es ist die letzte Hülfe der Verzweiflung, welche gegen sich selbst und die nothwendige Ordnung der Dinge ankämpft; und das rastlose Gewissen zu betäuben vermeynt, wenn sie gegen andre wüthet. — Ruhberg kommt mit einem plötzlichen Schrecken wieder zu sich selbst. Sein Freund umarmt ihn: „Ist denn nimmer Frieden in Dir? Innres Bewußtseyn gewährt ja Frieden und Ruhe.“ Den indirecten Vorwurf, welcher in diesen Worten liegt, hält er nicht mehr aus. Seine Kraft ist nach jenem Ausbruch erschöpft. Er entfernt sich, um einer dumpfen Verzweiflung nachzuhängen.

Dieses, mein Freund, ist die wahre Natur der Leidenschaften. Diese Wahrheit muß jedes empfindsame Herz mit einem heilsamen Schauder erfüllen, welcher ein zuverlässigeres Mittel gegen das Laster ist, als alle Predigten frostiger Moralisten. Die Gewissensangst des unglücklichen Verbrechers, die sich in jeder Geberde und in den Worten selbst,

die

die sie verbergen sollen, mahlt, wird sich der Einbildungskraft tief einprägen, und das fürchterliche Bild wird vor dem ersten Schritte znm Laster warnen. In dem gegenwärtigen Fall wird der Eindruck noch durch den Contrast der beyden Freunde erhöht. Die sich selbst belohnende Tugend steht dem Laster gegen über, welches sich selbst verzehrt. Jene feyert ihren stillen Triumph, indem ihr bloßer Anblick das Laster zur Verzweiflung nöthigt.

Einen ähnlichen Zug des Genies in der emphatischen Darstellung des innern Gemüthszustands finde ich im vierten Auftritt des fünften Akts. Ruhberg erhält endlich die Antwort des Fräulein. Sie ist in einem übermüthigen und höhnischen Ton geschrieben, und schneidet den letzten schwachen Faden seiner Hofnungen ab. Was glauben Sie wohl, mein Freund, daß ein Mensch thun werde, der um eines Mädchens willen, von welchem er unzweydeutige Beweise der Liebe zu haben glaubt, seine Eltern, alles, was er auf der Erde liebt und ehrt, seine eigne Tugend und Ehre zu Grunde gerichtet hat, welcher allen diesen Verlust durch ihren Besitz wieder gut machen zu können glaubt, und, in dem Augenblick, wo ihm jede andre Hofnung abgeschnitten ist, hört, daß sie ihn verachtet und abweist? — Ein gemeiner Dichter würde ihn in eine schäumende Wuth gesetzt haben; er würde ihn den Brief des Fräulein zerreißen, mit Füßen treten, sie selbst verfluchen lassen; und doch würden wir auch den stärksten Ausdruck der Wuth für diese Art der Verzweiflung noch immer viel zu schwach befunden haben.

ben. Dieser Zustand wird allerdings auch erfolgen, aber nur erst dann, wenn sich die stärksten Wogen schon gebrochen haben; und es war nicht so leicht, den Ausdruck des Gemüthszustandes zu finden, welcher vor diesem vorhergehn und auf die Anhörung der schrecklichen Nachricht folgen mußte. Hr. Iffland hat ihn, wenn ich nicht irre, zur vollkommnen Befriedigung der Wahrscheinlichkeit, auf das glücklichste gefunden. Ich setze Ihnen die ganze Stelle hieher, um ihr nicht durch einen Auszug etwas von ihrer Stärke zu rauben:

Rubb. Ist das alles?
Baron. — Ja —
Rubb. Nicht wahr es ist Ihr Spaß?
Baron. Was?
Rubb. Hm — das — alles was Sie gesagt haben.
Baron. Leider nicht — es ist Ernst.
Rubb. Nicht wahr, Sie haben ein andres Billet von ihr noch bey sich?
Baron. Wahrlich nicht — ich —
Rubb. Geben Sie her —
Baron. Wollte Gott! ich hätte es —
Rubb. Geschwind! — Nun? — o! um Gottes willen geben Sie her —
Baron. Ja, ich habe —
Rubb. Sie haben — o! sehen Sie — sehen Sie, mein Herz sagte mir's ja wohl
B. Lassen Sie mich ausreden.
R. Nein doch, nein, — nur her!
B. Sie täuschen sich gewißlich — hören Sie doch. Als ich von Ihrer Situation mit ihr sprach, schien sie — wer weiß — sie war auch vielleicht gerührt.

R. O sie war's, sie war es gewiß!

B. Sie ging an ihre Chatoulle und gab mir dieses —

R. Nun weiter —

B. Es ist für Sie —

R. (Ohne zu errathen) — Wozu?

B. Zu einigem Soulagement Ihrer Situation — Es thäte ihr leid — aber sie könnte vor der Hand nicht mehr thun.

R. (wie vom Schlage getroffen) Was?

B. Schicken Sie es zurück. —

R. (der auf das Papier sieht und es nimmt) Zwanzig Louisd'or — Mir? — mir zwanzig Louisd'or?

B. Bester Freund —

R. Für eine zu Grunde gerichtete Familie zwanzig Louisd'or?

B. Schicken Sie es zurück.

R. Für einen ermordeten Vater zwanzig Louisd'or? u. s. w.

Werden Sie mir wohl nach allen dem, was ich Ihnen von diesem Stücke gesagt habe, glauben, daß der Verfasser diese tragische Handlung, diese erhabnen und rührenden Scenen an zwey Stellen durch eine seiner ganz unwürdige Possenreißerey unterbrochen habe? Ohne Zweifel werden sie geneigt seyn, dieses für eine Verleumdung zu halten, und doch ist es nur allzuwahr. So sehr sind also auch unsre besten Dichter Sklaven eines unverständigen und gefühllosen Volks, daß sie, in ihren besten Werken, mit grober Verletzung der Einheit des Tons, durch gemeine Scherze um den Beyfall der Menge buhlen? Denn was in aller Welt könnte Hrn. J. be-

bewogen haben, einen elenden Juden nicht nur einmal, sondern in zwey Scenen aufzuführen, als um der Langenweile zuvorzukommen, welche die Gallerie bey einer Reihe ernsthafter und empfindsamer Scenen etwas beschleichen könnte? Aber, mein Himmel, was für ein Herz müßte man haben, um bey den Leiden einer schätzbaren Familie Langeweile zu fühlen? wie unglücklich müßte man gebohren seyn, um für jede Thräne, die man vergossen hat, Entschädigung zu fordern?

Doch wir wollen dem Volk immerhin seinen derben Geschmack lassen, und vielmehr die überfeine Delicatesse derjenigen bewundern, welche diesem Stück den Mangel der poetischen Gerechtigkeit vorwerfen, und sich gar nicht darein zu finden wissen, daß dieser Ruhberg noch so glücklich davon kömmt. Was wohl diese Leute für eine Vorstellung vom Glück haben mögen? Ist denn das Leben das höchste und einzige Glück? oder kann ein edles Herz noch einen Genuß des Lebens erwarten, wenn es sich ein unedles Verbrechen, das Verderben seiner Wohlthäter, den Untergang einer geliebten Familie vorwerfen muß? — Lassen Sie uns gestehen, mein Freund, daß diese feinen Moralisten ein sehr grobes Gefühl haben müssen.

Gleichwohl hat dieses seltsame Urtheil den Vf. irre geführt. Er fing an zu fürchten, daß er ein unmoralisches Stück geschrieben habe. Diesen Fehler glaubte er wieder gut zu machen, wenn er in einem neuen Drama die Folgen des Verbrechens zeigte.

Selt-

Seltsam genug. Enthält jenes Stück wirklich eine gefährliche Moral, so ist der Fehler begangen, und kein neues Schauspiel ist im Stande ihn ungeschehn zu machen. Ich bleibe dabey; ein Drama ist ein für sich bestehendes Werk. Aus einer Reihe von Dramen wird niemals ein Ganzes werden. Alle vorhergegangene Eindrücke haben auf die Beurtheilung des spätern Stücks keinen Einfluß, so wie die später gegebnen nichts in den frühern ändern können.

Hr. Iffland sagt in der Vorrede, ihm habe Ruhberg höchst unglücklich geschienen. Unter solchen Umständen, fährt er fort, mußte ein Mensch, wie er, Verzeihung und Freyheit für Strafe, den Tod für eine Wohlthat halten. Indeß ereignete sich ein Umstand, der nothwendig diese Ueberzeugung stören mußte. Mehrere sagten mir, daß bey der Vorstellung des Stücks ein großer Monarch (und da schon der Name dem Worte Ehrfurcht gibt, warum sollt' ich Joseph nicht nennen?) geäußert habe, er würde nicht so gelinde mit Ruhberg umgehn, als der Verfasser. Dieses Urtheil ließ mich befürchten, mein Stück sey zwecklos oder gar schädlich.

In wiefern das Urtheil eines Monarchen in Sachen des Geschmacks mehr als das Urtheil eines jeden andern unbefangenen Menschen gelte, will ich hier ununtersucht lassen; und eben so gleichgültig kann es uns seyn, ob der Ausgang eines Schauspiels den Gesetzen dieses oder jenes Landes, oder den Maximen ihrer Regenten gemäß sey, wenn er

nur

nur überhaupt mit der allgemeinen Erfahrung und den allgemeinen Gesetzen der Natur einstimmig ist. Wenn also Josephs Urtheil nur so viel sagen wollte: Er, nach seiner Ueberzeugung und der Beschaffenheit seines Landes, würde ein solches Verbrechen geahndet haben; so hätte dasselbe den Verfasser ganz unbekümmert lassen können, welcher sein Stück weder für die österreichische Monarchie, noch für irgend einen Staat in der Welt geschrieben hat. Nach den allgemeinen Begriffen der Gerechtigkeit, welche, von allen geschriebenen Gesetzen unabhängig, in der Brust eines jeden Menschen, von welcher Nation er auch immer sey, liegen, ist Ruhberg durch den Zustand, in welchen er seine Familie gesetzt sieht, hinlänglich gestraft. Und hätte der Vf. den ganzen Vorfall innerhalb der Mauern des Ruhbergischen Hauses eingeschlossen gehalten, so müßten wir uns sehr irren, oder Joseph selbst, mit aller seiner Strenge gegen Verbrecher dieser Art, würde gegen die Bestrafung des unglücklichen Ruhberg nichts haben einwenden können.

Dem mag indessen seyn, wie ihm will, der Weg, welchen Hr. Jfland eingeschlagen hat, den vermeintlichen Fehler wieder gut zu machen, führt sicherlich nicht zum Ziel. Ich kann hierinnen Ihre Beystimmung voraussetzen, da Sie so gut als ich überzeugt sind, daß unmittelbarer Unterricht niemals der Zweck irgend einer schönen Kunst seyn kann. Ich wende mich also sogleich zur Beurtheilung des zweyten Stücks in dieser Reihe von Schauspielen.

Ruhberg hat, nach dreyjährigen Umherirren, die Freundschaft eines Baron von Werden gewonnen, welcher ihn dem Minister, seinem Vater, empfiehlt und in dessen Dienste bringt. Der Minister, ein edler Mann, aber seit mehrern Jahren durch boshafte Kreaturen, die ihn umgeben, von seinem ebenfalls edlen Sohne getrennt, faßt ein grösseres Zutrauen zu Ruhberg, als seinen Kreaturen gefällt, und ertheilt ihm den Auftrag, seinen Freund, den Baron, zu der Heyrath mit einer Gräfinn zu bewegen, welche in diesem Hause erzogen worden ist, und eine heftige Leidenschaft für den Baron, den Freund und Gesellschafter ihrer Jugend, gefaßt hat. Der Baron schlägt diesen Antrag aus und gesteht seinem Freunde, daß er für Sophien, eine von seinem Vater begünstigte Fremde, deren Herkunft niemand weiß, eine zärtliche Liebe hegt. Diese nemliche Sophie liebt auch Ruhberg und er ist ihrer Gegenliebe gewiß. Gleichwohl beschließt er seine Leidenschaft zu unterdrücken und für das Glück seines Freundes zu arbeiten.

Ruhberg hat in dem Hause des Ministers gefährliche Feinde, welche alle seine Schritte belauren und auf seinen Untergang arbeiten. Durch einen Zufall entdecken sie seine Geschichte; durch einen andern Zufall bekommen sie einige Briefe von ihm an Sophien in die Hand. Sie benutzen den Unwillen des Miuisters gegen ihn, wegen seines fehlgeschlagenen Geschäfts. Ruhberg kann sich nicht verantworten, da ihm der Baron verboten hat, seiner Liebe zu Sophien Erwähnung zu thun.

thun. Der Minister begegnet ihm kaltsinnig; die Gräfinn verächtlich. Er beschließt, das Haus heimlich zu verlassen, allem Umgang und Verkehr mit den Großen zu entsagen und in irgend einem stillen Winkel der Erde eine Freystatt aufzusuchen. — Durch die Vermittlung der Gräfinn entdeckt der Baron seinem Vater, daß er Sophien liebt. Dieser erschrickt, und weißt die Bitte seines Sohnes zurück, ohne einen andern Grund anzugeben, als daß Sophie nicht die Gemahlinn seines Sohnes werden könne.

Sophie ist einem Grafen von Meldenstein bestimmt, den sie verachtet. Sie entweicht aus dem Hause, und diese Entweichung gibt Ruhbergs Feinden gewonnen Spiel. Sie entdecken dem Baron die Verrätherey seines Freundes, gegen den seine eignen Briefe zeugen. Man bemerkt, daß Ruhberg im Begriff ist, heimlich zu fliehn; dieß vermehrt den Verdacht gegen seine Redlichkeit. Jedermann glaubt, er wisse um Sophiens Flucht und reise ihr nach. Ein Schmuckkästchen, das sie ihm ohne Brief gleich nach ihrer Flucht zugeschickt hat, spricht noch lauter gegen ihn. Ruhbergs Feinde benutzen diesen Augenblick, um den Baron mit der Geschichte seines ehemaligen Vergehens bekannt zu machen. Jedermann verachtet ihn, als einen ehrlosen und listigen Betrüger. In dieser grausamen Lage rettet ein Brief von Sophien, worinne sie ausdrücklich sagt, daß er nichts von ihrer Flucht wisse, seine Unschuld, und zeigt seinen Edelmuth. Der Minister entdeckt nun seinem Sohne, daß

Sophie die Tochter seiner Mutter ist, welche sie vor ihrer unglücklichen, erzwungenen Heyrath mit ihm gebohren hatte. Diese Entdeckung vollendet die Aussöhnung des Barons mit seinem Freund, der aber nach allen dem, was er hier gelitten hat, fest entschlossen bleibt, sich aus dieser Familie zu entfernen und allen Ansprüchen auf ihren Dank und Wohlwollen freywillig zu entsagen.

Aus dieser Skizze der Handlung, in welcher ich mich bemüht habe, nichts wesentliches zu übergehn, sehen Sie sogleich, daß Ruhbergs ehemaliges Vergehn und das Bewußtseyn seiner Schuld auf den Fortgang und die Entwicklung der Handlung einen fast unbedeutenden Einfluß hat. In der Ausführung aber ist dieser Umstand höchst wichtig geworden. Er hat viele Situationen gezwungen und eine gute Anzahl Scenen frostig gemacht.

Was soll man zu dem Ausgange sagen, der gar nichts erklärt, gar nicht befriedigt? Aber so brachte es die unglückliche Idee mit sich, den Verbrecher Ruhberg zur Hauptperson dieses Schauspiels zu machen.

Lassen Sie uns diesen Umstand einen Augenblick vergessen und annehmen, Ruhberg sey immer ein so ehrlicher und rechtschaffener Mann gewesen, als er jetzt in dem Dienste des Ministers erscheint. Er soll Sophien lieben, ohne ihren Stand, ihre Verhältnisse zu dem Minister, und ohne die Leidenschaft zu kennen, die sie seinem Freunde, dem Baron, eingeflößt hat. Die alten Diener des Ministers sollen über den Einfluß des neuen Günstlings

ergrimmen. Sie sollen ihm nachstellen. Sie sollen ihn bey Vater und Sohn anschwärzen, wozu es ihnen in dem Hause eines Ministers niemals an Gelegenheit fehlen kann. Sie sollen seine Liebe zu Sophien entdecken. Diese Entdeckung soll ihm in jedermanns Augen das Ansehn eines verrätherischen Freundes, eines undankbaren Dieners geben. Sophiens Flucht und der Schein eines Einverständnisses mit ihr sollen diesen Verdacht bis zur Gewißheit bringen. Er soll keine Mittel in Händen haben, sich zu rechtfertigen. — Was brauchte man noch mehr für Umstände aufzuhäufen, um ihn unglücklich zu machen? Was kann für ein rechtschaffenes Herz peinlicher seyn als diese Lage? und wozu wäre es nöthig, allen diesen Qualen noch das Bewußtseyn einer alten Schuld beyzufügen?

Wenn nun die Verwirrung auf den höchsten Punkt gestiegen ist, wenn Ruhberg in aller Augen als ein Bösewicht erscheint, dann löse sich der Knoten ganz und vollständig auf. Ruhbergs Unschuld werde erkannt; Sophiens Herkunft entdeckt; der Baron werde von seiner Liebe geheilt. Nun gibt sich der Ausgang von selbst. Denn was ist natürlicher, als daß Ruhberg für seine Leiden mit der Hand seiner Geliebten beglückt werde?

Jetzt aber macht der Zusammenhang dieses Stücks mit einem vorhergehenden und der Zweck des Verfassers einen glücklichen und befriedigenden Ausgang unmöglich. Das Schicksal aller Personen ist entschieden, nur das Schicksal der Hauptperson bleibt im Dunkeln.

In dem Verlauf des Stücks hemmt der beständige Rückblick auf den übel gewählten Zweck und die öftre Erinnerung an das alte Vergehn den natürlichen Fortgang der Handlung. Mehr als einmal gewinnt es das Ansehn, als suche Ruhberg diese Erinnerung geflissentlich auf. Sie schwächt das Interesse, das wir außerdem an ihm nehmen würden; denn sein Verbrechen, welches, für sich betrachtet, Verachtung erzeugt, kann nur aus dem ganzen Zusammenhang der Umstände entschuldigt werden, unter denen es begangen ward. Wer Verbrechen aus Ehrsucht nicht gesehn hat, wird sich bisweilen in großer Ungewißheit finden, ob er seine Theilnahme nicht an einen Unwürdigen verschenkt.

Dieses scheint mir um desto gewisser zu fürchten, je mehr die große Anzahl der unglücklichen Personen in diesem Stück das Interesse von der Hauptperson ableitet und über mehrere vertheilt. Es ist nicht Ruhberg allein, welcher leidet; fast jede Person hat ihr eignes von jenem unabhängiges Leiden für sich. Der Geheimerath ist unglücklich, durch die Entfernung von seinem Sohn, dessen Liebe er verloren zu haben glaubt; der Sohn ist es durch die Kälte seines Vaters, durch die Leidenschaft einer Person, die er nicht erwiedern kann, und die Liebe zu einem Mädchen, das ihm sein Vater versagt. Die Gräfinn endlich durch ihre hofnungslose Liebe zu dem Baron. Also werden die vornehmsten Personen jede durch ein eignes Interesse getrieben, welches von Ruhbergs Interesse verschieden ist. Die vie-

len

len angesponnenen Fäden durchkreuzen sich bis zur Verwirrung.

Und dann die vielen verschmähten Herzen! Sollte man nicht glauben, Hr. J. habe das bekannte Gedicht des Moschus dramatisiren wollen: „Pan liebte die Echo seine Nachbarinn; Echo liebte den Satyrus. Satyrus liebte die Lyda. Wie die Echo den Pan, so entflammt der Satyr die Echo, und Lyda den Satyr.“ Gerade so geht es auch hier. Die Gräfinn liebt den Baron; der Baron liebt Sophien; Sophie liebt Ruhberg. Es fehlt nichts, als daß Ruhberg noch in die Gräfinn verliebt wäre.

Ueberhaupt aber sind in diesem Stück der aufzulösenden Dinge so viel, daß nichts hinlänglich vorbereitet, vieles hingegen abentheuerlich und räthselhaft ist. Eine der Hauptbegebenheiten des Stücks, die Flucht Sophiens, ist es in einem hohen Grade. Warum flieht sie? Hat sie alle anständigen Mittel versucht, ehe sie dieses letzte ergriff? Keineswegs. Warum übereilt sie ihre Flucht so sehr, daß sie selbst Ruhberg nichts davon wissen lassen und den für ihn zurückgelassenen Schmuck nicht einmal mit einem Briefe begleiten kann? Ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich, daß dem Dichter diese Uebereilung sehr nützlich ist. Sie bringt, ohne viele Mühe, den ganzen Handel in eine trefliche Verwirrung.

So glücklich die ganze Idee der Begebenheit ist, welche Ruhbergs Charakter in einem so schwarzen Licht erscheinen läßt, mit so weniger Sorgfalt

ist sie ausgeführt. Auch der Brief, welcher für die Auflösung des Knotens so wichtig ist, ist nicht von Sophien, sondern von dem Dichter geschrieben, so wie er ihn zu seinem Zwecke brauchte. Die Worte: „Sie kommen nach, obgleich nichts unter uns verabredet worden ist," hätten in dem wirklichen Brief zuverlässig keinen Platz gefunden.

Seltsam ist es, daß die Person, um die sich so vieles dreht, auf welche die Erwartung so lange gespannt war, daß diese Sophie gar nicht erscheint. Doch ich irre mich. Sie erscheint im letzten Auftritt — verschleyert und schweigend. Dieser Auftritt macht ein schönes Gemälde. Aber dieß hindert nicht, daß der Zuschauer nicht glaubt, er werde gefoppt.

Und diese Sophie wäre ein so schöner Charakter gewesen, wenn der Dichter ausgeführt hätte, was er irgendwo von ihr sagen läßt: „Sie haßt unsre großen, freudenleeren Versammlungen — sie ist nicht glücklich, als in einfacher Freude. Das Traurige behandelt sie mit einer Würde und Innigkeit — Leiden mit heroischer Entschlossenheit. Freylich schwärmt sie wohl auch, aber so erhebend, und auf dem Punkt des Schmerzes, wo andre in tiefen Gram ohne Rettung versinken, sagt bey ihr der Uebergang zu sanfter, weiblicher Heiterkeit: Das Leben eilt, der Freuden sind wenige; laßt sie uns schuldlos genießen."

Diesen interessanten Charakter hat der Dichter aufgegeben, um uns mit einer girrenden, schwärmenden, schwermüthigen und schwachnervigen Gräfinn

finn Langeweile zu machen. Das gute Kind scheint nur da zu seyn, um sich sagen zu lassen, daß man sie entbehren könne.

Es ist allgemein bemerkt worden, und es ist leicht zu sehn, daß die zärtlichen, sentimentalischen Weiber dem Verfasser gar nicht gelingen. Sie verderben ihm unter der Hand. Er spinnt ihre Gefühle so fein aus, daß sie unsern gewöhnlichen Sinnen ganz unbegreiflich werden.

Keine langweiligere, abgeschmacktere Scene ist zu denken, als die, wo der Baron der Gräfinn gesteht, daß er — nichts für sie fühlt. Er möchte ihr diese traurige Nachricht gern auf eine recht schonende Art beybringen, er möchte ihr gerne glauben machen, die Achtung, die er gegen sie hegt, sey noch mehr als Liebe werth, und darüber schwaßt er Zeug, daß man Mitleiden mit seiner peinlichen Lage haben muß. Würden Sie wohl glauben, daß folgende Stelle von dem Verfasser der Jäger sey:

Gräfinn. — seyn Sie daher ohne Zwang, ich weiß Ihren Entschluß.

Baron. Entschluß! — Entschluß! Gräfinn — Sie sind hart gegen mich, daß Sie das Wort brauchen — Entschluß — ist Resultat einer Prüfung, Auswahl! Diese Idee setzt Ruhe, eine gewisse kalte Bedächtlichkeit voraus, welche die Freyheit bezeichnet, dieß — oder das zu thun. — O Gott, das ist mein Fall nicht!

Gräfinn. Er ist es nicht; das erkenne ich. Nein — eine Obergewalt, eine Macht zog Sie auf eine andre Seite. Es mußten Vorzüge seyn, welche Ihren Vorzug bewirkten.

Baron. Bey Gott nicht! O dürfte ich in Ihrer Gegenwart die Schilderung Ihres Charakters entwerfen, Gräfinn, so warm und edel, als ihn mein Herz kennt; und dann die Schilderung meiner — die — —

Gräfinn. Nennen Sie das Wort — meiner Geliebten — es setzt es am deutlichsten auseinander. Die Ge... liebte? Das entschied! Zurückgesetzt bin ich nicht, denn ich bin von Ihnen geachtet — ich bin nur nicht geliebet.

Baron. (nach einer Pause, mit Wärme; aber mit dem untergeordneten Ton, der den Schmerz der Gräfinn ehrt) Was ist Liebe? Ist sie Prüfung — Auswahl — Anerkennung des bessern? oder Herrschaft? Allmacht — eines unnennbaren Etwas, in einem unbefangenen Augenblick, uns unbewußt, unwiderstehlich, auf ewig über uns gewonnen? Ein Zug — um so sanfter, da man nicht sieht, woher? ein Zug — dem wir gern als Bestimmung folgen, da Vernunft, mit Wahl und Prüfung — was Liebe ist — nicht schaffen kann.

Können Sie sich erinnern, etwas schlechteres von einem guten Schriftsteller gelesen zu haben?

Leider aber ist diese Stelle nicht die einzige, in welcher eine so dunkle, metaphysische und geschraubte Sprache herrscht. Es ist vielleicht kein Stück dieses Dichters, welches nicht einige Tiraden enthielte; aber das gegenwärtige ist vorzüglich voll davon. Eine Tirade über Publizität, Freymüthigkeit und Frechheit, in der Scene, wo Ruhberg die Liebe des Barons erfährt, steht mit dem übrigen ohngefähr in der nemlichen Verbindung, wie die cosmogonische Tirade des ehrlichen Master Jenkinson im Landpriester von Wakefield mit seinem übrigen Gespräch.

Nicht

Nicht besser verbunden ist eine Stelle über die Gleichheit der Stände in einer Unterredung des Ministers mit Ruhberg.

Auch dieses Stück hat manche Scenen, in denen man Jflands Geist mit Vergnügen erkennt. Es sind dieß vornemlich diejenigen, welche zwischen den untergeordneten Personen oder den Maschinen des Stücks vorgehn. Diese haben wahres Verdienst. Ruhbergs rechtschaffener Bediente ist ein treflicher Charakter, den ich schon um deswillen lieben würde, weil die guten Bedienten auf dem Theater so selten sind. Unter den Feinden Ruhbergs ist ein Kapellmeister, ein äußerst feiner Schurke, der dem Verf. vorzüglich geglückt ist. „Er spricht süßlich und fromm eh' er zusticht, nennt sich selbst eine ehrliche Haut beym dritten Wort, langt mit seinem Spaß überall hin, und mitten im Spaß drückt er ab; so in die Mitte, so gut gezielt, daß ein ehrlicher Name Knall und Fall zusammenstürzt.“ Die beyden andern Kreaturen des Ministers, mit so vieler Wahrheit sie in den meisten Fällen behandelt sind, haben doch bisweilen den Fehler, in welchen die Schurken dieses Dichters nicht selten verfallen, daß sie ihre Karte auf eine unwahrscheinliche Weise verrathen und von ihrer Schurkerey so sprechen, als wenn es nicht anders recht wäre.

Der Dichter hat auch in dieses Stück einen Charakter für die Gallerie eingemischt, einen Grafen von Meldenstein, den der Minister seiner Sophie zum Gemahl bestimmt hat. Glücklicherweise kömmt dieser Pinsel nur einmal vor. Er ist so

dumm!

dumm! so ekelhaft dumm! Wer wird denn einen Menschen so reden lassen, daß man glauben muß, er persiflire sich selbst?

Ich verlasse dieses Stück, um zu der zweyten Fortsetzung überzugehn. Dieses dritte Schauspiel führt den Titel, Reue versöhnt.

Hier soll nun die lang ausgesponnene Geschichte zu einem gedeihlichen Ende kommen. Ruhberg soll nach langem Kampf und Leiden, womit er für sein Vergehen gebüßt hat, zur innern Ruhe und zum Genusse des Lebens zurückkehren.

Nachdem Ruhberg seinen Vorsatz ausgeführt, und das Haus des Ministers verlassen hat, kommt er, wir wissen nicht wie und wenn, in Verbindung mit einem wohlhabenden Fabrikanten, welcher ihm seine Geschichte anvertraut und wie seinen Sohn liebt. Dieser Mann hat Kinder, in denen er lebt. Die älteste Tochter liebt einen Major. Der Vater macht Schwierigkeiten. Er schätzt den Mann, aber er liebt seinen Stand nicht. Ruhberg gewinnt ihm endlich die Einwilligung ab.

Der Major ist eifersüchtig. Er fürchtet ein Einverständniß seiner Geliebten mit Ruhberg. Eine Dose mit Karolinens Bildniß, die er in Ruhbergs Händen sieht, vermehrt seinen Verdacht. Ruhberg ist so glücklich, ihn von seinem Irrthum zu überführen.

Der Sohn vom Hause, ein heftiger junger Mensch, fühlt eine unwiderstehliche Neigung, die Welt zu sehn. Der Vater will ihn nicht von sich lassen. Er beschließt, seinen Vorsatz heimlich aus-

zu-

zuführen und nimmt Geld dazu auf. Ruhberg entdeckt sein Geheimniß, bringt ihn zur Reue und söhnt ihn mit seinem Vater aus. Dieser verspricht, ihn selbst in die Welt zu führen.

Jedermann ist glücklich, nur Ruhberg noch nicht. Das Andenken an seine Schuld und die Liebe zu seiner Sophie, die er, in dem Bewußtseyn seines Vergehns, nie besitzen kann, ist eine unversiegbare Quelle von Melancholie. Aber auch ihm soll das Glück wieder lächeln. Seine Mutter kömmt unvermuthet und bringt Sophien mit, deren Leidenschaft noch nichts von ihrer Stärke verlohren hat. Nach einem harten Kampf entschließt er sich sie zu heyrathen, und zu gleicher Zeit söhnt er sich mit seinem eignen Gewissen wieder aus.

Diese Fortsetzung taugt noch viel weniger als die erste.

Die eigentliche Handlung desselben schließt ohne Zweifel mit dem vierten Akt, und vielleicht hätte aus diesem Stoff ein interèssantes Drama entstehen können, wenn ihn der Verfasser nicht in Beziehung auf seine ältern Stücke, vornehmlich auf das zweyte, dessen Ausgang so höchst unbefriedigend war, hätte bearbeiten wollen. Ruhbergs Vergehn und das Bewußtseyn seiner Schuld hat auf die Haupthandlung gar keinen Einfluß.

Der Knoten des Stücks, wenn wir es als unabhängig von dem vorigen betrachten, liegt in dem Verhältniß des Majors zu seinem Freund und dem Beförderer seines Glücks, seinem vermeintlichen Nebenbuhler. Diese Situation hätte ohne Zwei-

fel sehr interessant gemacht werden können, wenn er sich mehr Zeit dazu genommen, oder, wenn ihm seine unglückliche Idee ein entfernteres Ziel gesteckt hätte. So wie die Sachen jetzt stehn, sieht auch ein Kind, daß sich diese Verwickelung durch ein einziges Wort lösen lassen wird, so wie sie in der That nur durch ein einziges Wort hervorgebracht ward. Die Eifersucht des Majors ist gar nicht genug motivirt, und für einen Mann, den alle aus Einem Munde als einen der treflichsten Menschen preisen, führt er sich fast durchgehends sehr einfältig auf. Ein Bedienter hatte gesehn, daß Ruhberg Karolinens Hand, in Gegenwart ihrer Geschwister, an seine Brust drückte. Der Major, welcher doch Ruhbergs Verhältnisse zu der Familie kennen muß, nimmt hieraus den ersten Grund zur Eifersucht. Diese wird durch die Neckereyen seiner Kameraden vermehrt, die, wie er sagt, auf Ruhbergs und Karolinens Einverständniß — angespielt hätten. Vielleicht, wenn wir die Reden dieser Leute selbst gehört hätten, würden wir das fernere Betragen des Mannes erklärbarer und minder tadelhaft finden. Die Geschichte mit der Dose, verbunden mit einer Unterredung des Majors und Ruhbergs, gibt seiner Vernunft den letzten Stoß. In dieser Unterredung wird absichtlich alles so auf Schrauben gesetzt, daß, indem Ruhberg von seiner Liebe zu Sophien spricht, der Major glauben muß, er habe Karolinen gemeynt. Und doch wäre dieß so leicht zu vermeiden gewesen. Ruhbergs Bediente ist von der Eifersucht des Majors unterrichtet; er will

will seinen Herrn warnen; aber dieß muß er in so dunkeln Worten thun, daß ihn sein Herr schlechterdings nicht verstehn kann. Warum er sich nicht deutlicher erklärt, würde ich Ihnen nicht zu sagen wissen, wenn nicht der Vortheil, welchen der Dichter aus diesen Dunkelheiten und Mißverständnissen zieht, so hell in die Augen fiele. Nur dieß ist mir klar; aber diese Klarheit ist weder zum Vortheil des Gedichts, noch des Dichters.

Das beständige Zurücksehn auf ältere Begebenheiten und das Eilen nach einem Ziel, das sich der Verfasser gar nicht hätte stecken sollen, hat ihm die Zeit genommen, den wahren Knoten so zu schürzen, wie es für das Interesse der Handlung zuträglich gewesen wäre. Den Verdacht gegen Ruhberg hätte er bis auf den höchsten Gipfel treiben sollen.

Offenbar besteht dieß Stück aus zwey von einander unabhängigen Handlungen. Die erste ist aus, sobald die Zweifel des Majors gehoben sind. Die Ankunft der Mutter und der ganze fünfte Akt enthält eine neue Auflösung, aber nicht dieses Schauspiels, sondern des vorhergehenden. Die schönen und rührenden Scenen, welcher dieser Theil enthält, sollen mich nicht bestechen, ihn für nothwendig und gut zu halten.

Ruhbergs Mutter und Sophie fallen aus den Wolken in die Familie. Denn daß der Hausvater sie einige Scenen vorher aus einem Briefe ankündigt, das wird der Dichter wohl selbst nicht für eine gute Vorbereitung halten wollen.

Zwischen dem vierten und fünften Akt geht gar nichts vor. Die Handlung steht still und wir müssen uns einbilden, daß die ganze Familie während dieser Zeit geschlafen habe. Wie sollte aber auch die Handlung fortgehn, da sie vor dem Anfang dieses Akts geendigt war und eine neue Reihe von Begebenheiten anheben mußte.

Die Charaktere sind flach gezeichnet; am meisten hebt sich noch der alte Vater heraus. Aus dem Major weiß man nicht, was man machen soll. Seine Karoline ist eine empfindsame Romanenheldinn. Dagegen ist ihre kleine Schwester ganz allerliebst. Mit den treuherzigen, naiven Mädchen kommt Hr. J. besser zu Rande als mit den sentimentalischen. Eine Scene, die sie mit dem Major hat, ist ungemein schön. Der Sohn vom Hause soll ein fester junger Mann seyn; aber sein Charakter hat gar keine Consistenz. Daß er davon laufen will, als er noch an der Liebe seines Vaters zweifelt, ist recht gut. Desto unwahrscheinlicher aber ist es bey seinen übrigen Gesinnungen, daß er diesen Vorsatz auch selbst da noch ausführen will, wo ihn sein Vater seiner Liebe auf eine ganz unzweydeutige und höchst rührende Art versichert hat. Dem Dichter war freylich dieser Entschluß und die ihn begleitenden Umstände nützlich, weil sie ihm eine Beziehung auf Ruhbergs ehemalige Schicksale und im fünften Akt Gelegenheit zu einem Theaterstreich geben.

Auch der Ausführung dieses Stücks kann ich das Lob nicht ertheilen, welches den übrigen Arbeiten

ten dieses Dichters gebührt. Die guten Scenen sind nicht häufig. Der Dialog ist äußerst nachlässig hingeworfen, die Sprache geschraubt, der Tiraden und des Moralisirens kein Ende. Selbst über das Frühstücken wird moralisirt. Diese Stelle verdient in der That, von Ihnen gelesen zu werden. Nachdem der Sohn die Bemerkung gemacht hatte, es sey doch Zeitverlust, so in Gesellschaft zu frühstücken, sagt der Vater: „Nicht doch! Offenbarer Gewinn an guter Laune. Am frühen Morgen ist Eure Seele noch ein unbeschriebenes Blatt, nichts steht darauf, als: Wir lieben uns. Indem wir nun so im vertraulichen Zirkel da sitzen, nehmen wir Liebe und Muth eines aus des andern Blicken, und Alle sind gestärkt; dann geht jeder seinem Geschäfte nach und freut sich wieder auf den nächsten Zirkel.“

Hier ruft Ruhberg aus: Vortreflicher Mann! wahrscheinlich, um dem guten Mann nicht fühlen zu lassen, was er für Armseligkeiten zum Vorschein bringt.

Aber weit über diese Stelle geht ein Stück Metaphysik der Liebe, welches eine zärtliche Scene schmückt: „Eifersucht? (sagt der Major,) — es ist nicht das! Ich weiß keinen Namen für das, was ich empfinde — es ist zuviel, als daß Ein Wort es sagen könnte. Es ist der höchste reinste Grad der Liebe. Laß es dir in einem Bilde sagen. — — So oft ich an dich schrieb, so kränkte es mich, daß Gedanken Worte bedürften, und diese nur den kleinsten Theil meiner Zärtlichkeit zu überbringen fähig wa-

ren. Diese Theilung schmerzte mich; ich fühlte die Liebe so ganz, in einem so großen, untheilbaren Umfange, als ein ganzes Wesen! — Jetzt fühle ich mich Ein Wesen mit dir. Himmel, wenn du das theiltest? wenn du zu schwach wärst, das Ganze zu fassen!"

Was könnte Iffland bey seinen Talenten für das deutsche Theater seyn, wenn er mehr Correctheit besäße, wenn er weniger eilfertig arbeitete und die Feile nicht so fürchtete, wie er wirklich zu thun scheint. Dann würde er mehr Fleiß auf seine Sprache wenden und ihr eben den Anstrich von Leichtigkeit und Wahrheit geben, den er seinen Charakteren zu geben sucht. Dann würde er alle Stellen wegstreichen, in welcher den Gesetzen der Grammatik und Rhetorik, wie in folgenden, zu nahe getreten wird: „Sie besorgen mehr Vaterangst als Liebe um mich zu haben. — Dem Buhler wäre Major Randau längst Offizier gewesen. — Ein Mädchen, das sich für Sie mit Beziehung schmückt. — Im Mittelweg Gutes zu schaffen, da welkt die Blüthe der Freude nicht am Ehrgeiz hin, da nagt kein Wurm an der Knospe der Tugend." — Wie kann doch Herr Iffland eine so abentheuerliche Sprache für dramatisch halten, er, der die Natur so gut zu beobachten und in ihren kleinsten Schattirungen zu treffen versteht?

Mehr als ein Beyspiel unter unsern besten Köpfen hat gezeigt, daß nichts leichter ist, als sich in einen unnatürlichen Styl hineinzuschreiben. Diesen Herrn dünkt die Unnatur am Ende selbst

na-

natürlich und schön. Sehr gute Schriftsteller sind in diesen Fehler gefallen, weil sie alles gar zu schön machen und mit nichts zufrieden seyn wollten, was wie die Sprache anderer Erdensöhne klingt. Diese Kakozelie greift um sich und steigt schnell von den Worten zu den Gedanken, von den Gedanken zu der ganzen Composition ihrer Werke.

Eine solche Unnatur herrscht, meinem Gefühl nach, in der Anlage eines der neuern Stücke unsers Dichters, einem Versuch in der komischen Gattung, in seinem Figaro in Deutschland. Ich will Ihnen nur zum voraus sagen, daß mir dieser Versuch von einem Ende bis zum andern verunglückt scheint.

Ein Lustspiel, welches sich mit dem Namen dieses feinen und gewandten Theaterhelden ankündigt, welches selbst einen Figaro handelnd einführt, berechtigt schon hiedurch zu Erwartungen, welche selbst ein sehr witziger Kopf zu befriedigen schwer finden dürfte. Sie wissen zwar wohl, daß ich nicht zu den enthusiastischen Verehrern des berüchtigten Caron von Beaumarchais gehöre, welche in seinem Figaro das non plus ultra der komischen Kunst fanden; und ich habe mich oft gewundert, daß man die Werke des alten Moliere so ganz vergessen hatte, um nicht zu sehn, wie viel Beaumarchais diesem unerschöpflichen Genie schuldig ist. Auch leidet es gar keinen Zweifel, daß in den Werken dieses Dichters vieles mehr durch seine versteckte Beziehung auf die Umstände der Zeit, als durch einen wahren und absoluten Werth gefallen hat.

Bey dem allen ist dieses Stück an lustigen Begebenheiten, komischen Situationen und witzigen Einfällen so reich, daß man in der Gesellschaft eines Figaro wenigstens keine Anwandlungen von langer Weile befürchten sollte.

Gleichwohl muß ich leider gestehn, daß ich bey Hrn. Ifflands deutschen Figaro weit öfterer Veranlassung zum Gähnen als zum Lachen gefunden habe. Zuerst herrscht durch das ganze Stück eine unangenehme Verwirrung, die es mir unmöglich macht, Ihnen eine Skizze der Handlung zu geben, die sich nur einigermaßen verstehen ließe. Eine Intrigue, ein Projekt jagt das andre; und selten sieht man das Ziel, auf welches die intrigirenden Partheyen losgehn, deutlich vor Augen. Das Ganze ist ein solches Gewebe von Betrügereyen, daß man oft mit dem Grafen Hyacinth ausrufen möchte: laßt mich doch nur besinnen, wer mich eigentlich betrogen hat!

Wahrscheinlich hat der Verfasser durch diese Anordnung die Verwicklung des französischen Stücks nachahmen wollen. Aber hier findet sich zwischen beyden Stücken der merkwürdige Unterschied, daß man dort den Faden immer in der Hand behält, während man ihn hier nicht selten verliert.

Die Scene der Handlung ist in einer Grafschaft Boga, welche von drey, wenigstens zur Hälfte blödsinnigen, Brüdern regiert wird. Es versteht sich von selbst, daß diese Herren schlecht regieren, von jedermann gemißbraucht werden, und

mit

mit einem tiefen Respekt gegen ihren alten und hohen Adel erfüllt sind. Hierher kömmt Figaro, um dem Erben dieser Maschinen, einem Grafen von Bardenrode, zu einer Frau und den Unterthanen zu einem guten Regenten zu helfen.

Ueber der Person dieses Vermittlers liegt das ganze Stück hindurch eine undurchdringliche Finsterniß. Im Schloß hält ihn jedermann für den eigentlichen Figaro, dessen Schicksale man auf das französische Theater gebracht habe. Eine Baronesse, welche in diesem Schlosse herrscht, hat ihn zum Behuf ihrer Intriguen — aber aus sehr unbefriedigenden und wenig entwickelten Gründen — aus Paris verschrieben, wo er bisher noch in Diensten des Grafen Almaviva stand. Ich finde diese Idee seltsam und fast widersinnig; und ich kann mich kaum des Gedankens enthalten, Hr. J. habe sie den Modehändlern abgeliehen, welche, um die Zeit des großen Succeßes der Mariage de Figaro, alle ihre Waaren durch diesen Namen zu empfehlen suchten. Sie werden sich über den Gebrauch dieses gar nicht feinen Kunstgriffs noch mehr wundern, wenn Sie hören, daß ein jeder andre Franzos, von mittelmäßigem Geist, in diesem Schauspiel alles, durchaus alles eben so gut als dieser mysteriöse Figaro hätte ausführen können. Daß der Verfasser an einigen Stellen zu verstehn gibt, es sey mit dieser Comödien-Personnage nur Scherz, vermehrt die Verlegenheit des Zuschauers, der gar nicht mehr weiß, was er aus diesem wunderbaren Geschöpfe der Einbildungskraft machen soll.

Daß Sie auch ja nicht etwa auf die Vermuthung fallen, der Dichter habe diesen Namen gewählt, um den Charakter der Hauptperson zum voraus anzudeuten! Nichts kann verschiedner seyn, als der französische und der deutsche Figaro. Er scheint mit dem Clima sein ganzes Wesen verändert zu haben. Er ist weder witzig, noch schlank. Mit den drey blödsinnigen Grafen könnte auch der schlechteste Davus fertig werden; und die Baronesse zu betrügen, bedarf es auch nicht viel Scharfsinn, da sie ein unbegränztes Vertrauen auf ihn setzt. Auf solche Proben, wie in dem französischen Stück, wird seine Geistesgegenwart durchaus niemals gesetzt. Wo er hintritt findet er den Weg gebahnt und alle Hindernisse bey Seite geräumt. Bisweilen läßt er sich noch einfallen zu persifliren; aber auch dieses hat er in Deutschland verlernt. Wenn ich Ihnen die Geschichte von einem gewissen Bonnet diplomatique erzählen wollte, womit er die Baronesse mystifiirt, so würden Sie sehn, daß sein Witz ganz ungemein tudesque geworden ist. Er hat noch überdieß den großen Fehler der deutschen, ein frostiger Prediger zu seyn, und, mit den schönsten Sentenzen im Munde, jedes Mittel recht und ehrlich zu finden, welches zu einem guten Zwecke führt.

Noch mehrere Personen dieses Stücks haben denselben Fehler, daß sie predigen; selbst die Bedienten bringen Sentenzen. Für eine callidam juncturam, welche bey dieser Art von Zierrathen nothwendiger ist, als bey irgend einer andern, hat

der Verfasser selten gesorgt. Die Sentenzen fallen aus dem Dialog heraus und werden vom Theater, wie von der Kanzel herabgeschleudert.

Die einzigen Charaktere, in denen man das Genie des Verfassers wieder findet, sind die drey Grafen. In allen dreyen zeigt sich ein dumpfsinniger Ahnenstolz in verschiedenen Mischungen. Sie haben alle drey, in Rücksicht auf Geist, Denkungsart und Manieren eine auffallende Familienähnlichkeit. Ihr ohnehin schwacher Geist ist durch die Einförmigkeit ihrer Lebensart fast bis zum Blödsinn herabgekommen; sie sind das Werkzeug eines jeden, der ihren Lieblingsideen schmeichelt oder ihren Willen ertrotzt. Bey aller dieser Aehnlichkeit hat doch jeder seine Thorheiten und Grillen für sich; ohne gleichwohl nur einen Funken eigener Thätigkeit oder einen einzigen eignen Gedanken zu zeigen. Daß sie bey allen dem glauben, gute Regenten zu seyn, macht ihre Blödsinnigkeit etwas pikant, ob ich schon gestehe, daß auch diese Personen, so gut sie von dem Dichter bearbeitet und so scharf ihre Charaktere gezeichnet sind, doch ihrer ganzen Anlage wegen, durch ihre Plattheit, Einförmigkeit und Unbedeutsamkeit, Langeweile machen. Wer sollte nicht müde werden, so erbärmliche Menschen jeden Augenblick und immer von neuem erscheinen zu sehn?

Setzen Sie hinzu, daß das Stück sehr lang ist und eine Menge unnützer Scenen hat; daß die wenigsten dieser Scenen weder durch Witz, noch durch einen lebhaften Dialog unterhalten, und daß

in dem ganzen Stück gar kein Interesse liegt. Eigentliche Einfälle, einige platte Bedientenspäße ausgenommen, wüßte ich nicht anzuführen. Alles Komische liegt am Ende in dem einförmigen Kunstgriff, daß die fehlerhaften Charaktere ihre Fehler öffentlich zur Schau tragen und ihre eignen Thorheiten verspotten müssen. Ich weiß wohl, daß Dummheit, mit Anspruch auf Klugheit und Feinheit, zu lachen macht; aber ich weiß auch, daß Leute von Verstand über diesen Contrast nicht mehr als einmal lachen. Er kömmt nur der dümmsten Dummheit zu; bey Menschen von einigem Verstand ist er unnatürlich. Unser Dichter hat ihn auch bey Leuten von Verstand benutzt.

In diesem Stück ist die Sprache steifer, der Dialog affektirter als in irgend einem andern Werk desselben Verfassers. Ein Mittel, den Dialog lebhaft zu machen, finde ich darin bis zum Ekel abgenutzt. Fast niemand nimmt das Wort, ohne daß der andre schon weiß, was er sagen will, seine Rede unterbricht und endigt. Dieß geschieht jeden Augenblick, bey aller Gelegenheit, wo es auch noch so unnatürlich ist. Als eine Probe dieser seltsamen Methode schreibe ich Ihnen folgende Stelle ab, aus der Sie zugleich sehen können, wie leicht man dem Figaro die Persiflage macht.

Figaro. Belustigen kann ich hier minder, wie (als) einst zu Aquas-frescas! Dem widerspricht das Einerley der Thorheit, die mir dient. Ob ich vielleicht mehr nützen kann?

Baronesse. Ja nützen — nützen, das ist meine Losung!

F.

F. Und mein Ziel!

B. Wenn Sie's erreichen — —

F. Laß sehn — mein Wille ist es!

B. So lohnt Sie —

F. Der Triumph der guten Sache!

B. Und alle Deutschen — die so —

F. Im ächten Biederton reden — —

B. Das sind Besoffene — wie sie sich auch — ha ha ha! — in alter deutscher Redlichkeit — ha ha ha! vor Phi — — lippsburg am Rhein erschlagen ließen; — Der Gewinn, mein lieber Figaro — —

F. Ist unser!

B. Das Gelächter — —

F. Ueber die, die sich so weise dünkten —

B. Und doch betrogen wurden!

F. Ha, ha, ha! und doch betrogen wurden!

B. Ehrt Ihr Genie! (ab).

Hier haben Sie noch eine ähnliche, kürzere Stelle:

Gr. Bardenrode. Dieser Aufsatz —

Figaro. Ist gewiß der neuste —

Gr. B. Vielleicht trägt man ihn doch noch nicht!

Baronesse. Ey, um so schöner!

Gr. B. Er ist so schwer.

Baronesse. Gar nicht!

Figaro. Und wenn — so sieht man doch — was unsre Köpfe drückt —

Baronesse. Ist nur ein Nichts —

Figaro. Im innern Gehalt!

Die Fortsetzung folgt.

II.

Karl Wilhelm Ramlers Fabellese. Erster und zweyter Band. Leipzig 1783. Dritter Band. 1790. X. 850 S. 8.

Bey dem ersten, eingeschränktern Plane dieser Bibliothek konnte man den Verfassern die versäumte Anzeige eines, in seiner Art so wichtigen, Buchs als die Ramlersche Fabellese ist, und so mehrerer Schriften von gleichem Werthe, nicht zum Vorwurf machen. Sie hatten sich nirgend anheischig gemacht, aller neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Künste, oder auch nur der merkwürdigsten ohne Ausnahme zu erwähnen. Seit einiger Zeit aber haben die Herausgeber und Verfasser, (und wenn anders ihre Bemerkungen und Vermuthungen sie nicht gänzlich getäuscht haben, mit dem Beyfall ihres Publikums) den Plan dahin erweitert, daß kein neues Werk der schönen Kunst, das in den cultivirtesten Ländern Europens erscheint, und nur einigermaßen von Bedeutung ist, ganz übergangen, und von den wichtigern, vorzüglich den deutschen, ausführliche Beurtheilungen geliefert werden sollen. *) — Der glückliche Gedanke Ram-

*) Es ist wahr, die Verfasser der Bibl. haben sich zeither, außer der vaterländischen, meistens auf fran-

Ramlers, den beyden ersten Bänden seiner Fabellese noch einen dritten folgen zu lassen, gibt uns die schicklichste Gelegenheit, das Versäumte wenigstens in diesem Fall nachzuholen, und unsere Leser auf den, bey weitem nicht genug erkannten, Werth dieser Sammlung von neuem aufmerksam zu machen.

Hr.

französische, englische und italienische Schriften und Kunstwerke eingeschränkt, deshalb aber darf man nicht glauben, daß sie in dem Wahn stünden, als ob Spanien, Schweden, Dännemark, Pohlen, Holland u. s. w. nicht mehrere gute Schriftsteller und Künstler besäße, deren Werke in dieser Bibliothek erwähnt zu werden verdienten. Von den Künstlern haben sie von jeher so viel Nachrichten geliefert, als sie nur auftreiben konnten, und wenn von den Schriftstellern jener Nationen nicht ein Gleiches geschehen, so war dieß blos eine Folge von der Unbekanntschaft der Deutschen mit jenen Sprachen und dem, davon unzertrennlichen, geringern Interesse für ihre neuere Erzeugnisse dieses Fachs. Indeß hat man seit einiger Zeit angefangen, auch von den merkwürdigern poetischen Produkten aus verschiedenen der genannten Länder Nachrichten zu geben, und wird sich bemühen, auch hier einer zweckmäßigen Vollständigkeit immer näher zu kommen, und diese Bibliothek, je länger je mehr, zu einem treuen Gemälde und zuverlässigen Annalen der neuen schönen Kunst und Litteratur in ihrem ganzen Umfange zu machen.

Hr. Prof. Ramler hat, bey Verfertigung dieser Auswahl, dieselben Grundsätze befolgt, und sich gleiche Freyheiten erlaubt, wie bey der lyrischen Bluhmenlese. Was Wunder, daß er auch dießmal von eingenommenen und durch Vorurtheil und Leidenschaft in den falschen Gesichtspunkt gestellten Personen sich ähnliche Vorwürfe zugezogen, als man ihm bey der Erscheinung jenes Werkes machte. Man hat die Rechtmäßigkeit eines solchen Unternehmens geläugnet, oder doch zu bezweifeln gesucht; man hat Hrn. Ramlers Veränderungen, die er sich mit den aufgenommenen Stücken erlaubte, als schmähend und beleidigend für die Dichter, deren Arbeiten sie betroffen, dargestellt; man hat ihn endlich — und diesen Vorwurf haben wir am häufigsten in öffentlichen Blättern und in mündlicher Unterhaltung gehört — beschuldigt, daß er die Produkte fremder Verfasser gänzlich ramlerisirt und ihnen ihre Eigenthümlichkeiten geraubt habe.

Daß es erlaubt sey, aus verschiedenen Dichtern Stücke Einer Gattung auszuheben und neben einander zu stellen, ist wohl nicht dem mindesten Zweifel unterworfen. Man hat die Verfasser von Anthologien, Chrestomathieen zwar oft, und oft nicht ohne Grund bezüchtigt, daß sie etwas Unnützes, nie aber, daß sie etwas Unerlaubtes unternommen. Die Unzufriedenen können also wohl nur die Veränderungen anstößig gefunden haben. Sie vergaßen aber erstlich, daß diese Veränderungen zum Theil mit Vorwissen und Bewilligung der dabey interessirten Dichter getroffen worden sind (s.

das

das dem ersten Theile vorgesetzte Schreiben an einen französischen Gelehrten S. 4.) Sie überlegten ferner nicht, daß auch da, wo dieser Fall nicht eintritt, gleichwohl kein vernünftiger Grund zur Beschwerde statt finden kann. Werden denn durch diese Umbildungen die Werke der Dichter in ihrer ursprünglichen Gestalt vernichtet? Werden diese Dichter gezwungen, die Veränderungen wider ihren Willen in ihre Werke aufzunehmen? Ist es nicht jedermann erlaubt, über öffentlich bekannt gemachte Erzeugnisse des poetischen Genies Kritiken zu schreiben, ihre Fehler ins Licht zu setzen, und Vorschläge zu Verbesserungen zu thun? Man betrachte die von Hrn. P. Ramler vorgenommenen Aenderungen als eine neue Einkleidung der Kritik, als Vorschläge, die den Dichtern von einem Kunstrichter, der zugleich Künstler ist, gethan werden. Ein sehr mühsames, sehr undankbares, und für jeden minder geübten und talentvollen Schriftsteller sehr gewagtes Unternehmen erblicken wir hier, aber in keiner Rücksicht ein unerlaubtes.

Beleidigend — wofür man es ferner ausgeben will — kann es nur einer sehr kleinlichen Eitelkeit oder dem Gefühl von Schwäche und Unvermögen seyn, in dem Wettstreit mit dem kühnen Verbesserer aufzukommen. In der Rüge wirklicher Fehler kann nur jene, und in glücklichen Vorschlägen zu Aenderungen nur diese Beleidigung sehen. Ein Dichter, dem es im Ernst um die wahre Vollkommenheit seiner Werke zu thun ist; der nicht blos Beyfall genießen, sondern auch wirklich verdienen will,

will, wird beydes mit Zufriedenheit, wenigstens nicht mit Unwillen aufnehmen, gesetzt auch, daß er sich weder von dem Grunde des Tadels, noch von dem Werthe des Vorschlags überzeugen kann. Das Bestreben eines Fremden, seine Werke der Vollendung näher zu bringen, verdient weit mehr seinen Dank und seine Achtung, als das uneingeschränkteste Lob, das vielleicht eine nicht genug erkannte Schönheit seiner Arbeit ins Licht setzen, aber nicht den kleinsten Fehler, den sie wirklich hat, verdecken oder gar verschwinden machen kann.

Der letzte Vorwurf endlich widerlegt sich am besten durch den Augenschein, und durch eine strenge, unbefangene Prüfung. Wer sieht nicht gleich, auch nur bey einem flüchtigen Ueberlesen beyder Sammlungen, und ohne die in ihnen zusammengestellten Stücke vorher gekannt zu haben, daß er nothwendig Produkte von einer Menge Dichter aus verschiedenen Zeiten und von höchst verschiedenem Charakter vor sich habe? Was nur wirklich vorher Eigenthümlichkeit und auszeichnende Physiognomie besaß, hat sie gewiß unter Hrn. Ramlers Hand nicht eingebüßt. Bey genauer Untersuchung entdeckt sich bald, daß das Eigenthümliche, was man zu vermissen behauptet, fast ohne Ausnahme nur hinweggeräumte — Fehler sind. Denn, was hat Hr. R. anders gethan, als müßige Auswüchse abzuschneiden, Fehler des Plans zu verbessern, die Anordnung der Theile zu berichtigen, schwache Stellen mit kräftigen, unschickliche Beywörter mit angemessenern zu vertauschen, falsche Bilder, Metaphern,

ge-

gezwungene Inversionen, unrichtige Sprachformen, falsche Reime u. d. gl. zu vertilgen? Und dieß nennt man: den Dichtern ihren Charakter rauben! Schlimm genug für die Dichter, deren Charakter, deren Eigenthümliches nur in Dingen dieser Art bestand! Einzelne, aber gewiß nur sehr wenige Beyspiele, in denen vielleicht der Ton und Charakter der Originale etwas verletzt und beeinträchtiget worden ist, sind bey weitem nicht hinreichend, diesen in so allgemeinen Ausdrücken vorgetragenen Tadel zu begründen.

Hr. P. Ramler würde bey seinem sichern und bewährten Geschmacke schon etwas sehr dankenswerthes geleistet haben, wenn er sich auch blos darauf eingeschränkt hätte, aus den zahlreichen bessern deutschen Fabeldichtern die schönsten Stücke auszuheben und zusammen zu stellen. Für die Jugend, der man anfangs nichts als das Beste in jeder Gattung in die Hände geben sollte, sind Sammlungen dieser Art, deren es gleichwohl so wenige gibt, ein wahres Bedürfniß. Allein Hr. Ramler hat weit mehr gethan. Aus sechzig und mehr Dichtern, deren Arbeiten jetzt größtentheils vergessen, wenn sie ja einmal bekannt gewesen sind, und deren Namen zum Theil von der allgemeinen Stimme mit Verachtung bezeichnet worden, hat er das Bessere, der Erhaltung werthe mit eben so viel Geduld als Einsicht ausgelesen und durch Veränderungen und Verbesserungen es würdig gemacht, in Gesellschaft der Werke unserer ersten Dichter dieser Gattung vor den Augen geschmackvoller Leser zu erscheinen. Wie man-

manches gute Stück, das über lang oder kurz unvermeidlich ein Raub der Vergessenheit hätte werden müssen, weil es unter einer Menge schlechter oder mittelmäßiger vergraben lag, hat er unsrer Litteratur erhalten! Nächst dem Verdienste, eigne vortreffliche Werke hervorzubringen, verdient dieses hier gewiß den nächsten Rang. Offenbar hat Hr. R. für die nicht kleine Anzahl dieser Fabeln von den Lesern weit mehr Dank zu fordern, als ihre eignen Erfinder. Von Ohngefehr Eine glückliche Idee haben, ist etwas, das auch dem mittelmäßigsten Kopf in seinem Leben einmal begegnen kann, und in diesem Zufall liegt das einzige Verdienst manches Verfassers, von dem ein oder zwey Stücke hier aufgenommen worden. Er verstand die glückliche Idee nicht zu benutzen, er ahndete vielleicht selbst den Werth seines Fundes nicht; dieß erhellt aus der Sorglosigkeit, mit der er ihn behandelte. Er selbst wäre nie im Stande gewesen, dem edeln Metall ein schickliches Gepräge zu geben, und es in Umlauf zu bringen. Alles das that an seiner Statt Hr. Ramler, und man muß gestehen, daß er hierdurch berechtigt ward, mit dem ersten Finder — denn dieß war er gewöhnlich mehr, als Erfinder — das Eigenthumsrecht wenigstens zu theilen.

Wir nannten Hrn. Ramlers Unternehmen ein **undankbares**, und brauchten so das Wort in einer Bedeutung, die wohl keiner ausdrücklich nähern Bestimmung bedarf. Nur äußerst wenige Leser, selbst von solchen, denen es nicht an Geschmack und richtigem Gefühl gebricht, werden und können das Mühselige und Ver-

Verdienstliche der Arbeit, deren Hr. Ramler sich unterzogen hat, nach Würden schätzen. Man muß sich selbst in dieser Art wenigstens versucht, man muß sich durch eigene Erfahrung überzeugt haben, mit wie viel, mit welchen hartnäckigen Schwierigkeiten hier fast jeder Schritt verbunden, wie unendlich leichter es ist, zu schreiben, als das Geschriebene zu verbessern. Bey der ersten Ausarbeitung, bey der heftigen, aber einseitigen Bewegung des Geistes werden eine Menge Schwierigkeiten entweder ganz übersehen, oder durch die erhöheten Kräfte der Seele zum Theil wirklich oder doch scheinbar besiegt. Bey dem Ausbessern mit kälterm Blute zeigen sich erst die Mängel und Gebrechen des ersten Entwurfs; die Nothwendigkeit der Verbesserung wird immer dringender, je schwieriger sie wird. So hart es einem muntern Knaben fällt, der eine Gegend aus eignem Antrieb durchflattert hat, wenn er sie nochmahls an der Hand eines strengen Aussehers durchwandern, und Gegenständen, die ihn vorher von selbst anzogen, seine Aufmerksamkeit nun gezwungen schenken soll, — eben so hart fällt es der Phantasie, die zuerst sich ganz mit freyer Thätigkeit äußerte, wenn sie nun dieselbe Laufbahn, noch zehn und mehr mahle, aber unter der Leitung der ernsten, bedächtigen Kritik zurücklegen soll. Was Wunder, wenn von jeher unter allen Nationen die Dichter so selten waren, die ihren Werken einen hohen Grad der Vollendung zu geben Geduld und Ausdauer genug hatten? Was Wunder vollends, wenn glückliche Ver-

besserer fremder Arbeiten noch ungleich seltner sind, und auf dem weiten Gebiete der schönen Litteratur Ramler in seiner Art fast einzig dasteht? Unter den wenigen, die vielleicht gleiche Kräfte und Talente zu der Arbeit, die er übernahm, besaßen, hat auch nicht Einer sich gefunden, der gleiche Anhaltsamkeit, Selbstverläugnung, das seltne Vermögen, für fremde Geisteswerke gleiches Interesse zu nehmen, sich eben so für sie, wie für eigene zu erwärmen, mit Einem Worte, der ein so reines, lebendiges Schönheitsgefühl, mit einem solchen Verschönerungstriebe und einer solchen Verschönerungskraft in sich vereinigt hätte.

Genug hiervon. Die Beyspiele, die wir unsern Lesern vorlegen wollen, müssen lauter sprechen, und mehr Ueberzeugung geben, als jeder allgemeine Lobspruch, der leicht manchem übertrieben und verdächtig scheinen möchte. Recens. weiß sich vollkommen frey von blindem Enthusiasmus und geblendeter Vorliebe für Hrn. Ramler; leider aber ist warmer Beyfall, eben so wie kühner Tadel, in unsern Tagen so häufig und so handgreiflich Folge persönlicher oder eigennütziger Rücksichten, daß man, weit entfernt dem Publikum sein Mißtrauen zum Vorwurf zu machen, sich vielmehr wundern muß, daß es nicht noch stärker und allgemeiner ist, und ohne Ausnahme auf jeden unerwiesenen kritischen Machtspruch sich erstreckt.

Wir machen den Anfang mit Vergleichung einer Fabel von Hagedorn mit Ramlers Veränderungen. Es ist bey jenem die 18. F. des ersten, beym

beym letztern die 43. des 5. Buchs: Der Hirsch und der Weinstock. Sie ist ein Muster, wie der Dichter irgend eine Kunstsprache (hier die der Jagd) mit der besten Wirkung, ohne gezwungen und dunkel zu werden, brauchen kann. Nur im Ausdruck und in dem Gang der Erzählung hatte sie einige Mängel, die R. vortrefflich gehoben hat. Ein Hirsch versteckt sich, beym Anfang einer Jagd, in einen Weinberg:

Des Hifthorns Ruf, das Jagdgeschrey,
Die muntern Jäger ziehn vorbey,
Sein Widergang bleibt unentdecket.

Da nichts ihn mehr verscheuchen kann,
Fängt er den Stock zu nagen an,
Bricht und entblättert Zweig und Reben.
Man hetzt auf dieß Geräusch zurück,
Er wird, beynah im Augenblick,
Erlegt, zerwirkt, und Preis gegeben.

Er schreyet, da er zappelnd weint,
Da Hund und Rach und Tod erscheint,
Und sich mit Schweiß die Ranken färben
Ich sterbe u. s. w.

Die Zeile Da nichts ihn mehr verscheuchen kann ist hier ein ganz unschicklicher Zug. Man erräth wohl, daß es heißen soll: da er sich nun vollkommen sicher glaubt; allein wie übel ist dieser Gedanke ausgedrückt! Etwas nagen für benagen ist eine Freyheit, die nur der höhern Poesie vorbehalten bleiben sollte. Eben das gilt von

brechen für zerbrechen. Ueberhaupt paßt dieses Wort nicht zu Reben, worauf es doch, der Grammatik nach, vermöge des doppelten Bindewörtchens, mit bezogen werden muß. Der Ausgang der Strophe schildert die Erlegung und das Zertheilen des Hirsches, der in der folgenden wieder lebend und sprechend eingeführt wird. Solche Sprünge und Rücksprünge benehmen der Erzählung ihre Kraft und Klarheit. Er schreyet, da er zappelnd weint, ist eine Nachlässigkeit des Ausdrucks, die man jetzt keinem Anfänger mehr verzeihen würde, und die zu dem Rost der alten Sprache gehört, die nicht selten mit den charakteristischen Eigenheiten unsrer frühern Dichter verwechselt werden. Hier sind Hrn. Rs. Veränderungen, die wohl jeder für Verbesserungen gelten lassen wird:

Des Hifthorns Ruf, das Jagdgeschrey,
Der muntre Trupp zieht rasch vorbey:
Sein Widergang bleibt unentdecket.

Und nun fängt er mit scharfem Zahn
Den Weinstock zu benagen an,
Zerbricht, entblättert, Zweige, Reben:
Man hetzt auf dieß Geräusch zurück.
Der Packer springt im Augenblick
Heran, ihm einen Fang zu geben.

Er schreyt, indem der Meute Wuth
Ihn jetzt zerfleischt, und sich mit Blut
Die Wurzeln und die Ranken färben:
Ich sterbe u. s. w.

Durch

Durch die Aenderung der beyden ersten Verse ist die unangenehme Einförmigkeit der Bezeichnung Jagdgeschrey — Jäger vermieden, und zugleich ein bedeutender Nebenzug hinzugekommen. Wenn der Trupp (ein Wort das nicht allein die Jäger, sondern auch die Hunde umfaßt) rasch vorbeyzieht, so wird es desto begreiflicher, daß der Hirsch unentdeckt bleibt.

Gellerts Fabeln hat Hr. Ramler von dieser Sammlung ausgeschlossen, weil man sie in Deutschland auswendig wisse. Bald dürfte dieß doch so allgemein nicht mehr gelten können. Eine Fabel jenes verdienten Dichters finden wir indeß doch im dritten Theile S. 150. Die Regierung der Welt; bey Gellert: Das Schicksal.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,

Sprachrichtiger und poetischer Hr. R.

Als Moses einst vor Gott auf Horebs Höhen stand,

Gellert:

Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat,
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen —

Aeußerst matt und prosaisch. Die Zeilen, die Hr. R. an dieser ihre Stelle gesetzt hat, sind zwar besser, doch aber noch etwas schleppend:

Ihm Fragen von der Weltregierung that,
Und seine Zweifel gnädig aufzulösen bat,
Rief Gottes Stimme: Sieh hinab ins flache Land —

Durch einige nähere Bestimmungen, durch korrektern und poetischern Ausdruck hat übrigens auch diese Fabel sehr gewonnen. Den Knaben, der den, von dem Reiter verlornen, Geldbeutel (Gellert hat einen Geldsack) findet, läßt Hr. R. aus einem Busch kommen, und dahin zu seiner Heerde zurückeilen. So wird der Verdacht des Reiters gegen den später angekommenen Pilger (auch diese nähere Bestimmung ist hier nicht zwecklos) und seine rasche That begreiflicher und weniger empörend. — Der Knabe war mit dem Gelde entwichen; worauf, heißt es bey Gellert weiter,

Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder.
Sein schweres Haup sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.

(Zwey ganz müßige Zeilen.)

Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und foderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reiter flucht und droht,
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Jemand mit vielen Wunden todt stechen ist ganz undeutsch. Wie viel rascher, kräftiger, angemessener alles bey Ramler: Kaum hat der Knabe den Busch erreicht,

Als schon nach der verlassnen Stelle
Ein grauer Pilgersmann gebückt am Stabe schleicht.

Auch

Auch dieser trinkt und setzt sich auf den Rasen nieder.
Schnell mit verhängtem Zügel kömmt der Reiter
wieder,
Und sucht, und sieht den Greis, und fodert ungestüm
Das hier verlorne Geld von ihm.
Der Alte schwört, er hab' es nicht; der Krieger droht
Ihm mit dem Schwert, und sticht zuletzt voll Wuth
ihn todt.

La Motte's Verdienste als Fabeldichter werden weder von seinen Landsleuten, noch von Ausländern genug geschätzt. Jenen ist es fast noch eher zu verzeihen, daß sie über den steifen, gesuchten Vortrag gegen seine herrlichen Erfindungen etwas kaltsinnig gemacht wurden. Von den letztern aber, und besonders von den Deutschen, hätte man wohl etwas mehr Billigkeit erwarten können. Ein deutscher Aesthetiker, den ich eben vor mir liegen habe, macht sich einer gleichen Ungerechtigkeit schuldig. Er behauptet mit der ihm so geläufigen Tavtologie des Ausdrucks: „seine eignen Erfindungen wären ihm nur selten gelungen.“ (Eben dieser Kunstrichter weiß dagegen sehr viel von den treflichen Gleimischen Fabeln zu rühmen!) Gleichwohl haben unsre besten Fabeldichter ihn so fleißig benutzt, und einer derselben, Hr. v. Nicolai, verdankt ihm den Stoff zu seinen meisten und besten Apologen. Den größten Theil derselben hat Hr. P. Ramler in die Fabellese aufgenommen, aber nur an einigen wenigen Stellen Veränderungen nöthig gefunden. La Motte's zehnte Fabel des vierten Buchs l'Homme instruit de son destin hat der genannte deutsche

Fabulist unter der Aufschrift Berill und die Glücksgöttinn nacherzählt. Sie fängt sich in der ersten Ausgabe seiner Werke also an:

Fortuna! wolltest du der Menschen wahres Glück,
So müßte dem geschärften Blick
Die Zukunft offen stehn.
Im Kummer würden wir alsdann auf nahe Freuden
Mit hoffnungsvollem Muthe sehn,
Und, eingedenk der künft'gen Leiden,
Uns nie zu sehr im Glücke blähn.
So sprach Berill. Wohlan ließ sich die Göttinn hören,
Ich will dir deinen Wunsch gewähren:
Hier ist mein Buch und dieß
Das Blatt, das dein Geschick enthält. Nimm hin und lies:
Ein Königreich wird einst Berill erwerben,
Und endlich auf der Folter sterben u. s. w.

Hr. Ramler hat dieß so verändert:

Fortuna! wolltest du die Menschen recht beglücken,
So müßte den geschärften Blicken
Die ganze Zukunft offen stehn.
Im Kummer würden wir alsdann auf nahe Freuden
Mit hoffnungsvollem Muthe sehn;
Im Glück, an unsre künftgen Leiden
Gedenkend, nie zu sehr uns blähn:
So sprach Berill u. s. w.

Die Verbesserung von des Dichters eigner Hand in der neuen Ausgabe seiner Werke ist noch glücklicher:

Wär' es dein Ernst, uns zu beglücken,
So müßte den geschärften Blicken

Der

Der Sterblichen die Zukunft offen stehn:
Im Kummer würden wir den Freuden
Alsdann getrost entgegen sehn,
Und eingedenk der künft'gen Leiden,
Uns nie zu sehr im Glücke blähn.
So sprach Berill zur Göttinn mit dem Rade.
Und sie: Wohlan, gewährt sey dir die Gnade!
Hier ist mein Buch, und hier das Blatt,
Das deines Lebens Summe hat.
Lies selbst: Ein Königreich wird einst Berill erwerben u. s. w.

Ungleich nöthiger waren die Verbesserungen in den Lichtwerschen Fabeln, auch sind sie hier weit zahlreicher und beträchtlicher. Lichtwers sechste Fabel des ersten Buchs fängt sich folgendergestalt an:

Es fand der Fuchs ein Buch im Grase.
Ein Buch im Grase? sagest du?
Wie kam das Buch ins Gras? Mein Freund, laß mich in Ruh,
Ich sag' er fand es da, und fand es mit der Nase.
So lautet, sag ich, der Bericht,
Und fand er es im Grase nicht,
Wo hätt' er es denn sonst gefunden?
Das Buch in Leder eingebunden,
Das Meister Fuchs im Grase fand,
War, o beweinenswürdger Schade!
Die weltberühmte Vulpiade u. s. w.

Diese unbeschreiblich kahlen und matten Zeilen hat Hr. R. ganz vortrefflich, ganz im Geiste des Dichters verbessert. Folgende Stelle ist einer von den

vielen Beweisen, die sich geben ließen, daß eben der Mann, dessen Feile fremden Geistesprodukten ihren eigenthümlichen Charakter geraubt haben soll, den wahren und bessern Charakter der Dichter oft kräftiger zu erhalten wußte, als sie selbst. Die angeführten Zeilen scheinen von einem kahlen Reimer, und erst diese von Lichtwern selbst herzurühren:

Der Fuchs fand einst im Meierhof ein Buch.
Es hätt' ihm mehr behagt, hätt' er ein Huhn gefunden;
Denn diesem galt jetzt sein Besuch.
Das Buch, in Leder eingebunden,
Das Meister Fuchs im Hofe fand,
War — o bejammernswerther Schade! u. s. w.

Nicht weniger glücklich sind folgende Verse verbessert:

Er wollte schon den Band zernagen,
Als er im Buche selbst sein Bildniß hier und da
Nicht ohne Schrecken glänzen sah.
So fort ward es von ihm durchbildert;
Und seht! der Fuchs erstaunt. Er fand sich überall
Bey manchem Glücks- und Unglücksfall
Recht nach dem Leben abgeschildert.

Fabellese:

Er wollte schon den Band zernagen,
Als er im Buche hier und da
Sein eignes Bildniß schimmern sah.
Sogleich ward es mit großer Lust durchbildert.

Er

Er fand sein liebliches Gesichtchen überall
Bey manchem Freudenfest, bey manchem Trauerfall
Recht nach dem Leben abgeschildert.

Man weiß, daß Hr. P. Ramler schon im Jahre 1761 eine Auswahl umgearbeiteter Lichtwerscher Fabeln herausgab. Der sel. Lichtwer nahm diese Freyheit sehr übel auf, sie hatte aber doch die gute Folge, daß er selbst eine neue Ausgabe seiner Fabeln besorgte, in welcher er mit seinem Gegner oft sehr glücklich im Verbessern wetteiferte. Es ist eben so unterhaltend, als belehrend, die drey ersten Ausgaben mit den Lesarten dieser neuesten Durchsicht zu vergleichen, und zu sehen, wie eine Stelle durch die Veränderungen bald gewonnen, bald verloren hat. Hier nur ein paar Beyspiele. Der Anfang der Fabel Die Wespe und der Knabe lautete in Lichtwers erster Ausgabe also:

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, daß alles krachte;
Hänschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Das unerträgliche daß alles krachte wegzuschaffen, setzte Hr. Ramler in seiner ersten Bearbeitung:

Und flog hurtig fort und lachte.

Etwas besser! allein das Lachen der Wespe war doch allzusichtbar durch den Reim hervorgebracht wor-

worden, und Lichtwer veränderte die Zeile in seiner neuen Ausgabe weit glücklicher also:

In die Hand eh' er es dachte.

Aber auch das war noch ein Nothbehelf, und Hr. R. hat nunmehr obige sechs Zeilen in der Fabellese auf eine unverbesserliche Art in vier Verse zusammengedrängt:

Eine kühne Wespe stach
Gusteln, als er Aepfel naschte.
Gustel schlich ihr heimlich nach,
Bis er sie beym Flügel haschte.

In der 22. Fabel des 4. Buchs beym Lichtwer sagte die Grille zur Schnecke:

Wenn ich mich mit dem Hunger zause,
So nährst du dich in deinem Hause.

Hr. Ramler setzte dafür in seiner Ausgabe von 1761:

Wenn ich mich kaum vermag der Störche zu erwehren,
So kannst du ruhig dich in deinem Hause nähren.

Hr. Lichtwer in seiner neuen Ausgabe:

Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
So nährst du dich in deiner Höhle.

Hr. Ramler in der Fabellese:

Wenn ich im Sommer kaum dem Storch entgeh',
Halb todt im Winter bin bey Frost und Schnee,
Kannst du gemächlich dich in deinem Hause pflegen.

Die

Die 13. Fabel des I. Buchs bey Lichtwer (Neueste A.) lautet also:

Am Fuß der wüsten Parther Felder
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf: das Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab' eh es tagte
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sieht umher, zu hören
Wem sonst davon was wissend sey u. s. w.

Man sagt wohl am Fuß eines Bergs, nicht aber am Fuß von Feldern, das ist von Ebenen; ein Ausdruck, der geradezu einen Widerspruch einschließen würde. Warum versammelt der Dichter das ganze Volk der Wälder um den Richtstuhl des Königs? Weil er sich vom Reime leiten ließ. Da die Klage der Kuh die einzige ist, von der die Fabel meldet, so ist die Bestimmung, daß sie zuerst erschienen sey, überflüssig, und erregt eine falsche Erwartung. „Ihr Kind, das Kalb“ dieser müßige Zusatz erzeugte das Bedürfniß, den Vers zu füllen. Wem sonst davon was wissend sey — prosaisch und schleppend! Hrn. Ramlers Feile hat alle diese Flecken hinweggenommen:

Im langen Thal der Garamanten *)
Schlug König Löw' und Meister Bär

Den

*) Völker im innern Afrika.

Den Richtstuhl auf: der Rathsverwandten
Gesammtes Chor stand ringsumher.

Sogleich erscheint die Kuh, und klaget
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Es hab' ihr Kind, eh' es getaget,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sieht umher, zu hören,
Ob in der Näh ein Zeuge sey u. s. w.

In der Fabel Des Vulcanus drey Ehen (Lichtwer II. B. 24. F.) sagt Vulkan zur Echo:

Kind, sprichst du denn zu allen
Sonst weiter nichts, als Ja? Ja, fiel die Antwort, ja.
Hilf Himmel, sitzt der Knoten da,
Das heißt aus Hitz in Frost gefallen,
Die Eris quälte mich mit Nein,
Und die will mich mit Ja vergeben.
Geh fort, du Affe, du! ich will alleine leben.
Du Affe! sagte sie, und ließ den Mann allein.

Der Vorzug von Ramlers Verbesserung (Fabell. 3. B. 24. F.) leuchtet in die Augen:

Kind, rief er endlich, sagst du denn zu jeder Sache
Nichts mehr, als Ja? — Ja, fiel die Antwort aus.
Hilf Himmel, seufzt er, ist das saubre Haus
So schlecht verwahret unterm Dache?
Frau Eris quälte mich mit Nein,
Und diese macht mit Ja den Ehstand mir zuwider.

Fort,

Fort, Affe! fort! laß mich allein und komm nicht
wieder.
Fort, Affe! fort! sprach sie und ließ den Mann
allein.

Pfeffels Fabeln nehmen keinen kleinen Theil der ganzen Sammlung ein. Auch von ihnen sind wenige Stücke ohne beträchtliche Verbesserungen geblieben. In der neuen Ausgabe seiner Gedichte hat Hr. Pfeffel ungleich weniger Gebrauch von ihnen gemacht, als man billig erwarten durfte. Man vergleiche die schöne Fabel **das Bild des Todes** (I. Th. S. 147) mit dem Abdruck in der Fabellese, und man wird erstaunen, wie Hr. Pf. den Werth von **Ramlers** Correctionen, die zum Theil so meisterhaft sind, nicht mehr anerkennen konnte.

Des großen Zoroasters Ruhm
War in ganz Asien erklungen:
Er hatte sich ins Heiligthum
Der himmlischen Magie geschwungen;
Er las mit einem Seherblick
In dem Gestirn der Völker Glück;
Ihm war die Geisterwelt entriegelt.
Prinz Amulek verläßt, beflügelt
Von Neubegier, den Indusstrand
Und eilt, die wundervollen Lehren
Des Philosophen anzuhören,
Nach Persien. Des Weisen Hand
Führt ihn gefällig auf die Brücke
Des Geisterreichs u.s.w.

An die Stelle dieser vortrefflichen Verse, die ganz Harmonie sind, so leicht und doch so kräftig dahin strömen, hat Hr. Pf. folgende steife, ängstliche Zeilen gesetzt, die so gar durch einen Sprachfehler entstellt werden:

Des großen Zoroasters Ruhm
War durch ganz Orient verbreitet.
Von Oromaz ins Heiligthum
Der himmlischen Magie geleitet,
Trat er auf Hermes leichte Spur
Und fand der plastischen Natur
Geheime Werkstatt aufgeriegelt,
Und las mit eines Sehers Blick
Der Nachwelt mystisches Geschick
In der Gestirne Lauf entsiegelt u.s.w.

Auch der Schluß der Fabel ist bey Ramler ungleich schöner. „Wisse Sohn,“ sagt Zoroaster zu dem Prinzen,

„Der Tod ist ein Kameleon;
„Er borget immer die Gestalten
„Der Seelen, denen er sich zeigt.“
Prinz Amulek erröthet, schweigt,
Nimmt endlich Abschied von dem Greise
Und denket auf der langen Reise
Dem nach, was seine Seel' entstellt,
Bekämpft die Laster als ein Held,
Und heißt nun Amulek, der Weise.

Statt dieser Verse, die die moralische Tendenz der Erzählung so natürlich und eindringend angeben, hat Hr. Pf. folgende Zeilen:

Der

Der Tod ist ein Chamäleon,
Er borget immer die Gestalten
Der Seelen, denen er sich weißt.
Und so, Geliebte, wird dein Geist
In ihm der Tugend Bild erblicken,
Das ich mit täuschenden Entzücken,
Schon oft statt deines Bilds gegrüßt.
Entferne, Gott, die große Szene,
Bis mich ein Aschenkrug verschließt,
Und meiner Freundinn stille Thräne
Auf meinen Staub geflossen ist.

Das Compliment, das der Dichter seiner Serena macht, ist ziemlich gezwungen und geschraubt. „Du wirst in dem Bilde des Todes das Bild der Tugend erblicken, das ich schon oft, getäuscht, mit dem deinigen verwechselt habe.“ Eine frostige Hyperbel, bey der auch nicht einmal der Schein eines wirklichen Factums zu Grunde liegt! Von dem Bilde eines schönen Mädchens kann man sagen, daß man es mit dem Bilde der Schönheit selbst, der Venus, verwechsle; wie aber läßt sich das Bild einer tugendhaften Frau mit dem Bilde der Tugend verwechseln? Wann und wie hat man die Tugend überhaupt abgebildet! Oder wie läßt sie sich abbilden? Die vier letzten Verse sind ein müßiges Anhängsel, das mit dem Uebrigen nicht in der mindesten Verbindung steht. — Ramler läßt den Prinzen bey Erblickung der furchtbaren Gestalt des Todes ausrufen:

Ha! welch ein scheußliches Phantom,
Mit Schlangen ist sein Haar umstrickt;

Hr. Pfeffel verändert dieß sehr unglücklich:

Mit Schlangen ist sein Haupt geschmückt.

Besser hingegen ist sein:

Und seine Faust, o laß mich fliehen,
Hat einen Dolch auf mich gezückt —

als Ramlers: „Hat einen Pfeil auf mich gezückt.“ Doch aber auch nur in Einer Rücksicht. Denn, wenn es gleich richtiger gesagt ist, einen Dolch, als einen Pfeil zücken, so ist doch von der andern Seite der Pfeil eine schicklichere Waffe für den Tod, als der Dolch.

Von Gleim haben nur ein paar seiner bessern Fabeln, die der Feile nicht sehr bedurften, eine Stelle erhalten. Desto mehr haben die Stücke von Michaelis unter Hrn. Ramlers verbessernder Hand gewonnen. Man vergleiche z. B. Michaelis (Fabeln, Lieder und Satyren, Leipzig 1766) S. 71 mit Fabellese III. 274. oder Michaelis S. 40 mit Fabell. I. 16.

Ein Frosch sah einen feisten Stier
Am Rande seines Sumpfes grasen.
Ein Frosch ist ein hochmüthig Thier!
Gleich fing er an, sich aufzublasen.
Ey, rief er, Brüder seht mir zu!
Bin ich so groß? „Nein“ jetzt vielleicht? „Vergebens“
Nun aber? „Keinesweges“ Noch nicht? „Nein“ Aber nu?
„Da fehlt unendlich viel“ Die Kräfte meines Lebens

Und

Und alles setz' ich dran, wärs auch mein Untergang!
So sprach er, bließ sich auf, zersprang.

Man bedarf nicht der schärfsten Augen oder des feinsten Gefühls um den Werth folgender Aenderungen zu sehen und zu empfinden:

Ein Frosch sah einen feisten Stier
Am Rande seines Sumpfes grasen:
(Ein kleines Thier ist oft ein stolzes Thier)
Schnell fing er an, sich aufzublasen
Und sprach zur Wassermaus: Sieh, Mäuschen, sieh doch hin!
Dort trabt ein Stier; sieh mich nun an! nicht wahr ich bin
So groß als er? — Noch lange nicht. — Doch nun? — Vergebens
Strengst du dich an. — Jetzt ganz gewiß, Frau Nachbarinn. —
Noch weit gefehlt. — Die Kräfte meines Lebens
Setz' ich daran, und wärs mein Untergang.
Sprachs, bließ sich stärker auf, zersprang.

Eben dieß gilt, und noch in höherm Grade, von den Schlegelschen Fabeln, deren Vortrag so äußerst wortreich und weitschweifig ist. Nur selten ist eine Zeile ohne die so nöthige Politur geblieben, viele Auswüchse sind abgeschnitten worden. Man halte Schlegels Taube, Dohle und Elster (S. 193 der vom sel. Gärtner besorgten Sammlung) neben die Umarbeitung hier im ersten Theile S. 136. Sie ist um ein Drittheil kürzer geworden, und könnte noch um ein Drittheil kürzer werden. —

Von Gotter findet man am Ende des dritten Bandes die schöne — Allegorie mehr als Fabel: Das Verdienst und der Zufall. Ein so ausgearbeitetes Stück schien kaum einer Verbesserung mehr zu bedürfen. Was Hr. Ramler dazu gethan hat, sind auch nur seine Pinselstriche, die dem Colorit die letzte Vollendung geben. Nur Eine Stelle zur Probe. Der Weg zu Famens Heiligthume, sagt Gotter,

ist, wie zur Hölle,
So breit und so besucht, nur nicht so blumenreich.
Auf jedem Schritte droht ein Abentheuer euch;
Ein neues Hinderniß bezeichnet jede Stelle.
Der Neider Völkchen büßt hier seine Schadenlust,
Stellt dem ein Bein, stößt jenem vor die Brust,
Und weiß dabey das Ansehn sich zu geben,
Als ließ es Augenblicks für euren Dienst sein Leben.

Fabellese: S. 289.

— Der Weg, wie der zur Hölle,
Ist breit, ist immer voll, nur nicht so blumenreich;
Bey jedem Schritt begegnet euch
Ein Abentheuer, Unfall zeichnet jede Stelle.
Der Neider Völkchen lebt hier recht nach seinem Sinn,
Gräbt eine Grube dem, wirft dem Fußangeln hin,
Und weiß dabey u. s. w.

Bis jetzt haben wir Beyspiele von Verbesserungen der Arbeiten vortrefflicher oder doch guter Dichter gegeben. Noch mehr Dank verdient der Hr. P. Ramler für das Ausfeilen der rohen Produkte mittelmäßiger und schlechter Fabulisten. Wir sind schon

schon zu weitläuftig geworden, als daß wir auch hievon eine gleich große Anzahl Belege geben dürften. Man kann denken, wie viel Müh und Arbeit es kosten mußte, ehe auch dem besten Stück eines Stoppe, Triller, Burrmann u. a. die Aufnahme in diese Gesellschaft verstattet werden konnte. Also nur Ein Beyspiel für alle. Wir wählen eine aus den Fabeln des zuletzt genannten sehr elenden Poeten, dem indeß doch in seinen vier Büchern zufällig Ein nicht ganz zu verachtendes Stück gelungen war. S. S. 28.

Lucie und Theodor.

Drey Tage nach den Hochzeittagen
Muß Theodor, der junge Ehemann,
Ein langes Lebewohl zu seiner Gattinn sagen:
Das Glück rief ihn nach Indostan;
Zwar seines Herzens Hälfte zu verlassen
War ihm das traurigste Verfassen!
Doch wer durchsieht des Schicksals Flor?
Kein Sterblicher, kein Theodor!
Der Abschiedstag brach an!
In Thränen schmolzen Frau und Mann!
Der Wagen kam schon! Bange Szene!
In tiefer Ohnmacht lag die erstvermählte Schöne!
Für Zärtlichkeit und Schmerz
Brach fast dem guten Mann das Herz!
Vielleicht wär' es mir selbst gebrochen,
Drey Tage sind noch nicht drey Wochen!
Erhohle dich, schrie er, erhole dich, mein Leben,
Du bist mein Reichthum und mein Glück,
Kein Peru ist so viel, als wie von dir ein Blick!
Erhohle dich, mein Kind, die Reis' ist aufgegeben.

Was? rief die Frau, die plötzlich sich besann;
Hier bleiben wollen Sie? Sie sind ein dummer Mann!
O fangen Sie nicht Possen an;
Wer wird denn alles glauben?
Bey ihnen darf man sich gar keinen Spaß erlauben.
Fort, fort mein Engel und mein Herz;
Die Ohnmacht war ja nur mein Scherz.

Fabellese, 2. Th. S. 372.

Drey Tage nach den Hochzeittagen
Soll Theodor, ein junger Ehemann,
Schon Lebewohl zu seiner Gattinn sagen.
Sein Glück ruft ihn nach Indostan.
Zwar seines Herzens Hälfte zu verlassen
Macht ihn untröstlich; doch ein Kaufmann und ein Held
Muß sich um Lorbern und um Geld
In jeder Noth großmüthig fassen.

Der Abschiedstag bricht an:
In Thränen schwimmen Frau und Mann,
Der Reisewagen kömmt, o jammervolle Szene!
In tiefer Ohnmacht liegt die neuvermählte Schöne.

Vor Zärtlichkeit und Schmerz
Bricht ihrem guten Mann das Herz.
Er schreyt: Erhole dich, mein Leben!
Du bist mein Reichthum und mein Glück.
Ein ganzes Indien ist mir dein holder Blick.
Erhohle dich mein Kind! die Reis' ist aufgegeben.

Wie? rief die Frau, die plötzlich sich besann;
Hier bleiben willst du, lieber Mann?
O fange keine Possen an,

Wer

Wer wird denn alles glauben?
Bey dir darf man sich keinen Spaß erlauben.
Fort! in die Kutsche, liebstes Herz,
Die Ohnmacht war ja nur mein Scherz.

Hoffentlich haben wir den Lesern Beweise genug von unserer Bereitwilligkeit gegeben, Ramlers Verdienste bey diesem mühsamen und nützlichen Geschäfte in ihrem ganzen Umfange anzuerkennen. Allein eben diese Unpartheylichkeit, die uns alles Lobenswerthe loben hieß, verbietet uns diese Anzeige zu schließen, bevor wir noch ein paar Erinnerungen gemacht haben. So glücklich Hr. Ramler meistens in seinen Aenderungen gewesen ist, so läßt sich das doch nicht von allen ohne Unterschied sagen. Wir haben oben schon einige Beyspiele angeführt, hier wollen wir nur noch ein paar hinzufügen. In Schlegels 20ster Fabel des I. Buchs sagt eine Schwester zur andern:

Selinde, wenn du kannst, versteh es doch, wie ich!
Willst du, daß auch noch spät dich dein Geliebter ehre
Und seine Liebe sich in Kaltsinn nicht verkehre;
So bitte mich, daß ich dich witzig reden lehre.
Wie albern bist du gegen mich!

Den zweyten Vers hat Hr. R. so verändert:

Willst du, daß dich auch spät dein Buhler noch verehre —

Freylich ist Geliebter etwas geziert, und es fehlt uns noch ganz an einem so umfassenden Worte, wie

das französische Amant ist, allein das erstere ist doch weit eher zu ertragen, als das häßliche Buhler. Weit leichter läßt sich ein ganz neues Wort einführen, als ein so tief herabgesunkenes veredeln. — In der bekannten Fabel von Haller: Der Fuchs und die Trauben, heißt die Moral:

So geht's der Wissenschaft. Verachtung gebt für Müh.
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

Hr. Ramler sagt dafür: „Verachtung gilt für Müh." Jenes ist nicht der rechte Ausdruck, aber dieses eben so wenig. Solche Veränderungen, die blos Veränderungen, nicht Verbesserungen sind, kommen noch hie und da, doch nicht häufig vor.

Es ist selbst bey den besten Fabeldichtern keine seltne Erscheinung, entweder, daß die Moral an und für sich nicht ganz richtig ist, oder doch nicht recht zu der erzählten Handlung paßt. Manche Flekken dieser Art hat Hr. R. glücklich vertilgt, einige andere aber sind seiner Aufmerksamkeit entgangen. Z. B. I. Th. S. 12. hat eine Fabel die Lehre:

Ein gutes Werk von bösen Seelen
Ist Uebelthaten beyzuzählen.

S. 151. Was ein Leichtgläubiger sich in den Kopf gesetzt,
Das hält, als wär' es eingeätzt.

Die Moral (I. Th. S. 253) paßt durchaus nicht zu der Fabel, und enthält überhaupt einen nur halbwahren Satz.

Die

Die meisten Stücke, die Hr. R. aufgenommen hat, verdienen ihre Stelle. Wenn sich aber doch auch einige mittelmäßige, vielleicht gar schlechte Stücke eingeschlichen haben, so scheint es daher gekommen zu seyn, daß Hr. R. von seiner eben nicht sehr versteckten Vorliebe für gewisse Dichter (Götz z. B.) bestochen war. Unter den von diesem in andern Gattungen so vortrefflichen Dichter aufgenommenen Stücken ist auch nicht Eine gute Fabel. I. 252. oder gar das höchst kahle Ding II. 361. Der Dichter sieht in der Unterwelt, (im Traum also)

Auf ihrem Steiße sitzend
Die Schatten zweyer Esel,

von denen jeder vor der Nase des andern ein Rauchfaß schwingt. Er erstaunt über diesen Anblick, und Minos belehrt ihn, es wären

Zwey alte Schulmonarchen,
Die sich in ihrem Leben,
Weil sie die Welt nicht lobte,
Nicht ungelobt zu sterben,
Einander selber lobten.

Mit Recht konnte man sich wundern, daß Hr. P. Ramler diesem platten Dinge in den Vermischten Gedichten seines Freundes eine Stelle vergönnt hatte, und doppelte Verwunderung erregt es, dasselbe noch einmahl in einer Sammlung auserlesener Fabeln zu finden.

Gleichen Grund, nehmlich Vorliebe für gewisse Dichter, hatte es wohl auch, daß Hr. Ramler eine Menge Gedichte aufgenommen hat, die, man mag den Begriff der äsopischen Fabel auch so weit fassen, als nur irgend erlaubt seyn darf, doch unmöglich darunter gezogen werden können. Mit einer Art von Erstaunen findet man hier Hagedorns Erzählungen Philemon und Baucis, Agnese und Paul Purganti, ja sogar v. Nicolays 44 Seiten lange romantische Erzählung der kleine Schimmel, die mit einer äsopischen Fabel so viel Aehnlichkeit hat, als mit einem Sterbeliede. Komische, rührende, allegorische, moralische Erzählungen, aber keine Fabeln sind im I. Th. 27. 37. 68. 70. 78. 83. 84. 113. 125. 132. 135. 164. 176. 200. 210. 223. 261. 300. 301. 310. 313. 327. 369. 370. 372. 391. 406. 448. 534. III. Th. 21. 46. 53. 88. 149. Mehr satyrische kleine Sittengemälde, als Fabeln sind: II. Th. 297. 374. 377. 381. 383. 401. 402. 429. 440. III. Th. 189. 216. u. s. w. Parabeln, Embleme: I. 149. II. 361. u. s. w. Epigrammatische Gedichte: I. Th. 10. II. Th. 285. 365. 379. 380. 451. 452. 499. III. Th. 178 u. s. w. Die meisten Stücke der letztern Art haben ihre Verfasser auch wirklich unter die Rubrik Sinngedichte gestellt, Hr. P. Ramler aber hat sie durch einen Machtspruch zu Fabeln umgeschaffen. Von einem gewöhnlichen Compilator würde eine solche Vermischung der fremd-

fremdartigsten Dinge nicht befremden, desto mehr aber von einem Manne wie Ramler. Bey ihm ist man genöthigt anzunehmen, daß er nicht ohne Grund so verfahren, und gleichwohl fällt es so schwer, diesen Grund auch nur zu ahnden. Von ihm läßt sich nicht denken, daß er geglaubt habe, es sey genug, daß eine Fabellese nur schöne Gedichte enthalte, wenn es schon nicht immer Fabeln wären.

In dem vorgesetzten Schreiben an einen französischen Gelehrten, sagt Hr. Ramler: „Daß „ich nicht unter jede Fabel den Namen ihres Verf. „gesetzt habe, ist darum geschehen, damit diejeni„gen Leser, die immer mit fremden Augen sehn, „einmahl versuchen mögen, ohne gutes oder böses „Vorurtheil zu lesen und zu urtheilen; und Ihnen, „m. H., ist an einer Menge Namen am wenigsten „gelegen, das weiß ich. Ueber dieses muß ich „Ihnen bekennen, daß einige Stücke von Verfas„sern gemacht sind, die sich den bittersten Spott „unsrer Kunstrichter zugezogen haben. Denken „Sie selbst, was ihre Namen für Wirkung ge„than haben würden!“ Auf gewisse Leser allerdings, allein diese Klasse ist weder die einzige, noch diejenige, auf die ein Mann von so bewährter und allgemein anerkannter Feinheit des Geschmacks hauptsächlich Rücksicht zu nehmen braucht. Einem andern, und gewiß besserm Theile der Leser würde mit der Hinzufügung der Namen (allenfalls auch nur im Inhaltsverzeichniß) ein wahrer Gefalle geschehen seyn. Jedem, der sich mit der Litteratur

der äsopischen Fabel beschäftigt, hätte Hr. P. Ramler hierdurch keinen geringen Dienst erzeigt, und ihm manche vergebliche Mühe erspart. Rec. der sich einer ziemlich ausgebreiteten Belesenheit in diesem Fache rühmen kann, und in keiner ungünstigen Lage für litterarische Nachforschungen ist, hat gleichwohl, alles Suchens ohnerachtet, von manchem hier aufgenommenen Stücke die Quelle nicht entdecken können. Auch angehenden Dichtern, und überhaupt jungen Leuten, denen es ein Ernst um die Ausbildung ihres Geschmacks ist, würden jene Notizen das so lehrreiche Geschäfte der Vergleichung der Originale mit den Veränderungen des Sammlers sehr erleichtert haben. Doch, vielleicht bekömmt Hr. P. Ramler den glücklichen Gedanken, zu seiner Fabellese noch einen vierten, und zu seiner Lyrischen Blumenlese einen dritten Band hinzuzufügen, und dann in einem Anhang die Namenliste der Verfasser nachzuliefern. Wie sehr sollte es uns freuen, wenn auch unsre Aufforderung und Bitte etwas beytrüge, ihn hierzu zu bewegen.

III.

III.

Poetische Blumenlese aufs Jahr 1793. Göttingen. Bey Dietrich. 250 S.

Den gegenwärtigen Jahrgang eröffnet ein neues Meisterstück des Herausgebers Heloisens Brief an Abälard frey nach Pope bearbeitet. Es war ein schweres Unternehmen mit dem Originale zu ringen, welches der Vf. vor Augen hatte; aber dieses Unternehmen ist ihm gelungen, wie ihm alles gelingt, wenn sich sein Geist ermannt und seine Kräfte sich frey, von äußern Einflüssen ungefesselt, regen. Die Fülle des Ausdrucks, der Wohlklang der Versification, der rasche Gang durch die mannichfaltigsten Empfindungen erheben diese Heroide zu der Klasse der besten Werke dieses Dichters und so mit zu dem Vorzüglichsten, was unsre Sprache in dieser Gattung besitzt. Was kann feuriger, gedankenreicher, inniger seyn, als folgende Stelle:

— Werfe sich der ganzen Welt Gebieter
Huldigend zu meinen Füßen hin;
Stolz verschmäh' ich ihn und alle Güter,
Wenn ich nur des Liebsten Holdinn bin.

Fällt dir sonst ein Name, mich zu zieren,
Freyer, süßer noch, als Holdinn, ein:

O so laß, Geliebter, mich ihn führen,
Laß mich dir, was er bedeutet, seyn!
Welch ein selig Loos, wann Seel' und Seele
Sich einander ziehn durch eigne Kraft,
Und, nur folgsam der Natur Befehle,
Liebe Freyheit, Freyheit Liebe schafft!
Allbesitzend immer, allbesessen
Labet Eins am andern sich alsdann.
Keine der Begierden darbt vergessen,
Die sich nicht in Fülle weiden kann.
Der Gedank' erahndet den Gedanken,
Ehe noch die Lipp' ihn offenbart;
Kaum entschlüpft der Wunsch des Herzens Schranken,
Als sich schon Erfüllung mit ihm paart.
Bild der Seligkeit! wenn auch hienieden
Keine Welterfahrung sonst dir glich:
Uns war deine Wirklichkeit beschieden:
Selig waren Abälard und ich. —

Nur selten stößt man auf Stellen, denen man mehr Glätte und Rundung, mehr Richtigkeit und Klarheit im Ausdruck, oder ein Wort, einen Vers weniger wünschte. Wir können uns nicht enthalten, noch eine Stelle anzuführen, welche zu den vollendetsten dieses Gedichtes gehört, und, als eine der kräftigsten Darstellungen der unbegränzten, hoffnungslosen Liebe, einen rühmlichen Platz neben der bekannten Ode der Sappho einnimmt:

Was für Herz entweihende Gebilde
Stellen sich mir allenthalben dar!
Ich mag betend wandeln im Gefilde,
Ich mag kniend beten am Altar.

Unter

Unter meiner Sehnsucht Hauch verdunkelt
Und verzehrt mein Morgenlämpchen sich;
Hell an jeder Betkoralle funkelt
Eine Thräne, hingeweint für dich;
Allenthalben stiehlt mit leisem Gange
Zwischen Gott und mich dein Bild sich hin;
Dich vernimmt in jedem Chorgesange
Das getäuschte Ohr der Schwärmerinn.
Wann vom Altar bis zum Tempelbogen
Blau die süße Weihrauchwolke schwebt,
Und sich, steigend mit den Orgelwogen,
Himmelan die frohe Seel' erhebt:
Dann zerstört auf einmal der Gedanken
Flüchtigster an dich des Festes Glanz,
Alles seh' ich durch einander wanken,
Priester, Kerze, Rauchfaß und Monstranz;
Fühle tief in einem Feuermeere
Meine Seele brennend untergehn,
Während daß in Flammen die Altäre
Und umher die Engel zitternd stehn. —

Diese Epistel ausgenommen, hat Hr. B. diesem Almanach noch ein Dutzend Gedichte einverleibt, von denen sich keines in seiner Art zu der Vollkommenheit des ersten erhebt. In dem Gedichte die Tode wird der Schönheitssinn durch einige wilde Kraftausdrücke zurückgescheucht; das Sonnet, Erscheinung betitelt, ist im Ganzen dunkel und gegen das Ende zu matt; auch das Straflied an die Gallier ist für das was es seyn soll, und was man von der Energie des Verfassers erwarten durfte, nicht kräftig genug.

Seitdem Hr. Bürger die hintangesetzte Form des Sonnets den Deutschen wieder in das Gedächt-

niß zurückzurufen und durch eigne meisterhafte Produkte in dieser Gattung zu empfehlen gesucht hat, vermehren sich die Sonnettendichter mit jedem Jahrgang des Almanachs. Und die Wahrheit zu gestehn, scheint es so übel nicht, daß der Nachahmungsgeist auf eine Form geleitet worden ist, in welcher man sich ohne Ausbildung der Sprache und des mechanischen Theils der Poesie schlechterdings kein Genüge thun kann. Die Sonnette, welche der Herausgeber in diesen Jahrgang aufgenommen hat, empfehlen sich sämmtlich von Seiten des Ausdrucks und des Wohlklangs, obgleich keines unter ihnen ist, das wir als ein vollkommnes Gedicht bewundern könnten. In der erstern Hälfte sind mehrere derselben vortrefflich; aber gegen das Ende werden sie verwirrt, gezwungen oder matt. An diesem Fehler liegen die meisten mit B. bezeichneten Sonnette krank. Was ist z. B. unerwarteter und kraftloser als der Schluß der Dämmerungsfeyer, auf welche das urceus exit vollkommen paßt? Was ist dunkler und gezwungener als die Terzette des Sonnets letzte Liebe betitelt? Was sollen in einem Dritten die Worte bedeuten:

Hört, ihr Weisen, was ihr noch nicht wißt!
Wallen Seelen in einander über,
Ists nicht Eine, die ihr Glück ermißt.

Da der Verf. die Weisen etwas lehren will, was sie noch nicht wissen, so hätte er es ihnen doch deutlicher sagen sollen.

Zum

Zum erstenmal, wenn wir nicht irren, tritt hier ein Herr Schack von Staffeld als Dichter auf, unter andern mit zwey Sonnetten, wovon das eine auf den Trümmern der Gleichen nicht ohne Verdienst ist. Der Inhalt entfernt sich rühmlich von dem gewöhnlichen Schnickschnack unsrer Almanachs Dichter, und weist auf die erhabnen Ideen von Vergänglichkeit und wahrer Größe. Dem Ausdruck aber fehlt noch viel zur Vollkommenheit. Was soll man sich bey den nackten Geistern denken, die in Schauern weilen? und wie kann es wahr seyn, daß das hangende Laub der Eschen von dem Moder umgestürzter Säulen erbleiche? Von einem Grabe sagt derselbe Dichter in diesem nemlichen Sonnett, daß das Angedenken düster in ihm schleiche, wobey man nur errathen kann, daß er ein feyerliches Bild habe ausdrücken wollen. Dieselbe gute Absicht bemerkt man auch bey dem zweyten Vers des ersten Terzetts, wo es von den Trümmern der verfallnen Schlösser heißt, daß sie auf dem Ocean der Zeiten schwimmen; ein seltsames Bild! welches der Geschmack verwirft, sobald es die Phantasie deutlich faßt. Noch müssen wir den Ausdruck die Leben scheuchen und die Härte des letzten Verses rügen: Lenke auf der Mühe schwerer Bahn, welcher außer dem Hiat und dem doppelten Reim in schwerer Bahn und leerer Wahn (in dem vorhergehenden Vers) noch den wesentlichen Mangel des unrichtigen Ausdrucks hat.

Mehrere Gedichte desselben Verfassers, zum Beyspiel der Zweifler am Grabe seines Vaters, (eigentlich eine Geisterbeschwörung) zeigen einen poetischen Geist, der aber mehr wild und unordentlich träumt als geschmackvoll dichtet. Das Colorit ist überladen und maniert; der Ausdruck dunkel, bisweilen abentheuerlich; der ganze Vortrag zu weitschweifig. In dem angeführten Gedichte werden zwey oder drey Gedanken durch vier und zwanzig Stanzen variirt. Wir führen folgende zwey (aegri somnia!) zur Probe an, in denen von der Verzweiflung die Rede ist:

Aber ach! vom Gräuelmahle wandte
Sich des Ungeheuers Gier nicht ab
Zu (?) dem offnen leichenleeren Grab;
Laurend auf die Sterbestunde, sandte
Es Betäubung, seine Schwester, nur,
Zu verfolgen der Verzweiflung Spur.

Blind und taub, in schleppendem Gewande,
Ohne Athem, mit dem Lethetrank,
Kam sie langsam näher und umschlang
Die Verzweifelung mit schwerem Bande.
Also lag ich todt bis Grabgesang
Mich in's Leben rief und Schaufelklang.

Zunächst stoßen wir auf eine Ode von Conz an die Erinnerung, die sich durch ein angenehmes, blühendes Colorit und eine leichte, harmonische Versifikation auszeichnet. Schade, daß einzelne unrichtige Ausdrücke und Bilder, einzelne Härten und Flickworte den Genuß des Lesers hin und wieder stören müssen! Einige dieser Fehler abge-

gerechnet, schienen uns folgende Strophen vortrefflich:

Die Stirn' umtanzten rosigte Phantasien;
Mir war's als stünd' ich wieder, Kostanzia
Und Zürch, an euern blauen Seen:
Magische Hände, so däucht's mir, hatten

Die Gegend umgewandelt; und wo ich stand,
Da war ich nicht: es dehnte sich vor mir aus
In unabsehbar weite Strecken,
Daß ich das Nahe nicht mehr erblickte.

Unsre Leser werden sogleich wahrnehmen, daß wir in dieser Stelle nicht alles aus Einem Grunde unterstrichen haben. Stünde müßte in stände verwandelt werden; und so däucht's mir ist hart. Warum nicht so wähnt' ich? Der Ausdruck: und wo ich stand, Da war ich nicht, ist ein glücklicher Zug des Genies, um dessentwillen wir diese Stanze vornehmlich ausgehoben haben.

Wir schlagen um und finden Eifersucht, ein Gedicht, dessen Inhalt und Ausdruck mit den zarten, edeln Gefühlen, welche das vorige athmet, einen widerlichen Contrast macht. Es ist von einem Hrn. Frank, von dem dieser Almanach noch fünf andre kleinere und größere Gedichte enthält, von denen das erste, an ein ehemahls geliebtes Mädchen, das erträglichste, die übrigen unbedeutend sind. Was kann dürftiger seyn, als der Anfang des Liebeslieds (S. 97).

O du herrlichste von denen,
Die auf Gottes Erde gehn,

Schönstes Ebenbild von Jenen,
Die des Himmels Lust erhöhn,
Deiner sollt' ich mich entschlagen? u. s. w.

Doch enthält dieses Gedicht auch einige gute Stanzen, in denen sich der Verfasser über den alltäglichen Ton erhebt, den er im Anfang angegeben hatte.

Gut versificirt sind die Frühlingslieder der Herren Liebau und Cappe; dieses ist aber auch ihr ganzes Verdienst. Die Gedanken sind so alltäglich, die Bilder so gemein, der Ausdruck so wässrig, als in den meisten Frühlingsliedern unserer jungen Dichter der Fall zu seyn pflegt. Der Gegenstand ist an sich so reich und mannichfaltig, es ist schon so viel vortreffliches darüber gesagt worden, daß jeder sich ihm gewachsen glaubt, und dieses hat eine unzählige Menge wässrige Frühlingsdichter erzeugt, deren der deutsche Parnaß gar wohl hätte entrathen können. Das Gedicht des Herrn Karl Cappe ist eigentlich ein cursus botanicus, aus dem man die Pflanzen des Frühjahrs der Reihe nach kennen lernen kann.

Ein Hr. Karl Reinhard hat zehn Gedichte von verschiednem Werthe geliefert. Das erste an Malwina hat den Fehler, daß es, außer der Schöne, an die es gerichtet ist, wohl schwerlich jemand bis zu Ende lesen wird. Unter den übrigen ist keines, dem wir unsern Beyfall ohne Einschränkung geben könnten, obgleich keines ganz verwerflich ist. Das Epigramm an die Mädchen (S. 56) und ein anderes auf den Brocken (S. 145) ge-

gedichtet, scheinen uns in Rücksicht auf den Inhalt das meiste Lob zu verdienen; und sie würden vielleicht vortrefflich seyn, wenn nicht das elegische Sylbenmaaß die Freyheit des Dichters in der Wahl des richtigen Ausdruckes beschränkt hätte. In dem erstern müßte es statt: sparet für andre die Gunst, schlechterdings heißen eure Gunst. Der letzte Vers: ob die Eine gleich oft lange so freundlich nicht war, hätte in der gegenwärtigen Zeit ausgedrückt und das Flickwort oft weggeworfen werden sollen. Nur dann erst hat der Gedanke seine vollkommne Richtigkeit: „Ihr lockt mich vergebens, ihr Schönen. Nur Eine besitzt mein Herz; obschon diese Eine lange nicht so freundlich ist als ihr.“

In einem Gedicht des Herrn (Fr. Alb. Ant.) Meyer, Lauenstein überschrieben, wird man durch Sylbenmaaß und Bilder zu sehr an Kleists Sehnsucht nach Ruhe erinnert. Indessen ist diese Beschreibung eines schönen Thals gar nicht ohne Verdienst. Nur folgende Zeilen dünken uns lächerlich:

Jetzt büßt sein Geist um zwölf Uhr in der Nacht
Wenn er die Hirtenknaben fürchtend macht.

Die zweyte, welche einzig und allein durch den Reim herbeygeführt worden ist, hat außer seiner Ueberflüssigkeit noch den Fehler, daß es ihm an dem nothwendigen Abschnitt mangelt.

Unter den Beyträgen eines andern Hrn. Meyer (F. L. W.) zeichnet sich das Schifferlied und: an mei-

nen Meister aus. Doch sind auch diese nicht von falschen Ausdrücken frey. In dem letzten müßte in der ersten Stanze: begehrte oder begehre stehn, nicht begehret, welches die falsche Zeit ist. Du, den Entfernung selbst nur zärtlicher erhalten, gibt keinen Sinn; die Entfernung könnte einen wohl zärtlicher machen; ein Freund kann auch in der Entfernung zärtlich bleiben. Aber daß er in demselben Zustand bleiben (erhalten werden) und diesen Zustand dennoch verändern soll, ist Nonsens. Und laß um diesen Wahn die Freundschaft nicht erkalten, ist undeutlich, da man nicht weiß, ob es heißen soll: diesen Wahn zu belohnen oder um dieses Wahnes willen, oder was sonst. — Der naive Ton in der Erzählung nach Boufflers, (S. 215) und in dem Savoyardenlied (S. 236) ist dem Verfasser nicht geglückt.

Der Hr. von Einem ist auch diesesmal sehr freygebig gewesen. Seine Manier ist bekannt, und sie hat sich in dem verflossenen Jahre nicht gebessert. Ein einziges von seinen dreyzehn Epigrammen: Die beyden Nachbarinnen, verdiente die Aufnahme. Von den Beyträgen eines Herrn Krome und Zimmermann schweigen wir ganz, da wir gar nichts Gutes von ihnen zu sagen wissen.

Einige Beyträge sind mit dem Namen Bajocco Romano unterzeichnet. Der verlarvte Satyr, welcher sich unter diesem Namen verbirgt, und schon in dem vorjährigen Almanach spukte, hat hier

drey

drey — Dinger: (wir scheuen uns, sie beym rechten Namen zu nennen) aufnehmen lassen, in denen er seine Galle ausschüttet, und von denen zwey unverständlich, das dritte sittenlos ist. Was ihnen an Witz abgeht, ist durch die Bitterkeit, noch mehr aber durch die Unverschämtheit ersetzt worden, mit welcher ihr Verfasser auf den Gegenstand hindeutet, über welchem er die Geißel schwingt. Dadurch also, daß der Herausgeber des Almanachs diese Beyträge aufgenommen hat, hat er zwar für die Malignität der Lesewelt sehr gut, für seine eigne Ehre aber von Herzen schlecht gesorgt.

Zum Beschluß müssen wir noch der Gedichte des Herrn Menschenschreck Erwähnung thun. Es ist so öffentlich gesagt und geschrieben worden, daß diese Gedichte dem Herausgeber des Almanachs zugehören, und ihr Verfasser ist selbst so wenig bemüht gewesen, sich vor den Augen des Publikums zu verbergen, daß es kindische Ziererey von uns seyn würde, in diesem Punkt die Unwissenden spielen zu wollen. Diese Gedichte haben sämmtlich — dieß zeigt ihr ganzes Gepräge — eine individuelle Beziehung. Sie werden für den größten Theil der Leser — nemlich alle diejenigen, welche die besondere Lage, Verhältnisse und Schicksale ihres Verfassers nicht kennen — weder Sinn noch Interesse haben; und der kleinere Theil derjenigen, welche so glücklich sind, in diese Geheimnisse eingeweiht zu seyn, werden sie zwar als einen Beytrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens nicht für unwichtig halten, aber schwerlich wird eines

derselben einem unbefangenen Leser den Genuß verschaffen, welchen ein Produkt der schönen Kunst zu verschaffen beabsichtigt. Fünf oder sechs dieser Gedichte sind gegen die Rezensenten des Verfassers gerichtet, und er schlägt auf diese, in seinen Augen so verabscheuungswürdige Menschenart mit einem so blinden Ungestüm los, daß er die Peitsche über jeden schwingt, den er von dem schändlichen Laster, seine Meinung über Werke des Geistes sagen zu wollen, angesteckt glaubt. Aber hier geht es Hrn. Bürger leider nicht besser, als jenem fabelhaften Lykurg — ein warnendes Beyspiel für jeden, der die Eingebungen seiner Leidenschaften für die Eingebungen eines Gottes im Busen hält! — und die Streiche, welche er seinen Feinden zugedacht hat, fallen auf seinen eignen Rücken. In der Fabel vom Vogel Urselbst hat sich die Kritik, für die Verachtung, mit welcher ihr der Dichter begegnet, augenscheinlich gerächt. So scharf er seinen Bogen spannt und so gut er sein Ziel gefaßt zu haben glaubt, so gehn seine Pfeile dennoch in den leeren Raum, denn das Ziel, auf das er sie richtet, ist ein Phantom seiner Einbildungskraft *).

*) Hr. Bürger hat für gut gefunden, auf die Gründe seiner Rezensenten mit hämischen Spott und persönlichen Anzüglichkeiten zu antworten. Seine Anspielungen sind nicht versteckt, und man sieht, wie gewiß er seiner Sache zu seyn glaubt. Indessen können wir ihm nicht verbergen, daß er sich irrt, und daß der Verfasser der Rezension seiner Ge-

Wir haben der Fabel vom Vogel Urselbst als eines Beyspiels erwähnt, was für ein schlechtes Surrogat der Begeisterung die Auswallung der Eitelkeit, des Unwillens und jeder Art von Leidenschaft sey. Wir wollen unsern Lesern den Plan dieser Fabel vorlegen, um sie den Werth derselben beurtheilen zu lassen.

Der Vogel Original oder Urselbst war der Liebling eines Genius. Ein kranker Uhu sah seinem Fluge zu und rufte, das Flügelpaar, welches der Genius dem Urselbst geschenkt hätte, trüge ihn zwar hoch und weit, aber sein Flug sey gleichwohl

Gedichte in unserer Bibliothek ein ganz anderer ist, als der, welchen Er dafür hält. So ungewiß und trügerisch sind die Eingebungen des Dämons der Eigenliebe, eines sehr irdischen Poltergeistes, der aber eingenommenen Augen bisweilen in der Gestalt einer himmlischen Muse erscheint! Dieser nemliche trügerische Dämon hat Hrn. B. ebenfalls eingegeben, daß nur Ein Mensch etwas an seinen Gedichten zu tadeln finden könne, und daß alle seine übrigen Tadler nur das Echo dieses Einen seyn müßten. Der erste Abschnitt unsrer Rezension, welcher sich über den ersten Theil der bürgerischen Gedichte verbreitet, erschien acht volle Monate vor der jenaischen Rezension, welche Hrn. Bürger, wie aus seiner gründlichen Vertheidigung erhellt, so sehr erbitterte, daß er von nun an allen Priestern der Kritik und, wie es fast scheint, der Kritik selbst, einen unaustilgbaren Zorn schwur.

Hr.

nicht schön. Kaum hatte der Uhu dieses gesagt, als der Papagey es nachrufte; und diesem Beyspiel folgten auch die Hühner und Gänse nach.

Was thut nun der Urselbst? Ohnerachtet er sich mit keinem andern Vogel paart, sondern immer allein kreißt, geht er diesesmal doch zum Uhu und fragt ihn: wie er es meynt? Der Uhu antwortet, er müsse sich vor allen Dingen einige Schwungkiele ausziehn, womit ihn der Genius begabt habe. Der Ur-

Hr. B. hält öffentliche Vorträge über die Aesthetik — und macht dem Geschmack, das Recht über Werke des Geschmacks, wenigstens über seine Gedichte, zu urtheilen streitig. Er leugnet die Existenz der Regeln und somit die Existenz des mechanischen Theils der Kunst, — und schreibt *in Versen!* — Da sich Hr. Bürger-Menschenschreck zur Bekräftigung seiner heterodoxen Meinungen auf den *Horaz* berufen zu können glaubt (S. 241), so wollen wir ihm eine Autorität desselben Dichters entgegensetzen, von der wir nicht zweifeln, daß unsre Leser sie passend finden werden:

— — ego nec studium sine divite vena
Nec rude quid prosit video ingenium, alterius sic
Altera poscit opem res, et conjurat amice.
Qui studet optatam cursu contingere metam;
Multa tulit fecitque puer: sudavit et alsit:
Abstinuit Venere et vino — —
Nunc satis est dixisse: Ego mira poëmata pango!!!

Urselbst vergißt hier zum zweytenmal, daß er Urselbst ist, und — folgt. Aber jetzt fällt es ihm ein, daß er noch nicht hinlänglich unterrichtet ist. Der Uhu setzt also seinen Unterricht fort; und der Urselbst macht Einwendungen, die sein Lehrer nicht beantworten kann.

Der Urselbst, der nun Unrath roch,
Sprach: Hätt' ich meine Kiele noch!
Verlohr von nun an nicht ein Wort;
Und zog mit mattern Schwingen fort.

Unsre Leser freuen sich vielleicht, den Urselbst zu seinem Charakter zurück kehren zu sehn? Nur nicht zu früh. Dieser seltne Vogel hat unter andern Eigenthümlichkeiten auch die, daß er durch Schaden nicht klug wird. Nachdem er bey dem Uhu keinen hinlänglichen Trost gefunden hat, fliegt er, nicht etwa zu dem Genius, dessen Liebling er ist, sondern schnurstracks zum Papagey, der, wie wir oben gesehn haben, den Tadel des Uhu wiederholt hatte. Hier wird ihm der Rath ertheilt, sich die deutschen Federn auszutupfen und die leeren Lücken mit bunten und krausen Blümchen auszufüllen. Wie gesagt so gethan. Der Urselbst folgt und sein Flug geht nun noch lahmer fort.

Das Maaß seiner Thorheiten voll zu machen, zieht er endlich die Hühner und Gänse zu Rathe. Sie sagen ihm, er müsse werden, wie sie, und sich demnach jeden Genialkiel ausziehn. Der Urselbst bleibt sich auch hier gleich. Er riß sich Kiel

bey

bey Kiel heraus, Und ach! mit seinem Flug war's aus.

In diesem Elende fleht er zu seinem Genius empor. Der Genius liest ihm, wie recht und billig, die Moral, warnt ihn vor den Kegelbuden, und gibt ihm endlich seine Flügel wieder, unter der Bedingung, sich an seine vorigen Rathgeber nie mehr zu kehren.

Mit dieser glücklich erfundenen, wohl zusammenhängenden Fabel glaubt Hr. Bürger seine Rezensenten ad absurdum gebracht zu haben!!!

IV.

Musenalmanach für 1793. Herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg bey Bohn. 187 S.

Die vorzüglichsten Dichter, welche zu diesem Almanach Beyträge geliefert haben, sind, außer dem Herausgeber, Pfeffel, der Graf L. von Stolberg, von Salis, Matthison, Gleim, Ebert und Halem.

Die meisten Beyträge des Herausgebers sind Uebersetzungen. Die Elegie auf den Tod eines Papageyen, nach Ovid, hat das Verdienst einer leichten, fließenden Versification, und das elegische Sylbenmaaß, welches unsern Dichtern so selten gelingt, scheint den Verfasser nicht gehemmt zu haben. Nur an einigen Stellen

hätten

hätten wir gewünscht, daß der Sprache weniger Gewalt angethan wäre. Die Stimme, mancherley Tönen geschmiegt, möchte wohl eben so wenig deutsch seyn, als die Form Gevögel, erdunkeln, und der Ausdruck sein buntes Gefieder entrollen von dem Pfau, der seinen Schweif ausbreitet. Unter den aus der griechischen Anthologie entlehnten Epigrammen scheint uns die Quellnymphe an den Wanderer das vollendetste. Diesem würden wir das auf den Frosch (S. 36) zur Seite setzen, wenn es uns nicht an Götzens vortreffliche Nachbildung erinnert hätte. Unsre Leser mögen beyde vergleichen. Wir setzen die Voßische Nachahmung zuerst:

Diesen ehernen Frosch, auf steinerner Säule gebildet,
 Weiht ein Wanderer euch, rettende Nymphen zum Dank.
Ihm, der in Staub und Hitze verschmachtete, zeigt' er im Thale
 Hier mit quakkendem Ruf euern erfrischenden Quell.

Götz.

Dir stets trunkener Frosch, dir Cantor und Spielmann der Nymphen,
 Setz' ich, was ich gelobt, diese Statüe von Erz.
Irrend, vom Schatten der Nacht umgeben, vom Durste gepeinigt,
 Hört' ich deine Musik aus dem Geröhre des Pan;

Folgte

Folgte der Orgel, die du in deinem wässernen Tempel
Rüstig spieltest, und fand seelenerquickendes Naß.....
Bist du kein Genius, bist du kein Gott, so war mir doch deine
Stimme Jupiters Stimm', und ein Orakel Apolls.

Im Knecht Ruprecht, nach dem Englischen, ist Ton und Sylbenmaaß dem Gegenstand vollkommen angemessen, und das ganze Lied trägt das Gepräge des Voßischen Geistes, dem diese Gattung der Volkspoesie so vorzüglich gelingt. In dem Rundgesange beym Bischoff stimmen die ersten Strophen nicht mit dem Ton des Ganzen zusammen, welcher feurig und edel ist. Der Dichter feyert die Entstehung des Bischofs und führt sie auf das graue Alterthum zurück, so wie Ramler in seinem vortrefflichen Liede über die Erfindung des Punsches that. Aber etwas allzuweit und über die Grenzen der poetischen Wahrscheinlichkeit hinaus hat den Dichter seine Begeisterung geführt, wenn er aus dem Einfluß dieses Getränkes die erhabensten Tugenden herleitet:

Wie frischem Morgenthau entsproßte
Ein edleres Geschlecht,
Und strebte, stark vom Göttermoste,
Für Wahrheit und für Recht.
Bald huben sich Timoleone;
Vom Arm der Brutus und Katone
Ward Herrschertrotz gerächt.

Also

Also hat der Bischof die Revolutionen zu Syrakus und Rom gemacht!

Unter Hrn. Pfeffels Beyträgen sind zwey Romanzen von geringen Werthe. Desto schätzbarer sind die kleinen Erzählungen und Fabeln, womit er diesen Almanach beschenkt hat. Einige derselben beziehn sich auf seinen Lieblingsgegenstand, die Toleranz; die übrigen sind aus der Betrachtung des gegenwärtigen Zustands von Frankreich entstanden. Man wird die Werke dieses Dichters immer mit Vergnügen lesen, wenn auch die Kritik mit ihrer Form und Einrichtung nicht immer vollkommen zufrieden seyn sollte. Sie sind die Ergießungen eines edeln, wohlwollenden, der Tugend auf das eifrigste ergebnen Herzens.

Diese Innigkeit der Empfindung vermißt man in den hier eingerückten Gedichten des Grafen von Stollberg. Die Oden auf Raphael und Michael-Angelo sind Produkte einer kalten Begeistrung, obgleich die Form auf ein lebhaftes Feuer der Imagination schließen lassen soll. Dasselbe müssen wir von der Ode auf Emiliens Bildniß sagen, aus welcher wir folgende, höchst originale Stelle ausheben:

Nur in heiligster Stunde
Heiligstem Augenblick
Stralet das innere Du
Lebend dem inneren Ich,
Stralet das innere Ich
Lebend dem inneren Du!

Das

Das Lied (S. 18) zeichnet sich durch einen gefälligen Ton und eine höchst harmonische Versification aus; aber der Plan hat keine Einheit und die Gedanken wenigen Zusammenhang. Einmal sinkt der Dichter in seinem Streben nach Naivetät zur Trivialität herab; seine Muse

Ist ein wunderbares Mädchen,
Kommt und gehet, wie sie will,
Sitzt an ihrem Zauberrädchen,
Aber sitzet selten still.

Ein Lied von Salis auf das Mitleiden gehört unserm Gefühl nach zu den schönsten Stücken dieses Almanachs. Es ist reich an ästhetischen Ideen, voll edeln Gefühls, und einer dem Stoff angemessenen, reizenden Sprache gedichtet. Der Versbau, wie man von diesem Dichter gewohnt ist, ist reich und harmonisch. Etwas mehr Sorgfalt in Zusammenstellung der einzelnen Bilder und in der Wahl einzelner Ausdrücke würde dieses Lied zur Vollendung gebracht haben.

Von Herrn Matthisons Beyträgen stehen einige *) schon in der neuesten Ausgabe seiner Gedichte. Sie sind sämmtlich in seiner bekannten Manier. Eine Schilderung drängt die andere; alles wird ausgemahlt und der Phantasie, wie auf einer Leinwand, vorgestellt. Aber die schönste Landschaft ist dem lyrischen Dichter nur in so fern ein

*) Vielleicht alle. Die Sammlung seiner Gedichte ist uns jetzt nicht zur Hand.

ein brauchbarer Stoff, als sie Empfindungen erweckt, und um diese mitzutheilen, wird das kleinliche Detail selten nothwendig, weit öfterer nachtheilig seyn. Wir sind indeß weit entfernt, die Beschreibung der leblosen Natur aus dem Gebiet der Dichtkunst ausschließen zu wollen; aber wir sind überzeugt, daß der poetischste Gebrauch derselben derjenige ist, wo sie zu Belebung abstrakter Begriffe und zur Versinnlichung unaussprechbarer Empfindungen dienen. Herr Matthison kennt auch diesen Gebrauch derselben: aber er hat sich zu sehr in seine poetische Mahlerey verliebt, um so sehr und so oft Dichter zu seyn, als er könnte.

Einige sehr artige Kleinigkeiten von Gleim-Anakreon, der seinen silbergrauen Scheitel noch immer mit Rosen umkränzt, erwähnen wir nur; so wie ein etwas weitschweifiges, aber munteres Gedicht eines andern Greises, des fröhlichen Ebert.

Unter fünf Gedichten des Hrn. von Halem, die er zu diesem Almanach beygetragen hat, ist Gretchens Warnung und der Gondoliergesang, beyde in Rücksicht der musikalischen Anlage, das Beste, obgleich noch lange nicht vorzüglich. Es herrscht in ihnen, wie in den meisten Werken desselben Verfassers eine gewisse Nüchternheit, welche von der weisen, einem Dichter zu empfehlenden Enthaltsamkeit sehr verschieden ist. Diese Nüchternheit ist höchst auffallend in dem Klaggesang nach der Schlacht, wo, bey der einmal gefaßten oder entlehnten glücklichen Idee, die Ausführung bewundernswürdig dürftig gerathen ist.

Die Elegie nach Pope von Hrn. Spalding hat den einzigen Fehler, den eine Elegie nach Pope nicht haben sollte, den eines steifen Ausdrucks, einer harten Versification und einer etwas altfränkischen Sprache. Wir setzen zur Probe den Schluß hieher:

Der Dichter fällt, wie, dem er Leben gab und Ruhm,
Taub das gepriesne Ohr, der Mund voll Wohllaut stumm.
Auch, dem nun schmilzt die Seel' in Trauermelodien,
Auch er heischt Thränen bald, wie er sie dir geliehen.
Dann im geschloßnen Aug' erlischt dein Angesicht,
Dann erst im Herzen ihm, das matt aufröchelnd bricht.
Des Lebens eitles Thun, Ein Seufzer noch! zerstiebet:
Vergessen ist die Mus' und du nicht mehr geliebet.

In diesen Zeilen ist keine einzige tadelfreye Construction und keine Ahndung von Popens natürlichem, ungesuchtem Ausdruck. Welches Ohr aber kann folgende Verse ertragen?

Herab der Engel und || der Götter groß Vergehen;
Sie die vom Himmel in || verwandte Seelen sprüht. — —
Die Häupter einmal aus || des Leibes Kefícht heben. — —
Den Finger deutend aus; Sieh her, das sind sie, denen —

Ein

Ein kleines, niedliches Lied von Overbeck, Verlegenheit betitelt, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehn. Die Anmuth, Feinheit und Naivetät, die in demselben herrscht, verführt uns, es zum Vergnügen unsrer Leser ganz hieher zu setzen:

O! was ich armer Knabe
Erdulden muß!
Es streiten sich zwey Mädchen
Um meinen Kuß.
Der einen strahlt das Auge
Voll Götterkraft;
Die andre blickt so freundlich,
So mädchenhaft.

Die eine spricht, und Feuer
Durchströmt das Blut;
Die andre schweigt, so banget
Des Herzens Muth.
Die eine fragt mit Hoheit
Kind, liebst du mich?
Die andre lispelt zärtlich:
Ich liebe dich!

O für mich armen Knaben
Welch' schwerer Streit!
Ich will sie beyde küssen,
Aus Schüchternheit;
Und sagen zu der einen:
Der Kuß ist dein!
Und sagen zu der andern:
Der Kuß ist mein!

— k —

V.

Vermischte Nachrichten.

Holländische Litteratur.

Jacob en zes boeken: door M. *G. Paape.* Doordrecht. 1791. 8. Ein Hirtengedicht, von dem der Patriarch Jakob der Held ist. Geßner hat mehrere nicht ganz unglückliche Nachahmer in Holland gefunden, und es ist gewiß, daß die Sprache dem simplen Styl, den diese Gattung von Gedichten erfordert, sehr angemessen ist. Die einzige Stelle, in der der Vf. sich von dieser Simplicität entfernt, ist ein Traum Jakobs, der ihm alle Schicksalswechsel seines Stammes prophetisch zeigt, und gerade diese Stelle ist ihm von allen am wenigsten geglückt.

De moderne Helicon, een Gezicht, van *Arend Fokke Simon's Son.* Amsterdam. 1792. 70 p. 8. Dieser Schriftsteller hat mehr Witz im Schlaf, als mancher Autor sich im Wachen rühmen kann. Der Gott des Traums versetzt ihn an den Fuß des Parnassus, den Apoll, aus Mitleid mit den geringen Kräften der neuern Barden, in einen niedrigen Hügel verwandelt hat. Hier findet er den Gott der Dichtkunst, der aus Noth ein Handelsmann worden, und ein Waarenlager von poetischen Materialien und Maschinen zum Kauf und auf Miethe hält. Die Untersuchung des Vor-

rat

raths, die der Träumer in Gesellschaft des Gottes vornimmt, gibt ihm Gelegenheit, den falschen Geschmack einiger seiner Landsleute lächerlich zu machen. In den meisten Urtheilen verräth der Verf. Witz und Geschmack, und viele leiden vollkommen auf die Dichter anderer Nationen, auch der unsrigen, die so oft Ziererey für Schönheit und Bombast für Erhabenheit nehmen, Anwendung.

Prys-verhandeling over de vereischten in eene levens-beschryving van de dichteren &c. Van M. *I. F. Vereul.* Amsterdam 1791. gr. 8. Diese Abhandlung hat den von der Leydner Dicht- und Sprachliebenden Gesellschaft mit dem Wahlspruch: Kunst woordt door arbeid verkreegen, der besten Abhandlung über die Erfordernisse einer Biographie der Dichter verheißenen Preis davon getragen. Der Verf. geht von der Bemerkung aus, eine Biographie dürfe kein Panegyr seyn: sie müsse dem Manne, von dem sie spricht, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber nichts mehr als Gerechtigkeit. Wenn sie wahrhaft lehrreich werden soll, so muß zuförderst angegeben werden, in welcher Periode des Lebens und unter welchen Umständen das Talent des Dichters sich zuerst entwickelt, durch welchen Gegenstand es hervorgelockt, und woran es sich zuerst geübt hat. Zweytens, was für Mittel dazu beygetragen, seine Anlagen auszubilden, und was für Muster er sich gewählt. Drittens muß seine Manier charakterisirt, und die Gattungen angegeben werden, die er vorzüglich liebte, und worin er am glücklichsten war.

Viertens muß ein räsonnirendes Verzeichniß der Werke des Dichters geliefert, und die Schönheiten, die als Muster dienen können, müssen, so wie die Fehler, vor denen man sich zu hüten hat, genau angegeben werden. Endlich muß das Verdienst seiner Arbeiten in Rücksicht auf die Sprache geprüft und bestimmt werden, in wie fern sie durch dieselben gewonnen hat. Alle diese Punkte sind in gegenwärtiger Abhandlung so gut, und so zur Zufriedenheit der Gesellschaft auseinander gesetzt worden, daß sie beschlossen hat, dieselbe als Einleitung vor ihre Sammlung von Biographien niederländischer Dichter nochmahls abdrucken zu lassen. Der erste Band dieser Sammlung ist bereits erschienen und enthält die Biographien von Philipp van Marnix, Sybrand Feitema, und Arnold Hogulied, mit ihren Portraits geziert. Der zweyte Band, der nächstens ans licht treten wird, soll die Lebensbeschreibungen der Dem. Elis. Koolart (v. Hrn. v. Limburg) des Gerard Brand und Adrian von Royen beyde von Hrn. Brender enthalten.

De wêdergevonden Vader, Drama en 3. A. van *P. T. H.* Utrecht, Amsterdam. 1791. 8. Bey der Einnahme der Bastille ward ein Hr. Tavernier aus einem Kerker befreyt, in welchem er dreyßig Jahre geschmachtet hatte. Es findet sich, daß dieser unglückliche Greis der Vater der Gattinn eines Hrn. Bertrand ist, der Theil an dieser Eroberung genommen hatte. Seine Kinder nehmen ihn als Vater auf. Dieß ist der Stoff dieses kleinen rührenden Schauspiels,

das

das gut geschrieben und nicht ohne Interesse ist.

Dichtmengelingen door O. Porjeere, rastend Pred. van Alkmaar. Amsterdam 1792. 8. Hr. P. ist in Holland schon durch seine 1788 erschienene Zanglievende Vitspanningen als Dichter vortheilhaft bekannt. Die hier gelieferten Gedichte sind, wie die in der vorigen Sammlung, meistens moralischen und geistlichen Inhalts: doch gehören auch einige zur beschreibenden Gattung. Zwölf Sonnette. Auch die Holländer suchen diese lang vernachlässigte Dichtform wieder hervor.

De Bonheurs uit de Mode, boertig Heldendicht in drie Zangen door Mr. *E. I. B. Schonek.* Haerlem 1792. 8. Eine nicht ganz mislungene Nachahmung des Popischen Lockenraubs, von dem ohnlängst ein Hr. Boddaert eine gute poetische Uebersetzung herausgegeben hat.

Von Forsters Ansichten am Niederrhein ist der erste Theil in einer holländischen Uebersetzung erschienen: Reisen van G. Forster 1. Deel. Haarlem Plaat. 1792.

Godengesprekken naar het Hoogduitsch van Wieland, Utrecht en Rotterdam. 1792. Diese Uebersetzung der Wielandischen Göttergespräche ist nicht vollständig, sondern enthält nur die vier letzten Gespräche des Originals, die Bezug auf die französische Revolution haben.

Von der Uebersetzung von Engels Mimik ist nun auch der zweyte Theil erschienen. — Von

Grabners Briefen über die vereinigten Niederlande (s. diese Bibliothek 47. B. 1. St. S. 119.) wird von Haarlem aus eine holländische Uebersetzung mit Verbesserungen und Zusätzen von dem Verf. angekündigt.

In Nr. 199. des Haarlemer Algemene Konst en Letter Bode von diesem Jahre lesen wir ein ausführliches Schreiben über die Niederländischen poetischen Gesellschaften. Der Vf. wirft die Frage auf: woher es doch komme, daß die Schriften dieser Gesellschaften in den Recensionen so übel wegkommen, und ob die Ursache dieser nachtheiligen Urtheile in der schlechten Beschaffenheit dieser Poesien, oder in der Partheylichkeit und Unkunde der Kunstrichter liege? Er ist offenherzig genug zu gestehen, daß die Schuld mehr an den Dichtern, als an ihren Beurtheilern liege. Er zeigt sehr gut, wie es zugehe, daß die Schriften dieser Gesellschaften fast nichts als mittelmäßige Produkte enthalten, und daß die ausgesetzten Preise nichts weniger als die guten Absichten ihrer Stifter erreichen. Er thut Vorschläge zu einem zweckmäßigern Verfahren, und verspricht sich vorzüglich viel davon, wenn diese Gesellschaften, vornämlich die in Leyden, Rotterdam, Amsterdam und dem Haag sich vereinigen und künftig nur Einen gemeinschaftlichen Körper bilden wollten. Hierinne aber können wir nicht seiner Meinung seyn. Es ist und bleibt ein Wahn, wenn man hoft, durch gesellschaftliche Verbindungen und Preise der Poesie einen wesentlichen Vortheil zu verschaffen und gute Dichter zu bilden.

Die-

Dieser Zweck ist auf diesem Wege noch zu keiner Zeit und bey keiner Nation erreicht worden. Diese künstlichen poetischen Pflanzgärten haben Versemacher und Reimer die Menge, nie aber einen großen Dichter hervorgebracht. Es wäre ein sehr kindisches Vorurtheil, wenn man behaupten wollte, daß in Holland nie große poetische Genies auftreten könnten. Das goldne Alter der niederländischen Poesie wird gewiß auch erscheinen: ehe dieß aber geschieht und geschehen kann, muß noch manche große Revolution in dem Geist, der Denkungsart und der ganzen Lage der Nation vorhergehn, die einzig und allein das Werk der Zeit und der Umstände seyn kann, die aber poetische Gesellschaften und Preisaufgaben weder beschleunigen noch aufhalten werden.

Die Amsterdammer poetische und gelehrte Gesellschaft (Dicht- en Letteröeffenend Genootschap) hat an ihrem jährlichen Versammlungstage (den 8. May 1792) eine goldene Medaille, 30 Duk. an Werthe, und überdieß noch 20 Dukaten auf die beste ästhetische Abhandlung über das Heldengedicht, den Messias (Ene dichtkundig-wysgerige beoordeling van Klopstocks Messias) gesetzt. Die Abhandlungen können auch in hochdeutscher Sprache geschrieben werden, nur muß man sich der lateinischen Schriftzüge bedienen. Sie müssen vor dem ersten December 1793 an den Sekretär der Gesellschaft, Hrn. G. Brender à Brandis in Amsterdam, postfrey eingesendet werden.

Aus einem Brief Leyden den 26. April. „Vergangene Woche ward in der hiesigen Peterskirche das Denkmahl, das dem berühmten P. Camper sein Sohn errichten lassen, aufgestellt. Es besteht aus einem Brustbild auf einem einfachen Fußstück in einer Nische. Das Piedestal hat keine Verzierung, als eine Inschrift mit dem Namen, dem Geburts- und Sterbetage des großen Gelehrten. Alles ist von weißem Marmor, und das Brustbild von dem Bildhauer A. Zinzenis in Amsterdam vortrefflich ausgeführt. Wie ich höre, so wird Hr. Vrydag eine Abbildung dieses Denkmahls, nach der Originalzeichnung des Hrn. Zinzenis, in Kupfer stechen ꝛc.

Französische Litteratur.

Le guide des jeunes gens de l'un et de l'autre sexe, à leur entrée dans le monde, pour former le jugement, le coeur, le gout et la santé, par le *D. Retz.* 1792. 2 voll. 352 et 348. p. 18. Eine Reihe kurzer Aufsätze in alphabetischer Form über die wichtigsten Gegenstände der auf dem Titel genannten Materien, die von Nachdenken, Beobachtungsgeist und vieler Erfahrung zeugen. Aus folgender Stelle, aus dem Artikel Beredsamkeit, kann man sich einen ohngefähren Begriff von der Ausführung machen: „La veritable éloquence, sagt Hr. R. suppose l'exercice du génie et la culture de l'esprit: elle est bien différente de cette facilité naturelle, qui n'est qu'un talent, une qualité accordée a tous ceux dont les pas-

passions sont fortes, les organes souples et l'imagination promte. Ces hommes sentent vivement, s'affectent de même, le marquent fortement au dehors et par une impression purement mécanique ils transmettent aux autres leur enthousiasme et leurs affections. C'est le corps qui parle au corps; tous les mouvemens, tous les signes concourent et servent également. Que faut-il pour émouvoir la multitude et l'entrainer? Que faut-il pour ébranler la plupart des hommes et les persuader? Un ton véhément et pathétique, des gestes expressifs et fréquens, des paroles rapides et sonnantes; mais pour le petit nombre de ceux dont la tête est ferme, le goût délicat, le sens exquis, ils comptent peu sur le ton, les gestes et le vain son des mots; il faut des choses, des pensées, des raisons; il faut savoir les presenter, les nuancer, les ordonner, il ne suffit pas de frapper l'oreille, et d'occuper les yeux, il faut agir sur l'ame et toucher le cœur en parlant à l'esprit." Aus dieser und mehrern ähnlichen Stellen sieht man, daß der Verf. auf die gegenwärtige Lage der Dinge in Frankreich Rücksicht genommen hat.

Les Prémices d'Annette, par M. *de Se*... Cap. d'inf. Londres et Lausanne. 1792. 167. p. 12. Ein komisch-prosaisches Gedicht in zehn Gesängen. Wir müßten uns sehr irren, wenn der Vf. nicht unsere deutsche Wilhelmine gekannt und vor Augen gehabt hätte. Die Fabel ist, wie in dem deutschen Gedicht, äußerst simpel und doch interessant. Nur in der Ausführung und den Details steht der Franzose weit zurück. Er häuft die Zierrathen, zumahl die Gleichnisse, zu sehr; sie

sie sind meistens verbraucht, und, was noch schlimmer ist, selten treffend. Nur Ein Beyspiel, wie übel der Vf. seine Gleichnisse oft anbringt, und wie unzweckmäßig er sie häuft. Annette, die Heldinn der Geschichte, fühlt in ihrem jungen Herzen die Allgewalt der Liebe. Die Gedanken an ihren Olivier verdrängen nach und nach die Gebete, die Meditationen und geistlichen Uebungen, die vorher alle müßigen Stunden ausgefüllt hatten. „C'est ainsi que les événements de la vie dirigent ou font changer nos sentiments, c'est ainsi que la fureur succeda à la tendresse dans le cœur de la femme de Putiphar, quand elle trouva Joseph insensible à ses propositions. C'est ainsi que la joie bannit la douleur de l'ame d'Ester, quand elle vit Aman attaché à la potence preparée pour Mardochée.“ Die Schilderung der gewaltsamen Plane des Mönchs auf Annetten im 7. Ges. dünkt uns mit zu geringer Schonung des Anstands entworfen. Glücklich hingegen scheint uns die Mittelstraße in dem Gemälde getroffen, von dem der Titel hergenommen ist. (9. Ges.) Das verliebte Paar hat sich nach einem kleinen Zwist versöhnt: „L'Amour jetta sur eux un règard aussi gracieux que malin. Ce Dieu qui veille du haut de la voute azurée à ce qu'aucun des humains ne lui derobe ses hommages, qui se transporte dans un clin d'oeil de l'un à l'autre pôle, en lançant de tous côtes ses traits inepuisables: ce dieu trouve que le couple heureux qui orne son empire, marche d'un pas trop lent vers ses autels. Il envoie vers lui le desir et la volupté, qu'il detache, de la foule immortelle qui le suit, et leur

défend

défend de s'y rejoindre avant que les deux amans n'aient consommés leur sacrifice. Ces messagers divins volent à l'instant auprès d'eux, et leur font eprouver la crainte la plus vive de s'être affligés. Ils animent leurs caresses, échauffent leurs cœurs, et leur font éprouver une emotion qu'ils n'avoient jamais ressentie. Oliviér, en témoignant ses régrets à Annette, en l'entretenant du repentir le plus tendre, sent un feu circuler dans ses veines: son ame lui semble prête à s'exhaler, ses baisers sont de feu. Son amante éprouve les mêmes sensations, elle se livre aux mêmes transports, ou plutôt elle les partage, Habituée à ne se refuser à aucune de ses caresses, lesquelles n'avoient jamais allarmés son innocence; émue de son mecontentement et plus encore de l'excès de son repentir; elle ne sait s'opposer à aucune de ses entreprises. Elles redoublent peu à peu; la modestie, la pudeur, colorent ses joues du plus bel incarnat, et lui font faire des vains efforts pour les arréter. Ses larmes coulent, ses forces l'abandonnent; celles d'Olivier redoublent avec son audace. Bientôt ils sont tous les deux dans un délire enchanteur, dans une ivresse délicieuse: leur ames sont confonduës. Les genies d'Olivier et d'Annette, au comble de leurs vœux, célebrent cette heureuse l'union; ils expriment la joie la plus vive. Ils semblent fixer les doux zéphirs sur ces amans par les battements de leurs ailes azurées, par leurs danses invisibles et lègeres: semblables à ces insectes légers qui dansent et voltigent en groupe dans les airs, pour temoigner la joie des beaux jours qui les rassemblent. Le desir et la volupté après avoir rempli leur mission, s'envolent auprès de l'amour, et laissent Olivier et Annette dans un charmant abandon. Ils réviennent à

eux

eux par des soupirs, des larmes, des mots entrecoupés. Tout à coup ils se levent comme animés du même esprit; ils invoquent l'Etre suprême, et se donnent une foi mutuelle dans sa présence; ils se prosternent devant lui, et le prennent à temoin de leurs sermens."

Mémoires secréts de Mde. de Tencin, ses tendres liaisons avec Ganganelli, ou l'heureuse découverte relativement à d'Alembert; pour servir de suite aux Ouvrages de cette femme estimable. Par Mr. l'Abbé *Barthelemi*. 1792. I. II. Partie. 142. 123 p. 8. Man braucht nur ein paar Blätter in dieser Broschüre gelesen zu haben, um vollkommen überzeugt zu seyn, daß ein ungenannter Scribler den ehrwürdigen Namen Barthelemi's auf das unverantwortlichste gemißbraucht hat, seiner elenden Rhapsodie Käufer zu verschaffen. Wie tief müßte B. gesunken seyn, wenn auch nur Eine Seite dieser Schreiberey aus seiner Feder hätte fließen können! Die Nachrichten von dem zärtlichen Verständniß der als Schriftstellerinn vortheilhaft bekannten M. de Tencin mit dem edlen Ganganelli ist ein läppischer Roman, der nicht einmahl eine leere Sage vor sich hat. Eben so wenig erwarte man von der glücklichen Entdeckung den berühmten d'Alembert betreffend. Der Ungenannte behauptet, ohne allen Beweis, er sey ein unehlicher Sohn jener Dame und des Verf. der malheurs de l'amour, du Siege de Calais, du Comte de Comminges (als wenn diese Schriften von

Einem

Einem Manne herrührten!) Auf der folgenden Seite wird ein gewisser Landedelmann, ein Mr. de Bouquéron als Vater desselben angegeben, und eben so grundlos. Die mitgetheilten Briefe, die angeblich zwischen d'Alembert, Voltaire, Friederich d. G. gewechselt worden seyn sollen, sind eine eben so kopflose Erdichtung, wie sich bey dem ersten Blick auf sie zeigt. d'Alembert schreibt hier Voltairen unter andern: Serez vous donc toujours l'adulateur du vice? abandonnerez-vous bientôt votre langage cynique et revoltant? und Voltaire antwortet wie ein demüthiger Schüler: Excusez ma faiblesse et la petitesse de mes passions .. Les bévues de l'ignorance sont assez l'appanage d'un homme qui veut tout embrasser!!! Wie verlegen der Compilator gewesen seyn muß, die Bogen zu füllen, sieht man daraus, daß er die allgemein bekannte Erzählung les Ceriles (die er ohne allen Grund dem Dorat abspricht) und andere poetische und prosaische Stücke, deren im Vorbeygehn erwähnt wird, von Wort zu Wort abdrucken ließ.

Mélanie ou la Religieuse, drame en trois actes et en vers. Nouvelle édition. Paris Didot. 1791. 8. Dieses Trauerspiel, das durch die vortreffliche Gottersche Bearbeitung (Marianne) auch in Deutschland allgemein bekannt worden ist, erschien zuerst 1770 im Druck. Acht Jahre nachher machte der Dichter beträchtliche Verbesserungen und Zusätze zu demselben, und nahm es so in einer vollständigen Sammlung seiner

ner Werke auf, die 1778 ans Licht trat. Unter dieser Zeit aber hatte man sowohl in als außer Frankreich eine Menge Abdrücke nach der ersten Ausgabe veranstaltet, und selbst in den später erschienenen liegt sie fast ohne Ausnahme zu Grunde. Den 7. Dez. 1791 kam das Stück zum erstenmahl auf eine Pariser Bühne, und gegenwärtige Ausgabe liefert das Stück so, wie der Dichter es mit einigen abermaligen Verbesserungen den Schauspielern übergeben hat. Die beträchtlichsten betreffen die Charaktere des Pfarrers und des Hrn. de Faublas. Den erstern hatte man mit Recht als zu schwach und nachsichtig, den andern als zu rauh und hart getadelt. Die hier zum erstenmahl gedruckte Zueignung des Stücks an Voltairen ist ein reizendes Gedicht, aber zu lang, als daß wir sie den Lesern mittheilen könnten. Noch müssen wir etwas von dem Anhang sagen. Le Camaldule, ein philosophischer Dialog, der auf denselben Zweck gerichtet ist, als das Trauerspiel und die folgende poetische Epistel la reponse d'un solitaire de la Trappe. Sie bezieht sich auf einen Brief in Versen, den der verstorbene Barthe im Namen des Stifters dieses Ordens, des A. de Rancé gedichtet hatte. Die Epistel unsers Dichters hat vortreffliche Stellen. Ein sterbender Mönch bereut das thörigte Gelübde seiner Jugend, das ihn um den Genuß seines Lebens gebracht und ihn elend gemacht hatte:

Ce fol enthousiasme égara ma jeunesse.
Je prononcai mes vœux. Plein d'une sainte ivresse

Je

Je promis, je jurai de chérir ma prison.
Des vœux! ah! ce seul mot revolte la raison.
Est-il donc fait pour nous? Des vœux! chétive espece,
Mortel, et que prétend ta superbe faiblesse?
Chaque instant voit changer nos goûts et nos desirs;
Nous rencontrons l'ennui même dans les plaisirs;
Nul ne peut s'assurer d'un sentiment durable.
Et l'homme ose prétendre au droit d'être immuable!
De sa fragilité perdant le souvenir,
Il se croit, comme un Dieu, maitre de l'avenir.

Epitre à M. le Comte de Schowaloff, über den Eindruck der ländlichen Natur und die beschreibende Poesie. Hr. de la Harpe verfertigte sie 1779. Damahls hatte sich in Frankreich der Geschmack an der beschreibenden Poesie wie eine Art von ansteckender Seuche verbreitet. Mehrere Journalisten und ihre zahlreichen Nachbeter priesen diese Gattung über alles Maas und Ziel, und fast ausschließend als die einzige Art der hohen Poesie (grande poesie). Hier ist eine Stelle aus dieser schönen Epistel; die Beschreibung der Rhone:

Souvent même sauvage, inculte, menaçante,
La nature nous plait alors qu'elle epouvante.
Le désert a son charme, et l'horreur ses appas.
Le Rhône dont les flots s'épanchent dans les plaines
Sort des flancs tortueux de ces roches lointaines;
Le Rhône altier m'appelle, et je porte mes pas,

Jusqu'à ces monts blanchis par d'éternels frimats,
Ou semblent s'élever les barrières du monde.
Le fleuve, dieu de ces climats,
Guide dans ses détours ma course vagabonde.
Je l'appercois enfin sur un roc appuyé;
A ses pieds l'eau bouillonne et gronde,
Et dans le lit étroit qui resserre son onde,
De son obscure source il semble humilie.
Mais il croit en roulant, la cascade rapide
Qui jaillit en argent fluide,
Forme mille torrens, qui d'écueil en écueil,
De son cours aggrandi viennent enfler l'orgueil.
Alors avec fracas il traine de ruines,
Il emporte les bois minés dans leurs racines;
Et soulevant ses flots où d'énormes glaçons
Tombent en bondissant de la cime des monts.
Il recourbe, il déchire, il creuse son rivage:
Au loin, le bruit de son passage
Fait trembler les rochers, fait mugir les vallons;
De son vaste courroux il couvre les campagnes,
Et va précipiter dans le sein de Thétis
Ces débris orageux en courant engloutis,
Et les depouilles des montagnes.

Les muses rivales du Dithyrambe, ein 1779 gekröntes Preisstück. Den Beschluß machen einige flüchtige Poesien, die sich meistens durch feine und doch ungesuchte Wendungen auszeichnen.

Observations générales sur les langues appliquées à la langue françoise. Par M. *Beaudeux*. Paris 1791. 8. Der Verf. dieser kleinen Schrift hat gute Grundsätze, nur scheint er vergessen zu haben, daß die französische Spra-

che

che die lateinische, die sich selbst mit den Schätzen der griechischen bereichert hatte, als ihre Mutter anerkennt, und daß er auf die tyrannische Herrschaft des Sprachgebrauchs zu wenig Rücksicht nimmt. Mit Recht erklärt er sich gegen gewisse Neologen, gegen die buntscheckige Mischung griechischer und lateinischer Worte mit französischen, selbst in der Unterhaltung, und gegen die Affektation mit der gewisse neuere französische Schriftsteller allenthalben die technischen Ausdrücke der Kunst oder Wissenschaft, mit der sie sich beschäftigen, anbringen. Wir zweifeln nur, ob das Mittel, das der Vf. gegen dieses Unwesen vorschlägt, den gehoften Erfolg haben könne? Sein Vorschlag hat große Aehnlichkeit mit denjenigen, den Hr. Campe unlängst bey uns gethan hat. Hr. B. übersetzt die lateinischen und griechischen Worte so, daß die Wurzeln französischen Ursprungs seyn sollen. Hier sind einige Beyspiele: *vise-étoile* für astrolabe — *vise-petit* oder *vise-menu* für microscope — *mesure-chaud* für thermometre — *pese-air* für barometre — *partout présence* f. ubiquité — *pourtour* f. perimetre — *pour-tour-égalité* f. périmétrie — *vite-écrivain* f. tachigraphe — *uni-nommé* f. synonime — *in-nommé* f. anonyme — *méconnu* f. pseudonyme &c. &c.

Herman et Ulrique, traduit de l'allemand. 2 voll. 12. Paris 1792. Wir kennen diese Uebersetzung des vortrefflichen Wezelschen Romans bis jetzt nur aus französischen kurzen Anzeigen. Daß er ziemlich verstümmelt worden seyn

mag, läßt sich schon daraus schließen, daß aus vier nicht schwachen Octavbänden zwey Duodezbände geworden sind. Ein französisches Journal fällt bey der Gelegenheit folgendes Urtheil über das Buch: „Ce roman offre de l'originalité, et surtout une profonde connoissance du cœur humain. Les deux héros n'y sont pas toujours très estimables; ils jouent souvent les rôles d'intriguans et d'aventuriers: on les désireroit sans doute plus vertueux et plus délicats; mais la singularité de leurs caractères tient à la maniere des romanciers allemands: ils abandonnent presque toujours au délire de leur imagination, et il en est qui s'inquietent peu de convenances, pourvu qu'ils piquent la curiosité. Quoiqu' il en soit, ce roman peut amuser, et ce n'est pas un des moins piquans qui aient paru."

Les rivaux au Cardinalat, ou la mort de l'Abbé Maury, poëme heroï-comique en trois chants par *Dorat-Cubieres*. Paris 1792. 8. Die Affektation des Hrn. C. mit seinem Namen den Namen eines bekannten Dichters zu verbinden, wird dadurch einigermaßen entschuldigt, daß dieser Vorname wenigstens nicht übel gewählt ist, indem der lebende Dichter in seiner Manier nicht wenig von den Fehlern des Verstorbenen hat. Der moralische Zweck des Hrn. C. bey diesem Gedichte ist so tadelhaft, als die Erfindung und der Plan. Die ganze Fiction ist so ausschweifend, und verstößt so gröb-

gröblich gegen alle Regeln der poetischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, daß nur die einzelnen Schönheiten des Details ihm einigen Werth geben können. Ein Wunder beseelt die bekannte Bildsäule des Pasquin, der nun als Rival des A. Maury, dem der Pabst die Cardinalswürde zugedacht hat, auftritt. Die Philosophie erscheint dem Pabst in der Gestalt einer Taube, stimmt seinen Entschluß um, und bewegt ihn, dem Pasquin den rothen Hut zu verleihen. Dieß geschieht, troß den Vorstellungen der Cardinäle, und M. wird in einem Handgemenge von seinem Nebenbuhler so übel zugerichtet, daß er bald nachher in den Armen einer römischen Curtisane den Geist aufgibt. Hier ist eine Stelle zum Beweis, daß in diesem Gedichte des Hrn. C., so wie in allen seinen poetischen Arbeiten, schöne Verse mit gesuchten, Witz mit Affektation abwechseln.

Vous sçavez que Pasquin d'une antique statue
Est le débris informe, et flatte peu la vue.
Hé bien! mes chers amis, ce vieux tronc mutilé
Ce reste colossal de membres depouillé,
Se dressant tout-à-coup sur ses jambes énormes,
Revêt d'un savetier et l'habit et les formes.
Aux lieux où fut jadis un œil large et brillant,
Eclate un œil malin, d'esprit étincélant,
Et dejà le milieu du terrible visage
Offre un nez retroussé de jovial présage.
La pierre est animée et presqu' au même instant,
Elle sent, elle pense, elle voit, elle entend.
Vous serez, mes amis, surpris de ce prodige:
Les Romains le croiront; ils le croiront, que dis-je?

Il enchante déja leurs esprits éperdus.
Qu'est-ce pour les Romains qu'un miracle de plus?

Les ruines ou remarques historiques et critiques sur les abbayes, collègiates, paroisses et chapelles supprimées dans la ville et Fauxbourgs de Paris d'après le décret de l'Assemblée nationale constituante du 11. Fev. 1791. Paris 300 p. 8. 1792. Der Vf. (Hr. Jacquemart) handelt in der Kürze von dem Ursprung einer jeden religiösen Stiftung, erzählt ihre merkwürdigsten Schicksale bis zum Augenblick ihrer Aufhebung, und gibt den Gebrauch an, zu dem jetzo eine jede bestimmt ist. In gerechte Klagen ergießt er sich über das tumultuarische und barbarische Verfahren, das man bey der Einrichtung dieser Gebäude zu ihrer veränderten Bestimmung anwendete. Die schönsten und wichtigsten Monumente und Inschriften und Kunstwerke wurden auf eine empörende Weise zertrümmert und vertilgt. „J'ai vu pour la dernière fois les monumens de la piété de nos peres; ces voutes antiques, ces murs sacrés sur lesquels la main lente du tems avoit tracé l'histoire des âges de la monarchie et j'ai dit: bientôt ces édifices vénérables ne feront plus, et quelques instans détruiront l'ouvrage des siècles! Quel changement! à la place des chef-d'œuvres de l'art, je n'appercevois que des ruines -- je marchois sur des décombres --- ici des autels renversés, là des statues brisées, des colonnes mutilées!

et

et au lieu de ces cantiques sublimes, de ces chants solemnels qui retentissoient dans ces vastes enceintes regnoit un morne et profond silence!! —— Der Wunsch des Vf. daß in Paris und in jedem Departement Musea errichtet werden möchten, worin die wichtigsten Denkmähler, Kunstwerke und Inschriften für die Nachwelt aufbewahrt würden, kömmt leider zu spät. Alle Antiquitäten sind entweder zerstört oder da und dorthin zerstreut. „On ignore ce que sont devenus les marbres precieux, les tombeaux, les morceaux de sculpture et d'architecture; le marteau de la destruction les a mutilés dans toute la France, et les inscriptions, que le tems avoit respectées, se sont effacées &c. Eine Menge der schönsten Gemählde aus den Kirchen sind zu Grunde gerichtet worden, oder in die Hände von Leuten gekommen, die weder ihre Schönheit noch ihren Werth zu schätzen wissen. Ein prächtiges Gemälde ward von der Municipalität in Passy für 200 Liv. verkauft oder vielmehr verschenkt. Der Käufer erhielt gleich darauf ein Gebot von 1000 Rthlr.

Poëme sur les vexations exercées par trois évèques successifs d'Orléans contre les religieuses de *St. Charles.* Paris 1792. 8. Man kennt die Unruhen, die ärgerlichen Auftritte und alle das Unheil, das der Streit zweyer entgegengesetzter Partheyen über die berüchtigte Bulle Unigenitus in den letzten Jahren Ludewigs XIV. und fast die ganze Regierungszeit Ludewigs XV.

 über

über in Frankreich angestiftet hat. Der A. Robbé verfertigte schon vor vielen Jahren ein satyrisches Gedicht gegen die Urheber und Vertheidiger jenes fatalen Kirchengesetzes. Hier erscheint es nun im Druck. So sehr das Interesse verschwunden ist, das man einst an diesem kindischen Streite nahm, so wird das Gedicht doch jetzt noch, wenigstens Stellenweise, die Leser, selbst außer Frankreich, wenn sie nur einigermaßen von jenen Händeln unterrichtet sind, unterhalten und vergnügen können. Der bekannte Dichter Piron pflegte zu sagen: qu'il voudroit bien l'avoir fait, ce poëme sacro-comique, au risque d'être embastillé et pulverisé par la foudre du Vatican. Hier ist der Anfang der Beschreibung der Klosterbibliothek:

Sous l'humble abri d'un dortoir régulier,
D'ou bannissant tout désir séculier,
On ne connut jamais d'autres délices,
Que l'oraison, les croix et les cilices,
Où de la mort et de l'éternité
Le grand jour est sans cesse médité.
Où, dans ces tems que l'Eglise déplore,
La Thebaïde y reparoit encore;
Est l'arsenal dans lequel sont rangés
Pour leur carquois tous les traits qu'ont forgés,
Pour repousser le monde et l'hérésie,
Des saints docteurs la legion choisie.
Là sont pendans ces casques de la foi,
Dont l'aspect cause aux démons tant d'effroi;
Ces glaives saints à deux tranchans, qu' affile
Pour les combats l'esprit de l'Evangile.

On

On n'y voit pas ces livres relâchés,
Ou le Jésuite, aux cœurs effarouchés
Par la roideur de la route céleste,
De l'aplanir, étale l'art funeste;
Et de la croix supprimant le tribut
Remplit de miel le calice où Dieu but.
Là ne sont point ces œuvres jésuitiques,
Où, sur le prix de futiles pratiques
D'un scapulaire en sautoir appliqué,
Le pécheur voit le ciel hypothéqué;
Et d'un patron pense que l'effigie
Du repentir équivaut l'énergie &c. &c.

Fictions morales. Par *M. Mercier.* III. Tom. Paris 1792. gr. 8. Diese moralischen Erzählungen sind seit dem Jahre 1766 verfertigt, und waren meistens schon in verschiedenen Sammlungen und Journalen einzeln erschienen. Der erste Band enthält Vivonne et Ruyter, Abezaïd, les sauvages des bords de l'Orenoque, anecdote historique tirée d'une ancienne chronique d'Allemagne, le marquis de Siqueville, la Sympathie, l'Avare corrigé, d'Olmell, Ephegme, l'oiseau de verité, les amans du Grönlandois: der zweyte Band: Menzikoff, ou est le bonheur? les Hypocrites, l'Homme sauvage. Der dritte: Osman, Leodamas, les époux malheureux, Histoire de Mlle. Remilies, le nouveau Doyen de Killerine, Séfi et Perhi, Giaffar et Abassah. Alle Schriften dieses Vfs., vorzüglich seine zahlreichen Romane und Erzählungen, haben einen bestimmten moralischen Endzweck, alles athmet Liebe zur Tugend

und Abscheu vor Laster. Vorzüglich gefällt er sich in der Schilderung sanfter, tugendhafter Charaktere, und reiner, nachahmungswürdiger Sitten. Er hat viel eignes und originelles in seiner Manier. In dem Zweck sowohl, als in den Mitteln, weicht er durchaus von Marmontel ab. Die Erzählungen des letztern heißen zwar moralisch, aber es kostet oft viel Mühe, die Moral aufzufinden, die der Dichter bezielte. Mercier zieht weniger gegen Thorheiten und Ridicüls als gegen Laster und moralische Gebrechen zu Felde. In der Vorrede zu dieser Sammlung hat er die Grundsätze aufgestellt, die er bey seinen Arbeiten zum Grund legte. Sie enthalten viel Wahres und erwecken Achtung für den Schriftsteller, gesetzt auch, daß man sich durch gute Gründe berechtigt halten sollte, ihre Allgemeinheit auf mancherley Weise einzuschränken.

„Un ridicule ancien est presque toujours remplacé par un ridicule nouveau. Souvent on ne guérit de l'un que pour en contracter un autre plus funeste. Un écrivain ne seroit-il pas plus sage et ne rempliroit-il pas mieux le but qu'il se proposeroit, en tournant tous ses traits contre le vice, en le poursuivant dans l'ombre, en le demasquant d'une main hardie? La vertu, peinte alors sous les couleurs plus aimables qui la caracterisent, feroit une impression d'autant plus vive que l'objet qu'elle auroit en vue seroit plus important comme étant plus général. L'homme vertueux, on ne le sait que trop, est quelquefois couvert de ridicule, tandis que le vicieux, plus habile, s'en exempte pour mieux voiler ses crimes. Ne seroit-ce point profaner les leçons de l'auguste morale, que de les

les détourner de leur veritable objet en les appliquant ſerieuſement à des defauts conventionels, à des contraventions futiles, à des riens qui, dans le monde, font la loi ſuprême? Elles n'auroient donc plus la même force contre l'homme pervers, qui, à l'aide de ces loix minutieuſes, dont il eſt ſcrupuleuſement obſervateur, a l'art de paroitre innocent, tandis que lui ſeul merite l'opprobre et l'anathême de l'univers. Que diroit-on d'un médecin qui, au chevet d'un malade devoré d'une fievre dangereuſe, au lieu de lui preſcrire de remédes, peut-être violents mais ſalutaires, s'amuſeroit à lui dicter une recette pour la fraicheur de ſon teint? Tant qu'il reſtera un vice ſur la terre, comment oſera-t-on ſonger à purger les ridicules? Cependant partout on les combat de préférence; mais il ne feroit peut-être pas déraiſonable de penſer que leur abſence totale ſuppoſeroit le plus haut degré de corruption. Le progrès eſt dejà viſible et réel. On évite de toute part le ridicule et le vice en profite. Un écrivain doit-il encore faire ſervir ſa plume à venger les petits interêts du cercle qu'il habite? Que ſignifie cette joie maligne qui triomphe de défauts de nos ſemblables, au lieu d'avoir pour eux cette indulgence philoſophique qui convient ſi bien à notre faible nature? Gardons notre mépris, notre haine pour les vices qui font les maux de l'humanité, nous aurons encor aſſez de quoi les exercer. Eh! qu' importe après tout cet oubli ou ce dedain de coutumes bizarres et fugitives? Quand un homme n'appartiendroit pas aux mœurs de ſa nation, dès qu'il appartient à la vertu, qu'a-t-on à lui demander de plus? Le reſte eſt frivole, parceque demain toutes les apparences vont s'évanouir, et que les qualités de l'honnête homme feront les ſeules qui fixeront

ront les regards de la verité et de la justice. Que de fois on a proscrits des prétendus défauts, qui au fond etoient les germes d'une vertu solide? Il seroit à souhaiter que tout écrivain fut attentif à ce qui merite réellement d'être combattu comme nuisible à la société. La satyre moins detaillée, moins puerile, auroit une toute autre énergie. Les héros ne sont été célebres qu'en detruisant les monstres. Alors la victoire seroit illustre et ne seroit plus douteuse. On attaqueroit le vice et non la foiblesse, il n'y auroit d'autre ridicule dans le monde que la méchanceté. Alors le caractere de l'homme ne se trouveroit pas comme opprimé sous un monceau de petites loix également fausses et tyranniques. On seroit soi sans rougir. La morale seroit simplifiée. On ne distingueroit plus que deux classes, les hommes bons et les hommes méchans; car point de milieu; on est l'un ou l'autre."

Jesus-Christ, ou la veritable religion, tragedie. Par M. *de Bohaire*. Paris 1792. 8. Wie schon der Titel erwarten läßt, eine der abentheuerlichsten Ausgeburten, die das an politischen und poetischen Ungeheuern jetzt so fruchtbare Frankreich hervorgebracht hat. Voltaire bekam einst einen Brief voll Complimente von dem Gardian eines Kapuzinerklosters über seine Zaire, worin ihm zugleich der Vorschlag zu einer neuen Tragödie über das Leiden Christi gethan wurde. Der Dichter antwortete sehr höflich und bescheiden, er fühle sich nicht stark genug, ein so erhabenes Süjet zu behandeln. Hr. Bohaire hingegen fühlte sich stark genug. Er versichert in einem vorgesetzten Briefe

Briefe an die Schauspieler, seine Tragödie sey von einer neuen Gattung. Und so wenig diesen Versicherungen der Schriftsteller sonst zu trauen ist, so sehr hat doch Hr. B. recht. „Je desirerois modeler le spectacle de cette piece sur celui d'Athalie, former des chœurs et même des danses, et prier l'academie de musique de se joindre aux comediens françois." Er ist überzeugt, qu'un ensemble aussi parfait ne pourroit manquer d'avoir un grand succès. Wie könnte das fehlen? Eine Passion mit Chören und Tänzen! Von dem Styl und der Poesie des Stücks können ein paar Verse einen hinreichenden Begriff geben:

Et Salomon lui-même en son plus grand éclat
Ne fut pas mieux vêtu que l'est le seringat.———
Couronné d'une épine et le visage en sang,
De tous ces assassins Jésus est vers le flanc,
Un roseau dans la main, vêtu de l'écartale,
Suivi de Magdaleine et de Marie et Marthe.
Dans leurs forfaits c'est peu de le mystifier;
Ils ont deja le croix pour le crucifier &c. &c.

La Verité rendue aux lettres par la liberté, ou de l'importance de la verité dans un homme de lettres, par Mr. *de la Vallee*. Strasbourg 1792. 8. Der durch sein philosophisches Gemälde der Regierung Ludewigs XIV. schon rühmlich bekannte Vf. hat dieß Buch ursprünglich zur Belehrung eines Sohnes, den er für die Wissenschaften erzieht, bestimmt. Es enthält eine Menge triftiger Wahrheiten gut und überzeugend vorgetragen. Der Abschnitt von der Poesie enthält

hält eine interessante Vergleichung des Polyeukt und der Alzire. Der letztern läßt der Vf. offenbar zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren, allein die Entwicklung des Plans vom Polyeukt ist ein vortreffliches Stück Kritik.

Jean sans terre ou la mort d'Arthur, tragédie en trois actes et en vers par *M. Ducis.* Paris 1792. 8. Die Bearbeitungen Shakspearischer Trauerspiele für das französische Theater von Hrn. Ducis sind in Deutschland wenig mehr als dem Namen nach bekannt worden, und freylich haben sie für Deutsche auch wenig Interesse. Shakspear muß für Franzosen anders bearbeitet werden, als für Deutsche, indeß glauben wir doch, daß in den Arbeiten des Hrn. D. manche auch den Bedürfnissen unsers Theaters angemessene Veränderung und Verbesserung im Plan und Gang der Sh. Stücke befindlich ist, die man nicht so ganz ungenutzt hätte lassen, noch wie einige unsrer Kunstrichter gethan, mit vornehmer Miene, aber mit mehr Partheylichkeit als Gerechtigkeit, hätte verwerfen sollen. Gegenwärtiges Stück ist das erste historische Schauspiel des englischen Dichters, das Hr. D. mit seinen Veränderungen auf das Theater seiner Nation gibt. Die Oekonomie des Stücks ist ganz umgeschmolzen, auch haben die meisten Personen einen ganz verschiedenen Charakter erhalten. Für weitere Vergleichungen ist hier der Ort nicht.

Le Hameau de l'Agnielas, suivi du Ruisseau et de Cécile et Blondel ou l'Oratoire &c. Par un citoyen des Alpes.

Paris

Paris 1792. 8. Die französischen Dichter haben schon seit einiger Zeit angefangen auch in der bukolischen Poesie sich mehr der Natur zu nähern. Fontenelle hat aufgehört für sie ein Muster zu seyn; sie haben sich im Geßner ein würdigeres Vorbild der Nachahmung gewählt. Der Verf. der angezeigten Sammlung, ein rechtschaffener Landpriester, Namens Pollin, hat zugleich nach Originalität gestrebt, und seine Bemühung ist gewiß nicht ganz vergebens gewesen. Das erste und wichtigste Stück, das Dörfchen Agnielas, ist ein anziehendes Gemälde voll Natur und Wahrheit. Der Vf. schildert mit den Farben der Natur seinen ländlichen Aufenthalt, die Lage desselben, die Gegenstände die ihn umgeben, die Gegenden, die Berge und Thäler seiner Nachbarschaft. Er spricht von seinen Beschäftigungen, seinen Freunden, von allem, was seinem Herzen nahe liegt. Der Dichter hat alle Fiction aus seinen Schilderungen verbannt. Dieser, auf den ersten Blick unfruchtbare Gegenstand zeigt in der Bearbeitung des Vf. einen überraschenden Reichthum. Auch die übrigen Stücke haben nicht weniger anmuthige Bilder, und feine und wahre Empfindung. Sie sind ganz gemacht, Geschmack an Unschuld, Reinheit der Sitten, und die ungeschminkten Schönheiten der Natur einzuflößen. Wohl dem Schriftsteller, der ein solches Lob verdient!

Italienische Litteratur.

La nuova Miceide &c. Mondovi 1790. 8. Eine Sammlung kleiner launiger

Auf-

Aufsätze in Versen und Prosa über den Tod einer Lieblingskatze eines Mahlers in Mondovi. Der Herausgeber, (ein Hr. Regis) hatte schon eine ähnliche Sammlung herausgegeben, die mit dieser von gleichem Werth ist. Er tritt mit Glück in die Fußstapfen des bekannten Ballestrieri. Leichtigkeit, Witz und Anmuth zeichnen die meisten dieser Kleinigkeiten sehr zu ihrem Vortheil aus. Wir setzen zur Probe das sehr artige Epigramm des Adr. Giorgi her, welches das Ganze schließt:

Sulla morte d'una gatta
In due tomi ormai s'è fatta
Delle rime più squisite
Un' Iliade: insuperbite
D'ora in poi sui vostri onori
Sposi, musici, e dottori.

Delle leggi del bello, applicate alla pittura et architettura del S. March. *Malaspina di Sannazaro.* Pavia 1791. 8. Der Vf. hat seine Abhandlung, die in Italien günstig aufgenommen worden, in drey Theile getheilt. Im ersten sucht er zu erklären, warum das Schöne einen angenehmen Eindruck auf das Auge mache. Diesen Eindruck zu bewirken, werden drey Dinge erfordert: Einheit, Mannichfaltigkeit und Schicklichkeit. Hierauf handelt er einzeln von dem geistig, dem moralisch- und dem sinnlich Schönen, und stellt eine sinnreiche Vergleichung über jede dieser Gattungen an. Hierauf folgen Erklärungen des Feinen, Zarten, des Reizenden und Erhabenen

(del

(del fino, delicato, grazioso, sublime.) Als Resultat aller dieser Untersuchungen folgt die Analyse des Schönen in den Künsten. Im zweyten Theil macht der Verf. eine besondere Anwendung dieser Grundsätze auf die Mahlerey und erklärt, worin das Schöne der Erfindung, der Anordnung, des Ausdrucks, der Zeichnung, des Helldunkels und Colorits bestehe. Der dritte Theil handelt, nach vorläufiger allgemeiner Betrachtung des Schönen in der Baukunst, insbesondere von dem, was die Erfindung, Anordnung und den Ausdruck in dieser Kunst betrifft.

I rimedi di amore di P. Ovidio Nasone volgarizzati da Eschilo Acanzio P. A. Si aggiungono sei Canzonette, ed una Canzone del Traduttore. Vicenza, 1791. 142 p. 8. Der Uebersetzer, der sich unter einem poetischen Namen verborgen hält, hat bey seiner Arbeit sich den großen Pompei (wie er ihn nennt) zum Muster genommen. Jedes lateinische Distichon ist durch ein italienisches Terzett ausgedrückt, von dem die erste und letzte Zeile reimen, die zweyte aber reimlos bleibt. Viele Stellen sind dem Ungenannten sehr geglückt, in andern ist er zu weitschweifig, kalt und gekünstelt. Einige zu freye Verse des Originals (so vom zweyten Buch die ersten 21 Disticha) hat er übergangen, und wenn man bey der Vergleichung finden sollte, daß dieses Loos der Verwerfung mit unter auch solche Zeilen getroffen hat, die keinesweges unanständig, höchstens schalkhaft sind, so muß man bedenken, daß der Vf.

ein platonischer Liebhaber ist, der von seiner nicht erdichteten Leidenschaft sagt: non è già quella volgare che per Anzia e per Nemesi Properzio occese e Tibullo, ma quella bensì tutta pura che per Beatrice e per Laura sentirono Dante e Petrarca. Die Phillis, der das Buch zugeeignet ist, liest (nach S. 141) zu ihrem Vergnügen die Werke der alten Philosophen, vorzüglich den Epiktet. Die angehängten eigenen Gedichte sind nicht schlecht, doch wird schwerlich ein Deutscher die Geduld haben, eines ganz zu lesen. Von der Manier des Vf. in der Uebersetzung können ein paar Zeilen eine Idee geben:

S. 81. Stata in amor più saggia e più pudica
Saria Pasifae povera: negli agi
Amor lussureggiante si nutrica.

Perchè Ecale non ebbe alcuno ardente
Damerin mai, nè alcuna amica Irone?
Quella povera fu, questo indigente.

Non ha per amor esca il rio destino
Di povertà: ma ciò non è poi tanto
Utile, onde tu voglia esser tapino.

Ma ben util ti fia, finchè dal petto
Vacuo sen esca amor, non compiacerti
Di scena teatral nel vago obbjetto.

Cetre, lire, siringe, e regolati
Moti di braccia, e lusinghiere voci
Rendon piacendo gli animi snervati.

Jvi danzano sempre i finti amanti:
E quel che in amor giova, e quel che nuoce
Gli attori insegnan con parole e canti.

Di

Di mala voglia ora parl'io: gli ascrei
Volumi non toccar de' molli vati.
Empio! Jo stesso mi tolgo i pregi miei &c.

L'Odissea di Omero trasportata in Ottava Rima da Monsignor Balì Gregorio Redi Aretino Accademico della Crusca, Torino. 1790. T. I. 277 p. T. II. 246 p. 8. Eine neue Auflage, kein neues Werk. Diese Travestirung der Odyssee (denn das ist sie und nicht Uebersetzung) erschien zuerst 1751 im ersten Bande der Werke des Verf. Sie ist wenig bekannt worden, weniger als sie verdiente. Rec. hat sie in diesem neuen Abdruck mit Vergnügen gelesen, die Versification vortrefflich, und den Witz meistens natürlich und treffend gefunden. Durch Mittheilung einiger Stanzen erzeigen wir unsern Lesern vielleicht keinen unangenehmen Dienst. Wir wählen den Anfang des fünften Buchs. Merkur kömmt auf Jupiters Befehl auf die Insel der Kalypso, ihr den Ulyß abzufordern:

Sul lido appena egli posò le piante
Vide la bella grotta della Dea,
Dove all' ingresso ampio bragier fumante
Di cedro, e d'altri legni odor spandea,
Da quello poco allora ella distante
A un telajo magnifico sedea,
Con una spola d'or cantarellando
Gli amori futuri e le pazzie d'Orlando.

L'alno, il pioppo, il cipresso, e l'odorato
Cedro ai raggi del Sol facean ombrelli
Nei cui rami prendean riposo grato
Gufi, cornacchie, ed i marini augelli,

V'era ſul frontiſpizio un pergolato
Di topazi, e rubin, che avea granelli,
Quattro fontane vi ſcorrean d'intorno,
Che rendevan più freſco il bel ſoggiorno.

Vaghi giardin di molli erbette, e fiori
Rallegravan lo ſguardo da ogni banda,
Che in terra non ne pon produr migliori
I Numi e Giove che nel ciel comanda:
Stupito il nunzio ſi trattien li fuori,
E l'ufficio, che avea, quaſi traſanda
Pur alla fin dallo ſtupor rimeſſo
Dentro la nobil grotta ebbe l'ingreſſo.

Lo ravviſò la Dea viſtolo appena,
Che ſi conoſcon fra di loro i Dei;
Non v'era Uliſſe, che a sfogar ſua pena
Sedea ſul lido con ſoſpiri e omei;
Ella a Mercurio: qual affar ti mena
A trovarmi, ove mai ſtato non ſei?
Dimmi che brami? e non tenermi a bada,
Che preſta io ſono a far ciò che t'aggrada

Ma pria permetti, che alcun ti preſenti
Rinfreſco, come agli Oſpiti ſi debbe;
E toſto dopo queſti complimenti
Ei mangiò Ambroſia, e roſſo Nettar bebbe.
Non tenne in ozio il buon Cillenio i denti,
E le tazze votar non gli rincrebbe,
Quindi alla Ninfa a dirimpetto aſſiſa
Gli ordin ſupremi eſpoſe in queſta guiſa.

Merkur richtet ſeinen Auftrag aus:

A queſti detti impallidì la Diva,
Indi fremè per doglia e per diſpetto.
D'unque eſclamò, dovrò rimaner priva
D'un coſì caro e dilettoſo oggetto?

Sino

Sino in Cielo a regnar l'invidia arriva,
E dei Numi d'Olimpo entro del petto,
Che non ponno soffrir, ch'abbia la sorte
Un mortale d'aver Dea per consorte

— — — —

Così senza eccitar la vostra invidia
Amar non potrò un uom, che per me vive,
Che cedendo de i flutti alla perfidia
Semivivo raccolsi in queste rive?
Questo picciol contento a me s'insidia
Da chi tragge nel cielo ore giulive?
O di giustizia non più vista razza!
E Giove il vuol, che per le donne impazza? &c.

Le Odi di Pindaro tradotte ed esposte in versi volgari da *Antonio Jerocades.* Napoli 1790. 239 p. 8. „Man hat, sagt der Uebers. in der Vorrede, die Frage aufgeworfen, ob die christlichen oder heidnischen Hymnen den Vorzug verdienten? Ich glaube allerdings, daß sie den Vorzug verdienen, und habe zur Bestätigung meines Urtheils nach und nach die Kirchenhymnen, den Orpheus, Horaz und nunmehr auch den Pindar übersetzt.“ Wenn man in diesem Ausspruch mehr Frömmigkeit als Geschmack finden sollte, so wird man in der Uebersetzung selbst nicht mehr davon, und eben so wenig ächten Dichtergeist finden. Sie ist in freyen reimlosen Versen, ohne die gewöhnlichen Abtheilungen der Oden gemacht. „Nè mi si parli, sagt Hr. J. di strofe, d'antistrofe, e d'epodo, di ternioni, quaternioni et quinternioni; che oggi sono più che vecchie monete.“ Angehängt ist ein kurzer Versuch über die feyerlichen

Spiele der Griechen, von einem Freunde des Uebers. einem Gaetano Ancora in Neapel, der aber nichts als das Allgemeinbekannte enthält. Wir setzen nun noch den Anfang der neunten olympischen Ode her:

Di Archiloco nel vero
Il canto, che in Olimpia alto risona,
Il canto trionfal, che già tre volte
Del vincitore il nome applaude e acclama.
Presso al Saturnio colle
Già fu compiuto. In mezzo a' dolci amici
Esarmosto venia saltando, e l'inno
Della vittoria illustre
Ad incontrarlo andò. Ma in questo tempo
Dall' arco delle muse il dardo acuto
Più lungi vibrerem. Giòve, che ruota
Il fulmine avvampante
E il sacro dell' Elide augusto colle
Canto co' versi miei. Questo è quel loco,
Che Pelope, l'eroe
Della Lidia acquistò, ch'è la più bella
Date d'Ippodamia. Lo strale alato
Alla dolce Pitona
Deh vibra, o musa, e lascia
Lo stil basso e plebeo. Levati in alto
Da quel palustre suol. Di eroe più grande
Dei le lotte cantar. Tempra la cetra,
E dalle illustre Opunte
Incomincia il tuo suon. Di lei le landi
Canta. e del figlio suo. Questa è la chiara
Città, diletta a' numi. Ivi la sede
Temi fissò. Della sua figlia amata
D'Eunomia gloriosa,

Sal-

Salvatrice del mondo
Ivi è la sede ancor. Il suo corraggio,
Il suo valor là di Castalia al fonte,
E la di Alfeo presso al corrente fiume,
Egualmente risana. Ivi si è colto
De' serti il più bel fior, onde si cinse
La bella madre de' Locresi il crine,
La bella madre delle piante altere
Che alza il rome fra i nami oltre le sfere.

Traduzioni dal Greco. Firenzo. 1790. 53 p. 8. Diese kleine mit Geschmack verfertigte und sehr sauber gedruckte Sammlung hat einen jungen Römer, der sich aber nicht genannt hat, zum Verfasser. Sie enthält sieben Hymnen auf die Venus, vom Homer, Orpheus, Proklus und der Sappho. Die Uebersetzung ist in fleißig ausgearbeiteten Terze rime. Den Beschluß machen einige brauchbare Anmerkungen und Erläuterungen.

Neapel. Von der neuen und schönen Ausgabe der Herkulanischen Alterthümer, die hier erscheint, und zu welcher der bekannte Thomas Piroli die Kupfer verfertigt, ist im vorigen Jahre der dritte Band ausgegeben worden, der die Sammlung der Gemählde beschließt. So wohlfeil diese Ausgabe verhältnißmäßig ist, so manche Vorzüge hat sie gleichwohl noch vor der ersten. Vorzüglich hat man vielen Fleiß auf die historischen und mythologischen Erläuterungen verwendet. Der dritte Band enthält eine Kupfertafel mehr, als die Originalausgabe. In den folgenden Bänden wird man von den Büsten anfangen, und von ihnen,

und den Statuen, Basreliefs und den heiligen und profanen Geräthschaften, Möbeln u. d. gl. fortgehen. Man hat die Einrichtung getroffen, daß monatlich immer eine Lieferung von 6 Platten, nebst den Erläuterungen, den Subscribenten für den mäßigen Preis von 4 Paoli abgeliefert werden wird.

Della construzione de' Teatri &c. Vinegia. 62 p. 1790. Mit drey Kupferplatten. Diese kleine vortreffliche Schrift hat den Grafen Franz Riccati zum Verf. Sie ist ein Theil eines größern Werks über die ganze bürgerliche Baukunst, mit welchem der Graf gegenwärtig beschäftigt ist. Die Theorie vom Bau der Theater ist hier ausführlich und gründlich entwickelt, und wenn dieß gleich mit besonderer Rücksicht auf die in Italien gewöhnliche Weise geschehen ist, so lassen sich doch auch für die Errichtung anderer Theater manche gute Winke daher nehmen. Auch über die Theatermaschinerie wird man viel brauchbare Bemerkungen antreffen.

Rom. Hier hat ein gelehrter Deutscher, Hr. Hirt, historische architektonische Beobachtungen über das Pantheon (Osservazioni istorico-architettoniche &c.) drucken lassen. Er wirft folgende drey Fragen auf, und beantwortet sie: 1) Wer hat das Pantheon gebaut, 2) welches war seine ursprüngliche Bestimmung, 3) welches war sein ursprünglicher Zustand? Der Name Agrippa, den man beym Eintritt der Colonnade liest, scheint über den ersten Punkt alle Zweifel hinwegzuräumen, allein einige haben behaupten wollen, die Colonnade

wäre

wäre erst später zum Gebäude hinzugefügt worden, und die Inschrift beweise folglich nichts. Diese absurde Behauptung widerlegt Hr. Hr. indem er zeigt, daß ohne Colonnade das ganze Gebäude eine Art von Ungeheuer gewesen seyn würde, und daß sie ein wesentlicher Theil von dem Plan des Baukünstlers war. Mit gleichem Nachdruck beweißt der Vf. daß die Bestimmung des Pantheons gewesen sey, zum Tempel, nicht zum Bade zu dienen. Endlich zeigt er, daß das Gebäude im Anfang im Innern von seiner jetzigen Gestalt etwas verschieden gewesen. Zur Erläuterung dienen drey Kupfertafeln.

Le Odi di Anacreonte e di Saffo, recate in versi italiani da *Francesco Saverio de' Rogati*, Colle. T. I. 145 p. T. II. 403 p. gr. 8. Obgleich auf dem Titel die Jahrzahl MDCCLXXXIII. steht, so ist das Buch doch später ausgegeben worden, erst jetzt in unsere Gegenden gekommen, auch in dieser Bibliothek noch nicht angezeigt. Unserm Urtheil nach ist dieß eine der besten, wenn nicht die allervorzüglichste Uebersetzung des liebenswürdigen Griechen. Zuerst ein kurzes Leben des Dichters, dann ein Discorso preliminare intorno alla traduzione delle odi di Anacr. Der griechische Text mit gegen über stehender Version, und unterstehenden zahlreichen Anmerkungen. Ein kurzes Leben der Sappho, dann wie beym Anakreon, Original, Uebersetzung und Noten. Zum Beschluß ein Saggio de Poesie, eine Sammlung einiger Poesien des Uebersetzers, in verschiedenen Gattun-

gen, Armida abbandonata, eine Oper, Cantaten, Oden, Hendecasyllaben, Lieder für die Musik. Die Uebersetzungen sind in verschiedenen Sylbenmaaßen, halb und ganz gereimt, aber ohne Ausnahme voll Leichtigkeit, Anmuth und Geschmeidigkeit. Die Anmerkungen sind nach italienischer Sitte etwas weitschweifig, aber nicht arm an Gelehrsamkeit und zweckmäßigen Erläuterungen. Häufig sind Nachahmungen oder ähnliche Ideen späterer Dichter angeführt. Kurz das Ganze ist eine schätzbare Arbeit. Unsere Leser erwarten ohnstreitig wenigstens Eine Probe der Uebersetzung, und auch von den eignen Arbeiten des Verf. Hier sind sie.

Ode IV.

Al mirto, e al tenero
Trifoglio in grembo
Quì voglio assidermi,
Quì voglio ber.

Amor sagli omeri
Del manto il lembo
Raccolga e porgami
Colmo il bicchier.

D'un cocchio celere
Qual ruota mossa,
Sen fugge rapida
La nostra età;

E in poca polvere
Disciolte l'ossa,
Ciascun degli uomini
Sotterra andrà.

Che

Che giova ſpargere
D'unguento grato
Dell' urne gelide
Le pietre ognor?

Co' ſacrificii
Che val bagnato
Il ſuolo rendere
Di buon liquor?

Figlio di Venere,
Finch'io reſpiro,
Ah tu circondami
Di roſe il crin!

Quella poi recami,
Per cui ſoſpiro,
Quella, ch'è l'arbitra
Del mio deſtin.

Pria che alle incognite
Sedi funeſte
Tra l'ombre pallide
Rivolga il piè;

Voglio le torbide
Cure moleſte,
Le foſche immagini
Scacciar da me.

Endecaſillabi

Sul darſi bel tempo.

Tu ſpargi Aurelio l'acque odoroſe
Sulle mie veſti: tu il crin circondami
Nearco amabile di freſche roſe.

A piè d'un albero, commodo tetto
In contro al sole, voi preparatemi
Di erbette tenere morbido letto.

Le coltri seriche, le delicate
Piume, e le piante stoffe dell' India
Jo non desidero, non mi son grate.

Ponete in ordine gli ampi bicchieri
Su' coronati deschi, e di gelide
Nevi si cingano i vini Iberi

E fra le repliche del bere a gara,
M'ingombri il sonno co' suoi papaveri;
Così la misera vita mi è cara.

Chi sa nel prossimo giorno qual sorte
Ci attende mai? Pensiamo a vivere,
Invan deludere speri la morte.

Englische Litteratur.

The British Plutarch; containing the Lives of the most eminent statesmen, Patriots, Divines, Warriors, Philosophers, Poets and Artists of Great Britain and Ireland, from the accession of Henry VIII. to the present Time. Including a compendious View of the History of England during that Period. 3. Ed. London Dilly 1791. 8 voll. 12. Dieses schätzbare Werk hat in gegenwärtiger dritten Auflage beträchtliche Zusätze erhalten. Wir führen jetzt nur ganz kurz die neu hinzugekommenen Lebensbeschreibungen solcher Männer an, die sich in der Philosophie, den schönen Künsten und Wissenschaften hervorgethan ha-

haben, und behalten uns eine ausführliche Anzeige für ein künftiges Stück vor. Es sind folgende: Sir Richard Steele, Daniel de Foe, Bischof Hoadley, Dr. Young, Samuel Richardson, Dr. Lardner, William Hogarth, Dr. Jortin, Thomas Gray, David Hume, William Shenstone, Bischoff Newton, Dr. Akenside, Dr. Johnson, William Pitt Earl of Chatham, Lawrence Sterne, David Garrik, Dr. Smollet, Charles Churchill, Samuel Foote, Oliver Goldsmith, Sir W. Blackstone, Bischof Lowth.

The Loiterer a periodical work first published at Oxford in the years 1789 and 1790. London 1791. 2. voll. 8. Dieses neue periodische Blatt ist die Arbeit einer kleinen Gesellschaft gelehrter Freunde, von denen sich nur folgende genannt haben, the Rev. W. B. *Portal*, *H. T.* Mr. *Austen* und *James Austen* A. M. Die meisten und besten Aufsätze sind von dem letztern. Die ganze Sammlung gehört unstreitig unter die bessern Nachahmungen des Zuschauers. Viele Stücke sind launig und ironisch. Zwar haben die Vf. mit besonderer Rücksicht auf Oxford, die daselbst herrschenden Sitten, Thorheiten ꝛc. geschrieben: allein man wird sie auch außer dieser Universität mit Vergnügen und Nutzen lesen.

The Theatre by Sir *Richard Steele*; to which are added the Anti-Theatre; the Character of Sir John Edgar, Steele's case with the Lord Chamberlain; the Crisis of property, with the Sequel, two Pasquins &c.

Illustrated with litterary and historical anecdotes by *John Nichols*. London 1791. 2. Voll. 12. Eine Sammlung Streitschriften, die vor ohngefähr 70 Jahren zwischen Sir R. Steele, dem Duke of Newcastle, damahls Lord Kammerherrn, dem Kritiker Dennis und andern über die Aufhebung des Privilegiums, das Steele als Eigner des Drurylane Theaters besessen hatte, gewechselt worden. Sie können freylich nur von dem mit sonderlichen Vergnügen gelesen werden, der sich für die Details der englischen Theatergeschichte, oder für das Privatleben des berühmten Steele vorzüglich interessirt. Die Anmerkungen des Herausgebers sind voll artiger und unterhaltender Anekdoten.

Leopold of Brunswick a Poëm. Translated from the French of M. Marmontel. London, 1792. 18 p. 4. Das Marmontelsche Gedicht auf die edle That des Prinzen Leopold von Braunschweig ist ein ziemlich kahles Ding, das weder des Verf. noch des Gegenstandes sehr würdig war. Diese Uebersetzung hat ihm nicht viel von dem genommen, was es hatte, aber auch nichts von dem gegeben, was ihm fehlte.

Poems, miscellaneous and humorous, with Explanations, Notes and Observations. By *Edward Nairne*, of Sandwich in Kent. Canterbury and London. 1790. 144 p. 8. Einige glückliche, und wirklich launige Zeilen muß man ziemlich mühsam aus einer Menge gemeiner, frostiger und gesuchter herauslesen. Das Gedicht

Tra-

Travelling S. 144. enthält einige gute satyrische Züge gegen den verdienstvollen, aber auch wirklich etwas marktschreyerischen Bruce:

How much superior is the man of travel!
Who things obscur'd for ages, can unravel,
Who sees the wonders of the vasty deep,
And over trackless desarts takes a sweep,
Or wanders many a dreary dang'rous mile,
To the coy fountains of th'irriguous Nile,
And with intrusive boldness, dares assail
The Abyssiinan nuns who' ve ta'en the veil!
Or climbs and sweats to find out - how bewitching!
Whether mount Etna is the devil's kitchen,
And, o'er the dreadful crater downward looking,
Sees the whole process of infernal cooking;
Thus, selgly peeping, knows presumptuous sinner,
What Beelzebub has order'd for his dinner,

The Woodman, a Comic Opera, in 3 A. as performed at the Th. R. Covent-Garden with universal applause. By Mr. *Bate Dudley*. London. 1791. 94 p. 8. Dieses ist eine von den wenigen komischen Opern, die auch beym Lesen unterhalten und vergnügen, und selbst dann, wenn man sie vorher, und mehr als einmahl spielen sehen. Der Gang der Handlung ist einfach und doch anziehend. Die Sprache ist simpel, rein, nicht wie gewöhnlich in Operetten schaal und gesucht. Der Witz ist natürlich, die Charaktere, wenn nicht original, doch geschickt gezeichnet und gut gehalten. Verschiedene von den Arien (und das

das heißt gewiß viel von Opernpoesien sagen!) lassen sich lesen:

S. 30. Sweet inmate — Sensibility!
How pure thy transports flow,
When even grief that springs from thee
Is luxury in woe!
Without thee-where's the sigh of love,
Or blush, by grace refin'd?
Where friendship's sacred tear, to prove
The triumph of the mind?

S. 41. When next you view the lily blow,
Or on wild heath the driven snow,
Toss'd rudely by the wind —
Tell me then, which you would compare
To her — who with a form that's fair,
Add's still a fairer mind!

The Pleasures of Memory, a poem in two parts. By the Author of an Ode to Superstition with some other Poems. London 1792. 71 p. 4. Richtigkeit der Gedanken, Feinheit der Empfindung, Reichthum an Bildern und Harmonie der Versifikation zeichnen dieses schöne Gedicht (das man einem gewissen Rogers zuschreibt) in einem hohen Grade aus. Es beginnt mit der Beschreibung eines unansehnlichen Dörfchens, und der rührenden Schwermuth, die ein Besuch desselben, nach langer Abwesenheit erweckt. Der Dichter schildert sich selbst in der Mitte der Gegenstände, die ihn umringen, und die Tage seiner Kindheit in sein Gedächtniß zurück rufen:

Oh

Oh haste, unfold the hospitable hall!
That hall, where once in antiquated state,
The chair of justice held the grave debate.
Now stain'd with dews, with cobwebs darkly hung,
Oft has its roof with peals of rapture rung;
When round yon ample board in due degree,
We sweeten'd every meal with social glee.
The hearts light laughter crown'd the circling jest;
And all was sunshine in each little breast.
'T was here we chas'd the slipper by its sound;
And turn'd the blindfold hero round and round.
'T was here, at eve, we form'd our fairy ring;
And Fancy flutter'd on her wildest wing.
Giants and genii chain'd the wondering ear;
And orphan-woes drew Nature's ready tear.
Oft with the babes we wanderd in the wood,
Or view'd the forest-feats of Robin Hood:
Oft fancy-led, at midnights fearful hour,
With startling step we scal'd the lonely tow'r;
O'er infant innocence to hang and weep,
Murder'd by ruffian hands, when smiling in its sleep

Diese Kraft der Seele wird auf zwey Wegen in Thätigkeit gesetzt, entweder durch die Gegenwart sinnlicher Gegenstände, oder durch eine innere Operation der Seele. Jenes ist der Inhalt des ersten, dieses des zweyten Theils. Erinnerung durch Ideenassociationen mit einer Menge Beyspiele erläutert. Wirkung auf Bildung des Geistes und Herzens zur Tugend und Glückseligkeit u. s. w. Eine Gallerie menschlicher Schicksale. An Vorfällen, die in ihren unmittelbaren Folgen, die schmerzhaftesten und

traurigsten sind, hängt der Mensch oft in der Erinnerung mit einer Art von Enthusiasmus. In einer ruhigen Lage der Seele verrichtet das Gedächtniß sein Geschäfte am vollkommensten, und Einsamkeit ist die beste Sphäre ihrer Thätigkeit. Dieß führt den Dichter auf eine schöne Erzählung, die den wohlthätigen Einfluß der Gedächtnißkraft in der Einsamkeit, in Krankheit und Kummer ins Licht setzt.

An Elegiac Ode to the Memory of Sir Josuah Reynolds &c. By the Rev. John Whitehouse, Curate of Houghton-Conquest. London 1792. 4. Des vortrefflichen Künstlers würdig. Hr. W. zeigt sich als einen guten Dichter und einsichtsvollen Kenner der Kunst. Er beschreibt verschiedene von Rs. vorzüglichsten Gemälden, und charakterisirt sein vorzügliches Genie zur Portraitmahlerey sehr treffend.

In Nature's living semblance fair,
As if her very self was there,
The faithfull Portrait long shall stand
A witness of the Master's hand;
Who knew, with skill sublime to trace
Expression's soul and Beauty's grace.
The undaunted Warrio'rs fix'd regard,
The Sage, the Patriot and the Bard,
Youth's vivid blush, impassion'd, warm,
And Innocence in childhood's form.
Passing the common bounds of art,
Each character his pencil took;
Delineated the air, the look,
And imaged to the eye the language of the heart;

To

To distant times transmitting down
Those whom most Albion boasts to own,
The honoured sons of Science, Valour, Worth,
Patrons of human kind and ornaments of earth.

Poetical Thoughts and Views on the banks of the Wear. By Percival Stockdale. 1792. 4. Hr. St. ist einer von den Menschen, denen das Schicksal von Jugend auf übel mitgespielt hat, und die es sich gleichsam zum Spielzeug seiner Launen ersehen zu haben scheint. Alles dieß und selbst die dürftige Lage, in welcher er noch jetzo lebt, haben gleichwohl seinen Muth nicht niederschagen, noch ihn ganz unglücklich machen können, wenn gleich seine Arbeiten oft etwas von der Farbe der Schwermuth an sich tragen. Sein unabhängiger Geist, die männliche Offenheit, mit welcher er seine Fehler gesteht, verdient Hochachtung. Er findet sein Glück in sich und in dem Umgang mit den Musen:

A feeling mind, though oft depress'd with pains
Hath seiz'd bright moments for poetic strains;
Shut out a world, distressing and distress'd,
In it's own orb, it's own Elysium, blest.

Wir wünschen, daß Hrn. St. das Gebet, das er in folgenden Versen thut, erhört werden möge:

Maker of heaven and earth! — of human kind!
Of Universe the Parent, Source of Mind!
Hence may my eye expunge the faults of youth,
Devoted firmly to the cause of truth!
Not to those truth's alone, which lead to fame,
To write strong verse, to argue, to declaim;

 But

But tho that truth, by which in life we shew
Thy beauteous moral government below.
That government, by whose benign controul
We keep the body subject to the soul;
Beneath whose power our happiness is wrought
By virtuous action and exalted thought.
May I by temp'rance live exempt from pain,
And health, vivacity and glory gain.
And while the Muse's pure, ethereal ray
My night illumines and adorns my day;
And while the social hour, propitial, blends
A few, select and litterary friends;
Or by the influence of the virtuous fair,
Breathes through my verses a diviner air,
Content shall soothe me &c. &c.

An Essay on the Life and Genius of Samuel Johnson, by *Arthur Murphy* Esq. London 1792. 187 p. 8. Dieser Versuch von einem vieljährigen Freunde Johnsons dient auch als Einleitung zu einer neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke J. in 12 Bänden. 8. Von einem persönlichen Freunde J., einem so guten Schriftsteller, wie Hr. M., der überdieß schon so viel in die Hände gearbeitete Materialien vor sich hatte, ließe sich etwas weit besseres und vollkommneres erwarten und sodern, als der hier bekannt gemachte Versuch ist. Hr. M. wollte wahrscheinlich den gewöhnlichen Fehler der Biographen, die Weitschweifigkeit vermeiden, allein er verfiel in das entgegengesetzte Extrem, er lieferte ein trocknes Geripp, und die Biographie Js. ist noch immer ungeschrieben. Mit Recht beklagt Hr. M. daß die blinden Bewunderer des

des großen Mannes jedes seiner Worte aufgefangen und ins Publikum gebracht, und so nicht wenig dazu beygetragen haben, ihren Helden in ein falsches Licht zu setzen. J. selbst verglich diese Herren in einem Briefe mit Spionen. Zu seiner Rechtfertigung in vielen Stücken muß folgende Aeußerung dienen. Er pflegte oft zu sagen: „I am not uncandid, nor severe. I sometimes say more than I mean (und welchem Mann von nur einigermaßen lebhaftem Geiste wiederfährt das nicht?) in jest, and people are apt to think me serious." Hrn. Ms. Charakteristik von Js. Schriften enthält wenig eignes Urtheil, sondern fast immer nur die allgemeinere Stimme des Publikums. Was J. Lobredner für Frömmigkeit ausgeben, war oft mehr Feigheit (intellectual cowardice) For Johnsons illiberality there can be but one excuse admitted and it must be obvious to those, who know any thing of the human hearth: his morbid melancholy, the spice of madness in his mindt, falling into the channel of religious dread, he could not patiently bear to have the doubts stirred up that preyed upon him when alone: — hell and damnation were at their heels like blood hounds to run him down; but had he ever ventured to bring his religious opinions to the test of reason he might at least have kept them at bay." Ueber seine Methode zu arbeiten. „He never took his pen in hand, till he had well weighed his subject, and grasped in his mind the sentiments, the train of argument, and the arrangement of the whole. As he often thought aloud, he had, perhaps, talked it over to himself. This may account for this rapidity with which, in

general, he dispatched his sheets to the press, without being at the trouble of a fair copy."

The Character of Dr. Johnson with illustrations from Mrs. Piozzi, Sir John Hawkins and Mr. Boswell. 1792. 23 p. 8. Ein Karrikaturgemählde, nicht ohne Geist entworfen, woraus aber, wie man denken kann, niemand den wahren Charakter Johnsons kennen lernen wird. Wenn Hr. M. zu viel und ohne Einschränkung lobt, so hat dieser Ungenannte hingegen nur solche Züge aufgestellt, die den Verstorbenen in ein lächerliches und gehäßiges Licht setzen.

Rinaldo a Poem in twelve Books. Translated from the talian of Torquato Tasso. By John Hoole. London Dodsley. 1792. 326 p. 8. Hr. Hoole hat sich schon durch mehrere ähnliche Arbeiten, vorzüglich durch seine schönen Uebersetzungen des befreyten Jerusalems und des rasenden Rolands bekannt gemacht. Hier gibt er nun auch den Rinaldo, den Tasso in seinem achtzehnten Jahre verfertigte und der gleichwohl den allgemeinen Beyfall von ganz Italien erhielt und verdiente. Der Inhalt dieses ersten großen Gedichts von Tasso steht in keiner Verbindung mit seinem zweyten. Dieser Rinald war einer der berühmten Paladine am Hofe Karls des Großen, und das Gedicht erzählt die Thaten, die er aus Liebe zur schönen Klarissa verrichtete. Hr. Hoole macht folgende Bemerkungen über das Gedicht: „Obgleich der junge Dichter in der Vorrede behauptet, „daß er mehr dem Muster der Alten, als dem Vor„bild

„bild der romantischen Rhapsodisten seines Vater„landes gefolgt sey, so hat doch der Rinaldo wenig „Anspruch auf den Titel eines regelmäßigen epi„schen Gedichts, noch Ansprüche auf eine Stelle „neben seinem größern Werke. Es hat sogar we„niger von der epischen Form, als selbst manche „Theile vom Ariost. Es ist eine Ausgeburt zügel„loser Phantasie, die sich mehr den Abentheuern ei„nes Boyardo nähert. Indeß ist nicht zu leugnen, „daß er diesen und seine übrigen Vorgänger auch „in diesem Gedichte schon an regelmäßiger Einrich„tung übertroffen. Denn, wenn er gleich keine „Einheit der Handlung beobachtet, keine künstliche „Anlage des Plans gemacht, noch in die Schilde„rung der Charaktere Verschiedenheit und Indivi„dualität zu bringen gewußt hat, so hat er doch „wenigstens immer Einen Haupthelden im Ge„sichte behalten, und eine zusammenhängende Erzäh„lung, ohne die Unterbrechungen geliefert, die man „dem Ariost so oft zum Vorwurf gemacht hat. (In „meiner neuesten Ausgabe des Orlando furioso „habe ich indeß gesucht, diesen Vorwurf zu wider„legen, indem ich die sich durchkreuzenden Aben„theuer in eine zusammenhängende Reihe gebracht „habe.) So groß nun auch immer die Fehler des „Rinaldo in Rücksicht auf Fabel, Charaktere und an„dere Erfordernisse einer regelmäßigen Composition „seyn mögen, so glaube ich doch, daß selbst Kenner „des befreyten Jerusalems in dem Original weder die „Energie des Ausdrucks, noch die Schönheit der „Versification vermissen werden. Zu gleicher Zeit

„ist das Ganze so voll mannichfaltiger anziehender „Begebenheiten und lebhafter Darstellung, daß es „gewiß den Beyfall aller derer davon tragen muß, „die dichterische Excursionen in die Gefilde der „Phantasie und der romantischen Welt lieben, „und einen Ariost, Tasso und Spenser bewundern.“ Da das italienische Original in Deutschland fast gar nicht aufzutreiben, auch so viel wir wissen, weder ganz noch stückweise in einer Uebersetzung oder Auszug den Deutschen bekannt gemacht worden ist, so hoffen wir bey unsern Lesern Dank zu verdienen, wenn wir ihnen wenigstens eine kurze Skizze des Inhalts nach Hrn. Hooles Uebersetzung mittheilen, und zugleich ein paar Proben von seiner Uebersetzung einstreuen.

Der Held der Geschichte, der von seinen Freunden in Frankreich abgehalten worden, zu Karls des Großen Heer zu stoßen, der in einem Krieg mit den Mauren begriffen war, begegnete einer schönen Jägerinn Klarisse, einer Prinzessinn vom Hofe des Kaisers, ward von ihren Reizen entzündet, und beschloß, um ihrer Gunst sich würdig zu machen, auf Abentheuer auszugehn. Sein gutes Glück läßt ihn in einem Haine ein Roß und eine Rüstung finden, er sucht nun das Wunderpferd Bayardo, das im Ardennerwald bezaubert stand, auf, und bemächtigt sich desselben und zähmt es. Isolero, ein spanischer Ritter, der in dem Abentheuer mit dem Pferde unglücklich gewesen war, begleitet ihn. Sie treffen auf zwey Bildsäulen zu Pferde, die den Tristram und Launzelot vorstellen; ein Kunstwerk

Mer-

Merlins. Isolero versucht es, sich der Lanze zu bemächtigen, die in Tristrams Panzerhandschuh steckt, allein die Bildsäule wirft den Ritter mit Einem Schlag zu Boden. Rinald nähert sich, und nun neigt die Bildsäule das Haupt und gibt die Lanze ab. Rinald und Isolero ziehen weiter an den Ufern der Seine hin, und entdecken ein offnes Fahrzeug mit Mädchen, die den Strom hinab segeln, und am Ufer einen prächtigen Wagen mit Galarenen der Gemahlin Kaiser Karls und ihren Hofdamen, die eine Schaar von Rittern bewachte. Unter ihnen sieht Rinald auch seine Klarisse. Er und Isolero greifen die Ritter an, erlegen sie, und Rinald nimmt Klarissen mit sich. Ein fremder Ritter, von furchtbarer Gestalt, begegnet Rinalden, und raubt durch Zauberkraft seinem Roß die Bewegung, und nimmt ihm seine Beute ab.

At this the Paladin, with high diſdain,
To proud Bayardo gave the looſen'd rein,
But ſudden he, amidſt his fiery courſe,
Sank nerveleſs down, nor ſoon reſum'd his force.
Unlook'd for chance! and preſs'd beneath his ſteed
Rinaldo lay, nor art nor vigour freed
Th' impatient youth, who ſtrove, but ſtrove in vain
To raiſe Bayardo, panting on the plain;
And ſwoln with wrath, on either hand he try'd
Threats, ſtrength, and ſlight, and ſtroke on ſtroke apply'd.
Unlike his former ſelf the courſer lay,
A uſeleſs load amidſt the publick way.
While thus Rinaldo rav'd, the ſtranger knight
Againſt the champaign ſtruck with furious might.

His potent ſpear, and lo! to view diſclos'd,
A yawning gulf the central gloom expos'd;
Earth with deep roar, her opening jaws diſplay'd,
And Nature's laws the force of ſpells obey'd:
When iſſuing forth, tremenduous to behold!
On whirling wheels a dreadful chariot roll'd:
Four fiery ſteeds the wondrous chariot drew
Their mouths diſtaind with foam of ſanguine hue;
Their colour dark as night; thik wreathy ſmoke
With gather'd flame from every noſtril broke;
Each cruel eye, with glaring venom fill'd,
The gazer's breaſt to ſudden terror chill'd;
Their neighings hoarſe, and hoofs reſounding loud,
Seem'd bolts and thunders from a burſting cloud.
To this dire car the knight unknown convey'd
Half dead with fear, the pale and trembling maid;
There plac'd her ſafe, and ſeated at her ſide
He ſnatch'd the reins the ſnorting ſteeds to guide.
Prepar'd for few debate, th' Iberian knight
Regain'd his ſteed to o'ertake the chariot's flight,
But the ſtrong wheels with ſpeed ſo rapid flew,
That ſcarce his ſtraining eye-balls could purſue.
Increaſing wrath Rinaldo's boſom fir'd,
Deny'd to give that aid the fair requir'd!
Thus torn, ah! cruel! from his arms away,
Like ſome poor fawn, the wolf's unpity'd prey,
Ah! hapleſs youth! how ſoon his hopes are fled,
Thoſe hopes that late his eager fancy fed!
Deſpair and grief divide his ſoul: by turns
He ſighs with anguiſh, and with rage he burns.

In ſeinem Nachſetzen nach Klariſſen findet er endlich den Florindo, einen ſchönen Jüngling in Schäfer-

fertracht, redet ihn an, und vernimmt die rührende Geschichte seiner Unglücksfälle. Sie fassen Freundschaft zu einander, und suchen zusammen das Orakel der Liebe auf. Das Orakel entläßt sie, mit frohen Hofnungen beseelt. Sie eilen nun nach den Ebenen, auf denen sich die Heere der Heiden und Christen gelagert haben. Sie machen bekannt, daß sie bereit wären, mit den Rittern von beyden Theilen sich zu messen. Ihre Ausforderung wird angenommen. Rinaldo, der sich nicht zu erkennen gibt, beginnt einen Zweykampf mit Atlas, dem großen heidnischen Kämpfer und nimmt ihm das Schwerdt ab. Hierauf wagt er sich an den christlichen Helden Hugo, und tödtet ihn. Karl fodert Roland, Rinalds Vetter auf, Hugos Tod zu rächen. Sie fangen an, einander unbekannt, sich zu schlagen, werden aber von dem Kaiser getrennt. Rinald und Florindo verlassen das christliche Lager und hören die rührenden Klagen von Hugos Vater. Sie kommen in den Trauerwald, in welchem sie eine Schaar Ritter antreffen, die durch Zauber hier festgehalten werden, und über dem Grabe eines todten Frauenzimmers weinen. Rinaldo läßt sich mit den Rittern auf dem Grabe in ein Gespräch ein, und lößt den Zauber. Rinaldo und sein Freund setzen ihren Weg fort und erreichen den Pallast der Courtoisie (Rittersitte). Der Dichter beschreibt die Schönheiten des Orts, ihre Aufnahme, und die Gemäldegallerie des Pallastes ausführlich. Von hier geht der Held in einem bezauberten Fahrzeug weiter, das ohne Piloten, jeden, der es betrat, zu einem

einem Abentheuer führte. Unterwegs greifen sie ein bewaffnetes Fahrzeug, das dem Sarazenen Mambrin gehörte, und eben ein anderes Schiff erobert hatte, an, und setzen eine Anzahl Ritter und Frauenzimmer in Freyheit. Am Ende ihrer Wasserreise landen sie an einem prächtigen Pavillon, wo sie Zeugen eines feyerlichen Opfers werden, das Francardo, Herr von Armenien, vor einer Bildsäule vollzieht, die vollkommene Aehnlichkeit mit Klarissen hat. Rinald ficht mit Francardo und erlegt ihn. Die Ritter des Pavillons werden getödtet oder in die Flucht geschlagen, und Rinald und Florindo gehen weiter. Sie kommen in das Gebiet Florianens, der Königinn von Medien, und kämpfen mit ihren Rittern, Rinald erzählt der Königinn seine bisherigen Verrichtungen. Sie faßt eine heftige Leidenschaft für ihn, auch ihn fesseln ihre Lockungen eine Weile, endlich aber wird er durch einen Traum gewarnt, und verläßt mit seinem Freunde insgeheim den Hof. Wie Floriane Rinalds Entweichung erfährt, bricht sie in bittere Klagen aus. Sie will sich selbst das Leben nehmen, wird aber hieran durch die Zwischenkunft einer Zauberinn Medea gehindert, und von ihr in die Insel des Vergnügens versetzt. Rinald und Florindo ziehen unterdeß durch mehrere Königreiche, und gehen an Bord eines Schiffs, auf welchem sie von einem schrecklichen Sturm überfallen werden. Das Schiff scheitert, Rinald aber rettet sich durch Schwimmen und kömmt an ein Schloß, wo er gastfreundschaftlich aufgenommen wird. Von hier geht er in Karls

des

des Großen Lager, wo er im Turnier den Gryphon, der sich für Klarissens Ritter ausgab, aus dem Sattel wirft. Er findet Klarissen wieder, aber spröde und eifersüchtig. Muthlos wirft er sein Schild in den Strom, und setzt seinen Weg fort, bis er das Thal der Verzweiflung erreicht.

While in heaven he view'd
Eight times Aurora from her tresses shed
The morning dews and tinge the clouds with red,
The warrior rov'd: at length when Phoebus ray
Had brought on earth the ninth revolving day,
A straight and level path his steed convey'd
To reach a valley black with dreary shade.
There sate a shape, that seem'd of human kind,
On his sad arm his drooping head reclin'd.
Squalid his mien: tears trickled from his eyes
With upward gaze directed to the skies;
While from his lips in chill afflictions tone
He breath'd the loud complaint and mingled groan.

Soon as the knight approach'd this mournful vale,
He felt increasing pangs his hearth assail:
Such pangs he never till this day confess'd,
Such pangs as all his vital powers oppress'd;
Onward he pass'd, and silent still pursu'd
The guiding path; till nearer now he view'd
This child of woe; and, as he gaz'd, he drew
Infectious grief, that deep and deeper grew.

Between two hills conceal'd the valley lies,
Two hills, that intercept the cheering skies

With

With horrid gloom, where ſcarce a joyleſs ray
Through lazy vapours gives a doubtful day,
Such as we ſee, ere yet reviving light
Reſtores the colour'd tints obſcur'd by night.
The earth around diſplays a baleful ſcene
With plants and herbage of funereal green:
There trees of forms unknown to mortal eye,
From ſable leaves envenom'd juice ſupply,
Where black ill-omen'd birds ſecurely reſt,
And build, in odious flocks, their frequent neſt;
Theſe, each to each, in ſhrieks their avants impart
In ſhrieks that pierce the ſhuddering hearers heart!

Lo! ſtretch'd on earth unbleſt Rinaldo lies,
Tears following tears, and ſighs ſucceding ſighs:
Where'er he turns, ſome object preſent breeds
New cauſe to mourn, and endleſs torture feeds.
Afar, or near, Deſpair around him ſhows
His ſad variety of countleſs woes!

„Ah me! (he cry'd) in this congenial gloom,
Here may I weep at full my wretched doom!
With me, alas! how fits this diſmal ſhade,
This dire retreat for ſorrow's dwelling made!
Thus let me live, for ſo my lot ordains,
The little ſpace of life that yet remains;
Till here I food hungry ravens prove,
A victim, Clarice, to thee and love!"

Nachdem er endlich, nach Verlauf einer Zeit, aus dem Thal der Verzweiflung befreyt worden, ſo erreicht er den Hügel der Hofnung. Indeß er noch beſchäftigt iſt, die Schönheiten des Orts zu betrachten, hört er Waffengeklirr, geräth mit einem Haufen

Haufen Heiden ins Gefecht, und befreyt einen unbekannten Ritter, der, wie sichs endlich zeigt, Florindo ist. Mambrin thut einen Einfall in Frankreich, sich Klarissens zu bemächtigen. Rinald und Florindo verfolgen nebst einem fremden Ritter die Heiden, die sie schon in ihre Gewalt bekommen hatten. Noch nach manchen überwundenen Schwierigkeiten wird Rinald durch Beystand des fremden Ritters, der die Gabe des Zaubers besitzt, durch die Hand Klarissens beglückt, und erreicht mit ihr einen prächtigen Pallast, wo der fremde Ritter sich zu erkennen gibt, und das Hochzeitfest gefeyert wird. — Dieß ist der durchaus wilde und romantische Gang des Gedichts. Die Gesinnungen sind anziehend, die Darstellung ist kräftig und der Ausdruck im hohen Grade poetisch. In mehrern Stellen wird man einige Aehnlichkeit mit den epischen Werken des Alterthums bemerken. Florianens Geschichte vorzüglich wird an die Virgilische Dido erinnern.

The Iliad and Odyssey of Homer, translated into english blank verse. By *W. Cowper*, Esq. 2. Voll. 4. 1791. Im Ganzen verdient diese Uebersetzung das Lob der Treue; ein Verdienst, das der Vf. nach seiner eigenen Versicherung, mehr als irgend ein anderes seiner Arbeit zu geben bemüht gewesen ist. Gleichwohl (und wie wäre es auch möglich gewesen?) stößt man nicht selten auf Stellen, in denen er selbst gegen das strenge Gesetz, das er sich auferlegt, verstoßen hat. Bisweilen hat er den Sinn seines Originals verfehlt, bisweilen etwas hinzugethan, was sich dort nicht findet,

bisweilen etwas hinweggelassen, was dort wirklich vorhanden ist. Homers Riesenkraft sinkt in dieser Metamorphose oft zur Pigmäenschwäche herab. Die Sprache verfliegt sich an einigen Stellen in Schwulst, in andern verliert sie sich in die Nüchternheit der Prosa. Es gelingt ihm mit unter die Verwandschaft des griechischen und englischen Sprachgenius fühlbar zu machen, dagegen aber wird seine Sprache auch oft durch das gewaltsame Bestreben, beyde zu vereinigen, gezwungen und ungeschlacht. Das Ohr des Lesers wird sehr häufig durch ganz veralterte Ausdrücke, oder durch Worte in einer ganz ungewöhnlichen, unerhörten Bedeutung genommen, beleidigt, so wie durch auffallende, harte Wortversetzungen, die nicht das geringste vor sich haben, als daß der griechische Dichter eine gleiche Stellung der Worte gewählt hat. Alle diese Fehler haften an Hrn. Cowpers Uebersetzung, allein sehr ungerecht würde es seyn, wenn man über die Rüge derselben, die nicht minder große Anzahl von Stellen, die dem englischen Uebersetzer vortrefflich gelungen sind, zu rühmen vergessen wollte. Hrn. Cs. Dollmetschung ist nicht selten eben so poetisch, eben so elegant als die Popische, und verbindet zugleich mit diesen Vorzügen das Verdienst der Treue, das jener so sehr abgeht.

The Monkies in red Caps, an old Story, newly inscribed to the Club of Jacobins by *Timothy Thrum* Esq. 1792. 4. Eine drollige Satyre auf die lächerlichen rothen Mützen der Jacobiner. Der Vf. paßt ein bekanntes Geschicht-

chen

chen mit vieler Laune auf die neuern Zeitumstände in Frankreich an. Die Affen halten in einem Wald von Afrika eine Nationalversammlung! Die Manier des V. ist eine glückliche Nachahmung der Lafontainischen.

An Essay on Man; considered in his natural and political states of Government. Addressed to His R. Highness George Prince of Wales. In a Series of Epistles. 1792. 4. Die Hauptideen dieses langen didaktischen Gedichts sind folgende: Alle Geschöpfe gehorchen einem von Gott ihnen anerschaffnen Gesetz, und dieß ist Vernunft und Instinkt. Der Mensch allein wird durch die Vernunft geleitet, die aber ein weit unsicherer Führer ist, als der Instinkt. Natur ist des Menschen bester Wegweiser zu einem Stande der Cultur. Seine Beobachtungen über sie bestimmen ihn zu der Wahl einer königlichen Regierungsform. Das goldne Zeitalter verfloß unter einer Folge erwählter Könige. Da die Menschen in sittlicher Rücksicht ausarteten, so traten Politik und Künste an die Stelle der schlichten Weisheit und so entstanden Priesterschaft, Magie, Abgötterey, theologische Systeme, Helden, Abentheurer und Missionare. Von den Königen entsprangen die Edlen. Ehrgeiz ist der Gift jeder Verfassung, sie sey aristokratisch, oder demokratisch. Wenn der Mensch seinen verlornen Zustand von Würde und Glückseligkeit wieder erlangen will, so muß er zur Natur zurückkehren, und sie zur Richtschnur seines politischen und moralischen Wandels nehmen. Von ihr wird er die Nothwendigkeit dreyer Stände in der bürgerli-

chen Verfassung, des Standes der Könige, der Edlen und der Gemeinen lernen. Die englische Verfassung kömmt der von der Natur angegebenen Regierungsform am nächsten; der große Gegenstand derselben ist die Erhaltung der Freyheit. Partheygeist nimmt die Tracht der Freyheit an, Eifersucht wird erweckt, und hieraus entspringt Uneinigkeit. Das einzige Mittel dagegen ist Reform. — Diese Ideen sind in vier Episteln in gereimten Versen, darinn die Poesie aber ziemlich schwach ist, ausgesponnen.

Elegy written in a London Church-Yard. 1792. 12 p. 4. Ein wohlgerathener Versuch, dem Andenken des komischen Schauspielers Edwin gewidmet. Mit der bekannten Elegie auf einem Dorfkirchhofe hat dieses Gedicht sonst keine Aehnlichkeit, als daß es so wie jene mit einer Grabschrift schließt.

Here rests his head, and may it reste in peace;
May sorrow vanish, and may trouble cease!
Here rests the frolic son of truant mirth,
That nature smil'd on at his dawning birth;
View'd him, delighted, with a mother's eye,
And beckon'd Edwin from his infancy;
Whate'er was mirthful to the public gave,
And veil'd his foibles in the silent grave.
Thus the proud column, by the artist's hand
Braves the high air — an emblem of command;
Till, struck by time, its pride is overthrown,
And all its beauty 's in a moment gone.
No farther seek his praise, or blame to scan,
Or prais'd or pitied — Edwin was a man.

The

The discarded Spinster; or a Plea for the poor on the impolicy of spinning Jennies. a Poem. 1791. 4. So gut gemeint und patriotisch der Zweck des Dichters ist, so unglücklich ist für den Vortrag seiner Ideen das poetische Gewand gewählt. Daß der Verf. keine Anlage zur Poesie hat, davon kann man sich überzeugen, wenn man nur zehn Zeilen seines so genannten Gedichts lesen will, und daß seine Argumente für seine Behauptung selbst nicht besser sind, hat nunmehr auch die Erfahrung außer allen Streit gesetzt, da es in der Theorie schon längst entschieden war.

A Poem to the Memory of G. F. *Handel*. 1791. 11 p. 4. Dieses kleine Gedicht hat den verstorbenen Dr. Langhorne zum Verf. und ist schon 1760 verfertigt worden. Es ist in fließenden, aber frostigen Versen geschrieben, die ohne Schaden in der Handschrift hätten bleiben können.

Oenone to Paris, an Epistle of Ovid. To which is added an Elegy of Shenstone, translated into Latin Elegiac Verse. 1790. 31 p. 8. Die Uebersetzung der Ovidischen Epistel ist nicht übel gerathen, so wenig sie sich mit ähnlichen Arbeiten von Pope und Dryden vergleichen läßt. Weniger ist dem Verf. die lateinische Uebersetzung der Shenston-Elegie geglückt, die weder die Zärtlichkeit, noch die Einfalt des Originals ausdrückt.

The Ladies Ass-Race: or the Sports of Barton Downs. A Poem in heroic Verses. 1791. 28 p. 4. Eine artige komische Erzählung, die mit Witz und Laune vorgetragen ist. Esels-

rennen sind eine Erfindung neuerer Zeiten. Horaz sagt zu einem Geizhals:

Infelix operam perdes, ut si quis asellum
In campo doceat parentem currere frenis.

The kentish Barons: a Play in three acts. Interspersed with Songs. By the Hon. Fr. *North*. 1791. 44 p. 8. Die ernsthaften und komischen Scenen in diesem kleinen Stücke sind wohl verbunden, die Gesänge mit Geschmack angebracht. Es ist mit Beyfall auf dem Haymarket-Theater gegeben worden.

Forty Years' Correspondence between Geniusses ov both Sexes and James Elphinston in 6 Pocket Vollumes: four ov oridginal Letters, two 'ov Poetry. 12. 1791. Der Vf. gab schon im Jahre 1765 eine Theorie der Rechtschreibung unter dem Titel principles of the english language heraus. Er wartete einige Jahre ab, was für Erfolg sein Vorschlag haben würde, da man ihn aber gänzlich aus der Acht ließ, so entschloß er sich, das Publikum von neuem darauf aufmerksam zu machen, und ließ 1786 eine Schrift drucken: Propriety ascertained in her picture, und setzte dem Propriety's Pocket Dictionary of the english toots digested and defined, eine Skizze seines Plans unter der Aufschrift, Orthography epitomised, vor. Hier zeigt der Vf. nun seine Grundsätze in der Anwendung, und es muß sich zeigen, ob sie mehr Eingang finden werden. Höchstwahrscheinlich werden sie aber kein günstiger Schicksal haben, als die

Klop-

Klopstockischen in Deutschland, mit denen sie in der Hauptsache übereinstimmen. Hier ist eine Probe von Hrn. E. Orthographie! „Yoo hav, az I find by evvery kind ov evvidence, lost an excellent moddher; and I hope yoo wil not think me incapabel ov partaking ov yoor grief. I hav a moddher; now eighty-two' years ov age; hoom dherfore I must soon looz, unless it pleze God, dhat she raddher shood moarn for me. I red dhe letters, in hwich yoo relate yoor moddhers deth to' Mrs. Stranhan; and I think I doo myself onnor, hwen I tel yoo dhat I red dhem widh tears. But tears ar nedher to' me nor to' yoo ov anny fardher use, hwen wonce dhe tribbute ov nature haz been paid——I cannot forbair to' mencion dhat nedher rezon nor revvelacion denies yoo to 'hope, dhat yoo may encrese her happines by obeying her precepts; and dhat she may, in her prezzent state, look widh plezzure upon evvery act ov vertue, to'dwich her instruccions or example have contribbuted. Hweddher dhis be more dhan a plezing dream or a just opinnion ov sepparate spirrits iz indeed ov no grait impoartance &c. Von den orthographischen Eigenheiten des Vf. abstrahirt, ist das Buch nicht ohne Werth. Es enthält verschiedene gute, vorher noch ungedruckte Briefe von dem berühmt. Johnson, von Mackenzie (Vf. von The man of feeling) und mehrere artige Gedichte der leichtern Gattung.

The History of Painting and Sculpture from the earliest accounts. Storia della pittura e scultura &c. Vol. I. Calcutta 1788. 4. Das Merkwürdigste an dieser Schrift ist die Gegend, in der es geschrieben, der Ort, wo es gedruckt worden, und der Umstand, daß der Vf. es selbst aus dem ital. Original, das auch hier mit abgedruckt worden, in die englische Sprache übersetzt hat. Der Verf. Thomas Hickey ist ein Portraitmahler, der ein geschickter Künstler seyn mag, zum Schriftsteller aber nicht berufen zu seyn scheint. Ueberdieß war die Lage, in welcher er das Werk verfertigte, zu einem solchen Unternehmen nicht die günstigste. Wie hätte er in Bengalen die nöthigen Materialien zu einer Geschichte der alten griechischen Kunst finden können? Die drückende Hitze, die einen Theil des Jahrs in Calcutta herrscht, und die den Vf. nöthigte, seine Arbeiten einzustellen, brachte ihn auf den Gedanken, dieses Buch zu schreiben, das wenig mehr ist, als eine Copie von Adriani Lettera in Vasaris Vite &c. Spuren der Nachlässigkeit, Lücken, leichtsinnig angenommene Hypothesen u. s. w. sind nur zu häufig, und zeigen, daß sich bey drückender Hitze so wenig schreiben, als mahlen läßt.

Asiatic Researches, or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences and Litterature of Asia. Vol. II. Calcutta and London Elmsley 1790. 503 p. 4. Dieser Band ist eben so wichtig und lehrreich, als der vorige, und enthält eine Menge der schätz-

schätzbarsten Nachrichten über Geschichte, Litteratur, Künste, Wissenschaften, Sprache u. s. w. der Araber, Tartarn, Perser, Chinesen u. s. w. Einige ausgehobene Stellen werden unsern Lesern nicht unwillkommen seyn. „Die arabische Sprache ist unläugbar eine der ältesten in der Welt, gleichwohl gibt sie keiner andern in der Menge der Worte und der Kürze der Ausdrücke etwas nach. Es ist eben so wahr, als sonderbar, daß sie weder in einzelnen Worten, noch in dem Bau derselben mit dem Sanskrit, der großen Mutter der indischen Dialekte, die mindeste Aehnlichkeit hat. Von diesem Facto werden zwey merkwürdige Beweise gegeben. Das Sanskrit liebt, wie das Griechische, Persische und Deutsche, nur in einem noch höhern Grade, die Zusammensetzungen: das Arabische hingegen duldet, nebst allen verwandten Dialekten, durchaus keine solchen Wortverbindungen, und drückt ohne Ausnahme jede zusammengesetzte Idee durch eine Umschreibung aus. Im Sanskrit bestehen die Wurzelwörter fast durchgängig aus zwey Buchstaben, so daß die Zusammensetzung der funfzig indischen Buchstaben höchstens 2500 solcher Wurzeln geben kann; da die arabischen Wurzeln im Gegentheil aus drey Buchstaben bestehen, so daß die Zusammensetzung der 28 arabischen Buchstaben 22,000 solcher Sprachelemente giebt. Uebrigens sind beyde Sprachen durchaus verschieden, und so beschaffen, daß sie von zwey ganz verschiedenen Menschenraßen erfunden seyn müssen. — Denkmähler des Alterthums haben sich in Arabien sehr wenig erhalten,

und die Nachrichten von ihnen sind sehr unzuverlässig. Die Sitten der Hejaz-Araber, die heut zu Tage dieselben sind, die sie zu Salomos Zeiten waren, sind den Künsten und Wissenschaften keineswegs günstig. Die einzigen Künste, in denen sie auf Vortrefflichkeit Ansprüche machen, sind Poesie und Rhetorik. Daß sich keines ihrer prosaischen Werke, das früher als der Koran wäre, erhalten hat, muß man auf ihre geringe Erfahrung in der Schreibekunst, auf ihre Vorliebe für poetisches Silbenmaaß, und auf die Leichtigkeit, mit der Verse im Gedächtniß bleiben, schreiben. Uebrigens beweisen alle ihre Geschichten, daß sie in einem hohen Grade beredt waren, und ein wunderbares Talent besaßen, ohne Vorbereitung in fließenden und nachdrücklichen Perioden zu sprechen. Das Schreiben war so wenig unter ihnen gewöhnlich, daß ihre alten Gedichte, die wir noch haben, fast als ursprünglich ungeschrieben betrachtet werden können. Des berühmten Johnsons Behauptungen über die großen Unvollkommenheiten ungeschriebener Sprachen scheinen mir (dem Präsidenten Sir William Jones) zu allgemein, indem eine Sprache, die blos gesprochen wird, gleichwohl bey einem Volke, wie die alten Araber, das die Verbesserung ihrer Sprache zu einer Nationalsache machte, feyerliche Versammlungen anstellte, bey denen poetische Talente sich zeigen konnten, und es für Pflicht hielt, den Kindern die geschätztesten Werke auswendig lernen zu lassen, zu einem hohen Grad der Ausbildung gelangen. Die Araber in der Wüste hatten musikalische Instrumente,

mente, Namen für die besondern Töne, und fanden großes Vergnügen an der Melodie: indeß waren ihre Lauten und Flöten (pipes) wahrscheinlich sehr einfach, und ihre Musik wohl wenig mehr, als eine natürliche und melodische (tuneful) Recitation ihrer elegischen Verse und Liebeslieder. Die Eigenschaft ihrer Sprache, die sich wider alle Wortverbindungen sträubt, rührt wohl allein von dem Genius derselben und dem Geschmack des Volks, das sie spricht, her, und beweißt für sich nicht, daß die Araber geringe Fortschritte gemacht haben können, denn die alten Deutschen, die gar keine Kunst kannten, scheinen einen großen Gefallen an zusammengesetzten Wörtern gefunden zu haben. — — Sir William gesteht, daß er von allen tartarischen Sprachen nur eine kennt, nehmlich die türkische, wie sie in Constantinopel gesprochen wird, diese aber ist, wie er bemerkt, so reich, daß derjenige, der nur sie vollkommen inne hat, leicht die verschiedenen andern Dialekte verstehen wird. Der mongolische Dialekt, in dem ursprünglich einige Geschichten von Taimur und seinen Nachfolgern verfaßt worden, heißt in Indien Turci, nicht als ob es genau Eine Sprache mit dem Türkischen der Osmannen wäre, beyde Idiomen sind indeß vielleicht nicht mehr verschieden, als das Schwedische und Deutsche, das Spanische und Portugiesische und gewiß weniger, als das Wallische und Irländische. Wenn die Grundlage des westlichen Türkischen, von dem eingemischten Persischen und Arabischen gesondert, ein Zweig der verlornen oghuzischen Sprache ist,

so kann man mit Zuversicht behaupten, daß es weder mit dem Arabischen, noch mit dem Sanskrit die geringste Aehnlichkeit hat, und von einer Menschenraße ersunden seyn muß, die gänzlich von den Arabern und Hindus verschieden seyn muß. Die Sprache der Brachmanen ist der beste Beweis von einer undenklichen und gänzlichen Verschiedenheit der Wilden aus dem Gebirge (wie die alten Chinesen die Tartarn mit Recht nannten) und der fleißigen, sanften und contemplativen Bewohner dieser indischen Ebenen. Man hat nicht den geringsten Grund anzunehmen, daß die Tartarn frühzeitig einige Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften gemacht hätten. Selbst von Poesie lassen sich, einige schreckliche Kriegslieder ausgenommen, keine ächten Denkmahle auffinden. Sie glichen den alten Arabern in nichts mehr, als in ihrer Neigung zu berauschenden Getränken, und in nichts weniger, als im Geschmack an Poesie und Sorge für die Cultur der Sprache. — — — „Caikhosrau oder der Khosrau des Firdausi (Ferdosi) ist offenbar eine und dieselbe Person mit dem Cyrus, dem Helden des ältesten politischen und moralischen Romans. Die Lebensumstände und Thaten, die von beyden erzählt werden, stimmen auf das genaueste mit einander überein. Die Verschiedenheit der Namen kann keinen Einwurf begründen. Man weiß, wie wenig Achtung die Griechen für Wahrheit und Richtigkeit hatten, beyde opferten sie ohne Bedenken der Grazie ihrer Sprache und der Zärtlichkeit ihres Gehörs auf. Wenn sie ausländische Worte wohlklin-

klingend machen konnten, so setzten sie Richtigkeit gern hintan. Wahrscheinlich machten sie so aus Cambakhsh (Begierden befriedigend) was mehr ein Titel als Name war, Cambyses — aus Shiruyi, oder Shirshah, welches auch ein Titel gewesen zu seyn scheint, Xerxes. Es ist eine alte asiatische Sitte, daß Könige und Fürsten in verschiedenen Perioden ihres Lebens, und bey verschiedenen Gelegenheiten, neue Titel oder Epithete annahmen, und auch jetzt herrscht sie noch in Iran (die richtige Benennung von Persien) und Hindostan. Zur Zeit der Geburt Mahomets scheinen in dem großen Reiche Iran zwey Sprachen allgemein im Gang gewesen zu seyn: die Hofsprache, die Deri hieß, und blos ein verfeinerter Dialekt der Parsi war, und die Sprache der Gelehrten, in welcher die meisten Bücher geschrieben wurden, und die den Namen Pahlavi führte. Außer diesen hatten die Priester und Philosophen noch eine sehr alte und dunkle Sprache, die Zend hieß, weil ein Buch religiösen und moralischen Inhalts, das sie für heilig hielten, und das diesen Namen führte, in derselben geschrieben war. Das Zend und das alte Pahlavi sind fast ganz in Iran ausgestorben, indeß das Parsi, durch das Einmischen unzähliger arabischer Wörter und mancher unmerklicher Veränderungen, eine neue, außerordentlich gebildete Sprache worden ist. Ganze Hunderte von Parsi Nennwörtern sihd rein Sanskrit, viele persische Imperativen sind die Wurzeln von Sanskritt Zeitwörtern, und selbst die Modi und Tempora des Persischen Verbi substantivi, welches

die

die Grundlage aller übrigen ist, läßt sich vermöge einer deutlichen und leichten Analogie aus dem Sanskritt herleiten. Hieraus folgert Hr. J. daß das Parsi, wie die übrigen indischen Dialekte, aus der Sprache der Brahmanen entstanden sey. In dem reinen Persischen findet er keine Spuren eines arabischen Dialekts, dasjenige ausgenommen, was durch das bekannte Verkehr zwischen beyden Nationen hineingekommen. Die zusammengesetzten Wörter, die das Persische so sehr liebt, und wogegen das Arabische sich sträubt, sind ein überzeugender Beweiß, daß das Parsi aus einer indischen, nicht arabischen Quelle floß. Hr. J. hält das Pahlavi für einen Dialekt des Chaldäischen. Das Zend war ein Dialekt des Sanskrit, das ihm vielleicht so nahe kam, als das Prakrit, und andere gemeine Dialekte, die vor zweytausend Jahren in Indien gesprochen wurden. Die Philosophie der alten Perser war genau mit ihrer Religion verbunden. Ihre metaphysische Theologie, zu der sich seit undenklichen Zeiten eine zahlreiche Sekte Perser und Hindus bekannten, ward zum Theil nach Griechenland gebracht, und findet noch jetzt unter den gelehrten Muselmännern viel Anhänger. Die neuern Philosophen dieses Glaubens heißen Sufi, entweder von dem Griechischen σοφος, oder von dem wollenen Mantel, den sie in einigen Provinzen Persiens zu tragen pflegten. Ihre Hauptlehren sind: nichts existirt nothwendigerweise als Gott; die menschliche Seele ist ein Ausfluß seines Wesens, und wird endlich wieder mit demselben vereinigt. Das höchste

Gut

Gut des Menschen in dieser vergänglichen Welt besteht in einer so vollkommnen Vereinigung mit dem ewigen Geiste, als die Unvollkommenheit des Körpers nur verstatten kann. Der Mensch muß daher alle Verbindung mit äußern Gegenständen aufheben, und ohne Neigung und Anhänglichkeit an irdische Dinge durch das Leben eilen. Er muß frey und gerade stehn, wie die Cypresse, deren Frucht kaum sichtbar ist, nicht wie ein Baum am Spalier, der von der Last der Früchte niedergebeugt wird. Da es uns an Worten fehlt, die vermögend sind, die göttlichen Vollkommenheiten und die Glut der Andacht auszudrücken, so müssen wir solche Ausdrücke borgen, die unsern Ideen am nächsten kommen, und von Schönheit und Liebe in einem transcendentellen und mystischem Sinne sprechen. Gleich dem Schilf, das vom Ufer, gleich dem Wachs, das vom Honig getrennt worden, beweint die menschliche Seele mit trauriger Musik ihr Exil, vergießt feurige Thränen, und erwartet mit Sehnsucht ihre Auflösung, als eine Befreyung von den irdischen Fesseln, und das Mittel, in den Schooß des einzig Geliebten zurück zu kehren u. s. w. Dieß ist die ausschweifende, schwärmerische Religion der neuern persischen Dichter, vorzüglich des süßen Hafiz und des großen Maulavi; dieß ist das System der Vedanti Philosophen und der besten lyrischen Dichter Indiens, und da es bey beyden Nationen ein System von dem höchsten Alterthum ist, so gibt es eine neue Bestätigung von der seit undenklichen

lichen Zeiten zwischen beyden herrschenden Verwandschaft. (Der Beschluß folgt.)

Eighty-Nine fugitive Fables in Verse, moral, prudential and allegorical, original and selected. 1792. 232 p. 8. Die wenigsten Stücke dieser Sammlung sind Fabel im eigentlichen Sinn des Worts, sondern mehr allegorische und moralische Erzählungen, die als solche aber größtentheils ihren Werth haben. Der Compilator zeigt Beurtheilungskraft und Geschmack: nur hätte er billig die Originalstücke von den übrigen durch irgend ein Zeichen unterscheiden sollen. Hier ist ein Stück zur Probe:

Care and Generosity.

Old care with industry and art,
At length so well had play'd his part,
He heap'd up such an ample store,
That Av'rice could not sigh for more:
Ten thousand flocks his shepherd told,
His coffers overflow'd with gold;
The land all round him was his own,
With corn his crouded gran'ries groan.
In short, so vast his charge and gain,
That to possess them was a pain;
With happiness oppress'd he lies,
And much too prudent to be wise.

Near him there liv'd a beauteous Maid
With all the charms of youth array'd;
Good, amiable, sincere and free,
Her name was Generosity!

T

'T was her's the largeſs to beſtow
On rich and poor, on friend and foe.
Her doors to all were open'd wide,
The pilgrim there might ſafe abide:
For the hungry or the thirſty crew,
The bread ſhe broke, the drink ſhe drew;
There ſickneſs laid her aching head,
And there diſtreſs could find a bed. —
Each hour, with an all-bounteous hand,
Diffuſ'd ſhe bleſſings round the land;
Her gifts and glory laſted long,
And num'rous was th' accepting throng.
At length pale Pen'ry ſeiz'd the Dame,
And Fortune fled, and Ruin came;
She found her riches at an end,
And that ſhe had not made one friend. —
They blam'd her for no giving more,
Nor thought on what ſhe'd done before.
She wept, ſhe rav'd, ſhe tore her hair,
When lo! to comfort her, came Care
And cry'd: „My dear! if you will join
„Your hands in nuptial bonds with mine,
„All will be well; you ſhall have ſtore,
„And I be plagu'd with wealth no more.
„Tho' I reſtrain your bounteous heart,
„You ſtill ſhall act the gen'rous part."

The bridal came, great was the feaſt
And good the pudding, and the prieſt:
The Bride in nine month brought him forth
A little maid of matchleſs worth;
Her face was mix'd of Care and Glee,
They chriſten'd her Oeconomy!

And

And stil'd her fair Discretion's Queen,
The mistress of the golden mean.

Now Generosity, confin'd
Is perfect easy in her mind;
She loves to give, yet knows to spare,
Nor wishes to be free from Care.

Anzeige. Von den Litterarischen Denkwürdigkeiten, deren Herausgabe Herr Prof. Beck allhier besorgt, ist das 4te Quartal des Jahrgangs von 1792 im Verlage der Dykischen Buchhandlung, fertig geworden. Diese Zeitschrift wird fortgesetzt. Jeden Montag und Freytag wird ein Stück, und den 1sten und 15ten jedes Monaths eine Beylage ausgegeben. Die Pränumeration für den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thlr. der nachherige Verkaufspreis ist 4 Thaler. In dem vierten Quartal von 1792 sind 112 Schriften rezensirt, die Anzeigen der ausländischen Litteratur, die sich in den Beylagen finden, und der Dissertationen und Programmen der sächs. Academien und Schulen ungerechnet. Außerdem findet man in den Beylagen biographische und litterarische Nachrichten, auch kleine Aufsätze, wie: Ueber die fünf Partheyen in Frankreich (gegen den Hrn. v. Schirach,) Ludwig XVI. Anrede an seine Tochter bey ihrer ersten Communion, Bitte an den Herausgeber des leipziger Meßcatalogs, Nachricht von der Schriftsteller-Familie Chénier, den Schulverbesserungen im Hannöverischen, Plagium Hrn Achards u. s. w.

Nachricht.

Um die Neue Bibliothek der schönen Wissensch[...] und der freyen Künste, je länger je mehr, zu ei[...] treuen Gemälde und zuverlässigen Annalen der neuen schönen K[...] und Litteratur in ihrem ganzen Umfange zu machen, ist der [...] derselben erweitert und deshalb beschlossen worden, jedes S[...] künftig mit 2 Bogen zu vermehren und den Preiß desselben 12 Gr. zu setzen; zumal es den Liebhabern gewiß ganz gleichgi[...] ist, ob sie fünf Stücke jedes zu 10, oder vier Stücke jedes zu [...] Gr. kaufen, diese Einrichtung aber allein es möglich macht, n[...] Raum für die vermischten Nachrichten zu gewinnen, was ma[...] allgemein gewünscht hat. Da mit dem 49sten Bande eine n[...] Reihe von Bänden angeht, indem 12 Bände immer ein al[...] meines Register haben, so ist mit dem ersten Stücke dieses B[...] des diese Abänderung bereits eingetreten, welches wir besond[...] für die Herren Buchhändler hierdurch bekannt machen. D[...] Register über den 37sten bis 48sten Band wird nächst[...] erscheinen. Der Preiß des ganzen Werks ist:

Alte Bibliothek, 12 Bände nebst Register	10 Rthlr.	14 G[...]
Neue Bibl. 1ster bis 12. Band, nebst Register	10 —	16 -
— — 13 — 24, nebst Register	10 —	16 -
— — 25 — 36, nebst Register	10 —	16 -
— — 37 — 48, nebst Register	10 —	16 -
Summa	53 Rthlr.	6 G[...]

Wer ein vollständiges Exemplar nimmt, genießt ein[...] ansehnlichen Rabatt. Leipzig, den 1sten Januar 1793.

Dykische Buchhandlung.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Neun und Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1793.

VI.

Fortsetzung über die Natur und das Wesen schöner Empfindungen.

In meiner ersten Abhandlung über das Wesen schöner Empfindungen, 46. B. 1. St. war ich von der Behauptung ausgegangen, daß das Schöne unmittelbar empfunden werde. Dieß hatte mich unvermerkt auf eine Definition des Schönen geleitet, die bey allen ästhetischen Untersuchungen zur Grundlage dienen muß, wofern wir eine sichre Theorie des Geschmacks erbauen wollen.

Schön nennen wir, wie ich glaube, nach unserm Sprachgebrauche alles, was unmittelbar angenehm auf unsre Sinne würkt. Schöne Empfindungen sind also eine besondre Gattung von angenehmen Empfindungen: denn niemand wird leugnen, daß wir das Schöne angenehm finden: vieles aber kann von uns sehr angenehm empfunden werden, was auf Schönheit keinen Anspruch machen kann. So pflegen wir einen Menschen schön zu nennen, wenn seine äußere Gestalt einen angenehmen Eindruck auf unser Auge macht. Angenehm hingegen pflegen wir eine Person zu nennen, die bey näherer Bekanntschaft (wenn auch der erste äußre Eindruck, den sie auf uns gemacht hat, nicht der angenehmste gewesen wäre,) wegen der übrigen Eigenschaften, die wir an ihr bemerken, die Vermuthung erregt, daß wir in ihrem Umgange viel

Vergnügen finden werden. Hundert Beyspiele, die sich anführen ließen, würden uns dasselbe beweisen. Ich wähle unter allen nur noch eins. Wir sagen von einem Menschen, daß er eine schöne Stimme habe, wenn die Töne, die sich in seiner Luftröhre bilden, viel Reinigkeit haben, wenn sie das gehörige Maaß von Stärke und Schwäche, den gehörigen Grad von Höhe und Tiefe beobachten. Angenehm hingegen kann für uns die Stimme eines Menschen seyn, wenn sie auch noch so rauh und heiser wäre, sobald sie fähig ist, in unsrer Seele angenehme Vorstellungen zu erregen, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen. Die Stimme unseres Freundes oder irgend einer andern Person, für die wir ein besondres Interesse empfinden, wird uns jedesmal angenehm vorkommen, wenn sie auch nichts weniger als schön genannt zu werden verdiente.

In dieser Rücksicht verdienen alle schönen Empfindungen den Kantischen Beynamen der uneigennützigen; eine Benennung, die vielleicht von manchen mißverstanden werden dürfte, weil wir oft zu sagen pflegen, daß man sich für das Schöne sehr lebhaft interessiren könne. Indem wir etwas Schönes empfinden, sind wir uns nur des angenehmen Eindrucks bewußt, den der schöne Gegenstand auf unsre Sinne macht. In diesem Falle ist es uns sehr gleichgültig, wie der schöne Gegenstand eigentlich beschaffen sey. Wir überlassen uns blos den Gefühlen, die gegenwärtig in uns erzeugt werden, unbekümmert, woher sie entstehen, und wodurch

sie

sie hervorgebracht werden. In dem Augenblicke, wo in uns ein näheres Interesse für den schönen Gegenstand erwacht, ist es nicht mehr das Gefühl des Schönen, dem wir nachgehn, sondern die Vorstellung von den mannichfaltigen angenehmen Empfindungen, die der Besitz des schönen Gegenstandes in der Zukunft uns verschaffen könnte. Um den Genuß des Schönen zu wiederholen, oder zu vervielfältigen, brauchen wir nicht alles, was man schön zu nennen pflegt, uns zum Eigenthum zu machen. Viele schöne Dinge lassen sich gar nicht einmal in Besitz nehmen, viele schöne Dinge sind nur für den Augenblick schön, worin sie gerade jetzt so angenehm auf unsre Sinne wirken, — viele würden aufhören schön zu seyn, wenn wir sie näher betrachten oder häufiger genießen sollten. Aus diesen letzten Bemerkungen läßt sich der Ekel an solchen Dingen, die wir ehedem wegen ihrer Schönheit nicht genug bewundern konnten, sehr begreiflich machen.

Wir haben uns in eine tiefere Untersuchung über das Wesen der Schönheit eingelassen, indem wir es gewagt haben, die Empfindung des Schönen in ihre einfachen Bestandtheile aufzulösen. In der Welt läßt sich nichts empfinden, was nicht irgend einen Eindruck auf unsre Sinne macht. Es müssen also Gegenstände des Empfindens vorhanden seyn, sobald wir etwas empfinden sollen. Dieß läßt sich unbeschadet der Fähigkeit unsrer Seele behaupten, nach welcher wir ehemalige Empfindungen wieder erneuern und gleichsam wieder auffri-

schen können, sobald sie durch ähnliche Veranlassungen von neuen geweckt werden. Die Erfahrung lehrt es uns unwidersprechlich, daß ein jeder Gegenstand, der auf unsre Sinne wirkt, von uns empfunden werde. Ist diese Empfindung von einer angenehmen Art, so erhält sie den Namen einer schönen Empfindung, wie wir oben gezeigt haben: und alsdann pflegen wir auch den Gegenstand, der sie erzeugt hat, oder wie man sich richtiger ausdrücken würde, der sie veranlaßt hat, *) schön zu nennen.

Da sich unsre Empfindungen nicht zergliedern lassen, so müssen wir versuchen, ob uns unsre Begriffe von den Gegenständen der Empfindung nicht etwa einen Aufschluß über die Beschaffenheit unsrer Empfindungen geben können. Bey einigem Nachden werden wir finden, daß unsre Empfindung noth-

*) Es ist bekannt genug, daß die schönen Empfindungen des Gehörs durch Luftschwingungen, so wie die schönen Empfindungen des Gesichts durch Lichtstrahlen, oder genauer zu reden, durch Aetherfibrationen erzeugt werden; gleichwohl pflegen wir weder die Luft noch den Aether schön zu nennen, der in diesem Augenblicke unsre Nerven so angenehm berührt, sondern die Gegenstände, welche die Luft in Bewegung setzen, oder die Lichtstrahlen auf unser Auge zurückwerfen. Diese Verwechslung der Ursache mit der Wirkung, besonders wenn beyde so schnell auf einander folgen, daß sich unter ihnen kein Zwischenraum denken läßt, finden wir in unsrer Sprache so häufig, daß wir an den Unterschied gar nicht mehr zu denken pflegen.

nothwendig dem Eindrucke vollkommen entsprechen müsse, den wir von außen empfangen. Und da es uns gelungen ist, die Beschaffenheit dieses Eindrucks bey einigen unsrer sinnlichen Empfindungen, z. E. bey den Empfindungen unsers Gehörs, näher kennen zu lernen; so dürfen wir es wohl wagen, analogisch fortzuschreiten, und aus der Natur der uns bekannten Empfindungen die Natur der unbekannten zu erforschen. Bekannt ist es aber, daß unsre Ohren angenehme Eindrücke empfangen, sobald sie gleichförmige Luftschwingungen auffassen. Hieraus läßt sich weiter folgern, daß unsre Gesichtsnerven, so wie die Nerven unsers Geschmacks, Geruchs und Gefühls, ebenfalls angenehm berührt werden können, sobald sie von irgend einer Sache in eine gleichförmige Erschütterung versetzt werden. Diese Vermuthung erhält nicht wenig Bestätigung durch die Bemerkung, daß alle die Gegenstände, welche in uns schöne Empfindungen erzeugen, von einer solchen Beschaffenheit sind, daß durch sie, es sey mittelbar oder unmittelbar, unsre Nerven sehr leicht in eine gleichförmige Bewegung gesetzt werden können.

Alle die Instrumente, welche schöne Töne erzeugen, müssen aus solchen Theilen bestehn, die eine gleichförmige Bewegung der Luft hervorzubringen fähig sind. Je reiner die Masse der tönenden Körper ist, je gleichartiger die einfachen Bestandtheile derselben sind, je weniger sie durch andre Körper in ihren gleichförmigen Bewegungen gehindert werden, desto angenehmer wird der Ton, den

sie erzeugen. Je gleichförmiger sich die Lichtstrahlen an der Oberfläche der Körper brechen können, die unserm Auge gegenüber stehn, desto angenehmer wird die Empfindung, die dadurch in unsern Gesichtsnerven erzeugt werden muß. Man wende mir nicht ein, daß der Anblick eines gemahlten Kopfes, worin Licht und Schatten, Umrisse und Farben so mannichfaltig mit einander abwechseln, bey weiten angenehmer auf unser Auge wirke, als der Anblick einer einfarbigen Wand. Eben diese Mannichfaltigkeit von Licht und Schatten, diese Verschiedenheit der Umrisse und Farben war nothwendig, um die Vorstellung eines Kopfes zu erzeugen, bey dessen Anblicke in meiner Seele tausend schöne Empfindungen geweckt werden sollten, von denen jede einzelne auf dem Gesetze der Gleichförmigkeit beruht, und welche zusammen genommen in einer harmonischen Verbindung unter einander stehen. Nur ein Strich mehr in diesem Kopfe, nur einige Farben stärker oder buntscheckigter aufgetragen — sogleich wird der schöne Eindruck zerstört, welchen das Anschauen dieses Kopfes erzeugt hatte. Wenn wir behaupten, daß das Wesen schöner Empfindungen in der Gleichförmigkeit unsrer Nervenschwingungen bestehe, folgt denn daraus, daß unsre Nerven keine Abwechselung ertragen, und daß sich die Gleichförmigkeit mit keiner Mannigfaltigkeit vereinigen könne? Wer kann es leugnen, daß ein schöner Ton durch gleichförmige Luftschwingungen erzeugt werde, da wir es wissen, daß jeder unangenehme Klang eben

des-

deswegen so widrig auf uns wirke, weil die Luft in eine unregelmäßige Bebung gesetzt worden sey. Und gleichwohl wird unser Ohr auch den schönsten Ton nicht immer hören mögen — gleichwohl werden wir durch das Zusammenstimmen mehrerer Töne, sobald ihre verschiednen Bebungen das Gesetz der Gleichförmigkeit beobachten, in ein süßeres Entzücken versetzt, als wenn unser Ohr nur Einen Ton vernähme. Was von den Tönen gilt, das gilt auch von den Farben. Die schönste Farbe, oder wenn man mir es jetzt noch nicht zugeben wollte, daß eine einfache Farbe schön seyn könnte, — das schönste Farbenspiel wird unserm Auge unerträglich werden, wenn wir es Stunden und Tage lang betrachten wollten. Daraus folgt also, wird man sagen, daß Einförmigkeit nicht das Wesentliche bey der schönen Empfindung ausmache. Keineswegs. Ein andres Auge, welches die Farbe erblickt, wird sie darum nicht minder schön finden, weil sich mein Auge in dieser Schönheit schon ersättiget hat. Unsre Nerven sind nicht im Stande, eine Art von Berührung immer fortdauernd zu ertragen. Sie erschlaffen und werden dadurch unfähig, das einförmige Schöne in der Fortdauer zu empfinden. Wir würden aber auch unendlich viel dabey verlieren, wenn unsre schönen Empfindungen keine Abwechselung und Mannichfaltigkeit vertragen könnten. Ein einfacher Ton würde ohnstreitig schöner als zwey Töne genannt werden, wenn diese zwey Töne nicht die Empfindung verstärkten, ohne sie zu beleidigen oder anzustrengen.

Ein Ton und seine Octave ist aus dem Grunde angenehmer für mein Ohr als zwey Töne, die zusammen im Einklange stehn, weil ich empfinde, daß ich diesen Ton wegen der Abwechselung seiner Schwingungen viel länger aushalten werde, als einen einzigen Ton, der mit verdoppelter Stärke auf meine Nerven wirkt. So bald aber die Schwingungen zweyer verschiedner Töne, die jetzt zusammen klingen, in keinem so guten Verhältnisse unter einander stehn, daß sie in regelmäßigen Zeiträumen wieder zusammen treffen; sobald erzeugen sie auch eine widrige Empfindung in meinem Ohre — sie dissoniren unter einander, und ich mag sie nicht zusammen hören, so gern ich jeden einzelnen davon hören möchte.

Die ganze Lehre von den Consonanzen in der Musik beruht auf dem Gesetze der Uebereinstimmung und der Einförmigkeit. Und die ganze Lehre von der Harmonie der Farben, die dem Mahler so wichtig ist, beruht auf dem nämlichen Gesetze.

Es hat Aesthetiker gegeben, welche sich dadurch haben verleiten lassen, das Schöne zu erklären: durch das Einfache, verbunden mit dem Mannichfaltigen. Sie haben gefühlt, daß unsre meisten schönen Empfindungen eine Summe unzähliger einzelnen Empfindungen in sich enthalten: aber sie haben vergessen, daß die Totalempfindung nicht schön genannt werden könnte, wenn sie nicht aus einzelnen schönen Empfindungen zusammengesetzt wäre. Unsre Theorie hingegen erlaubt es uns, bis auf die einfachsten Empfindungen zurückzugehn, und

über

über den eigentlichen Werth ihrer Schönheit ein sichres und gründliches Urtheil zu fällen. Sie läßt uns hierauf von den einfachen Empfindungen auf die zusammengesetzten übergehn, und beurtheilt die Schönheit derselben nach den nämlichen Grundgesetzen.

Es ist schwer, dem Menschen eine Vorstellung von einer einfachen schönen Empfindung zu geben. Wir dürfen mit Grunde behaupten, daß es unter allen Empfindungen, deren wir uns bewußt sind, auch nicht eine einzige gebe, die sich nicht mit andern Empfindungen vermische. Man versetze uns bey Nachtzeit in ein dunkles Zimmer, man entferne alles, was nur irgend einigen Eindruck auf einen unsrer Sinne machen könne, man lasse uns nichts sehen, nichts hören, nichts schmecken, nichts riechen und fühlen. Man lasse alle Nerven vollkommen ausbeben, die vorher durch tausend und abermal tausend Erschütterungen in Bewegung gesetzt worden sind. Nach dieser Vorbereitung lasse man uns den Ton von einer Harmonika hören, so haben wir eine ohngefähre Vorstellung von dem, was man eine einfache schöne Empfindung nennen könnte. Vollständig wird diese Vorstellung nicht seyn, denn wie wäre es möglich alle unsre Sinne zum Schweigen zu bringen. Und wenn wir auch wirklich im Stande wären uns vor allen äußern Eindrücken zu verwahren, welches beym Sinne des Gefühls niemals möglich seyn kann, weil dieser Sinn außer den Berührungen, die er von außen empfangen muß, uns zugleich auch von dem innerlichen Zu-

stande unsers Körpers und seiner physischen Bewegungen Nachricht ertheilt, — gesetzt aber, daß wir einmal wirklich im Stande wären, zu verhindern, daß unsre Nerven von irgend etwas berührt würden, sind wir denn auch im Stande, unsre schon berührte und immer noch fortbebende Nerven so zur Ruhe zu bringen, daß wir uns einmal auch nicht einer einzigen Empfindung bewußt wären. Und gesetzt, auch dieß wäre möglich, wodurch sollen wir verhindern, daß wenn jetzt unser Ohr einen einfachen Ton empfindet, dieser Ton nicht, sobald wir ihn vernehmen, auf einmal tausend Empfindungen wecke, die mit der Empfindung des Tons, den wir hören, in der nächsten Verwandtschaft stehen?

Wegen des stärkern Bewußtseyns aber, welches wir in diesem Augenblicke von der Empfindung haben, die der Ton unmittelbar in uns erweckt hat, können wir diese Empfindung sehr lebhaft und deutlich von andern unterscheiden und uns vielleicht bereden, als wäre dieselbe jetzt nur die einzige Empfindung unsrer Seele, weil sie unter mehrern bey weiten die herrschende ist. Das nämliche findet bey dem Auge statt. Wir können eine einzelne Farbenfläche, abgesondert von allen übrigen Farbenkörpern, so betrachten, daßwir uns der Wirkung, welche diese einfache Farbe in unsern Sehnerven hervorbringt, sehr deutlich bewußt werden, und dieselbe hinlänglich von den Wirkungen andrer Dinge unterscheiden, die unsre Nerven entweder in eben der Zeit berühren, oder sie vorher berührt und in Schwingung gesetzt haben. Auf diese Art gelangen

gen wir zu der Vorstellung von den einfachen Empfindungen, die wir zuerst betrachten müssen, ehe wir uns an die zusammengesetzten wagen dürfen.

Unsre Theorie der Geschmackslehre würde also zuförderst die Grundgesetze der Schönheit einfacher Empfindungen vortragen. Hierbey würden wir folgenden Canon festsetzen:

Eine jede einfache Empfindung ist um so viel schöner, je reiner sie ist.

Ich nenne die Empfindung rein, die aus einer vollkommen gleichförmigen Bewegung unsrer Nerven besteht, weil wir nach unserm Sprachgebrauche den Ton und die Farbe rein zu nennen pflegen, die auf eine gleichförmige Weise unsre Nerven in Bewegung setzet. Dieser Sprachgebrauch gründet sich auf einen andern, nach welchem wir die Masse oder die Oberfläche eines Körpers rein nennen, wenn sie aus gleichartigen Theilen besteht; so wie wir im Gegentheil sagen, der Körper sey von unreiner Masse oder er habe eine unreine Oberfläche, wenn diese aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist.

Reine Körpermassen erzeugen reine Töne, reine Oberflächen der Körper erzeugen reine Farben. In dieser Reinigkeit besteht das Wesentliche einfacher Schönheiten. Ein einfacher Ton ist um so viel schöner, je reiner er ist; eine einfache Farbe ist um so viel schöner, je reiner sie ist. Bestimmter läßt sich dieser Satz nicht wohl ausdrücken. Es giebt zu viele Grade und Stufen von Reinigkeit, als daß man sagen könnte, ein Ton oder eine Far-

be sey schön, wenn sie rein sey. Es giebt keinen Körper, dessen Theile, wenn sie auch noch so gleichartig zu seyn scheinen, einander vollkommen gleichen. Es giebt also auch keinen Ton und keine Farbe, von der man nicht behaupten dürfte, daß sie noch reiner seyn könnte, als sie wirklich ist.

Ueber die Reinigkeit der Farben und Töne entscheiden wir durch unser Ohr und Auge, ohne uns der Gesetze bewußt zu seyn, wornach wir in solchen Fällen entscheiden müssen. Wir empfinden wohl das Angenehme, welches die Reinigkeit der Farben und Töne in den Werkzeugen unsrer beyden edelsten Sinne erzeugt, wir fühlen die Wirkungen der gleichzeitigen, regelmäßigen Schwingungen unsrer Nerven: allein diese Schwingungen selbst folgen in zu schnellen Zeiträumen auf einander, als daß wir den Abstand der einen von der andern ausmessen, und nach Zahlenverhältnissen berechnen können.

Zwar wissen wir gegenwärtig, wie viele Fibrationen ein Ton von mäßiger Tiefe in dem Zeitraume einer Sekunde enthalte; wir wissen, daß seine Octave in dem nämlichen Zeitraume noch einmal so viele Schwingungen mache; wir haben alle Verhältnisse der Consonanzen und Dissonanzen unter einander nach Zahlen berechnet. Allein dieß haben uns nicht unsre Gehörnerven gelehrt, unser Auge hat uns den Weg gezeigt, und durch mathematische Schlüsse und Folgerungen haben wir das herausgebracht, worüber uns sinnliche Erfahrungen keine Auskunft geben konnten.

So

So oft wir sagen, daß ein Ton binnen einer Sekunde 40 oder 80 mal fibrire, so verstehn wir das immer nur von den Bewegungen, in die der zahlreichste Theil von seinen einfachen Bestandtheilen, durch eine Erschüttrung von außen, versetzt worden ist. Wie viele Theile können darunter noch seyn, welche in dem nämlichen Zeitraume 90 oder 100 mal oder 1000 mal fibriren. Die Fibrationen dieser Theile, welche nach ihrer Form und Größe von den übrigen Bestandtheilen des tönenden Körpers so verschieden sind, setzen die Luft eben sowohl in Bewegung, als die übrigen gleichartigern Bestandtheile des Körpers. Daher kommt die Unreinigkeit, die ein scharfes, geübtes Ohr auch bey den Tönen noch empfindet, welche von den gemeinen Ohren für völlig rein gehalten werden. Eben dasselbe findet bey den Farben Statt. Wir nennen einen Körper blau, wenn die Lichtstralen von seiner Oberfläche so auf unser Auge zurückgeworfen werden, daß darin die Empfindung dessen, was wir blaue Farbe nennen, am meisten rege gemacht wird, wenn auch auf der Oberfläche dieses Körpers tausend Punkte die Lichtstralen in einer andern Farbe zurückwerfen.

Hieraus folgt, daß in der Theorie der schönen Empfindungen der Begriff von der vollkommensten Schönheit ein Ideal sey, welchem man sich ewig nähern könne, ohne es jemals völlig zu erreichen. Denn wenn wir schon bey den einfachen Empfindungen so viele Grade von Schönheit annehmen müssen, als es verschiedne Grade von Reinigkeit giebt,

giebt; wie viel mehr Stufen der größern oder geringern Schönheit werden wir bey zusammengesetzten Empfindungen antreffen?

Wenn der Künstler unsre Behauptung, daß das Wesen einfacher schönen Empfindungen in der Reinigkeit bestehe, auch nur als Hypothese gelten lassen wollte, wie viel müßte nicht für die Kunst schon gewonnen werden, wenn er diesen Grundsatz auf alle Mittel anwendete, deren er sich bedient, um bey andern Menschen schöne Empfindungen zu erwecken. Der Tonkünstler würde darauf bedacht seyn, die feinsten Körpermassen zu erfinden, die man in der Musik zu Instrumenten gebrauchen könnte; die schon erfundnen Instrumente würde man dadurch veredeln, daß man Versuche machte, wie man sie auf die leichteste und beste Weise von allen ungleichartigen Theilen reinigte: beym Gebrauche der Instrumente selbst würde man sich bemühen, dafür zu sorgen, daß die Töne, besonders die singbaren Töne, die durch eine anhaltende Berührung des Instruments erzeugt werden, in ihren gleichförmigen Schwingungen auf keine Weise unterbrochen würden.

Wie viel in der Mahlerey auf Reinigkeit der Farben ankomme, sowohl bey der Wahl der Farben überhaupt, als auch insbesondere beym Auftragen derselben, davon ist jeder überzeugt, der sich mit der Ausübung dieser Kunst nur einigermaßen beschäftigt hat.

Es giebt aber verschiedne Töne, so wie es verschiedne Farben giebt. Jeder einfache Ton und

jede einfache Farbe verdient schön genannt zu werden, wenn sie die erforderliche Eigenschaft der Reinigkeit in einem hinlänglichen Grade besitzt: und gleichwohl können wir es nicht hindern, daß wir nicht immer einen Ton dem andern und eine Farbe der andern vorziehen.

Wir bemerken sogar, daß hierin die Menschen nicht einmal mit einander übereinstimmen, daß vielmehr jeder einzelne Mensch seine eignen Lieblingstöne und Lieblingsfarben habe. Ja noch mehr, wir stimmen nicht einmal mit uns selbst hierin überein. Eine Farbe, die uns heute gefällt, kann uns zu einer andern Zeit weniger gefallen. Und eben so verhält es sich auch mit den Tönen. Alle diese Verschiedenheiten treffen nicht das Wesentliche schöner Empfindungen. Sie beruhn einzig und allein auf der Verschiedenheit der Einrichtung oder der jedesmaligen Beschaffenheit unsrer sinnlichen Organe. Der Künstler, der auf diese Zufälligkeiten mehr als auf das Wesentliche der Schönheit Rücksicht nehmen wollte, würde in einer ewigen Ungewißheit über die Wirkung seiner Kunstwerke bleiben müssen.

Eben diese zufällige Verschiedenheiten in der Art und Weise, zu empfinden, sind es, die den Geschmack so unsicher gemacht haben: und es wird uns nicht eher gelingen, ein allgemein geltendes Gesetzbuch für den Geschmack zu entwerfen, bevor wir nicht alle diese Zufälligkeiten von dem Wesen schöner Empfindungen hinlänglich getrennt haben werden. Daß uns heute eine lichte Farbe,

morgen eine dunkle Farbe besser gefällt, daß wir heute einen Wohlgefallen an tiefen und schwachen Tönen, morgen einen Wohlgefallen an hohen und starken Tönen finden: davon könnten wir den Grund leicht in der größern oder kleinern Anspannung unsrer Nerven entdecken. Wer nur einige Begriffe davon hat, wie fein und künstlich unsre Nerven zusammengewebt sind, welch ein Unterschied in der Struktur des Nervengebäudes, in den einfachen Bestandtheilen der Nerven selbst und des Nervengeistes, der sie durchströmt, bey verschiedenen Menschen von so verschiednem Ursprunge, Bildung, Lebensart und Beschäftigungen Statt finden muß — Wer es weiß, welch einen mächtigen Einfluß Luft und Sonne, Speise und Trank, Bewegung und Ruhe, Anstrengung und Erschlaffung auf die jedesmalige Modification unsrer Empfindungswerkzeuge äußert, dem wird es doch nicht befremdend vorkommen, daß wir in der Art, wie wir das Schöne empfinden, eine unermeßliche Verschiedenheit entdecken, eine Verschiedenheit, die mit der jedesmaligen Beschaffenheit unsrer sinnlichen Organe auf das genauste übereinstimmt, und von der wir bey näherer Betrachtung einsehen, daß sie zur Vermehrung und Vervielfältigung unsers Schönheitsgenusses unumgänglich nothwendig war.

Eine zufällige Eigenschaft des Schönen, die aber nahe ans Wesentliche gränzt, besteht darin, daß das Schöne nicht zu schwach und nicht zu stark auf unsre Nerven wirken darf. Eine schwache Empfindung kann uns das Vergnügen nicht erwecken,

welches

welches eine gleichartige stärkere Empfindung, eben darum, weil sie stärker und lebhafter ist, bey uns erwecken muß. Starke Empfindungen hingegen müssen unerträglich werden, sobald sie mit einer übermäßigen Heftigkeit auf unsre Nerven wirken, oder wenn sie so lange anhalten, daß unsre von der Erschütterung gelähmten Nerven die übermäßige Anstrengung nicht ertragen können. Allzuschwache oder allzustarke Töne und Farben können daher weniger Anspruch auf eine schöne Wirkung machen, als die Töne oder Farben, welche zwischen beyden in der Mitte liegen. In der Zusammensetzung aber von mehrern Tönen oder Farben kann durch eine kluge Abwechselung von beyden eine überaus angenehme Wirkung hervorgebracht werden.

Mit gleichem Rechte können wir der zufälligen Eigenschaft des Schönen, daß es unsre Nerven in keine allzulangsame aber auch in keine allzuschnelle Bewegung setzen dürfe, den nächsten Rang bey den wesentlichen Eigenschaften des Schönen einräumen. Töne, die in einem bestimmten Zeitraume nur sehr wenig Schwingungen enthalten, mißfallen uns, wenn wir sie einzeln hören, wegen ihrer Tiefe; schnell fibrirende Töne beleidigen unser Ohr durch ihre Höhe. Ohne gehörige Abwechselung würden wir die einen so wenig, wie die andern, ertragen. Alles, was wir durch unsre beyden edelsten und vorzüglichsten Sinne, durch unser Auge und Ohr empfinden, besteht in Farben und Tönen. Alles, was wir sehen, sind Farben; alles, was wir hören, sind Töne. Alle Gesichtsempfin-

dungen lassen sich in einfache Farben zergliedern, alle Gehörempfindungen in einfache Töne. Es scheint, als wenn der Mensch sein Wohlgefallen am Schönen schon dadurch habe zu erkennen geben wollen, daß er in einem engern Sinne unter Farben und Tönen nur dasjenige verstanden wissen will, was wir bey einer gleichförmigen Bewegung empfinden. Man denkt sich unter dem Worte Ton, gewöhnlich nur bestimmte, reine Töne; so wie unter dem Ausdrucke Farbe, bestimmte reine Farben. Ein Gemisch verschiedner Töne, unter denen wir keinen von dem andern deutlich unterscheiden können, nennen wir nicht einmal Ton, so wenig wie wir ein undeutliches und verworrenes Gemisch von Farben, Farbe nennen. Es folgt aber daraus, daß wir die Töne und Farben nicht immer gehörig von einander unterscheiden können, bey weitem nicht, daß dieser Unterschied wirklich nicht Statt finde. Aus dem Grunde dürfen wir ohne Bedenken sagen, daß alles was wir hören, Töne, und alles was wir sehen, Farben sind. Farben und Töne sind also die ersten Elemente, deren nähere Bekanntschaft der Künstler suchen muß, wenn er durch unser Auge und durch unser Ohr auf unsre Seele wirken will.

Reine Farben und reine Töne hervorzubringen, das müssen die ersten Versuche des Künstlers seyn, die ihn mit unbeschreiblichem Vergnügen belohnen werden, sobald er hierin nur einigermaßen glücklich seyn sollte. *)

Es

*) Ich habe oft Viertelstunden lang dem einfachen Tone zugehorcht, den ich auf einer Harmonika-

Es scheint unbegreiflich zu seyn, wie es einige Kunstverständige haben wagen können, die Schönheit einfacher Empfindungen den Menschen völlig abzuleugnen. Es hat Aesthetiker gegeben, die ohne Bedenken behauptet haben, eine einfache Farbe könne durchaus nicht schön seyn, so lange sie nicht mit andern in Verbindung stehe. Ich dächte, jedes blaue Band, jedes Weiße im Ey hätte sie vom Gegentheile überzeugen müssen. Ob sie nur auch würden geleugnet haben, daß der Ton von einer Harmonika schön zu nennen sey, so lange er nicht in Verbindung von mehrern Tönen gehört werde?

glocke hervorbrachte, der ich nach meiner Idee (unter mehrern Versuchen) die Form einer ziemlich länglichen Theetasse hatte geben lassen, wodurch die Bebung des Tons unendlich verstärkt werden konnte. Ich habe die süße Empfindung der Reinigkeit eines solchen Tons, der von allen andern Instrumententönen so unendlich verschieden ist, mir nicht oft genug wiederholen können. — Ich habe mich oft an dem Anblicke einer schräg über einander gelegten Schraffirung, mit stumpfer Kreide, so wie sie unter meinen Händen entstand, nicht ersättigen können. Sie bringt, wenn man sie nur in einiger Entfernung betrachtet, wo anfänglich die optischen Wellen der schräg in einander greifenden Linien zusammenschlagen, und dann wie in eine reine Masse verschmelzen, — sie bringt eine Wirkung hervor, die uns über das, was eigentlich schön genannt zu werden verdient, in keiner langen Ungewißheit lassen kann.

Jedem Künstler sollte daran liegen, mit der Wirkung einfacher Schönheiten frühzeitiger als mit der Wirkung zusammengesetzter Schönheiten bekannt zu werden. Jene sind leichter, als diese, zu begreifen, und die Kunst lehrt uns einfache Schönheiten erschaffen, die wir in der Natur selten abgesondert finden. Wir können einzelne Töne angeben, wir können einzelne Farben auftragen, und die Wirkungen wohllüstig beobachten, die sie auf [illegible]nsre Sinne machen. Auf die Art würden wir [illegible] Menschen das Schöne fühlen lehren, wenn wir [illegible] den Wirkungen einfacher Schönheiten früh[illegible] [illegible]enug bekannt machten.

Das einfache Schöne führt uns von selbst auf die Betrachtung mannichfaltiger zusammengesetzter Schönheiten. Ein einfacher Ton, eine einfache Farbe kann uns entzücken: aber es giebt ja mehr, als einen Ton, mehr als eine Farbe. Unter tausend verschiednen Tönen kann jeder schön seyn, und jede Farbe unter den unzähligen verschiednen Farben, die sich denken lassen, kann uns gefallen. Immer einerley Ton und Farbe zu empfinden, und wenn sie auch noch so schön wären, das würde unsre Nerven so angreifen, daß sie es in der Länge nicht aushalten könnten. Jede gewaltthätige Berührung unsrer Nerven ist mit Schmerz verbunden. Daher kommt es, daß das Schöne selbst uns quälen kann, wenn wir es ohne Abwechselung immerfort genießen müssen. Die Natur hat aber sehr wohlthätig dafür gesorgt, daß unsre Nerven sich erholen können, sobald nur die äußern Eindrücke ab-

wechseln.

wechseln. Es ist ein Beweis von der unbegreiflichen Feinheit unseres Nervengewebes, daß wir die Verschiedenheiten so vieler Millionen Empfindungen, deren wir uns bewußt werden, bemerken können. Welch eine Menge verschiedner Empfindungen sind es, die in jedem Momente unsers Bewußtseyns alle unsre Sinne beschäftigen. Welch ein zahlloses Heer von Lichtstrahlen fällt auf unser Auge, sobald wir es öfnen. Unter ihnen giebt es auch nicht einen, der nicht Eindruck auf unsre Nerven machte. Dieser Eindruck muß nothwendig schön seyn, sobald er in mir die Empfindung mehrerer einfachen Schönheiten erzeugt, welche [illegible] einander in einer genauen Verbindung stehn. Für die Schönheit zusammengesetzter Empfindungen kann daher folgende Regel gelten:

Eine vielfache Empfindung ist um so viel schöner,

1) je reiner die einfachen Empfindungen sind, woraus sie besteht;

2) je vollkommner diese einfachen schönen Empfindungen mit einander übereinstimmen.

Eine schöne Empfindung stimmt mit der andern überein, wenn die Nervenschwingungen der einen mit den Nervenschwingungen der andern zusammentreffen. Dieses kann mehr oder weniger Statt finden, je nachdem die Nerven dabey eine schnelle oder langsame Bewegung annehmen. Ein Ton, oder eine Farbe kann in einem sehr kleinen bestimmten Zeitraume unsre Nerven einmal erschüttern, während daß sie in dem nämlichen Zeitraume ein

andrer Ton, oder eine andre Farbe 2, 3, 4, 5 mal fibriren läßt. Je vollkommner nun die Zahlen, wodurch wir die Geschwindigkeit der Nervenbewegungen ausdrücken, mit einander und unter einander übereinstimmen, desto größer wird die Uebereinstimmung der verschiednen Empfindungen unter einander seyn. 1 und 2 stimmt vollkommner mit einander überein als 2 und 3, 2 und 3 vollkommner als 3 und 4 u. s. w. Hierauf beruht die ganze Lehre von den Consonanzen und Dissonanzen in der Musik. Zwey oder mehrere Töne lassen sich auf eine doppelte Weise mit einander vergleichen, entweder wenn man sie zugleich hören oder wenn man sie auf einander folgen läßt. Wenn in dem ersten Falle die verschiednen Töne etwas Uebereinstimmendes mit einander haben, so entsteht daraus Harmonie, im zweyten Falle Melodie. Die Schönheit von beyden, von der Melodie sowohl als von der Harmonie, beruht auf Uebereinstimmung. Allein die Uebereinstimmung zweyer oder mehrerer Töne ist viel begreiflicher, wenn man die Töne zusammen hören kann. Daher kommt es, daß die Harmonie der Melodie zum Grunde liegt; daß wir keine Stufenfolgen von Tönen haben würden, wenn diese nicht nach den Gesetzen der Harmonie geordnet wären; und daß es viel leichter seyn muß, Unreinigkeiten in der Harmonie, als in der Melodie zu bemerken. Die Grade der Uebereinstimmung lassen sich, wie wir oben gesehen haben, durch Zahlen ausdrücken. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 drücken eine Reihe consonirender Töne aus, die

der

der Tonkünstler mit den Tonbenennungen C, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$ bezeichnen könnte. Die Zahlen 4, 5, 6, 8 stellen uns 4 Töne vor, die den gemeinen Accord ausmachen. Der sonderbare Wohlklang, den wir empfinden, sobald sich diese 4 Töne zu gleicher Zeit hören lassen, beruht einzig und allein auf der sonderbaren Uebereinstimmung dieser Töne unter einander. Der erste fibrirt einmal, indem der letzte 2 mal fibrirt, — der erste fibrirt 2 mal, indem der dritte 3 mal fibrirt, — der dritte fibrirt 3 mal, indem der vierte 4 mal fibrirt — der erste 4 mal, indem der zweyte 5 mal, der zweyte 5 mal, indem der dritte 6 mal, und endlich der dritte 6 mal, indem der letzte 8 mal fibrirt. Es lassen sich keine 4 andern Töne erfinden, bey denen diese große und mannichfaltige Uebereinstimmung wieder Statt fände. Daher kommt es, daß wir die angeführten Töne mit dem Namen des reinen Accords benennen. Der Sechsten-Accord 3, 4, 5, 6 kommt ihnen am nächsten. Dann folgt das Verhältniß 2, 3, 4, 5 und endlich 1, 2, 3, 4. Diese letztere Harmonie ist unendlich leichter zu begreifen: und der daraus entstehende Accord ist im Grunde viel reiner, als der eigentlich so genannte reine Accord 4, 5, 6, 8. Gleichwohl ist dieser reine Accord jenem unendlich vorzuziehen, weil in den Zahlen 4, 5, 6, 8 die Verhältnisse 1, 2, 3, 4 zugleich mit begriffen sind: in den Zahlen 1, 2, 3, 4 hingegen keine neuen Verhältnisse gefunden werden können. Aus der einfachen Vorstellung, die ich hier durch den Anfang einer Zahlenprogression von

den Grundsätzen der Harmonie gegeben habe; lassen sich neue Verhältnisse der Töne ableiten; und es wird jedem, der in der Mathematik nicht ganz unwissend seyn sollte, ein überaus großes Vergnügen verursachen, durch Vergleichungen der Töne unter einander zu einer deutlichen Vorstellung aller nur möglichen Consonanzen zu gelangen. Die Versuche hierin können auf folgende Weise gemacht werden. Man nehme die vorhin erwähnte Zahlreihe an, die ich den Musikfreunden zu Liebe mit Notennamen bezeichnen will:

C, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$.
1 2 3 4 5 6

Wenn C einmal fibrirt, indem c 2 mal und $\bar{c}$ 4 mal fibriren würde, so läßt sich begreifen, daß wenn c einmal fibrirt, $\bar{c}$ 2 mal und $\bar{g}$ 3 mal fibriren werde. Auf die Art läßt sich folgende Tafel verfertigen:

C, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$, $\bar{\bar{c}}$, $\bar{\bar{d}}$, $\bar{\bar{e}}$, $\bar{\bar{g}}$, $\bar{\bar{h}}$, $\bar{\bar{\bar{c}}}$, $\bar{\bar{\bar{d}}}$, $\bar{\bar{\bar{e}}}$.
1. 2. 3. 4. 5. 6.
1 . 2 . 3 . 4 . 5 . 6
1 . . 2 . . 3 . . 4 . . 5 . . 6
1 . . . 2 . . . 3 . . . 4 . . . 5
1 . . . . 2 . . . . 3 4
1 . . . . . 2 3

C, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$, $\bar{\bar{c}}$, $\bar{\bar{d}}$, $\bar{\bar{e}}$, $\bar{\bar{g}}$, $\bar{\bar{h}}$, $\bar{\bar{\bar{c}}}$, $\bar{\bar{\bar{d}}}$, $\bar{\bar{\bar{e}}}$.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 8. 9. 10. 12. 15. 16. 18. 20.

Der Tonkünstler begreift auf die Art nicht nur, er lernt sogar von selbst entdecken, daß das Intervall,

welches

welches er Octave nennt, in dem Verhältnisse 1. 2 begriffen sey, die Quinte in dem Verhältnisse 2. 3, die Quarte in 3. 4, die große Terz in 4. 5, die kleine Terz in 5. 6, die große Secunde in 8. 9, die kleine in 15. 16, u. s. w. Auf die nämliche Weise gelangt er allmählig zu der Entdeckung der sogenannten Stufenfolgen der Töne, deren Kenntniß uns bey der melodischen Fortschreitung so unentbehrlich ist.

Man hat nicht einig darüber werden können, welches Zusammenklingen der Töne man in der Musik mit dem Namen einer Consonanz oder eines Wohlklangs belegen, und im Gegentheil, welches Zusammenklingen von Tönen man eine Dissonanz zu nennen berechtigt sey. Es scheint, als wenn man dem Herkommen zu Gefallen, nach welchem die Tonkünstler den reinen Accord, oder den harmonischen Dreyklang eine Consonanz zu nennen pflegen, ganz vergessen hätte, daß alle Töne unter einander mehr oder weniger consoniren oder dissoniren, je enger oder weiter das Verhältniß sey, worin sie gegen einander stehen: das heißt, sie consoniren um so viel mehr, je öftrer ihre an sich verschiedne Vibrationen wieder zusammentreffen.

Wenn sich zwey Töne zugleich hören lassen, so sind diese beyden Töne, sobald sie nicht im völligen Einklange stehn, bald mehr bald weniger consonirend oder dissonirend, ohne daß sich eine Gränze festsetzen läßt, wo sich die Consonanzen von den Dissonanzen scheiden. Ein Ton consonirt mit seiner Octave, ein Ton consonirt mit der Quinte sei-

ner Octave, oder, wie es sich viel leichter sagen läßt, 1 consonirt mit 2, 1 consonirt mit 3, eben so mit 4, mit 5, mit 6. Das heißt ja nichts anders, als: es kann ein Ton, während daß der andre einmal fibrirt, 2 mal, 3 mal, 4 mal, 5 mal, 6 mal fibriren. Eben so kann ein Ton, während daß der andre 2 mal fibrirt, 3-, 4-, 5-, 6 mal fibriren. Jede von diesen Zahlreihen läßt sich ins Unendliche fortsetzen. Wer sieht aber nicht ein, daß 1. 2. besser zusammenstimmen müsse, als 1. 3. und 1. 3. besser als 1. 4. Nicht als wenn der Zeitraum länger dauerte, binnen welchen ihre Schwingungen wieder einmal zusammentreffen. Denn in demselben Zeitraume, worin die erste Saite eine Schwingung macht, machen die andern 2, oder 3, oder mehrere. Je mehr Schwingungen aber eine andre Saite in der Zeit machen kann, worin die erste nur eine einzige Schwingung vollendet, desto schwerer fällt es uns, die Uebereinstimmung zu fühlen. Eben so läßt sichs begreifen, daß das Verhältniß 2. 3 mehr Uebereinstimmendes habe, als 2. 5, bey weitem aber nicht so viel als 2. 4, weil 2. 4 eben so viel heißt als 1. 2, und das Verhältniß 1. 2 läßt sich viel leichter begreifen als 2. 3. Daher kommt es also (wenn wir unsre obige Consonantentafel damit vergleichen wollen,) daß c. $\bar{c}$ eine viel reinere Consonanz ausmacht als c. g. und dasselbe würden wir bey der Vergleichung des Verhältnisses 4. 5 mit 4. 6 bemerken: 4. 6 läßt sich in 2. 3 auflösen, und 2. 3 ist eine viel reinere Proportion, als

als 4. 5. Wir würden, wenn wir diese Vergleichung fortsetzen wollten, auf manche eigne Bemerkung stoßen: wir würden z. B. finden, daß 2. 5 viel leichter als 4. 5 sich begreifen lasse: und dieß würde uns den Aufschluß davon geben, warum die Tonsetzer beym vierstimmigen Satz die consonirenden Intervalle gern weit von einander setzen. 1. 3. 5. 8 oder C. g. ē. c̿. ist als eine Consonanz dem Ohre weit verständlicher, denn 4. 5. 6. 8. oder c̄. ē. ḡ. c̿. Wenn wir unsre Consonantentafel noch einmal nachschlagen, so finden wir, daß in der Zahlreihe die Zahl 7, so wie die Zahlen 11, 13, 14 und 19 ausgelassen sind, weil unsre Berechnung uns nicht darauf geführt hat. Deswegen fehlen sie aber nicht in der Wirklichkeit. So gut, wie es Töne geben kann, die 8 oder 10 oder 12 mal fibriren, während daß ein andrer 1 oder 2 mal fibriret, eben so gut kann es auch Töne geben, die in dem nämlichen Zeitraume 7 oder 11 mal u. s. w. fibriren. Der Ton, welcher in unsrer Zahlreihe über der 7 zu stehen kommen würde, dürfte ohngefähr mit b̄ zu vergleichen seyn, so wie die Zahl 11 etwan f̿ angeben würde. Wenn wir nun in der Vergleichung zweyer Töne, wie wir sie oben angefangen haben, weiter fortschreiten, so fällt es in die Augen, daß 1. 7 oder die Töne C. b̄ mehr übereinstimmendes mit einander haben, als 1. 8 oder C. c̿, weil die erste Consonanz dem Ohre begreiflicher seyn muß als die letzte.

te. Wer sich oft mit der Stimmung eines Saiteninstruments beschäftigt hat, wird es aus eigner Erfahrung wissen, daß sich C. $\bar{b}$ leichter als C. $\bar{\bar{c}}$ stimmen lasse. Eben so ist das Verhältniß 1. 9. viel reiner, als 1. 16. Hieraus sieht man, daß es der Name der Töne nicht ausmacht, ob sie consoniren oder dissoniren sollen; c. e kann viel mehr dissoniren als c. d, sobald diese Töne so weit aus einander liegen, wie auf der Tafel bemerkt ist.

Wo scheiden sich also hier die Consonanzen von den Dissonanzen, wenn ich die Zahlreihe 1. 2. 3. 4. 5. 6 u. s. w. durchlaufe. Ich denke, nirgends! sondern jeder Ton, der durch eine folgende Zahl ausgedrückt wird, consonirt mit dem ersten immer um etwas weniger, und dissonirt immer um etwas mehr, als der vorhergehende. Dieß läßt sich mathematisch beweisen, und ist also gar keinem Zweifel unterworfen. Keiner versuche aber die Probe davon auf seinem Klavier zu machen. Diese Proben würden bey der unreinen Temperatur unsrer Saiteninstrumente ein sehr trügliches Resultat geben. Aus unsern bisherigen Betrachtungen ergiebt sichs, daß der größte Wohlklang in unserm Ohre entstehn müsse, wenn 2 Töne in dem Verhältnisse 1. 1 gegen einander, das heißt, wenn sie im Einklange stehen. Und so verhält sichs auch wirklich, was auch die Verwöhnung unsers Ohrs dawider gern einwenden möchte. Ein Ton und seine Octave, wird man sagen, klingt doch schöner, als 2 unisone Töne. Indem wir so urtheilen, bedenken wir nicht,

nicht, daß wir beym mehrstimmigen Satze, so wie wir die ersten consonirenden Töne hören, augenblicklich auch schon an die folgenden Töne gedenken, welche von der Harmonie gleichsam getragen oder fortgeleitet werden. Wir hören z. B. beym Anfange eines Stückes C. $\bar{c}$ deswegen lieber, als $\bar{c}$ $\bar{c}$, weil, wenn das obere $\bar{c}$ nun fortschreiten wollte, die Uebereinstimmung oder Harmonie von dem untern C unterstützt werden würde. Dieß ist es eigentlich, was uns den harmonischen Satz so reizend macht. Bey einer reinen Fortschreitung unterstützt immer eine Stimme die andre, eine trägt die andre, und dieß giebt dem Ganzen die gehörige Haltung. Wäre das nicht, so müßte es die größte Schönheit in der Tonkunst ausmachen, wenn man die Stimmen in lauter Octaven oder Quinten fortschreiten ließe — ein Fehler, den uns kein Tonkenner verzeihn wird. Man versuche es nur und spiele ohne Baß und Mittelstimmen eine einfache Melodie in lauter Octaven, und dann spiele man sie ohne Octaven in lauter einfachen Tönen. Das Ohr müßte durch die häufigen Octavenwandlungen einiger neuen Componisten stark verwöhnt seyn, wenn es den Unterschied nicht zum Vortheil der reinen einfachen Töne fühlen sollte.

So viel von dem Consoniren zweyer Töne unter einander. Sobald mehr, als 2 Töne, sich zusammen hören lassen, wird die Untersuchung über das Consoniren und Dissoniren dieser Töne gegen einander weit schwerer und verwickelter. Aber auch in diesem Falle entscheidet das Gesetz der größern

oder

oder geringern Uebereinstimmung, so lange nämlich nur von gleichzeitigen Tönen die Rede ist, und wir jetzt auf das Fortschreiten der Stimmen noch gar keine Rücksicht nehmen. Diejenigen Accorde sind die reinsten und wohlklingendsten, deren Zahlenverhältnisse sich leicht begreifen lassen. Die Zahlen 1, 2. 3. 4. 5. 6. geben eine ganze Reihe von solchen wohlklingenden Tönen. Unter vier Tönen stimmen 1. 2. 4. 8 am reinsten zusammen, und würden für unser Ohr viel reizender seyn, als 1. 2. 3. 4 oder gar 4. 5. 6. 8. wenn wir nicht gewohnt wären, an die Fortschreitung zu denken, die in den letztern Fällen viel leichter, als in dem ersten Falle ist. Um dieß besser zu begreifen, denke man sich die Accorde c, e, g, c̄, und c, f, a, c̄ und c, e, g, c̄, wie sie auf einander folgen. Diese Accorde lassen sich durch folgende Zahlen ausdrücken: der erste und letzte durch 4. 5. 6. 8, der mittlere durch 3. 4. 5. 6. Beym ersten Anblicke der Zahlen sollte man glauben, daß sich 3. 4. 5. 6. viel leichter begreifen lassen, als 4. 5. 6. 8. allein sobald man sich dessen erinnert, was wir oben von der großen Uebereinstimmung der Töne eines reinen Accordes gesagt haben, sobald findet man auch, daß der Accord 4. 5. 6. 8 dem Ohre viel begreiflicher als der Accord 3. 4. 5. 6 sey. Das eigentliche Merkwürdige aber hiebey ist dieß, daß die beyden äußern Zahlen 3 und 6 dieselben Töne sind, welche im andern Accorde mit 4 und 8 bezeichnet waren. Diese sind es also, welche die Bindung zwischen beyden Accorden ausmachen, und die schö-

ne

ne Wirkung hervorbringen, die wir weiter oben das Tragen und Unterstützen harmonischer Töne in der Fortschreitung genannt haben.

Alles bisher gesagte betrift nur die wesentliche Schönheit einfacher Harmonien; wir haben eine gleichzeitige Verbindung mehrerer zusammenklingender Töne, abgesondert von den vorhergehenden und darauf folgenden Tönen, betrachtet. Allein diese Absonderung ist schwer. In der Wirklichkeit hören wir niemals Accorde, die nicht mit einigen darauf folgenden in Verbindung ständen. Mit andern Worten heißt dieß, es giebt keine Harmonien ohne Melodie; sobald harmonische Töne fortschreiten, lassen sich nicht nur die Verhältnisse ihrer Gleichzeitigkeit, sondern auch die Verhältnisse ihres Auseinanderfolgens bemerken. Es giebt aber Melodien ohne Harmonie; das heißt: wir hören oft verschiedne einfache Töne nach einander klingen, ohne daß sie zu gleicher Zeit von andern Tönen begleitet würden. Die Betrachtung der Stufenleiter, welche wir oben von der Harmonie entworfen haben, kann uns über das Fortschreiten melodischer Töne sehr wichtige Aufschlüsse geben. Wir finden da eine Reihe von Zahlen, welche proportionsmäßig auf einander folgen. Wenn wir zu den Zahlen 8, 9, 10 nur noch 11 hinzufügen, so entsteht daraus, wenn wir die Zahl 12 dazu nehmen, eine Reihe von 5 Tönen, die den bekannten Anfang von einer jeden sogenannten Tonleiter enthalten. Es sind die Töne c, d, e, f, g, die außer dem verhältnißmäßigen Zunehmen der Anzahl ihrer Schwin-

gungen noch das Besondre an sich haben, daß sich der erste mit dem 3ten wegen seines leichten Verhältnisses 4. 5. der 3te mit dem 5ten, wegen seines Verhältnisses 5. 6. und noch mehr der erste mit dem 5ten wegen seines einfachen Verhältnisses 2. 3. überaus wohl vergleichen läßt. Nehmen wir nun an, was wir annehmen müssen, daß unsre Nerven nicht sogleich zu beben aufhören, wenn sie von einem Tone berührt worden sind — eine Eigenschaft der Nerven, ohne die es nicht möglich seyn würde, einen gehörten Ton zu behalten, oder dem Andern nachzusingen — so ergiebt sich daraus, daß die Folge von Tönen, die in jeder Stufenleiter liegt, darum so viel angenehmes für unser Ohr habe, weil unser Ohr die Empfindung jedes neuen Tons immer noch mit den Empfindungen der vorhergegangenen Töne vergleicht, und bey dieser Vergleichung so viel Uebereinstimmendes wahrnimmt. Dieß ist die Ursache, warum eine Folge von den Tönen c e g $\bar{c}$, die den gemeinen Accord ausmachen, wie wir zu sagen pflegen, in jeder Kehle liegen, und so leicht können nachgesungen werden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Untersuchungen über das Uebereinstimmen der Töne noch weiter fortsetzen wollten: sonst könnte uns die Betrachtung unsrer harmonischen Stufenleiter sehr leicht die Gründe aufdecken, warum die höhern Stimmen in der melodischen Fortschreitung so gern die Stufenfolge beobachten, während daß die tiefern Stimmen nicht in der Stufenfolge bleiben,

Nur

Nur das wollen wir noch bemerken, daß wir beym Hören eines musikalischen Stücks aus keinem andern Grunde den Hauptton so leicht von andern Tönen unterscheiden, als weil grade dieser Ton es ist, der sich mit den andern viel leichter vergleichen und in ein gutes Verhältniß bringen läßt, als die andern Töne unter einander. Daher kommt es auch, daß unser Ohr so angenehm befriedigt wird, wenn es am Schlusse des Tonstücks den Hauptton zuletzt vernommen hat.

Außer der mannichfaltigen Uebereinstimmung in der Melodie und Harmonie können die Töne auch noch das Uebereinstimmende mit einander haben, daß sie in mehr oder minder gleichen Zeiträumen auf einander folgen. Wir reden jetzt nicht von den gleichzeitigen Schwingungen der Töne, wir reden von den Tönen selbst. Ihr regelmäßiges Aufeinanderfolgen erzeugt in unserm Ohre das angenehme Gefühl von taktmäßiger Bewegung. Welch ein neues Feld zu großen und weitläuftigen Untersuchungen! Ich begnüge mich damit, den Leser dieses Aufsatzes dahin geleitet zu haben, daß er einsehen lernt, das Gesetz der Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung lasse sich auf alle nur mögliche Schönheiten anwenden, mit deren gründlicher Untersuchung man sich beschäftigen will.

Und nun wollen wir noch einmal zu unserm Hauptsatze zurückkehren. Das Wesen einer jeden schönen Empfindung besteht in der Gleichförmigkeit unsrer Nervenschwingungen. Eine jede Empfindung, deren wir uns bewußt sind, verdient um so

viel mehr, daß wir sie schön nennen, jemehr wir Gleichförmigkeit in den Bewegungen unsrer Nerven bemerken können.

Bey den Empfindungen des Gehörs läßt sich dieß außer allen Zweifel setzen. Möchten wir doch in der Zergliederung der Gesichtsempfindungen, mit deren Untersuchung wir uns nächstens beschäftigen werden, eben so glücklich seyn.

VII.

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve. Erster Theil, Breslau bey Korn 1792. 536 S. in 8.

Indem ich, der Recensent, in dieser Bibliothek zum erstenmale die Anzeige und die Kritik eines der wichtigsten litterarischen Produkte des vorigen Jahres übernehme, und dadurch mit Männern von erprobtem Geschmack und Kenntnissen in eine solche Verbindung trete, daß sie mir bey meinen Urtheilsprüchen die für mich ehrenvolle und für sie allemal bedenkliche Formel: des Wir, einräumen; so drängt sich die ganze Schwierigkeit des Geschäftes, welches ich übernehme, meinem Geiste auf eine

Art auf, welche vielleicht der einzige Grund ist, der mich zu dessen Ausführung berechtigt, indem er meine Ansprüche auf allgemeine Nachsicht sichert.

In der That! In dem Raume weniger Blätter einen solchen Auszug aus einem Werke zu liefern, der zu gleicher Zeit für die Verständniß des Sinns des verliegenden Autors bürgt, und ohne die Begierde des Publikums nach der Lesung des Buches selbst niederzuschlagen, ihm dennoch einen hinreichenden Begriff von dessen Inhalte giebt: die Methode des Autors zu entwickeln, und zugleich von dem Detail so viel beyzubringen, als nöthig ist, das Zweckmäßige des Plans und der Ausführung nach der bloßen Recension zu beurtheilen: sich von seinem eigenen System über eine Materie nicht so sehr einnehmen zu lassen, um das Gute in dem eines andern zu verkennen: sich bey seinen Urtheilen durch einen berühmten Namen nicht in Furcht setzen, und durch die Besorgniß, eine solche Furcht zu äußern, sich nicht zu Freveln verleiten zu lassen: — welche Pflichten, welche Gefahren, deren Beobachtung, deren Vermeidung oft schwerer ist, als die ungehinderte Verfertigung eines neuen Buchs!

Das Werk, womit Herr Garve uns zuletzt beschenkt hat, gehört nur in gewisser Rücksicht in den einmal angenommenen Plan dieser Bibliothek. Es enthält vier Abhandlungen: über die Gedult, über die Moden, über die Maxime Rochefaucaults: das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemals bey Hofe; und über die Unentschlossenheit.

Die erste und die vierte gehören nicht unmittelbar vor unser Forum, wiewohl sich sehr viel darüber sagen ließe, ob nicht die Philosophie des gemeinen Lebens, der steten Beziehung wegen, worin die schönen Künste mit ihr stehen, einen Platz in dieser Bibliothek verdiente. Inzwischen, da die Gränzen ihres Gebiets bisjetzt so weit nicht ausgesteckt sind, so wollen wir uns begnügen, die beyden mittelsten Abhandlungen über die Moden und das bürgerliche Air hier anzuzeigen, von denen die erste mit den schönen Künsten überhaupt, und die andere mit der der Urbanität, in dem genauesten Verhältnisse steht.

Zu diesen beyden Abhandlungen besonders gehört eine Aeußerung des V. in der Vorrede, die wir nicht unberührt lassen können. Er thut nämlich darin das Bekenntniß, daß der Wunsch in der Gesellschaft zu gefallen, und von derselben gesucht zu werden, zu allen Zeiten weit stärker bey ihm gewesen sey, als die Begierde nach litterärischem Ruhme. Dieser letzte habe ihm nur in so fern wünschenswerth geschienen, als er geglaubt habe, sich dadurch den Weg zu jenem Vorzuge zu bahnen; bald habe er nicht sowohl auf sein Talent, als auf persönliche Liebenswürdigkeit sein Recht an die Aufnahme in der guten Gesellschaft stützen wollen. Besonders habe er auch gestrebt in der ersten seines jedesmaligen Wohnorts eine Rolle zu spielen. Unter andern edlern Gründen habe auch Eitelkeit bey dieser Begierde mitgewirkt. — Sie sey zum Theil befriedigt, zum Theil versagt worden. Die

Hin-

Hindernisse, welche er theils in dem Mangel an gehörigen Anlagen zur gänzlichen Erreichung seines Wunsches, theils in seiner Kränklichkeit und in Gebrechen seines Körpers gefunden habe, hätte ihn endlich in diejenige Einsamkeit zurückgetrieben, welche er gern mit dem Geräusche der Welt vertauscht haben würde. Inzwischen habe er doch aus dieser seiner Begierde, die Welt zu kennen und zu geniessen, so unbefriedigt sie geblieben sey, den Vortheil gezogen, daß er sie, so weit er sie gesehen, mit einem geschärfteren Blick beobachtet habe. —

Es ließe sich über diese Stelle ein sehr weitläuftiger Commentar machen. Die erste Frage, welche darin zu untersuchen wäre, würde unstreitig diese seyn: wie es zugegangen sey, daß ein Mann von dem Geiste und dem Herzen, wie Hr. Garve sie (selbst blos nach diesen freymüthigen Aeußerungen zu urtheilen,) besitzen muß, fortdauernd auf den Charakter eines allgemein geliebten Weltmanns habe Anspruch machen können, da doch die Eigenschaften, welche diesen ausmachen, so unvereinbar, wo nicht mit dem eines selbstständig denkenden und handelnden Mannes überhaupt, doch gewiß mit den eines gründlichen Litterators und Philosophen sind? Ferner würde man mit gutem Rechte die Frage aufwerfen können: ob Hr. Garve nicht gemerkt habe, daß gerade der Umstand, daß er, nachdem er als Gelehrter und Mann von Talent in der sogenannten guten Gesellschaft aufgenommen war, nunmehro sich bemühte nur als Weltmann darin zu gefallen, gerade der Erfüllung seiner Begierde am

mehrsten entgegen gestanden habe? Endlich aber dürfte man, und zu unserm Zweck hier vor allen Dingen fragen: ob derjenige, welcher die Menschen in den Verhältnissen des geselligen Umgangs mit der steten Rücksicht beobachtet, wie er in diese Verhältnisse paßt, diejenige Unbefangenheit des Geistes bewahren, das allgemein Umfassende in seine Beobachtungen bringen werde, welche so unumgänglich nothwendig sind, um in Sachen, die auf so vielfältigen Beziehungen nach Verschiedenheit der Stände und Personen, der Vorzüge des Körpers und des Geistes beruhen, ein competentes Urtheil zu fällen? —

Der V. zeigt in dieser Vorrede noch ferner an, daß er in seiner Rechtschreibung der Vorschrift Adelungs auch in den Fällen gefolgt sey, worin dieser Sprachlehrer ihn nicht überzeugt habe. Er wünscht, daß die guten Schriftsteller Deutschlands zu einer ähnlichen Nachgiebigkeit zu bewegen seyn möchten, weil kein andrer Weg, zur Gleichförmigkeit zu gelangen, abzusehen sey. Rec. tritt seiner Seits diesem Wunsche von ganzem Herzen bey.

Nun zu der Abhandlung über die Moden.

Die Mode, sagt Garve, ist die zu jeder Zeit herrschende Meynung von dem Schönen und Anständigen in kleinern Sachen, in Sachen, die, weder durch Anwendung der Regeln des Geschmacks noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Uebereinstimmung regulirt werden können. Sie ist aus der geselligen Natur des Menschen herzuleiten, welche sie auffordert, sich einander in Gesinnungen und

Handlungen gleichförmig zu seyn, um durch keine in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, einen Abstand hervorzubringen, welcher die Zuneigung hindern und der vertraulichen Mittheilung im Wege stehen könnte. (Für den Mann von Grundsätzen ist dieß der wahre Grund: aber die Menge läßt sich vielmehr durch die Furcht lächerlich zu werden zur Befolgung der Mode antreiben.)

Die Gleichförmigkeit ist das Principium des Willens: die Regel für unsern Verstand oder unsern Instinkt ist der Nachahmungstrieb, verbunden mit dem Triebe nach Distinction. Wir wollen über Andere hervorragen, indem wir bereits hervorragenden Menschen uns gleichzustellen suchen. Daher ist in einer Monarchie, worin mehrere Stuffen unter einander geordneter Menschen sind, die Herrschaft der Mode am stärksten. Aber zum Wesen der Mode gehört nicht blos die Einstimmung vieler in denselben Gewohnheiten oder in der Wahl derselben Sachen zu einer und derselben Zeit, sondern auch die Veränderlichkeit dieser Gewohnheiten und dieser Wahl in der Folge derselben. (Dieser Umstand hätte, wie wir nachher zeigen werden, in die Definition mit aufgenommen werden müssen.)

Diese Veränderlichkeit entsteht 1) Aus dem Triebe nach Beschäftigung und aus Thätigkeit des Geistes. Daher ist eine Nation, welche Witz und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntnissen aller Art ausgerüstet, und nach neuen Bil-

dern für ihre Imagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verstand begierig ist; — eine Nation, die in Unterhaltung des Geistes, oder in Beschäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erholung findet, besonders aufgelegt, neue Moden zu erfinden.

2) Aus dem Geschmacke am Schönen, und dem Urtheile über dasselbe. Sobald wir für das Schöne empfänglich werden, so fangen wir an über dasselbe zu raisonniren. Dehnt man dieß auf Dinge aus, die keiner absoluten Regel der Schönheit fähig sind, und wird diese Beurtheilung oft erneuert, so entstehen vielerley Aussichten, so zeigen sich mehrere Gesichtspunkte: und dadurch wird die Vorstellung vom Schönen schwankend.

3) Aus der Indüstrie der arbeitenden Bürgerklasse; diese kömmt der Eitelkeit der genießenden zu Hülfe. So wie die erste immer neue Modelle für das Modische verfertigt, so wird auch die Neigung der letzten immer unterhalten neue Moden anzunehmen.

4) Aus der Begierde der Reichen, ihren Reichthum auf mannichfaltige Art glänzen zu lassen: eine der schädlichsten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungssucht den ärmern Klassen zum Verderben gereicht.

So viel über die Ursachen der Veränderlichkeit der Mode. Die Art, wie die Veränderungen geschehen, ist folgende: Wenn eine Nation, oder einzelne Individuen unter einer Nation, das-

dasjenige Ansehen oder diejenige Gunst unter den übrigen Völkern, oder unter ihren Mitbürgern besitzen, um das von ihnen Erfundene oder Angenommene zur Nachahmung zu empfehlen; so folgen die übrigen nach. Wenn aber jede Nation auf Künstlergenie und Geschmack Anspruch macht, wenn die verschiedenen Stände in Erziehung und Geistesbildung sich einander gleich werden; dann wird jede Nation, jeder Stand selbst wählen und sich seinem Genie und seinem Naturell überlassen. (Wir zweifeln, daß alle Nationen die nöthigen Anlagen dazu haben, sich jemals darunter nach eigenen Grundsätzen zu bestimmen: und kaum dürften wir es wünschen, da die Ausbildung dieser Anlagen, wenn sie vorhanden sind, mit Aufopferung mancher andern Vorzüge erkauft werden müßte.)

Die Gegenstände, welche die Mode regulirt, sind entweder die Sachen, welche zur Befriedigung unserer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die geselligen Gebräuche. Diese letzten sind von zweyerley Art, entweder Uebereinstimmung über Zeit und Ort und Form aller der im geselligen Umgange vorzunehmenden Verrichtungen und zu genießenden Vergnügungen, oder es sind die verabredeten Zeichen unserer Gesinnungen gegen einander.

In der ersten Gattung des Modischen giebt die Natur des Bedürfnisses gewisse Gesetze an die Hand, welche nie überschritten werden dürfen. Aber innerhalb der Gränzen bleibt noch ein weiter Spielraum übrig.

Die

Die Zwecke verändern sich, vervielfältigen sich, werden besser von uns erkannt, oder wenigstens anders von uns beurtheilt. Ihre Erreichung wird durch mehrere Mittel möglich. Das Vergnügen an der Schönheit, und die Begierde, Andern durch schöne Sachen zu gefallen, kommen hinzu. Der Sinn des Gesichts ist vorzüglich derjenige, welchen die Natur der Willkühr und dem freyen Willen des Menschen unterworfen hat. Das Beyspiel hat über die Augen die meiste Gewalt. Wir nehmen uns vor, Gefallen an gewissen modischen Dingen zu nehmen, und es gelingt. Unser Urtheil über Schönheit, und also auch über das, was schmückt und putzt, ist weniger instinktartig, und kann daher öfterer bey den scharfsinnigen erfinderischen Menschen durch neue Betrachtungen und gewählte Gesichtspunkte, bey den trägen durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden. (Vortreflich! Sehr oft gewinnt aber auch dadurch das Modische Eingang zum Herzen, weil es uns oder Andere ausgezeichnet hat.)

Ob es gleich noch immer zweifelhaft bleibt, ob es ein Schönes in sich gebe, so bleibt doch soviel gewiß, daß gewisse Dinge in Rücksicht auf ihre Schönheit einer festeren Regel unterworfen sind, als andere. Zu diesen gehört der Mensch, das Thier und die Gattungen der Pflanzen. Was sich in der Natur diesen nähert, was in der Kunst sie nachbildet, ist festen Regeln unterworfen. Hingegen alle Zusammensetzungen der menschlichen Kunst, die ohne Abbildungen jener Naturprodukte

sind,

sind, gehören zur zweyten Klasse. In ihnen herrscht zwar ebenfalls ein Gesetz der Schönheit: die Form kann unsern Sinnen und unsern Geistesfähigkeiten angemessener seyn, als andere; aber diese schicken sich doch in eine entgegengesetzte.

Nach diesen Reflexionen nimmt der V. eine doppelte Schönheit an: eine objektive und subjektive. Jene, die bey Menschen- und Thiergestalten besonders ihren Sitz hat, läßt eine Vereinigung von zwey Principien der Schönheit muthmaßen, wovon das eine in der vor unserer Betrachtung völlig bestimmten Natur und Bildung des Dinges, das andere in der Natur und den Gesetzen unsers betrachtenden Verstandes liegt. Die subjektive wird besonders bey allen eigenen Fabrikaten anzutreffen seyn, wird dann vornehmlich das Verhältniß unsers Geistes zu den Formen der Gegenstände zum Grunde haben. Dieß Verhältniß kann sich eben durch Application unsers Geistes ändern, und das Urtheil über die darauf gebauete Schönheit kann abwechseln, ohne absolut falsch zu werden. — Und nun bemächtigt sich die Mode dieses noch unbestimmten Geschmacks an Schönheit, der, indem er immer den angenehmsten Eindruck sucht, ihn aber nicht durch Regeln bestimmt findet, sich leichter durch Beyspiel und Gewohnheit mit fortreißen, und durch die Uebereinstimmung Vieler auf eine Zeitlang fortreißen läßt.

Mode wird nicht Statt finden in Dingen, die gar keiner Schönheit empfänglich sind, wobey Nutzen und Wahrheit allein gebiethen. Auch nicht

zu Dingen, die eine innere absolute, in ihrer Natur gegründete Schönheit besitzen, welches, beyläufig gesagt, immer diejenigen sind, welchen eine gewisse Würde zukömmt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von solchen Gegenständen der Natur und noch mehr der Kunst wird sie herrschen, bey welchen der Mensch Schönheit sucht, aber keine deutliche unwandelbare Begriffe von ihr findet. Bey der wesentlichen Schönheit fordert und erhält die richtige Empfindung des Mannes von Geschmack zugleich die Uebereinstimmung der übrigen Menschen. Bey den zufälligen gilt die Einselligkeit mehrerer selbst für eine Regel des Geschmacks. (Diese Sätze werden weiter unten besonders geprüft werden.)

Die zweyte Hauptgattung der Moden wird mit dem Namen der Gebräuche bezeichnet, und diese wieder in zwey Unterabtheilungen von dem V. abgetheilt.

In der besondern und engern Art der Verbindung, die wir den gesellschaftlichen Umgang nennen, haben sich natürlicher Weise viele Regeln eingefunden, wodurch die Zeit, die Art und Weise, und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranstaltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünften regulirt werden. Der V. nennt sie die Conventionen. Dann giebt es andere Regeln, oder Formen, und Gebräuche der Politesse, welche im Grunde nichts anders sind, als Zeichen, wodurch Menschen, die mit einander umgehen, sich wechselseitig die Gesinnungen allgemeiner

meiner Liebe oder einer besondern Achtung, nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, ausdrücken wollen. Beyde aber, jene gesellschaftliche Gebräuche und diese Sprache der Höflichkeit, da sie kleinere und veränderlichere Gegenstände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geschäftlebens, oder als die eigentliche Sprache, welche die Mittheilung unserer sämmtlichen Ideen zur Absicht hat, da sie zugleich zum Umgange gehören, so sind sie auch sowohl unter verschiedenen Nationen, als in verschiedenen Zeiten, einer großen Mannichfaltigkeit fähig, und werden durch Beyspiel und Nachahmung während gewisser Perioden so gleichförmig bestimmt, und in auf einander folgenden Epochen so gleichförmig abgewechselt, daß sie mit Recht zu den Moden gerechnet werden. Die Conventionen sind also Moden für Handlungen, nicht für Sachen. Es sind Arten von stillschweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlassen. Oder es sind Nachahmungen eines Beyspiels, welche das Ansehen einer Person, die es gab, allgemein gemacht hat.

Die zweyte Art der modischen Handlungen sind die Höflichkeitsbezeigungen, die, wenn sie durch Worte geschehen, Complimente heißen. Der V. unterscheidet Höflichkeit von Artigkeit. Er nennt die erste, die Bemühung nicht zu misfallen. Artigkeit, die Bemühung zu gefallen. Höflichkeit und Artigkeit bestehen also in den schicklichsten und auch für den sinnlichen Anblick gefälligsten

Aus-

Ausdrücken derjenigen Gesinnungen gegen andere, die wir ihnen als Menschen und Bürger schuldig sind, oder die sie wenigstens bey uns zu finden wünschen. In allen Arten von Zeichen ist Etwas, welches sich auf die Natur der bezeichneten Sachen gründet, und Etwas ist in ihnen willkührlich und blos die Sache einer Verabredung. Das blos sinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs ist weniger den Veränderungen unterworfen, als die Titulatur, die Complimente, wobey man sich immer des Endzwecks, warum sie geschehen, bewußt bleibt. Diese werden öfterer von neuem in Untersuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen. Der V. macht hier eine sehr schöne Bemerkung: je zahlreicher und zusammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Gesellschaft wird, jemehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geschmacke und der Wissenschaft in denselben steigt, desto mannichfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Methode der gesellschaftlichen Verrichtungen und Zeitvertreibe bestimmt werden; — desto einfacher hingegen, freyer und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit. Der V. kömmt hierauf auf die Etikette, und bringt bey dieser Gelegenheit einige sehr feine Bemerkungen bey. Er untersucht hernach, warum die Kleidung ein so vorzüglicher Gegenstand der Mode sey. Die Nothwendigkeit, die abgenutzten mit neuen zu vertauschen, befördert die Abwechselung des Geschmacks. Ferner

sind

sind sie ein beständiger Gegenstand der Beobachtung Aller. Sie dienen zur Ausschmückung unserer Person. Man könnte, sagt der V., eine Stuffenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigensinn und die Willkühr der Moden nach und nach in die unwandelbaren Gesetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die ersten Glieder dieser Progression seyn. Die Werke der bildenden Künste die letzte. Zwischen beyden würden die Produkte der Handwerker in der Mitte stehen, welche die verschiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Form ihrer Werke von der Zeichenkunst, die Endzwecke von den menschlichen Bedürfnissen vorgeschrieben werden. Die Baukunst würde vielleicht in der Mitte dieser Reihe ihren Platz finden: da, wo Gesetze der Proportion, allgemeine Bedürfnisse des Lebens und der Gesellschaft, ihre Forderung fast im gleichen Grade mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menschliche Geist allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit strebt, sie nur nicht allenthalben mit gleicher Bestimmtheit finden kann: Aber wo er sie am unvollkommensten entdeckt, schwankt der Geschmack am meisten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechselungen von dem einen Extrem zu dem andern, und sucht sich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das Niedrigere an Neuheit und Abwechselung schadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey diesen Versuchen zufällig auf Formen, die eine größere

innere Angemessenheit zur Absicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben: und dann steht auch das sich umwälzende Rad der Mode eine Zeitlang stille. In dem Maaße, als die Natur der Sachen an sich bestimmt ist, oder das, was schön an ihnen ist, deutlicher eingesehen wird, in eben dem Maaße treten sie aus dem Gebiete der Mode heraus, und gehen in das der Kunst über.

Aber die höchste Kunst selbst durch Bildnerey und Zeichnung ist nicht ganz von dem Einflusse der Moden frey. Vielleicht liegt darin ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objektiven Schönheit halten, etwas unserer eigenen Denkkraft, und in sofern diese durch freywillige Aufmerksamkeit geleitet wird, unserer Willkühr zuzuschreiben sey. —

S. 182 werden die Moden noch in einem andern Gesichtspunkte dargestellt: Sie sind der Spiegel der Veränderungen, denen die wichtigeren Angelegenheiten der Menschheit, in Politik, Moral, in Wissenschaften und Künsten, unstreitig unterworfen sind, ob diese gleich hier nicht so leicht, wie in den Kleinigkeiten des Schmucks oder des Zeitvertreibs, bemerkt werden. Diese Aussicht wird weiter verfolgt. — Der große Haufen wird auch in Dingen, worin er noch so frey zu seyn glaubt, von einem oder wenigen Menschen regiert. — Die Moden und ihre Geschichte zeigen die Wirkung der Verbindung mehrerer Nationen unter einander auf den einzelnen Menschen, besonders auf seine Verhältnisse im Privatleben. — So wie in den Moden,

den, giebt es in den Wissenschaften und Künsten gewisse Perioden, worin sie stille stehen. — Die Neuerungen in Dingen, welche zur öffentlichen Beurtheilung und Nachahmung ausgestellt sind, finden zuerst Widerspruch, am Ende greifen sie nur um desto schneller um sich, jemehr sie anfangs angefochten sind. —

In Meynungen, die keiner Demonstration und keiner sinnlichen Evidenz fähig sind, — und in Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen absoluten Maaßstab des Guten in unserer Natur haben, werden immer Verschiedenheiten zwischen den Menschen bleiben. Diese pflegen bey wenig gebildeten Menschen Erbitterung nach sich zu ziehen. Aber mit der Zeit fängt man an, das Wesentliche von dem Willkührlichen, die Sachen von ihren Zeichen zu unterscheiden, und es entsteht in der Theorie, Philosophie — und in den Moden — Toleranz.

Nach dieser Entwickelung einiger Analogien zwischen Moden und menschlichen Angelegenheiten überhaupt, widmet der V. noch derjenigen, die zwischen ihnen und der Sprache Statt findet, einen besondern Abschnitt. Er zeigt, daß diese Sprachen ihrem Ursprunge nach willkührlicher sind, als die Formen und Regeln des Wohlstandes, aber daß sie, wenn sie einmal eingeführt sind, alsdann weniger durch die Willkühr der Menschen verändert werden können. (Diese Behauptung dürfte sehr bestritten werden. In Paris wechselten die Ausdrücke beynahe alle sechs Monate ab, und es ist

zwischen unserer heutigen Sprache des geselligen Umgangs und derjenigen, die vor 50 Jahren im Gebrauch war, nicht viel Aehnlichkeit mehr, als zwischen unsern Trachten in diesen verschiedenen Perioden. Ist ein wenig mehr Beständigkeit in der Sprache vorhanden, so liegt dieß daran, daß zu allen Zeiten gute Bücher geschrieben werden, welche die Nachwelt lesen will. Inzwischen vergleiche man Talander und Wieland!)

Der Grund ist, daß man sich sonst nicht verstehen würde. Selbst Verbesserungen in der Wahl der Zeichen, wenn sie nicht außerordentlich wichtig sind, ersetzen den Schaden nicht, den jede Neuerung in der Sprache in Absicht ihrer Verständlichkeit thut. Hingegen bey den Formen und Formeln der Höflichkeit ist bey der Abweichung ein solcher Nachtheil nicht zu befürchten. Daher die Erfahrung, daß mehrere Nationen ihre alte Muttersprache aus der Periode der Barbarey in die der wissenschaftlichen Cultur mit hinübergebracht haben, keine aber ihre Sitten und ihren Wohlstand bey der Revolution unverändert behalten hat. 2) Die Sprache und die Moden haben einen gewissen wesentlichen Fond, der unveränderlich ist, und die Abwechselungen betreffen nur das Unwesentliche. 3) Die Sprachen verändern sich, so wie die Moden, hauptsächlich durch den Umgang mit andern Nationen; und 4) diejenigen Nationen bilden sich in Sprachen und Sitten am leichtesten aus, die in beyden Stücken mit bereits cultivirten Nationen schon vorher Aehnlichkeit hatten.

Die

Die Nachahmung thut im Grunde nichts, als daß sie fortbauet; sie macht nie große Revolutionen, sie setzt nur hier und da etwas zu, oder schneidet etwas ab.

Der V. fährt darauf fort, die Moden aus dem moralischen Gesichtspunkte zu betrachten.

Zuerst: Was ist der Nutzen oder Schaden, den sie und die Leidenschaften, welche von ihnen erregt werden — die häufigen Abwechselungen auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorschriften auf der andern Seite — den Menschen und den Staaten bringen?

Bey Beantwortung dieser Frage geht der V. von dem allgemeinen Grundsatze aus: Der Mensch ist um so viel vollkommener, jemehr er alles, was er thut, nach seinem eigenen Urtheile thut. Die Moden schränken dieses ein: sie nähren den Leichtsinn, sie veranlassen eine unrichtige Schätzung des Werths des Menschen, entfernen oft den Weisen von der Gesellschaft, und geben dem Thoren darin ein Ansehn. Sie zerrütten ferner die Glücksumstände des Mittelstandes, und bringen bey einem Volke den Ruin vieler Familien hervor.

Dieß im Allgemeinen. Als Theil des Luxus betrachtet, untersucht der V. die Fragen: In wiefern die Veränderlichkeit der Moden selbst den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erstere habe, wenn der letzte seine Gränze überschreitet? 2) Ob der Luxus, der mit größern, aber seltener zu erneuernden Kostbarkeiten getrieben wird, oder ob der, welcher seinen Glanz und seinen Genuß in

der häufigen Abwechselung und Umgestaltung der Zierrathen findet, der bessere sey?

Die erste Frage wird dahin entschieden, daß die Mode allerdings den Luxus befördere, und zu dessen Unmäßigkeit beytrage. Die zweyte dahin: daß die mannichfaltige und abwechselnde Verschönerung der täglichen Bedürfnisse, der Liebe zu einzelnen wenigen und nie veränderten Kostbarkeiten vorzuziehen sey.

(Aber wie wird es denn den armen Malern und Bildhauern gehen? Oder auch nur den armen Handwerkern, welche in Hofnung einer dauernden Sitte nur ein Erwerbmittel gelernt haben?)

Auch als Produkte der Kunst oder der Handarbeit betrachtet, bringen die Gegenstände der Moden durch ihre Veränderlichkeit der Gesellschaft Nutzen, und werden den Individuen am wenigsten schädlich. Sie ernähren viele Menschen. Ob sie auch viele Menschen glücklich machen, läßt der V. unerörtert, weil es zu weit von dem Gegenstande dieser Abhandlung entfernt liegen würde. Inzwischen bemerkt er im Allgemeinen, daß, was die Bevölkerung vermehrt und diese Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menschheit überhaupt nicht nachtheilig sey.

Also zeigen sich die Moden, politisch betrachtet, von einer vortheilhaften Seite.

Zweydeutiger ist ihre Wirkung in dem Verstande und Herzen der einzelnen Menschen, welche von der Mode beherrscht werden. Diese vervielfältigt die Dinge, welche die Begierden reizen, also die

Begier-

Begierden selbst, und sie giebt diesen einen kleinen Charakter. Der Mittelstand leidet hierdurch am meisten. Um den zur Befolgung der Moden nothwendigen Aufwand machen zu können, strebt man nach Reichthum, und am Ende löset sich diese Leidenschaft in Geldgeiz auf.

Der letzte Punkt, den der V. zur Untersuchung zieht, ist die Bestimmung der Regeln, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden vorschreibt.

Zwar Nationen, vorzüglich in diesem Stücke, Regeln vorzuschreiben, ist vergebliche Mühe. In keinem kömmt es so sehr auf allgemeine Denkungsart, und zwar auf die mehrerer Länder an. Der Moralist kann also nur sagen, welcher Charakter nach seiner Meynung einer Nation zu wünschen wäre. Er kann sich das Ideal eines Volks in dieser Rücksicht denken. Der V. entwirft dieß S. 250. Es gehört aber nicht zu unserm Plane.

Aber was kann der Moralist thun, um dieß Ideal realisiren zu helfen? Nichts als auf sich selbst und die einzelnen Personen zurückgehn, auf die er durch seine Vorstellungen Einfluß zu haben hoffen kann, und zu untersuchen, was ihm und seines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbessert sich das Sittliche der Nationen, indem die Individuen, jedes für sich, das Ziel der Vollkommenheit aufsuchen und darnach hinstreben.

Die bekannteste und in der That die nothwendigste Regel für diese in Absicht der Moden ist,

nicht zu langsam und nicht zu schnell den Abwechselungen derselben zu folgen.

Man muß sich vor einer eigensinnigen Anhänglichkeit an das Alte hüten. Der gesetzte Mann von gutem Geschmacke wird mit seinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfalle des Tages gehorchen; er wird, indem er sich nach Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch sein Beyspiel zu verbreiten suchen, die gleichgültigen, wenn sie fortdauern, mitmachen, die abgeschmackten unnachgeahmt vorübergehen lassen, oder wenn sie allgemein geworden sind, sie so weit mäßigen, daß er weder durch sein abstechendes Aeußere Andern auffallend wird, noch sich selbst durch die Nachahmung fremder Thorheiten misfalle.

Man muß sich aber eben so wohl für einer übermäßigen Pünktlichkeit in Befolgung ihrer Veränderungen hüten. Der Erfindungsgeist, wenn der Himmel einen Menschen damit begabt hat, soll nur auf das gerichtet seyn, was entweder an sich groß und gut ist, oder was sein Beruf von ihm fordert. In allem, was klein ist, ist die Nachahmung am rechten Orte. Daraus folgt, daß man die Mittelstraße zwischen alten und neuen Moden zu halten habe.

Dann muß man die Mode des Standes, wozu man gehört, nicht überschreiten.

Zuletzt fügt der V. noch einige zerstreute Anmerkungen bey. Die erste betrift die Etiquette, und

und begreift hierunter die Regeln des Wohlanständigen im Umgange überhaupt. Die zweyte betrift den Gang der Politur. Die dritte die Personen tires à quatre epingles. Die vierte die Lächerlichkeit der Modesucht im armseeligen Gewande. Die fünfte den Anspruch der Modesucht auf Nachsicht.

Wir glauben, daß der vorstehende Auszug ausführlich genug sey, um unser Urtheil über die Arbeit des Ver. verständlich zu machen, und den Lesern dieser Recension zur weitern Prüfung vorzulegen.

Der Aufsatz ist in mehrern Rücksichten sehr wichtig. Er enthält eine Menge von Beobachtungen und Lebensregeln, welche von einem nicht gemeinen Scharfsinn, einer großen Kenntniß der Menschen, und vermöge derselben von einer richtigen und zugleich billigen Beurtheilung ihrer Gesinnungen und Handlungen zeugen. Dabey besitzt der V. eine große Gabe der Deutlichkeit, und vielleicht weiß kein anderer deutscher Philosoph seinem Style so sehr den Charakter der Abgeschliffenheit oder Politur in der guten Gesellschaft zu geben, als Hr. Garve. Der ganze Vortrag läßt uns immer den Philosophen erkennen, der zugleich über den Schmuck, den die Vernunft verträgt, nachgedacht, und seine Grundsätze darüber durch häufige Anwendung sich zur Fertigkeit zu machen gewußt hat.

So aufrichtig der Beyfall ist, den wir der vorliegenden Abhandlung, von dieser Seite betrachtet, schuldig sind, so aufrichtig müssen wir gestehen,

hen, daß sie von mancher andern unsere Forderungen, — vorzüglich wenn wir berechnen, an welchen Schriftsteller wir sie machen — unbefriedigt läßt.

Unstreitig ist die Abhandlung für den geübten Selbstdenker nicht allein geschrieben. Auch diejenige Klasse von Menschen, welche zwar an philosophischen Raisonnements Geschmack findet, aber doch zum Nachdenken eingeladen werden muß, hat an ihr, der Absicht des Verfassers nach, ein Recht. Von dieser Lesewelt wollte Herr Garve begriffen werden, dieser Lesewelt wollte er nutzen. Er ist ein populärer Philosoph im guten Sinne des Worts: ein Philosoph, der dem wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt im Beobachten und Nachdenken vorgeht.

Diese Menschenklasse aber urtheilt, so viel wir wissen, beynahe einstimmig über die gegenwärtige Arbeit: sie sey schön, aber zu weitschweifig; welches mit andern Worten heißt: sie läßt sich nicht mit anhaltender Aufmerksamkeit zu Ende bringen. Woran liegt dieß? Uns dünkt, an folgenden Ursachen:

Der V. hat die Gesichtspunkte, aus denen er seinen Gegenstand betrachtet, zu sehr vervielfältigt. Der gewöhnliche Leser findet entweder ihre Entfernungen von einander nicht auffallend genug abgestuft, und glaubt daher immer die nemliche Seite zu sehen; — oder die Menge der Augenpunkte, die ihm gezeigt werden, verwirrt seinen Blick: er weiß sie nicht zu einem Ganzen zu vereinigen.

Daß

Daß Herr Garve bey der Ausarbeitung dieses Aufsatzes einem allgemeinen Schema gefolgt ist, das bemerkt man mit desto größerem Vergnügen, da es, leider! seit einiger Zeit Gewohnheit wird, eine Menge zufälliger Gedanken, zu denen eine gewisse Materie die Veranlassung geben kann, ohne allen Plan zusammen zu reihen. Aber daß Herr Garve demohngeachtet ans Schreiben gegangen ist, ohne die Hauptbegriffe ganz bestimmt gefaßt, die Nebenideen alle an Ort und Stelle geordnet zu haben: daß während des Schreibens seine Begriffe sich mehr entwickelt, daß sich ihm immer neue Gesichtspunkte gezeigt haben, aus denen er ein paar Blicke hat mitnehmen wollen; das scheint aus mancher spätern Bestimmung früher angegebener Begriffe zu folgen, wodurch diese nicht selten völlig unnütz werden; das beweiset die Reihe von Bemerkungen am Ende, für welche der V. keinen Ort in der Folge des Raisonnements zu finden gewußt hat.

Nun ist dieß freylich der Fall bey jedem Schriftsteller, der nicht wie Cicero es verlangt, und Rousseau es that, ehe er die Feder ansetzt, sein Werk mit Gedanke und Wort ausgearbeitet im Kopfe trägt: Mancher Begriff wird näher bestimmt, indem wir den passendsten Ausdruck dafür suchen; manche neue Aussicht eröffnet sich unserm Auge; — allein dann ist es des Künstlers Pflicht, daß er diese Ausarbeitung blos als Studien, blos als Annotationen seiner Gedanken betrachte. Es ist Pflicht, sagen wir, für den Mann, und besonders für den philosophischen Schriftsteller, der etwas Vollendetes

tes liefern will, etwas das gelesen und wiederholt, verschlungen und verdauet werden soll, — daß er sich die Mühe nicht verdrießen lasse, das Ganze wieder umzuarbeiten: den vordersten Sätzen gleich diejenige Bestimmtheit zu geben, welche sie erst in der Folge erhalten haben: jede Bemerkung von da weg, wo er sich ihrer erinnert hat, an den Ort zu setzen, wo er sich ihrer erinnern mußte, und unter den mehreren Wendungen und Ausdrücken, wodurch er sich Andern deutlich zu machen versucht hat, nur diejenigen auszuheben, wodurch er sich selbst am deutlichsten zu seyn glaubt.

Herr Garve gehört nicht unter die Philosophen, deren Aengstlichkeit in Bestimmung allgemeiner Begriffe, und Festsetzung allgemeiner Grundsätze, den Verdacht des Oberflächlichen nach sich zieht. Nein! er hebt gemeiniglich den Ring ab, glücklich ab, nach dem er rennt. Aber die Art, wie er es thut, die oft wiederholten Ansätze, womit er vorher diesen Ring bewegt, ohne dessen Mitte zu treffen, machen den Zuschauer ungewiß über den Augenblick, worin er ihn wirklich abgehoben hat.

Der große Hause verlangt durchaus in Geschäften, wie in philosophischen Untersuchungen, daß man ihm die Mühe erspare, die Entscheidung, die wir endlich finden, mühsam mit uns auszutasten. Das Resultat unserer Untersuchungen vorauf, die Rechtfertigung hinten nach, und dann die Entscheidung noch einmal kurz wiederholt — das ist das sicherste Mittel, die Menge von unserer Meynung zu verständigen.

Der

Der Styl des V. hat drey große Vorzüge: Deutlichkeit, Leichtigkeit, Politur. Aber er ist zu eintönig. Es herrscht darin eine in omni sermone aequabiliter fusa festivitas, welche unserm Gefühle nach nicht hinreicht, eine lange Reihe einzelner Bemerkungen über einen Gegenstand hinter einander weg lesbar zu machen.

Man muß durchaus mehr durch Beyspiele lehren. Von Anekdoten aus dem gemeinen Leben und aus der Geschichte ausgehen, zuweilen die Sprache des Herzens, der Einbildungskraft, des Witzes reden. Mehr Schatten und Licht, und besonders diejenigen Drucker anbringen, wodurch die Wahrheit unserer Hauptideen, wenn wir so sagen dürfen, eine Lebhaftigkeit erhält, welche sie unserer Erinnerung zur ewigen Anbetung einprägt.

Wann werden wir Deutschen einmahl aufhören, diese Mittel, wodurch unsere Nachbaren die Vernunft dem großen Haufen oft so glücklich näher zu bringen gewußt haben, als bloße Kunstgriffe der Sophisten zu verachten!

Doch, wir verlassen nun den Standpunkt, aus dem wir die Arbeit des Hrn. Garve bis jetzt betrachtet haben. Wenn auch die größere Lesewelt die Wahrheit nicht unmittelbar daraus schöpft, genug wenn der eigentliche Philosoph sie darin findet, und nachher zu ihrer Verbreitung beyträgt. Aber auch von dieser Seite angesehen, können wir der Abhandlung nicht unsern unbedingten Beyfall gewähren. Wir müssen vielmehr gestehen, daß unser Wunsch einige der Hauptschwierigkeiten, wel-

che

che uns bey Bestimmung des Begriffs der Moden, und ihres Verhältnisses zu den verschiedenen Lagen des öffentlichen und Privatlebens, aufgestoßen wären, aufgelößt zu sehen, keineswegs befriedigt sind. Der Raum und der Zweck dieser Blätter erlaubt uns nicht, zu zeigen, daß der V. bey Betrachtung der politischen Beziehung der Mode, die Verschiedenheit der Länder nicht genug beachtet, und die Unsicherheit, welche in die Erwerbmittel durch häufige Abwechselung der Moden kömmt, außer Acht gelassen hat. Wir dürfen aus eben dem Grunde nicht zeigen, daß die Regeln der Vernunft, welche der V. dem einzelnen Manne bey Erfindung und Befolgung der Moden vorgeschrieben hat, eigentlich nur auf den ältern Geschäftsmann, auf den Gelehrten passen. Kurz, wir müssen uns begnügen zu zeigen, daß Hr. Garve den allgemeinen Begriff der Mode, und die Bestimmung ihres Verhältnisses zu den schönen Künsten, unserer Meynung nach verfehlt hat.

Das Wort Mode führt allemal auf den Begriff einer Verfahrungsart nach einer gewissen Vorschrift zurück. Wir begreifen darunter entweder die Vorschrift, die Regel zum Verfahren selbst, oder dasjenige, woraus wir ihre Befolgung erkennen, das regelmäßige, das modische Verfahren.

Mode ist also, wenn sie sich an unsern Werken, Handlungen oder Worten zeigt — allemal Verfahrungsart nach einer gewissen Vorschrift. Und nach welcher? Nicht nach einer solchen, welchen die innere Zweckmäßigkeit oder Sicherheit des Products

dukts des menschlichen Willens an die Hand giebt, sondern deren Verbindlichkeit aus dem Beyfall solcher Menschen hergenommen wird, die sich ein ähnliches Verfahren bereits zu eigen gemacht haben, oder zu eigen machen können.

Damit aber die Mode von der Sitte, dem Gebrauch, der allgemein gültigen Gewohnheit, mit einem Worte: vom Costume, unterschieden werden könne; so muß hinzugesetzt werden: der Mangel an Ueberzeugung von der Allgemeingültigkeit und Beständigkeit dieses gleichförmigen Verfahrens, während der Zeit, worin wir eine Beurtheilung unserer Verfahrungsart absehen. Also ist Mode: das Verfahren der Menschen nach einer Vorschrift, deren Verbindlichkeit aus dem gleichförmigen, aber nicht allgemeingültigen und beständigen Verfahren unserer Beurtheiler hergenommen wird.

Die drey Stücke: Mehrere Menschen denken, handeln so jetzt: Sie haben nicht immer so gedacht und gehandelt, sie thun es nicht Alle, und werden es nicht immer thun, so lange sie uns beurtheilen: demohngeachtet wird die bloße Gleichförmigkeit Mehrerer, zu einem ähnlichen Verfahren, Vorschrift — diese drey Stücke liegen in jeder Anwendung des Worts: Mode.

In der Folge der Ausführung hat Hr. Garve diese Stücke allerdings mehrmals als wesentlich zum Begriff der Mode angedeutet. Aber die Definition, welche er zu Anfang der Abhandlung giebt, umfaßt sie nicht, und nimmt dagegen Dinge

darin

darin auf, welche den Begriff theils zu weit ausdehnen, theils zu sehr beschränken.

Die Mode ist nicht immer herrschende Meynung von dem Schönen und Anständigen in kleinern Sachen, in Sachen, die weder durch Anwendung der Regeln des Geschmacks noch der Zweckmäßigkeit mit völliger Uebereinstimmung regulirt werden können — Was ist klein, darf man billig fragen, für den Mann, der aus jeder Sache einen Vortheil für wichtige Zwecke zu ziehen weiß? Was ist klein für den Mann, der den wesentlichen Einfluß des Aeußerlichen auf sein Inneres, auf die Harmonie seines Ganzen kennt? Welche Sache wird nicht klein bleiben, wenn die völlige Uebereinstimmung nach Regeln der Zweckmäßigkeit und des Geschmacks die großen Sachen bestimmen soll? Nein, das Maaß der Kleinheit und der Größe entscheidet darunter nichts. Es giebt eine Mode zu sterben, wie es eine Mode sich zu kleiden giebt. Doch, wir wollen nicht über Ausdrücke rechten. Nur wünschten wir zu wissen, wie nach der Garveschen Definition das Costume von der Mode zu unterscheiden wäre.

Herr Garve hat es aber auch nicht unterschieden, und zwar, unserer Einsicht nach, sehr mit Unrecht. Denn dadurch, daß diese beyden ganz verschiedenen Begriffe verwechselt sind, sind eine Menge von Untersuchungen veranlaßt worden, welche zu gleicher Zeit den Fehler des Ueberflüßigen und des Unbestimmten an sich tragen.

Die

Die Gründe, warum wir dem Costume zu folgen schuldig sind, sind von den Gründen, warum wir der Mode folgen mögen, psychologisch und moralisch betrachtet, völlig verschieden. Völlig verschieden ist der Gang, den das Costume nimmt, von demjenigen, den die Mode nimmt, wenn beyde eingeführt werden: und völlig verschieden sind endlich die Gründe, welche uns erlauben, von dem Costume abzugehen, von denjenigen, welche uns berechtigen, die Mode zu vernachläßigen. Es ist uns nur erlaubt, dieß in Ansehung der schönen Künste zu zeigen, wozu aber freylich die der schönen Urbanität mit gehört.

Die schönen Künste sind alle Töchter nützlicher, freyer, oder blos belustigender Künste. Aber ihre Geburt und sogar ihre Reife reicht über das Zeitalter unserer Erfahrungen hinaus. Ehe nun diese Künste zu schönen Künsten wurden, zu der Zeit, als sie noch zur Befriedigung des bloßen Bedürfnisses gebraucht wurden, oder dem rohen Menschen eine leichte Thätigkeit des Geistes gewährten, war ihren Produkten eine gewisse Form gegeben, die sich nur zum Theil aus der Zweckmäßigkeit erklären ließ. Der bloße Zufall, die besondere Richtung des Geistes, der Hand, die Lage der Umstände der ersten Künstler hatte den nützlichen und belustigenden Dingen eine gewisse Form gegeben, welche alle Aeußerungen unsers Willens, um von Andern erkannt zu werden, haben müssen. Das Bedürfniß, die menschlichen Fabrikate und Handlungen und Zeichen nach Gattung und Art zu klassificiren, ver-

bunden mit dem Triebe der Nachahmung, und hundert andern Ursachen, führte eine gewisse Gleichförmigkeit ein, welche dazu diente, den Begriff von dem, was die nützlichen oder belustigenden Körper, Handlungen, Zeichen, nach Gattung und Art seyn sollten, zu erleichtern.

Diese zur Wiedererkennung und zum Gebrauch modificirten Formen fanden die Künstler schon vor, als sie zu verschönern anfingen. Sie wurden zum Grunde gelegt, sie wurden zuerst geschmückt, endlich zur Schönheit umgeschaffen. Aber das Willkührliche der ersten Form des blos nützlichen oder belustigenden Dinges ging auch in das schöne Ding über, ward durch den Gebrauch geheiligt, und sogar in das Wesen desselben mit aufgenommen. Wir erkennen immer noch, daß es anders seyn könnte, wenn man neu zu schaffen hätte. Aber einmal kann man nicht mehr ändern, ohne den Begriff von dem, was das Ding nach Gattung und Art seyn soll, zu erschweren. Zweytens ist dieß Willkührliche aber Angestammte auch dergestalt mit unsern Begriffen über Schönheit verwebt, daß wir die Abänderung schlechterdings nicht mehr unternehmen können, ohne dem Gefühl des Schönen zu schaden. Dergleichen Sitte, Gebrauch, Gewohnheit, deren Befolgung zu dem Wesen der Kunst gehört, findet sich nun in einer jeden schönen Kunst, und wird mit unter dem Namen des Regelmäßigen begriffen. Wir wollen es hier das regelmäßige Costume nennen. Folgende Beyspiele werden dessen Daseyn außer Zweifel setzen:

Daß

Daß Säulen nicht gewunden seyn dürfen, liegt ganz außer dem Gebieth des Zweckmäßigen und des Schönen. Eine gewundene Säule trägt so gut wie eine gerade, und es ist lächerlich zu behaupten, daß der ersten der Charakter der Solidität fehle. Daß das Gewundene häßlich sey, läßt sich noch weniger behaupten. Nein! es liegt daran, daß die Griechen die gerade Form in den Begriff der Säule mit aufgenommen haben. Es ist eine Zufälligkeit, die aber zu einer wesentlichen Eigenschaft durch einen uralten Gebrauch, und durch eine genaue Verwebung mit allen übrigen schönen Formen in der Baukunst geworden ist. Und sollte sie auch bey den Griechen auf einem tiefern Grunde gebauet gewesen seyn; bey uns ist sie es nicht, sie ist nur regelmäßiges Costume.

In der Malerey, in der Bildhauerkunst giebt es eben solche Beyspiele. Daß wir in dem Gemälde den dargestellten Personen die Namen nicht beysetzen, beruhet auf keinem Gesetze des Zweckmäßigen oder des Schönen. Denn warum legen wir dem Könige in häuslichen Begebenheiten die Krone bey? Es beruhet auf dem regelmäßigen Costume.

Von diesem regelmäßigen Costume in den schönen Künsten ist die Mode in denselben ganz verschieden. Sie übt allerdings auch hier ihre Herrschaft aus, und die Abentheuerlichkeiten eines Boromini sind in der Baukunst so gut herrschend gewesen, als der falsche Geschmack eines Boucher oder Falconet in der Malerey und Bildhauerkunst.

Aber allemal ist es charakteristisch, daß die Verfahrungsart, welche die Mode vorschreibt, den Charakter des nicht Allgemeingültigen, nicht Bestehenden, mithin des Vorübergehenden an sich trägt, dahingegen die Verfahrungsart nach dem regelmäßigen Costume als zum Begriff der Gattung und Art gehörig, als wesentlich und dauernd angesehen wird.

Es fragt sich nun billig, in wiefern hat der schöne Künstler die Herrschaft des Costume, und in wiefern die der Mode zu respektiren? Antwort: Die Herrschaft des Costume muß ihm immer respektabel seyn, in sofern er nicht die Abweichung davon durch eine seinem Zeitalter dergestalt einleuchtende Zweckmäßigkeit und Schönheit rechtfertigen kann, daß er hoffen darf, seine Abänderung werde die Rechte des Costume sofort erhalten. Diese Hofnung ist freylich sehr trügerisch: inzwischen hat man Beyspiele davon, z. E. in den Bogen der Säulengänge, welche bey den Alten nicht gewöhnlich waren, in den prosaischen Schauspielen u. s. w. Die Mode kann für den schönen Künstler gar kein Gesetz seyn. Denn allemal unterwirft er ihre Vorschrift einem höheren des regelmäßigen Costume, der Zweckmäßigkeit und der Schönheit. Für ihn ist nichts gleichgültig, nichts willkührlich, selbst nicht die Wahl unter mehreren Formen, welche alle das regelmäßige Costume, das Zweckmäßige, das Schöne für sich haben. Denn allemal wird ihm der Charakter seines Styls, des einzelnen Werks, und das Gesetz der Abwechselung,

lang, welches allerdings ästhetisch seyn kann, eine nähere Bestimmung an die Hand geben, als die Mode.

Solchemnach müssen wir feyerlichst protestiren gegen den Satz, daß die Einhelligkeit Vieler jemals für eine Regel des Geschmacks gelten könne. Was aber der V. von dem Unterschiede zwischen einer objektiven und subjektiven, einer veränderlichen und nicht veränderlichen Schönheit in den schönen Künsten, und besonders von der Allgemeingültigkeit eines Geschmacksurtheils sagt, verdient eine nähere Bestimmung.

Bey diesem ganzen Raisonnement liegt offenbar die Absicht unter, das Kantische und Baumgartensche System mit einander zu vereinigen. Aber in beyden liegt der Fehler der Unbestimmtheit, indem beyde den Begriff des Schönen oder der einzelnen schönen Eigenschaft, und der Schönheit als ein persönliches Ganze betrachtet, nicht gehörig unterschieden haben.

Die schönen Künste haben offenbar die Absicht, Schönheiten zu liefern. Dieß setzt zum voraus, daß das Werk, welches sie hervorbringen, einem Begriff von seinem Wesen und seiner Bestimmung unterworfen sey. Und dieser Begriff ist unabänderlich, so lange die Gattung und Art dauert, wozu das Werk gehören soll. — Dieser Begriff wird bestimmt durch das Costume, und durch die innere Zweckmäßigkeit des Werks: nicht durch die äußere, oder die Brauchbarkeit, außer in soweit diese mit in den Begriff der Gattung und Art

aufgenommen ist. In sofern nun die Gefühle des Schönen bey uns aufsteigen bey der Wahrnehmung der wesentlichen Eigenschaften des Werks, in sofern sind sie unabänderlich. In sofern sie aber bey der Wahrnehmung seiner zufälligen Eigenschaften bey uns aufsteigen, sind sie veränderlich, ohne jedoch darum gleichgültig zu seyn.

Daß eine Säule sich allmählig in gerader Direktion verjüngen, und den gemischten Charakter des Schlanken und der Stärke an sich tragen müsse, gehört zu dem Begriff einer Säule, wie wir nach dem angenommenen griechischen Costume und nach ihrer Zweckmäßigkeit sie uns denken. Wenn nun bey der Wahrnehmung dieser wesentlichen Eigenschaften sich eine schöne Proportion, eine schöne Verjüngung, eine schöne Mischung des Schlanken und Starken dem Auge darstellt; so ist dieß Schöne unabänderlich, und alles, was dagegen anstößt, ist ewig häßlich, so lange wir die griechischen Ordnungen annehmen. Wenn aber diese Säule uns zugleich durch ihre Cannelirungen gefällt, so ist dieß abänderlich: denn wir kennen schöne Säulen ohne Cannelirungen. Darum aber, daß die schöne Cannelirung in Rücksicht auf die ganze Gattung und Art abänderlich erscheint, ist die schöne Eigenschaft hier in Rücksicht auf dieß einzelne Individuum gar nicht gleichgültig, oder willkührlich, oder gar blos von der Mode abhängig. Denn wenn der Künstler sie gebraucht hat, um der Säule den Charakter des Reizes, des besorgteren Schmuckes zu geben, so wird der Eindruck des Ganzen unstrei-

tig dadurch geschwächt werden, wenn ihr diese schöne Eigenschaft genommen wird.

Was unsere neuern Aesthetiker über Allgemeingültigkeit eines Geschmacksurtheils sagen, widerspricht aller Erfahrung. Dem wohl organisirten und sittlich gebildeten Menschen läßt sich die Ansinnung thun, daß er glaube, das Wohlgefallen am Schönen lasse sich allgemein mittheilen. Aber, so viel das Schöne für den Instinkt anbetrift, nur in sofern, als wir auch das Angenehme für den Gaumen nach ähnlichen Präsumtionen für allgemein schmackhaft halten, und so viel das Schöne für den Geist anlangt, in sofern wir die Beziehung auf sittliche Vorschriften zeigen können. Daß wir jemals eine Verbindlichkeit daraus machen sollten, das Rothe schöner zu finden als das Schwarze, die Schlangenlinie schöner als die eckige, das Pathetische schöner als das Lächerliche, das Einfache schöner als das Ueberladene, wenn nicht die Verbindlichkeit dazu aus der Anerkennung des Begriffs von dem Wesen und der Bestimmung des Kunstwerks selbst, oder aus der Anerkennung gewisser allgemeinen sittlichen Gesetze, welche dabey zum Grunde liegen, fließt; das wird nie erwiesen werden können, so lange noch ein vornehmer und geringer Pöbel existirt, dem jede heftige Erschütterung seiner Nerven angenehm, und nur die Befriedigung seiner selbstischen Neigungen schätzungswerth scheint.

Aus allem diesem folgt: daß der schöne Künstler überall keine Mode als Mode anerkennt: daß es in Rücksicht auf die ganze Gattung und Art

schöner Kunstwerke allerdings wesentliche und nicht wesentliche schöne Eigenschaften giebt, aber daß es in Rücksicht auf das einzelne individuelle Ganze eines Kunstwerks schlechterdings keine solche schöne Eigenschaften giebt, die gleichgültig sind, und die von der Einhelligkeit Vieler abhängen.

Wir wollen diese Grundsätze ganz kurz auf die Kunst der schönen Urbanität anwenden.

Die Kunst der schönen Urbanität ist die von Genie, Talent und Geschmack abhängende Fertigkeit unser Selbst in den weiteren Verhältnissen des geselligen Umgangs auf eine Art darzustellen, welche ästhetische Gefühle erwecken mag. — Zu unserm Selbst gehört hier unser Eigenthum, besonders in sofern dessen Adquisition von unserer Wahl abhängig angesehen wird, Hausgeräth, Equipagen, Kleider, es gehören dazu die Bewegungen unsers Körpers, endlich unsere Gesinnungen und Einfälle, in sofern wir sie im geselligen Umgange äußern, mithin auch ihr Ausdruck durch Worte und Gebehrden. Hieraus fließt, daß der Geschäftsmann, der Gelehrte, der Militair, selbst der Hofmann, welche nicht dem Schönen, sondern nur dem Guten im geselligen Umgange nachstreben, oder auch nur besorgt sind, nicht häßlich, nicht übel darin zu erscheinen, ganz anderen Regeln folgen, als derjenige, der in demselben schön erscheinen will.

Aber dieser letzte, der eigentliche schöne Künstler in der Urbanität, in wie fern muß er der Mode huldigen, in der Art, wie er sein Hausgeräth und seine Kleidung wählt, seinen Körper trägt, spricht

und

und sich gebehrdet? Uns dünkt, gerade wie jeder schöne Künstler überhaupt. Die allgemein eingeführte Gewohnheit, die Sitte, das Costume muß ihm immer heilig seyn, so lange er nicht die Abweichung davon durch eine allgemein einleuchtende Zweckmäßigkeit rechtfertigen kann. Aber die Mode ist gar kein Bestimmungsgrund für ihn. Er folgt ihr nur in sofern, als sie mit den Gesetzen des Costume, des Zweckmäßigen, des Schönen besteht. Er geht dreist von ihr ab, wo er sicher ist, daß sie diesen widerspricht, und ist dennoch sicher, nicht zu misfallen. Ja, wer über diese schöne Kunst genau nachgedacht hat, wird finden, daß ein jeder, der sie ausübt, für sich ein eigenes Ganze ausmacht, in dem darum nichts gleichgültig seyn kann, weil jedes noch so kleine Stück, das zu seinem Selbst gehört, jede noch so kleine Aeußerung von seinem Selbst, mit dem Charakter der individuellen Person, welche er darstellt, übereinstimmen muß: und über diesen kann die Einhelligkeit Vieler nichts bestimmen.

Inzwischen kann nicht geläugnet werden, daß hier die Mode mit dem Costume viel Aehnliches hat. Es ist nämlich dieß letzte in der schönen Urbanität viel mehreren Abänderungen unterworfen, als in den übrigen Künsten. Betrachtet man aber das Wesen der schönen Urbanität genauer, so wird man den Unterschied dennoch nicht verkennen. Sie hat dieß mit der Mimik, der ausübenden Musik und Tanzkunst gemein, daß die Art, wie sie ausgeübt wird, nicht durch dauernde Werke oder Merk-

 mahle

mahle von einer Generation auf die folgenden kömmt, daß sie nur für die Zeitgenossen des Mannes, der sie ausübt, arbeitet. Unsere Trachten, unsere Meublen werden abgenutzt, der Eindruck des Ceremoniels, der Complimente oder gar der unterhaltenden Conversation hängt zu sehr von der Art ab, wie sie beobachtet und gemacht werden, als daß sich eine forterbende Ueberlieferung dabey denken ließe. Demohngeachtet zeigt sich in allem diesen ein gewisses Costume. Die Form unserer Meublen, besonders unserer Kleidungen, unser Ceremoniel, unsere Complimente, unsere Art zu conversiren, ist in unendlich vielen Stücken von dem Costume der Römer und Griechen verschieden. Der schöne Künstler in der Urbanität darf dieß moderne Costume nicht überschreiten. Er darf nur innerhalb seiner Gränzen schön seyn. Weiter: er tritt mit jeder Stuffe seines Alters, mit jeder Veränderung des Orts in eine neue Welt, in einen neuen Zirkel von Zeitgenossen, worin er ein bereits allgemein eingeführtes, und so lange er darin verharrt, für diese Abtheilung seiner Lebenszeit unveränderliches Costume wahrnimmt. Auch dieß darf er nicht leicht überschreiten. Aber beydes ist von der Mode ganz verschieden. Z. E. Der Jüngling, der jetzt mit einem griechischen Haarputz oder mit einer Allongenperücke erscheinen wollte, würde gegen das Costume anstoßen, und dadurch das ästhetische Gefühl, welches die Urbanität erwecken will, hemmen: ob er aber eine oder mehrere Locken tragen soll, das kann die Mode nicht bestimmen,

wenn

wenn gleich die Einhelligkeit Vieler, die einzelne oder die mehreren Locken in Schutz nimmt. So lange die Form nicht zu dem Begriff der Gattung und Art einer gewissen Menschenklasse nach allgemeiner nicht leicht abzuändernder Uebereinstimmung der Zeitgenossen gehört; so lange ist die Mode nicht Sitte, nicht Costume, und unverbindlich für den urbanen Künstler, wie für jeden andern.

Wir müssen hier diese Erörterungen der Garvischen Ideen abbrechen, und auf ein anderes Stück die Anzeige der zweyten Abhandlung über das bürgerliche Air versparen.

VIII.

Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart, in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, von Karl Philipp Moritz, K. P. Hofrath u. s. w. Erster Theil. Berlin 1793. X. 260 S. 8.

Deutschland hat so viel große, vortrefliche und schätzbare Dichter hervorgebracht, als irgend ein anderes Reich; die Zahl der guten Prosaiker aber ist gegen die, deren Frankreich und England sich rühmen können, äußerst klein. Irren wir nicht, so heißt dieß mit andern Worten: die Deutschen haben

haben so viel Genie, als irgend eine andere Nation, der gute Geschmack hingegen ist unter ihnen bey weitem nicht so allgemein verbreitet, als bey jenen Völkern, vorzüglich bey den Franzosen.

Dringt die Unpartheylichkeit uns dieses Geständniß ab, so fügt sie zugleich hinzu, daß diese Erscheinung deshalb keinen strengen Vorwurf noch bittern Tadel begründe. Es ist zu kurze Zeit, daß der gute Geschmack bis in unsere Gegenden gedrungen ist, als daß seine Herrschaft weit ausgedehnt und auf festen Stützen ruhen könnte. Wer die zahllosen Schwierigkeiten kennt, die ihm bey jedem Schritt vorwärts in den Weg treten, und deren Aufzählung allein ein kleines Buch füllen würde, der wird sich gewiß nicht wundern, daß nicht mehr, sondern, daß schon so viel geschehen ist.

Jene Hindernisse sind theils nothwendig, theils zufällig. Sie liegen theils in der Natur der Sache, wie z. B. in der Beschaffenheit unserer Sprache; theils in der gegenwärtigen Lage, der Verfassung, den Sitten der Nation, der lesenden so wohl als der schreibenden Klasse. Nichts aber hat wohl den Fortgang des guten Geschmacks in Schriften mehr erschwert, als ein Irrthum, der lange Zeit in Deutschland allgemein herrschend war, und den die Nation nur allmählich und nur sehr langsam abzulegen anfängt, der Wahn, als ob Sorgfalt für Einkleidung, Vortrag, Ausdruck, mit Einem Worte, als ob ein schöner und geschmackvoller Styl nur in den Werken der sogenannten schönen Wissenschaften wesentlich nothwendig, in

eigent-

eigentlich gelehrten und nützlichen Schriften entbehrlich, und wohl gar dem höhern Zweck ihrer Bestimmung nachtheilig wäre. Noch jetzt lebt eine große Anzahl höchst verdienter und gelehrter Schriftsteller, die mit ihren großen Kenntnissen ungemeine Fähigkeiten, Scharfsinn, und selbst Genie verbinden, die ihre Wissenschaften umgebildet haben, und zum Theil selbst Erfinder in ihnen worden sind, und die dabey so höchst geschmacklos, schlecht und barbarisch schreiben, daß man ihre Arbeiten nicht ohne Ekel und Widerwillen lesen kann, und sicher gar nicht lesen würde, wenn diese Ueberwindung den Wißbegierigen nicht durch wahre Schätze der Gelehrsamkeit belohnte. Was das Ansehn solcher Männer auf die Menge, die immer nur nach Autoritäten urtheilt und entscheidet, wirken müsse, läßt sich denken, und der Augenschein lehrt es nur zu deutlich.

Eben so nachtheilig für die Ausbreitung des guten Geschmacks in der Schreibart ward und ist eine andere, fast unvermeidliche Folge jenes Irrthums. Dadurch, daß man Wahl und Schönheit des Ausdrucks nur für wesentliche Eigenschaften der Produkte der Phantasie betrachtete, entstand bald ein zweyter verderblicher Wahn. So wie ein großer Theil unserer Gelehrten glaubte, daß er der Mühe für den Ausdruck ganz überhoben wäre, so glaubten dagegen die meisten Schriftsteller, die für das Vergnügen und die Unterhaltung arbeiteten, ihr höchstes Gesetz sey Wahl und Schönheit des Ausdrucks, und es sey möglich, schön zu schreiben,

ben,

ben, ohne schön und richtig zu denken. Freylich ward dieß nicht geradezu als Grundsatz aufgestellt, allein man handelte doch vollkommen dem gemäß, und die üble Sitte der meisten, wo nicht aller Lehrbücher über diesen Gegenstand, die Lehre von der Schönheit des Styls im Allgemeinen, als ein eignes für sich bestehendes Ganze, abzuhandeln, dieses Grübeln über die Formen ohne alle Rücksicht auf den Stoff und den Zweck der Composition, mußte den schädlichen Wahn immer weiter verbreiten, und die schon Irregeleiteten darin bestärken.

Diesem Wahne entgegen zu arbeiten, und richtigere Grundsätze über eine so wichtige Materie in Umlauf zu bringen, ist der Zweck der angezeigten Schrift. Sie rührt von einem selbstdenkenden Kopfe her, der sich schon durch ähnliche Arbeiten, vorzüglich durch sein schätzbares Werk über die deutsche Prosodie, dem nirgend sonst als in dieser Bibliothek volle Gerechtigkeit wiederfahren ist, und mehr noch durch seinen eignen guten Styl in Sachen der Sprache und des Geschmacks, als zustehenden Richter gezeigt hat.

Die besten Schriften über den Styl, die wir besitzen, die Adelungsche nicht ausgenommen, haben den Fehler, daß sie eine Menge schwankender, willkührlich angenommener Sätze als Regeln und ausgemachte Principien aufstellen. Hr. Adelung hat ungemein viel Gutes und Brauchbares in seinem Buche gesagt, unglücklicher Weise aber fehlt es ihm, bey seiner großen und gelehrten Sprachkenntniß, an einem feinen und sichern Gefühle des

Schö-

Schönen; sein Geschmack ist mehr eigensinnig als fest, er läßt sich zu oft von vorgefaßten Meynungen und Hypothesen zu einseitigen Behauptungen und ungerechten Urtheilen verleiten. Gegen viele von seinen Aussprüchen lehnt sich die Empfindung und das Beyspiel der größten und bewährtesten Schriftsteller auf.

Rec. darf nach obiger Aeußerung wohl nicht fürchten, mit den Leuten vermischt zu werden, die — sie wissen wohl warum — das Adelungsche Werk als ein ganz unbrauchbares, schlechtes Buch zu verschreyen suchen. Er gesteht, daß er Hrn. Adelung manche Belehrung, manchen nützlichen Fingerzeig verdankt, nur kann er sich nicht entschließen, sein Buch über den Styl als das Resultat einer abgeschlossenen Untersuchung zu betrachten, bey dem man sich nunmehr zu beruhigen habe. So viel Hr. Adelung auch gethan hat, so viel und mehr noch hat er Andern zu thun übrig gelassen, und es ist daher sehr zu wünschen, daß mehrere Männer von Einsicht und Talent dem Beyspiel des Hrn. Moritz folgen, und diesen wichtigen Gegenstand, jeder aus seinem eignen Standpunkt, betrachten mögen. Die Wahrheit muß dabey immer gewinnen, wenigstens kann ihr in keinem Fall die Verschiedenheit der Meynungen und Grundsätze, die dann immer unvermeidlich ist, wenn irgend eine Materie von mehrern Selbstdenkern behandelt wird, so nachtheilig werden, als die überall verderbliche Einförmigkeit der Lehre, des Glaubens und der Ausübung, die daher entspringt, daß

man

man aus Bequemlichkeit oder Stumpfsinn der Mühe des Denkens sich lieber ganz überhebt, und auf die Worte Eines Meisters schwört.

Um gut zu schreiben, sagt Hr. Moritz, hilft es nichts, eine Menge einzelner Regeln zu wissen, vielmehr muß man im Stande seyn, aus einem Hauptgrundsatze sich für jeden besondern Fall die Regel selbst zu bilden. Es kann keine brauchbare Anleitung zu einer guten Schreibart geben, die nicht zugleich eine Anweisung zu einer richtigen Vorstellungsart oder eine Art von praktischer Logik in sich enthielte: denn der Ausdruck kann sich nur mit dem Gedanken, und die Gabe, sich deutlich zu machen, kann sich nur mit der Denkkraft selbst und ihrer Entwickelung bilden.

Was wirklich schön gesagt seyn soll, muß vorher auch schön gedacht seyn, sonst ist es leerer Bombast und Wortgeklingel, das uns täuscht.

Diesen Satz gehörig ins Licht zu setzen, ihn durch Beyspiele zu erklären, und gleichsam zur Anschauung zu erheben, ist der Hauptzweck des Verfassers. Unter den Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, die er in Ansehung der Gedanken und des Ausdrucks entwickelt, hat er vorzüglich Rücksicht auf Dichterschönheiten genommen, weil diese gewissermaßen der höchste Maaßstab der guten Schreibart sind, und (wie sehr richtig bemerkt wird) derjenige, der irgend eine erhabene Dichterschönheit innig und wahr empfindet, auch in dem geringsten Aufsatze sich mit mehr Interesse

uns

und Lebhaftigkeit ausdrücken wird, als ein anderer, der für die Schönheiten der Dichtkunst gar keinen Sinn hat.

Erste Vorlesung. Hr. M. eifert hier sehr gegen die Anmaßungen der Theorie und Regelnsucht. Unter manchen treffenden Bemerkungen erlaubt er sich jedoch auch manche Behauptung, die zwar sehr zuversichtlich vorgetragen ist, eine genauere Prüfung aber nicht aushalten kann. Wer wird ihm nicht beystimmen, wenn er sagt: „Daß Voltai„re kein guter Geschichtschreiber war, kam gewiß „nicht daher, weil er etwa die Regeln des histori„schen Styls nicht wußte, sondern weil die Eigen„thümlichkeit seiner Vorstellungsart nicht zu der „Bearbeitung der Geschichte paßte, deren vorzügli„che Eigenschaft die Glaubwürdigkeit ist, welche „darunter leidet, sobald man bemerkt, daß bey „dem Geschichtschreiber die Phantasie zu lebhaft „mitwirkt." — Allein wenn er nun hinzusetzt: „daß es eine eigne historische Schreibart geben soll, worüber Regeln statt finden, ist höchst ungereimt, weil das eigenthümlich Gute oder Fehlerhafte bey einem Geschichtschreiber tiefer als in dem Ausdruck liegt;" so ist uns in der That unbegreiflich, wie Hr. M. das Unbündige dieser Schlußfolge übersehen konnte. Wenn hier ja etwas ungereimt ist, so ist es diese Folgerung selbst. Sie ist um nichts besser, als wenn jemand so schließen wollte: „Es ist höchst ungereimt zu behaupten, es gebe einen eignen Hofton, worüber Regeln statt fänden, weil das eigenthümlich Gute oder Fehler-

 hafte

hafte eines Hofmanns tiefer liegt, als in seinem Anstand und Benehmen." Manieren und Anstand machen nicht allein den Hofmann, die Schreibart macht nicht allein den Geschichtschreiber, dennoch giebt es einen historischen Styl, so wie es Hofmanieren giebt, und über beydes finden gewisse allgemeine Regeln statt, die freylich allein weder den guten Geschichtschreiber, noch den guten Hofmann bilden können, die aber deshalb nicht weniger wahr und allgemeingültig sind. Es giebt gewisse bestimmte Zwecke, die jedem Geschichtschreiber obliegen, diese zu erreichen muß er gewisse, diesen Zwecken angemessene Mittel wählen. Der Ausdruck ist eines derselben, und folglich auch gewissen Regeln und Gesetzen unterworfen, die bey aller nothwendigen Verschiedenheit, die der individuelle Zweck jeder einzelnen Geschichte und jedes einzelnen Geschichtschreibers, so wie die ihm eigne Geisteswendung nothwendig machen, gleichwohl nie ungestraft übertreten werden können. (So eben bemerken wir in der zuerst angeführten Stelle über Voltaire eine Unbestimmtheit des Ausdrucks, die Hrn. M. mit irre geführt haben mag. Voltaire war allerdings ein guter Geschicht-schreiber, nur kein zuverläßiger und unpartheyischer Geschichterzähler. Theils aus Nachläßigkeit, theils aus Nebenabsichten entfernt er sich bald wissentlich bald unwissentlich von der Wahrheit. Seine Stellung und Auswahl der Begebenheiten ist oft so, wie er sie nöthig fand, diese und jene seiner Lieblingsmeynungen ins Licht zu setzen und zu bestätigen. Die-

se

se und ähnliche Fehler seiner historischen Werke rauben ihm den Anspruch auf den Titel eines guten Geschichterzählers. Ein guter Geschichtschreiber ist er hingegen auch jetzo noch, trotz jener Fehler. Man thut nicht wohl, Geschichte von ihm lernen zu wollen, ohne Nachtheil aber kann man sich seinen historischen Styl zum Muster wählen.)

Hr. Moritz fährt fort: „So abweichend von „den gewöhnlichen Begriffen es auch klingen mag, „so giebt es doch im strengsten Sinn gar keine Re„geln des Styls. Denn man denkt sich doch un„ter Styl das Eigenthümliche, woran man die „Schreibart eines jeden wieder erkennt, und wo„durch sie eigentlich erst zur Schreibart wird; nun „finden ja über das Eigenthümliche keine Regeln „statt. Alles, was sich darüber sagen läßt, be„schränkt sich auf einzelne Beobachtungen, welche „zur Selbstbeobachtung und Selbstprüfung Veran„lassung geben können."

Man sieht, Hr. Moritz weiß es sich leicht zu machen, wenn er etwas Neues und Auffallendes sagen will. Er nimmt ein Wort, das mehrere Bedeutungen hat, in einer derselben, und baut darauf einen allgemeinen Satz, der nun wohl neu seyn muß, in seinem ganzen Umfange aber ohnmöglich richtig seyn kann. Freylich kann man vom Styl in der Bedeutung, wo das Wort die jedem Individuum eigene Art sich auszudrücken anzeigt, nicht sagen, daß er Regeln kenne — und dieß ist unsers Wissens auch nie behauptet worden — Allerdings aber giebt es Regeln des Styls,

in sofern dieses Wort zur Bezeichnung dessen gebraucht wird, was alle möglichen Arten des Ausdrucks Gemeinsames haben; zur Bezeichnung des Nothwendigen, was ihnen allen zum Grunde liegt. Hr. Moritz selbst stellt, wie wir in der Folge sehen werden, solche Regeln des Styls auf. Von nicht mehr Bedeutung ist das, was er gegen den Nutzen der Regeln sagt. Was er vorbringt, beweist im Grunde weiter nichts, als (was abermals kein Mensch von einiger Beurtheilungskraft geläugnet hat) daß die Regeln nicht in den Stand setzen, Schönheiten hervorzubringen. Diese Kraft besitzen sie nicht, aber wohl lehren sie, Fehler vermeiden, und dieser Nutzen ist schon groß und wichtig genug. Hr. Moritz macht einige richtige Bemerkungen über den Nutzen der Beobachtungen, allein, aus diesen Beobachtungen entstehen ja eben die wahren Regeln. Sie sind gleichsam die Fächer, in die man die einzelnen Beobachtungen Einer Art sammelt, und sie auf diese Weise dem Gedächtnisse fester einprägt. Doch, was verweilen wir bey so einleuchtenden Dingen? — Wenn Hr. M. seine Behauptung mit Auctoritäten unterstützen will, so ist er nicht glücklicher. Er führt weiter unten (S. 61) eine Stelle aus Wielands **Commentar über die Horazischen Episteln an, zu den Worten des Dichters:**

Ordinis haec virtus erit et Venus, aut ego fallor,
Vt jam nunc dicat, jam nunc debentia dici
Pleraque differat et praesens in tempus omittat.

„Eine

„Eine vortrefliche Regel für den Lehrling, der einen „Genius hat, der ihn die Regel verstehen und an„wenden lehrt! aber unbrauchbar für jeden andern, „und so ists mit allen Regeln." Damit hat Hr. W. schwerlich etwas gegen den Werth der Regeln überhaupt sagen wollen. Seine Achtung für Kunst und Regeln zeigen eine Menge Aeußerungen seiner neuesten Schriften. Z. B. „In allen Dingen „ist, wie Pindar sagt, derjenige Meister, der es „durch die Natur ist: indessen giebt es gleichwohl „keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer „Vollkommenheit gebracht würde, und jede Kunst „hat ihre Regeln, Handgriffe und kleinen Geheim„nisse." Solcher Stellen könnten wir noch mehrere anführen, wenn es uns um Autoritäten zu thun wäre.

Sehr richtig ist dagegen die Bemerkung, daß das Daseyn einer unzähligen Menge verunglückter poetischer Versuche in dem verkehrten Bestreben seinen Grund hat, mit dem Ausdruck anzufangen und mit dem Gedanken zu endigen, das Mittel zum Zweck, den Grund zur Folge zu machen. Man freut sich schon im voraus über den Schimmer der Oberfläche, wozu der Grund noch fehlt; man ergötzt sich an der glänzenden Nebeneinanderstellung einer Reihe von Ausdrücken, wozu man den Faden erst sucht, der sie verbinden soll. Bey so manchen Versuchen in Poesie und Prosa könnte man die Stellen aufzählen, wo man offenbar sieht, daß der Ausdruck dem Gedanken voranging, oder daß

der Verfasser um des Ausdrucks willen, den Gedanken erst suchte.

Zweyte Vorlesung. Wir würden unsere Recension weit über die verstatteten Gränzen ausdehnen müssen, wenn wir jeden einzelnen Abschnitt mit gleicher Ausführlichkeit, wie den ersten, prüfen und dem Verf. Schritt für Schritt folgen wollten. Wir werden daher nur den Inhalt jeder Vorlesung, so kurz als möglich (meist mit den eigenen Worten des Verfassers) angeben, nur besonders wichtige Stellen ausheben, und nur da, wo es uns am nöthigsten dünkt, eine Erinnerung oder Berichtigung einstreuen.

Hr. M. ist mit der Eintheilung der Schreibart in eine höhere, mittlere und niedere, gar nicht zufrieden, und wenn er gleich nicht läugnen kann, daß sie manches für sich habe, so behauptet er doch, daß sich schlechterdings keine Vorschriften geben ließen, nach denen bestimmt werden könne, wo und in wie weit jede Statt fände. Auch diese Behauptung ist, wie man bald sieht, blos aus einer einseitigen Ansicht des Gegenstandes entstanden. — Lebhaftigkeit und Schönheit des Ausdrucks kann allein aus Gedankenfülle entstehen. (Erläutert durch eine Stelle aus Göthe.) Um schön und musterhaft zu schreiben, und seine Gedanken lebhaft auszudrücken, kömmt es vorzüglich darauf an, mit so wenig Worten als möglich, so viel als möglich zu bezeichnen. Der einzige Weg, die Schreibart eines vortreflichen Schriftstellers mit Glück nachzuahmen, besteht darin, daß man

sich

sich durch Erhebung seines Geistes die Größe der Denkart und Vorstellungsart zu eigen zu machen sucht, wodurch sich bey jenem Gedanke und Ausdruck erst bildete, und wovon der Ausdruck nur eine Spur ist, und nur in sofern Werth hat, als er uns in den Geist des Schriftstellers, und in den Reichthum seiner Gedanken und Empfindungen blicken läßt.

Dritte Vorlesung. Der Verf. zeigt an einem Beyspiele, wie der Ausdruck nothwendig von selbst immer vollkommner wird, so wie man sich einen Gedanken immer deutlicher denkt, und bis in seine kleinsten Theile berichtigt und bestimmt. Warnung vor dem Versmäßigen oder der Wiederkehr des Gleichlautenden in der Prosa. Wir haben schon öfters in dieser Bibliothek Beyspiele dieses Fehlers aus den Schriften sehr vorzüglicher und berühmter Schriftsteller gegeben. Es wird ein sehr feines und geübtes Gehör erfordert, um, während man bemüht ist, volle, wohlklingende Perioden zu bauen, sich keinen Vers oder Halbvers entschlüpfen zu lassen. — Wenn es eine Kunst zu schreiben giebt, so muß sie vorzüglich in der Fertigkeit bestehen, sich in jedem Augenblick, wo man schreibt, in die Stelle des Lesers zu versetzen, und gleichsam vergessen zu können, daß man das alles selbst schon weiß, was man geschrieben hat. — Von der Rundung der Perioden; von der Fertigkeit, seine Gedanken durch den Ausdruck, und den Ausdruck durch den Gedanken zu prüfen. Zergliederung einer Horazischen Epistel (L. I. 9.) als

eines Musters der klugen Auswahl dessen, was zur Sache gehört. „Der halb scherzhafte Ton, welcher in diesem Briefe herrscht, macht, daß der Ausdruck der Bescheidenheit nicht kriechend, und die Freymüthigkeit nicht anmaßend wird. Wer Horazens Schreibart nachahmen will, der muß erst von ihm die Lebensklugheit lernen, und sich zu eigen machen, auf welche seine leichte, kunstvolle und doch ungekünstelte Schreibart sich gründet. — Wer seine Gedanken so zweckmäßig darstellen konnte, der mußte im höchsten Grade die Fertigkeit besitzen, den Ausdruck selbst durch den Gedanken unmittelbar zu prüfen, und ganz von der Sucht befreyt seyn, etwas vorzüglich Schönes oder Witziges sagen zu wollen. Dieser kurze Brief ist daher auch ein treffendes Gemälde von dem Geiste des Verf. und dem hohen Grade von feiner Bildung, welchen eine solche Sprache voraussetzt, und ohne welche es stets vergeblich seyn würde, ihn nachzuahmen."

Vierte Vorlesung. Um einen Gegenstand, worüber man schreiben will, gehörig zu übersehen, muß man ihn anfangs nicht zu sorgfältig im Einzelnen betrachten, sondern den ganzen Umfang der Sache erst nur ohngefähr zu fassen suchen. Diese Leichtigkeit, einen Gegenstand zu umfassen, ist es, was man die Gabe der Penetration oder eine durchdringende Urtheilskraft nennt, welche gewissermaaßen auch durch Uebung erlangt werden kann, indem man die Aufmerksamkeit der Seele von den Theilen auf das Ganze zu heften sucht, und das

Ein-

Einzelne mit Fleiß in seiner Vorstellung verdunkelt, um sich dadurch den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern. Jenes geschieht aber dadurch, daß man Dinge von verschiedener Art zusammen denkt, und je verschiedener nun die Art der Gegenstände ist, die man in der Vorstellung zusammenfaßt, desto größer wird der Umkreis, den die Ideen dadurch erhalten. — Einige gute Bemerkungen über die Eingänge, und die Kunst, den Vortrag am rechten Ort anzufangen.

Fünfte Vorlesung. Zwey Briefe des jüngern Plinius werden als Muster von Kürze und schöner Bestimmtheit des Ausdrucks zergliedert. Daß höchstmögliche Kürze des Ausdrucks das erste Gesetz sey, leuchtet schon daraus ein, weil derjenige, der sich genöthigt sieht, durch Umschweife zum Ziel zu gelangen, doch für sich in seinen Gedanken den kürzesten Weg dazu wissen muß, weil er sonst nicht bestimmen könnte, wie weit er unter den eben vorliegenden Umständen davon abweichen müsse. Die längste Rede, in welcher noch so viel Wiederholungen vorkommen, muß doch, in Rücksicht auf die Umstände, wiederum die kürzeste heißen können; weil eine einzige Wiederholung zu viel, den Eindruck eben so sehr schwächt, als die nöthigen Wiederholungen ihn verstärkt hatten. Wenn die Weitläuftigkeit der Rede nicht tadelnswerth seyn soll, so muß sie nothwendig in dem Bedürfniß des Zuhörenden und nicht in dem Bedürfnisse des Redenden liegen, auch muß die Uebung immer darauf hinausgehen, mit wenig Worten viel zu sagen.

Das Gegentheil, wenn es nöthig ist, lernt sich ohnehin weit leichter. Einiger Unterschied findet zwischen der mündlichen und geschriebenen Rede Statt, in der ersten ist manche Wiederholung erlaubt, die in der letztern nicht Statt finden darf. Nur diejenige Kürze des Ausdrucks ist tadelhaft, wodurch die Mittheilung der Gedanken wirklich gehindert wird. Außerdem wird jeder Gedanke gerade dann am vollständigsten mitgetheilt, wenn er in die wenigsten Worte zusammengefaßt wird. Das Verdienst der Kürze des Ausdrucks wird allgemein geschätzt. Aus Schriftstellern, welche ihren Gedankenreichthum in die wenigsten Worte zusammenzudrängen verstanden, hat man einzelne Stellen wie goldne Sprüche ausgewählt, und sie als die schönste und bedeutendste Zierde an die Spitze abhandelnder Schriften gestellt, die oft in mehrern Bänden den Sinn des Denkspruchs noch nicht erschöpfen, der ihren Titel schmückt.

Sechste Vorlesung. Ueber ein poetisches Gemälde von Göthe. (S. Werthers Leiden S. 10. u. ff. **Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewesen, u. s. w.**) **Was Hr. M. über diese vortrefliche Stelle sagt, dünkt uns wenig mehr als ein leeres Spiel der Phantasie zu seyn. Sieht man es um das geringste besser ein, warum sie so schön ist, warum sie so mächtig auf die Empfindung wirkt, wenn man Hrn. M. Commentar gelesen hat? Sind es Worte, die einen wahren und faßlichen Sinn geben, oder ist es nur leerer Galimathias,**

thias, was man S. 84 liest: „Zuerst wird mit wenig Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann senkt sich die Darstellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, jemehr das Bild sich im Kleinen ausmahlt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam *) aus ihrem Mittelpunkte sich wieder erhebt, und die Darstellung wieder steigen läßt, so wie sie vorher sich niedersenkte, bis zuletzt ein grosser Umriß sich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.“ — —

„Schönheit und Wahrheit (heißt es S. 87) sind unzertrennlich mit einander verknüpft.“ Keine Schönheit läßt sich ohne Wahrheit denken, das ist unläugbar, und so hat schon Boileau gesagt:

Rien n'eſt beau que le vrai, le vrai ſeul eſt aimable —

allein

*) Dieses gleichsam ist ein herrliches Wörtchen, um einem gewagten, grund- oder gar bedeutungslosen Satze das Auffallende zu benehmen, und den forschenden Blick von näherer Untersuchung abzulenken. Auch gelingt es mancher Behauptung dieser Art, die Aufmerksamkeit der Leser dadurch einzuschläfern, so ohngefähr wie ein Abentheurer eine Thorwache durch einen falschen Paß täuscht. Hr. Moritz ist ein großer Liebhaber von diesem gleichsam. Was wäre seine Aethusa, in dem es leicht ein paar hundertmal vorkommen mag, ohne dieses Wörtchen?

allein da Wahrheit sehr gut ohne Schönheit bestehen kann, so hätte es heißen müssen: „Wahrheit ist von der Schönheit unzertrennlich."

„Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet." Welch eine Behauptung! Und welch ein Grund!

Wahr und wichtig sind dagegen folgende Winke und Warnungen: „Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck entsteht vorzüglich dann, wenn einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird. Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild wegen seiner täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt. Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, dem fehlt es gemeiniglich an Darstellungstrieb oder Kraft, und wer diese hat, bey dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige gute Dichter geben. Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in solchen Augenblicken immer wachsam seyn muß, daß über dem Verlangen nach der schönen Darstellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Empfindung selbst die Darstellung nicht vergessen werde."

(Sollte

(Sollte der gute Dichter wohl häufig unmittelbar nach der Natur darstellen? Allerdings müßte ihm das unendlich schwer werden, und selten glücken. Eben dieß gilt von der Darstellung der Empfindungen und Leidenschaften, deren Darstellung dem Dichter in dem Augenblick, wo er sie wirklich hat und fühlt, schwerlich gelingen dürfte. Beydes aber hat er auch nicht nöthig zu thun, weil ihm seine Phantasie die Stelle der wirklichen Gegenwart der Objekte und der wirklichen Empfindung vertritt. Aus der Natur und den Empfindungen selbst schöpft er nur den rohen Stoff zu den Schöpfungen seiner Einbildungskraft.)

Siebente Vorlesung. Was man rednerische Figuren nennt, ist eigentlich die Sprache der Empfindung, der es an Worten fehlt, und die sich auf mancherley Weise zu helfen sucht, um diesen Mangel zu ersetzen: indem sie z. B. das Gesagte wiederholt, um dadurch anzuzeigen, daß sie mehr auf einmal sagen wolle, als die bekannten Worte hier auszudrücken vermögen. Die Sprache der Empfindung giebt nur gleichsam den ersten Anklang, und läßt die Gedanken des Andern das Fehlende hinzusetzen. Die ruhige Urtheilskraft z. B. sagt: das hätte niemand gedacht! Die lebhaftere Empfindung sagt dieß nicht ganz aus, sondern deutet es blos durch die Frage an: Wer hätte das gedacht? — **So weit recht gut, nun aber betritt des Verfs. gleichsam wieder die Bühne und spielt seine abentheuerliche Rolle. Er fährt fort: „die „Antwort: niemand! wird weggelassen, und gerade „dadurch**

„dadurch wird nun der Ausdruck gleichsam nach-„tönend oder nachklingend.“

Ueber den Misbrauch der rednerischen Figuren. Keine derselben ist ihm mehr unterworfen, als die Wiederholung. Sie ist an und für sich nie eine Schönheit, und wird in der Sprache der Leidenschaft nur geduldet. Nur die Wichtigkeit des Gegenstandes ersetzt diese Art von Schwäche des Ausdrucks, welcher unter dem Gedanken zu erliegen scheint, und befriedigt den Zuhörer. Nichts aber ist ekelhafter, als solche Wiederholungen, denen man das Bestreben ansieht, etwas Wichtiges und Vielbedeutendes sagen zu wollen, und einen hohen Grad von lebhafter Rührung und Empfindung auszudrücken, die man nicht hat.

Eben dieß gilt von der Inversion. Man kann behaupten, daß der Misbrauch derselben blos daher entsteht, weil man sie unter einem besondern Kunstnamen, als eine eigne Zierde oder Schönheit des Ausdrucks mit aufgeführt, und Regeln und Vorschriften darüber gegeben hat; denn der geringste aus dem Pöbel wird in der Sprache der Leidenschaft keine Inversion ohne Anlaß und Bedeutung machen, die man hingegen in manchen Schriften, die zierlich geschrieben seyn sollen, sehr häufig findet. Vortreflich ist dagegen die Inversion in folgender Stelle von Gotters Medea angebracht:

Allmächtige Juno!
Ich liege hier
Und fleh um Rache

Auf

Auf Jasons Haupt.
Hier lag ich einst
Und flehte Segen auf ihn herab;
Jetzt lieg ich hier
Und fleh um Rache
Auf Jasons Haupt.

Die abwechselnde Erinnerung an die Zeit und an den Ort ist es, die durch die bloße umgekehrte Wortfolge hier lebhaft dargestellt wird. Denn einmal ist der Begriff des Orts, das anderemal der Begriff von der Zeit der herrschende.

Einige feine Bemerkungen über den bildlichen Ausdruck. Er ist gleichsam eine neue Sprache, durch die der Mangel an natürlichen und bedeutenden Zeichen in der gewöhnlichen Sprache ersetzt wird. Denn der menschliche Geist strebt immer dahin, daß nicht nur die bezeichneten Sachen, sondern das Zeichen selbst wieder einen eignen Sinn und Bedeutung haben soll, damit man sich eine Ursach angeben könne, warum gerade dieß Zeichen zu dieser Sache gewählt sey. Bey den meisten Worten der Sprache bleibt freylich dieser Hang des menschlichen Geistes unbefriedigt. Die Wörter Geist und Seele, Baum und Vogel und unzählige andere, spricht man aus, ohne sich einer Ursach bewußt zu seyn, warum man gerade durch diesen und keinen andern Laut die angedeuteten Sachen bezeichnet. Darum gefallen auch schon die Wörter vorzüglich, welche nur einigermaaßen durch ihren Laut mit den bezeichneten Sachen übeinstimmen, als rieseln, säuseln, weich, Wonne, wohl

wohl u. s. w. Dergleichen Wörter haben schon an sich etwas poetisches, weil man sie nicht als blos willkührliche Zeichen betrachtet, sondern in ihrem Klange selbst schon etwas abbildendes wahrnimmt. Seine Hoffnung scheitert, sagt doppelt so viel, als seine Hoffnung ist verschwunden, oder ihm bleibt keine Hoffnung übrig. Denn da die Hoffnung nicht wirklich oder im eigentlichen Sinne scheitern kann, so wird schon dadurch die Vorstellung nothwendig, daß Scheitern hier nur ein Bild sey, welches das gänzliche Aufhören aller Hoffnung andeutet, und doch denkt man sich nun den ganzen Begriff des Scheiterns mit hinzu, ohne daß dadurch eine Verwirrung in unserer Vorstellung entstünde, weil der Begriff des Scheiterns in den Gränzen des Bildes bleibt, während daß der Begriff der Hoffnung in der Wirklichkeit statt findet.

Achte Vorlesung. Fortsetzung der Entwickelung des Begriffs vom bildlichen Ausdruck an Beyspielen aus Hölty und Ramler. Hr. Moritz behauptet nicht ohne Grund, daß die Lehre vom Styl, so wie sie bisher gewöhnlich vorgetragen worden, durch willkührliche und falsche Regeln eine Menge unglücklicher poetischer und prosaischer Versuche hervorgebracht habe. Warum aber warnte er nicht auch hier bey der haarscharfen Zergliederung einzelner poetischer Bilder vor ähnlichen zu besorgenden Misverständnissen, die dem guten Geschmack nicht minder verderblich werden müßten? Hr. M. löst z. B. das Ramlerische Bild: Schuhe

von

von Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geschwindigkeit barg," sehr gut in seine kleinsten Bestandtheile auf, und zeigt, welch eine Menge Ideen theils in dasselbe zusammengedrängt sind, theils durch dasselbe erweckt werden. Sicher wäre nun hier die Erinnerung nicht überflüßig gewesen, daß man sich sehr betrügen würde, wenn man hoffte, durch Umkehrung des von dem Kunstrichter beobachteten Verfahrens, einen dem Ramlerischen ähnlichen schönen Zug hervorzubringen, und durch überlegtes Zusammenpressen einer Menge Begriffe und Nebenideen in den Ausdruck eines einzelnen Bildes, ihm die Anmuth und Kraft jenes Ramlerischen zu geben, und dadurch gleich starken Eindruck auf die Imagination zu machen.

Neunte und zehnte Vorlesung. Entwickelung und Berichtigung des Begriffs vom Gleichnisse, durch Beyspiele aus Homer, Kleist, Göthe und Geßner. Wir empfehlen diesen Abschnitt jungen Dichtern vorzüglich zur aufmerksamen Lectüre, indem sie hier viel nützliche, praktische Winke über den richtigen Gebrauch dieser so sehr gemisbrauchten poetischen Zierrath finden werden. Wir können hier nur einiges auszeichnen:

Gleichnisse und Vergleichungen werden nur dann erst zu Schönheiten, wenn sie wirkliches Bedürfniß des Redenden sind, dem der eigentliche Ausdruck für die Fülle seiner Begriffe nicht Genüge leistet, und der durch sein gleichwie nur einigermaaßen das noch auszusprechen sucht, was in sei-

ner Seele schlummert, und der Ausdruck nicht fassen kann. Nur durch die Vorstellung dieses Bedürfnisses blicken wir auf den tiefsten Grund der Seele des Dichters und Redners, und das ist es, was uns bey einem schönen poetischen Gleichnisse so viel Vergnügen gewährt, dahingegen ein bloßes müßiges Spiel der Einbildungskraft die Seele, deren Urtheilskraft mit beschäfftigt seyn will, sehr bald mit Widerwillen und Ueberdruß erfüllt.

Das Gleichniß und die Sache müssen wie Seele und Körper sich zusammen finden, das eine muß dem andern Leben einhauchen; der geistige Begriff muß mit dem physischen überkleidet, und dieser durch den geistigen beseelt werden. So werden die tobenden Leidenschaften mit den Stürmen, die das Meer aufregen, und ein aufgebrachtes Volk mit dem tobenden Meere verglichen; nicht aber vergleicht man umgekehrt die Stürme mit den Leidenschaften oder das tobende Meer mit einem aufgebrachten Volke. In diesen Beyspielen überkleidet der physische Begriff den moralischen, und dient ihm gleichsam zum Körper.

Im folgenden Beyspiele aus Kleists Frühlinge ist zwar der physische Begriff das Verglichene, und der moralische das Vergleichende:

— — — Die Nachtviole läßt immer
Die stolzen Blumen den Duft verhauchen: sie schliesset bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beschämen.

Ein

Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht wie die furchtsamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern spornt: die tugendhaft wegen der Tugend,
Im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausstreun —

Aber hier wird auch das Gleichniß gewissermaaßen umgekehrt — große Gemüther werden nicht als ein Bildniß von dem Veilchen, sondern das Veilchen als ein Bildniß großer Gemüther dargestellt, und das physische, von dem hier die Rede ist, wird also nicht eigentlich verglichen, sondern vielmehr selbst zum Gleichniß von dem Moralischen umgebildet, wodurch diese Schilderungen aus der physischen Welt gleichsam beseelt werden.

Eilfte Vorlesung. Ueber den misverstandenen Begrif einer höhern Schreibart, die nöthige Vorsicht im Gebrauch vielsagender Ausdrücke, die nur für eine höhere Vorstellungsart passen, und über den Unterschied des Ausdrucks, in sofern er mehr das Geistige oder Physische von einem Begriffe bezeichnet. Diese Reihe treffender und feiner Bemerkungen verstattet nicht gut einen Auszug, verdient aber sehr von jedem gelesen zu werden, dem Untersuchungen dieser Art nur einigermaaßen wichtig sind.

Zwölfte Vorlesung. In diesem Abschnitt beweist der Vf. unwidersprechlich, daß die deutsche Sprache insbesondere zu den Ausdrücken der höhern Vorstellungsart sich allein in sich selber bildet, und das Fremdartige nicht duldet, hingegen

immer geschmeidiger zur Aufnahme desselben wird, je mehr die Vorstellungsart bis zum Niedrigkomischen herabsteigt. Wir stimmen den Grundsätzen, die der Vf. hier aufstellt, und den Folgerungen, die er daraus ableitet, fast ohne Ausnahme bey, und gestehen, daß wir nicht leicht sonst wo auf so wenig Blättern so viel Gründliches und Gedachtes über diesen wichtigen Gegenstand beysammen gefunden haben.

Je mehr die Würde eines auszudrückenden Gegenstandes zunimmt, desto mehr nimmt die Freyheit im Ausdruck ab. Vorzüglich scheint dieß der deutschen Sprache eigenthümlich zu seyn, welche sich vom ausgelassensten Komischen bis zum strengsten Ernst verhältnißmäßig in immer geringerm Grade z. B. den Gebrauch aus fremden Sprachen entlehnter Wörter verstattet. Die erhabenste menschliche Rede, der Vortrag der Religionswahrheiten, der mit dem höchsten Grade von Ernst und Würde verknüpft seyn muß, ist in ihr auch wirklich der höchste Probierstein des edlern und unedlern Ausdrucks. Um irgend ein Wort unsrer Sprache in dieser Rücksicht auf das strengste zu prüfen, darf man nur den Versuch machen, ob man sich desselben bey dem Vortrag heiliger Wahrheiten bedienen darf, oder nicht? Nach diesem Probierstein finden wir, daß der Ausdruck des Erhabensten in unsrer Sprache gar keine aus fremden Sprachen entlehnten Wörter duldet.

Im Gegentheil wird die deutsche Sprache, so wie sie von dem höchsten Ernst bis zum niedrigsten

Pos-

Possenspiel herabsteigt, immer unbeschränkter im Gebrauch des Fremden und darf so gar das Fehlerhafte selbst, als eine der niedrigsten Arten des Komischen, mit in sich aufnehmen, wie es z. B. von dem Nachtwächter im Wandsbeckerboten heißt:

Und nun war das sein Methodus,
Er that das Horn aufs Maul und bluß u. s. w.

Wir brauchen im Grunde keinen einzigen fremden Ausdruck, der einmal in unsere Sprache aufgenommen ist, ganz zu verstoßen; denn mit der komischen und humoristischen Vorstellungsart paßt alles zusammen, und sie weiß alles, sogar die Sprachfehler, zu benutzen, nur müssen wir darauf bedacht seyn, daß wir, neben den entlehnten, auch ächte deutsche Ausdrücke in Bereitschaft haben, sobald die Sprache sich wieder heben soll.

In dem unterrichtenden Vortrag, wo es blos darauf ankömmt, eine Sache zu erklären und deutlich zu machen, ist die Freyheit der Sprache unbegränzt. Daher ist dieser Vortrag auch gerade derjenige, durch welchen unsere Sprache am füglichsten bereichert werden könnte, wenn man die bedeutendsten Provinzialismen, veralteten Ausdrücke u. s. w. welche der Wiederaufnahme werth sind, nach und nach, mit ihren Erklärungen und Umschreibungen, diesen Vorträgen einwebte, ihren Nutzen zur Bestimmung der Begriffe einleuchtend, und den Leser unvermerkt damit vertraut machte.

Wer das Sieb zu stark schüttelt, ist in Gefahr mit der Spreu die Körner zu zerstreuen, und wer die Sprache zu sehr säubern will, wird ihr

am Ende Kraft und Nachdruck rauben, denn man erwägt hiebey nicht, daß durch die Säuberung der Sprache von allen Provinzialismen und fremden oder veralteten Ausdrücken zugleich die Nüancirung oder Zusammenfassung von Begriffen verloren geht, welche durch diese Ausdrücke bezeichnet werden.

So wie es nemlich im strengsten Sinne keine ganz gleichbedeutenden Wörter in einer und derselben Sprache giebt, so kann man auch gewissermaaßen behaupten, daß die Benennungen einer und derselben Sache in mehrern Sprachen nicht ganz gleichbedeutend sind. Der Deutsche z. B. benennt das Geld von seiner Giltigkeit oder innerm Werthe; der Engländer vom Gepräg (money) der Franzose von der Masse (argent) der alte Römer pecunia, von dem Vieh, worin der erste Reichthum bestand, und das man auf die ältesten Münzen prägte. Der Deutsche benennt die Uhr von der Stunde (hora) der Franzose von dem Stundenzeiger (montre) der Engländer bildlich von der Wachsamkeit des Wächters (watch) der die Stunden zählt. Man lernt daher mit jeder neuen Sprache nicht nur neue willkührliche Zeichen, sondern zugleich eine neue Vorstellungsart, wodurch die Gegenstände von mehrern Seiten erscheinen, und die ganze Ideenmasse bereichert wird. Eben daher aber ist auch die Aufnahme fremder Ausdrücke in eine Sprache, so bald es auf eine genaue Entwickelung der Ideen ankömmt, oft unentbehrlich; und die Reinigkeit des Ausdrucks muß in die-

sem Fall der Deutlichkeit und Bestimmtheit nachstehen.

Der Verf. unterstützt diese Behauptung durch verschiedene sprechende Beyspiele. Weder Nüance, noch Interesse, können durch irgend ein deutsches Wort ganz erschöpft werden. Sie sind in der Prosa unentbehrlich, aber ungeschickt für den poetischen Ausdruck. Denn weil sie gewissermaaßen eine fremde, wissenschaftliche Cultur voraussetzen, die in unsere Sprache erst übergetragen ist, so sind sie für den Ausdruck der Empfindung nicht einfach und ungekünstelt genug. Auch bedarf die Poesie oder Empfindungssprache solcher genau bestimmten Ausdrücke nicht, wie die Prosa, und kann also statt des fremden sich immer eines ursprünglich deutschen Ausdrucks bedienen, wenn auch dadurch der Begrif nicht ganz erschöpft, sondern nur angedeutet wird, indem ja eben diese Kunst, die Begriffe nicht ganz auszumahlen, das Eigenthümliche der Empfindungssprache ausmacht.

Harmonie, Melodie, Musik. Diese fremden Wörter sind nicht nur für unsere Prosa, sondern selbst für die Poesie unentbehrlich worden, und machen in diesem Betracht eine Ausnahme. (Die Gründe muß man bey dem Verf. selbst nachlesen.) Diese griechischen Worte, so wie **Philomele, Aedon, Charitinnen** u. m. schmeicheln schon an sich dem Ohre, und sind zum Theil selbst in ihren einzelnen Lauten ausdrucksvoll; woher es auch wohl kommen mag, daß die griechischen Wörter, welche in unsre Sprache aufgenommen sind, von

den übrigen fremden Wörtern eine Ausnahme machen, und größtentheils für die Empfindungssprache vorzüglich passend sind.

Bey dem Gebrauche fremder Wörter kömmt es vorzüglich auf die Begriffe an, die dadurch bezeichnet werden, und jeder einmal aufgenommene fremde Ausdruck verdient immer eine genaue Prüfung, ehe man ihn ganz aus unserer Sprache wieder verbanne. Demohngeachtet ist die Bemühung lobenswerth, alle diese fremden Ausdrücke, so viel möglich, durch Deutsche zu übertragen, weil es gewisse Ideenverbindungen und Vorstellungsarten giebt, worin die fremden Ausdrücke nicht mehr passen wollen, und die deutschen Umwandlungen derselben, wenn sie auch den Begriff nicht ganz und bestimmt ausdrücken, dennoch gute Dienste thun. Eine solche Umwandlung, die manchmal im gemeinen Leben höchst lächerlich klingen würde, kann im pathetischen Ausdruck von sehr guter Wirkung seyn; man sollte daher, bey der Beurtheilung eines umgebildeten Worts, immer auf die verschiedenen Vorstellungsarten Rücksicht nehmen, zu deren Ausdruck es brauchbar seyn kann, oder nicht; denn es giebt fast keinen Ausdruck, der nicht in einer gewissen Ideenverbindung parodirt oder lächerlich gemacht werden könnte.

Veralterte Wörter. Man kann in Ansehung derselben überhaupt die Regel festsetzen, daß keiner von ihnen wieder aufzunehmen ist, womit man eine ganz andere Bedeutung zu verknüpfen gewohnt ist. Dahin gehören schlecht in der Be-

deutung von schlicht, einfach — Maul für Maulthier; fast für sehr; ob für über oder wegen u. s. w. Dagegen nimmt der Vf. mit guten Gründen **Minne**, **bider**, **anheben**, **Fehde**, **Heimath** u. s. w. in Schutz. Sehr fein ist die Bestimmung des Unterschieds von **anheben**, **anfangen** und **beginnen**. Unter Beginnen denke man sich mehr das **werden**, unter Anheben das **zunehmen**, und unter Anfangen blos die **Zeit**:

Der Streit fing am Morgen an;
Der Streit begann über ein misverstandenes Wort;
Der Streit hub an, und man ging voll Erbitterung auf einander los u. s. w.

Provinzialismen. Leßing, Göthe, Wieland und andere vortrefliche deutsche Schriftsteller haben Beyspiele davon gegeben, die statt aller Regeln dienen, oder aus denen man sich, wenn man will, selbst Regeln bilden kann. Durch einen misverstandenen Begriff von Verfeinerung der Sprache sind dergleichen Wörter nach und nach ausgeschlossen worden, weil man sie für die edlere, gesittete Sprache gleichsam zu nachdrücklich und bezeichnend fand. Um das Grobe zu vermeiden, fiel man ins Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den deutschen Schriftstellern, denen man Genie und Geschmack gewiß nicht absprechen konnte, sich zuerst über diesen affektirten Wort-Ekel hinwegsetzten, und sich der nachdrucksvollen Provinzialismen, die selber schon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreist bedienten; besonders da, wo es ihnen Bedürfniß war,

den leidenschaftlichen Ausdruck in der eigentlichen Umgangssprache lebendig darzustellen.

Neugebildete Wörter. Eine Sprache in seiner Gewalt haben, heißt geübt seyn, sie den Begriffen gehörig anzupassen; wessen Begriffe nun aber selbst nicht bestimmt und geordnet sind, der hat eigentlich keine Sprache in seiner Gewalt, und wenn er gleich ein ganzes Wörterbuch auswendig wüßte. Die Bildung neuer Wörter ist daher zugleich ein Prüfstein des philosophischen Scharfsinns, und verdient, wo sie unternommen wird, gleich anfänglich die größte Aufmerksamkeit, weil sonst der große Hause sich eben so leicht bequemt, ein Wort von ächtem als von unächtem Gepräge aufzunehmen, welches letztere dann so leicht nicht wieder auszutilgen steht, wenn es, wie eine gestempelte falsche Münze, einmal im Umlauf ist. — Hr. Moritz prüft nunmehr einige von Hrn. Campe vorgeschlagene neue Wortbildungen. Er billigt folgerecht für consequent, und Wechselfall für Alternative; verwirft hingegen Antlitzseite für Faßade, Huarkräusler (doch nur unter gewisser Einschränkung:) Ehrensold für Honorarium und Wagesatz für Hypothese. Seine Gründe gegen das letztere Wort sind folgende. Wagesatz drückt nur einen Theil des Begriffes aus, den wir mit dem Ausdruck Hypothese verknüpfen, nemlich die bloße Ungewißheit bey einer Voraussetzung. Der griechische Ausdruck hingegen stellt selbst die Voraussetzung als eine Unterlage dar, worauf man eine Folge bauet, die gewiß ist, sobald die Unter-

terlage fest bleibt. Die Ungewißheit liegt also nur in der Voraussetzung und nicht in der Folgerung; daher ist sie auch nicht der Haupttheil des Begriffs, welcher durch den Ausdruck von unter und setzen am treffendsten bezeichnet wird. Wenn daher Hypothese übersetzt werden soll, so ist das schon einmal angenommene Voraussetzung dem neugebildeten Wagesatz auf alle Weise vorzuziehn.

Die dreyzehnte und vierzehnte Vorlesung, worin der Vf. die Abhandlung der Lehre vom Geschäftsstyl vorbereitet, übergehen wir, und schließen mit dem Wunsch, die Fortsetzung dieser, bey allen einzelnen Mängeln, doch sehr schätzbaren und lehrreichen Schrift bald anzeigen zu können.

IX.

L'Ami des Loix, Comédie en cinq Actes, en vers. Représentée par les Comédiens de la Nation le 2 Janvier 1793. Par le Citoyen *Laya*. Auteur des Dangers de l'opinion et de Jean Calas. A Paris chez Maradan. 76 pag. gr. 8.

Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir ihnen von diesem Stück einen ausführlichen Auszug liefern, und die Verse ab-

schrei-

schreiben, welche bey der Vorstellung die meiste Wirkung gethan haben.

Erster Akt. Herr v. Versac, ein ci-devant Baron, und Herr v. Forlis, ein ci-devant Marquis, eröfnen die Scene. Jener ist ein rechtschaffner Aristokrat, dieser, in Versacs einzige Tochter verliebt, ein Freund der Revolution, aber auch der Ordnung und der Gesetze; ein Mann ohngefähr wie Lafayette. Das Stück scheint überhaupt zu der Zeit geschrieben zu seyn, als die zweyte National-Versammlung den Bestand der monarchischen Verfassung decretirte, die Republikanisch-Gesinnten verdammte, und Lafayette durch seine Erscheinung in Paris dem Siege der Demokraten Einhalt that. Hierauf beruht die ganze Handlung, und man fühlt leicht, in welchen Stellen Verse hinterher weggeschnitten worden sind, um das Stück im Januar 1793 noch aufführbar zu machen. Hierdurch hat der Hauptcharakter freylich gelitten, weil man nun nicht recht weiß, was Forlis eigentlich vertheidigt, die monarchische oder die republikanische Form. — Doch vielleicht hätte Lafayette dieß auch nicht bestimmt anzugeben gewußt. Er sprach, wie hier Forlis, immer nur von Aufrechthaltung der Gesetze im Allgemeinen, und so, als ob Gesetze nur da seyn dürften, um ein ganzes Volk dahin zu bringen, sich ihnen von freyen Stücken zu unterwerfen. Der active Mensch gehorcht aber nicht dem todten Buchstaben des Gesetzes, sondern immer nur wieder einem handelnden Wesen, und dieß macht einen Wächter der Gesetze, einen

einen Regenten nothwendig. Wer dieser seyn soll, läßt Hr. v. Forlis unbestimmt. — Versac empfängt ihn in seinem Hause zu Paris. Sie haben also meine Tochter gesehn? sagt er. Wenigstens bin ich ruhig, daß sie sich wieder besser befindet, und auf dem Lande, bey ihrer Tante, ein wenig erholt hat. Der schreckliche Lärm hier in der Stadt und in meinem Hause, wo die Philosophen

— — — — héros en deraison,
Veulent régir la France, et ma table, et ma femme,

habe das arme Mädchen einem Schatten ähnlich gemacht. In der freyen Natur könne sie der Erinnerung ihres Geliebten ungestört nachhängen; sie höre da nicht

les discours emphatiques
Des ces nains transformés en géans politiques.

Aber er müsse ihm mit Bekümmerniß eröfnen, daß seine vierzehntägige Abwesenheit seine Sachen sehr verschlimmert hätten, und er sähe vielen Verdruß voraus. Denn seine Frau wäre trunken von jenen in politische Riesen verwandelten Zwergen. F. Ich habe Ihr Wort. V. Das wohl! Und ich werd' es halten! F. So bin ich vergnügt.

Car je vous vis toujours maitre dans la maison.

Versac. Diese gute Zeit sey vorbey. Die Revolution habe ihn seiner eheligen wie seiner herrschaftlichen Rechte beraubt. F. Der Scherz ist bitter. Versac antwortet:

J'avois

J'avois contre Madame
Deux grands torts: j'étois noble, et de plus son mari.

Ihr gehört eigentlich das Vermögen, sie ist nicht von altem Adel; weil dieser ihr keinen Glanz mehr verleihen kann, sucht sie ihn von den régénerateurs *), und diese hätten, wie er wohl wisse, die Ehescheidung decretirt. Seine Frau könne ihn also, indem sie ihn verließe, wieder zum garçon machen. F. bewundert seine muntere Laune. V. versichert dagegen, er möchte rasend werden; aber er schweige, weil aller Lärm doch nichts helfe.

Puis-je

*) Dieß Wort hat Necker aufgebracht, der in dem Königl. Edict zur Zusammenberufung der Generalstaaten bereits von der Régénération des Reichs sprach. Es ist von der Taufhandlung entlehnt: in der Taufe zerschlägt man ja aber den Kindern nicht die Gebeine. Necker meynte freylich auch wohl nur, das Reich solle von den Makeln einer schlechten Finanzverwaltung so gereiniget werden, wie Christen durch die Taufe von den Makeln der Sünde. (Er wollte den Prediger machen, und die Stände sollten als Pathen recht viel einbinden.) Aber welch ein Staatsmann, der Edicte in poetischer Prosa schreibt! Dafür ist unser Canzleystyl doch immer noch besser. Er tödtet die Empfindung, anstatt sie zu beleben. — Schriften, worin der Landesherr spricht, sollten freylich eigentlich so wenig zum Schlaf reizen, als einen leidenschaftlichen Affekt erregen, und beide Extreme lassen sich ja auch vermeiden.

Puis-je changer, après bien des cris, bien des
frais,
La tête de ma femme ainsi que vos décrets?

Vormals hielt sie ein Büreaux d'Esprit, itzt einen politischen Club, worin die Decrete der N. V. im voraus debattirt werden. Schilderung der Mitglieder dieses Clubs. Das Gespräch kommt auf die Emigrirten. V. misbilligt ihr Betragen. Er liebe sein Vaterland und habe es nicht verlassen.

Mais dans l'ame comme eux gentilhomme
Français,
Je puis, sans les servir, attendre leurs succés.

Alle Vernünftige mögen in Frankreich wohl eben so denken. Forlis meynt jedoch, er könne die Wiederherstellung der Ordnung nicht von Kanonen und Panduren erwarten. (Die sollten sie aber ja auch nicht bewirken.) Wenn man nur hübsch die Gesetze respektirte, so werde schon alles, ohne fremde Einmischung, gut gehen. Den Unruhestiftern müsse man sich aber freylich entgegen stemmen. Der alte Versac geräth in Eifer über diese eitlen Hofnungen, und sein künftiger Eydam ist so klug sich nicht tief in den Streit einzulassen. Frau v. Versac erscheint, und ihr Gemahl, nachdem er ihr eine kleine Bitterkeit gesagt hat, entfernt sich. Unterredung zwischen Frau v. V. und Forlis. Sie sagt ihm geradezu, daß aus der projektirten Heirath nichts werden könne. Bey allen seinen Talenten komme er nicht empor, weil er kein Haupt einer Faction seyn wolle.

Pour

Pour ma fille en un mot puisqu'il n'est plus de princes,
Je veux un gouverneur de deux ou trois provinces.

Zweyter Akt. Forlis und Bernard, sein Haushofmeister, treten auf. Dieser giebt ihm eine Liste von den 150 Arbeitern, die Forlis im Geheim unterstützt, da sie itzt keinen Verdienst haben. Sie sehen den Hr. Nomophage und seinen Freund Filto kommen, und gehen nach dem Garten, um ihnen auszuweichen. Nomophag ist ein kalter Egoist, Filto ein Schwachkopf, bey dem das Gewissen von Zeit zu Zeit aufwacht, der einsicht, daß die verfolgten Royalisten größtentheils weit ehrlichere Leute sind, als die Republikaner von ehegestern, dem es aber an Stärke fehlt, sich von der herrschenden Parthey loszumachen. Beyde möchten gern Fräulein Versac heirathen, um auf jeden Fall sich gut zu betten. Sie sind daher über Forlis Zurückkunft höchst misvergnügt, und meynen, man müsse den Journalisten Duricrane (Hartkopf) auf ihn hetzen. Nomophag hat einen Plan gemacht, wer in jeder Provinz der neuen Republik, als Commissar des National-Convents, herrschen solle. Die Menge der Mitwerber ist ihm zwar ärgerlich; er tröstet sich aber leicht:

Soyons justes d'ailleurs, mon cher; sous l'ordre ancien
Qu'étions-nous vous et moi? parlons franc, moins que rien.

Sie hätten nicht einmal Schulden gehabt; denn um Schulden zu haben, müsse man Credit haben u. s. w. Die Provinzen werden vertheilt, Filto soll Maine bekommen, weil er so gern Schinken esse. Dieser erinnert, daß Plaute,

Cet esprit tout corps, qui maraude, maraude
Dans l'orateur romain, met Démosthène à sec,
Et n'est, quand il écrit, pourtant Latin ni Grec,

(wie Versac in der ersten Scene ihn schildert, und worauf Forlis anmerkt:)

Ni Français, n'est-ce pas?

daß dieser leer ausgegangen sey. Aber Nomophag erwiedert, mit einem solchen Narren, der das agrarische Gesetz einführen wolle, sey nichts anzufangen. Filto. Sie waren ja auch seiner Meynung. N. Ein geschickter Politiker müsse sich nach dem Winde richten.

Un moment, comme lui, je fus *agrairien*,
Mais pourquoi? C'est qu'un champ vaut toujours mieux que rien.

Jetzt, da er ganz Poitou regieren könne, sey ihm ein Stück Feld nicht genug; er nähme lieber eine Provinz. Aber, meynt Filto, er solle ihm im Vertrauen sagen, was er von dem Plan, eine Republik zu errichten, denke?

N. Du nôtre? bon pour nous!
F. Tenez, entre nous deux,
Quand je suis avec vous; j'ai toujours sous les yeux
Ces deux prêtres Romains dont parle la satire,
Qui ne pouvoient jamais se regarder sans rire.

 Ah,

Ah, sagt Nomophag, sie hätten auch gut lachen, denn sie hätten itzt wovon zu leben.

Der Journalist Duricrane kommt außer Athem gelaufen, und meldet, daß er die Freude gehabt habe, ein neues Complot zu entdecken. Andere gute Citoyens wären froh, wenn sie jeden Monath eines angäben, er habe acht in 14 Tagen angegeben, das mache auf die Woche viere.

J'étois né délateur: épier est mon lot.
Quand j'ignore un complot, toujours je le devine.

Der Himmel sey ihm besonders hold, und er prädestinirt das Vaterland zu retten. Kurz er hat im Garten das Gespräch von Forlis mit seinem Haushofmeister behorcht, zwar nichts eigentlich verstanden, aber ihm ein Papier gestohlen, aus dem erhellet, daß er 150 Arbeitern täglich 20 Sous giebt. Dieß scheint allen dreyen hinlänglich, eine Klage darauf zu begründen. Ein zwanzig Abschriften sollen unter die Getreuen vertheilt und ein Volksaufruhr veranstaltet werden. Duricrane sagt:

Fiez-vous à mes soins — — Oh! j'ai de la pratique:
Des émeutes à fond je connois la tactique.

Filto will zwar, die Sache solle dem Richter übergeben werden; aber die beiden Andern behaupten: der Gang der Gesetze sey zu langsam, man müsse ihren Lauf beschleunigen. Hartkopf setzt hinzu, die Richter hielten ihn für einen Toll-

häus-

häusler; er möge noch so viele Bürger ins Gefängniß schaffen, sie kämen doch alle wieder nach einigen Stunden los. Beide gehen ab, um den Aufstand gegen Forlis in Bewegung zu bringen. Filto allein. Er beklagt, daß er sich mit den enragés so tief eingelassen habe.

C'est le plus grand des maux qu'être sans caractère.

Wie schlimm, daß man auf ehrlichen Wegen so selten zu Reichthum und Ansehn gelange! Er müsse also schon mit den Wölfen heulen.

Dritter Akt. Filto und Nomophag. Jenem ist bange, sie würden sich selbst ihre Grube graben. Nomophag höhnt ihn aus. Was könne man ihnen anhaben? Gesetzt, es fände sich, daß sie sich geirrt hätten, so sey es doch aus Eifer fürs allgemeine Beste geschehen, und man müsse ihnen immer auch für jede falsche Angabe Dank wissen. Wäre Forlis nicht strafbar, so sey er doch suspect. Ob er denn nicht einsehen wolle, daß ein Adelicher, ein Titulirter

Ne se convertit point au culte populaire.

Die Schlange verändere wohl ihre Haut, aber nicht ihre Denkart.

Forlis, Herr und Frau v. Versac erscheinen, und kurz darauf Plaude, von dem Versac leise zu Forlis sagt:

En personne c'est l'inquisition.

Er bringt der Frau v. Versac eine neue von ihm verfertigte Schrift, von der er hoft, daß sie Frank-

 reich

reich um und umkehren und so glücklich machen werde.

je remonte à la source des maux.

Jl n'en est qu'une

Das Eigenthum. Aus dem Eigenthum entspringen alle Laster, alle Abscheulichkeiten, alle Uebel. Ohne Eigenthum giebt es keine Diebe, und also auch keine Strafen. Das sieht jeder ein! Keine Geizigen, denn Niemand kann Geld sammlen. Keine Neidischen, denn Niemand ist um Ansehn bekümmert. Keine Wollüstlinge, denn die Weiber sind allgemeines Gut u. s. w. Mauern, Schlösser und Thüren sind überflüßig. Armuth sey unvermeidlich, wenn man Reichthum zulasse. In der armseligen Republik, wie sie decretirt sey, müsse der Arme den Reichen bitten. Das sey abscheulich! In der seinigen brauche er nur zuzulangen. Alles sey gemeinschaftlich

le vol n'est plus vol, c'est justice.

J'abolis la vertu pour mieux tuer le vice.

Die Moderation, meynt Forlis, sey nicht sein Fehler. Nomophag ergreift dieß, um einen Ausfall auf die sogenannten Moderirten zu thun. Forlis belehrt ihn, daß wenn er darunter Männer ohne Wärme des Herzens verstehe, so habe er Recht; der wahre Gemäßigte hingegen sey — was man sich denken kann. Plaude fragt den Nomophag leise: wer der Herr sey, der so schön schwatze? vermuthlich ein ci-devant? Nomophag und Forlis gerathen an einander. Forlis macht

macht eine schöne Beschreibung von den Anarchisten, die nur immer nach einer blutigen Freyheit schrieen und ewigen Krieg entzündeten. Diese Räuber, diese Volksaufwiegler sollten das befreyte Land nicht länger verunheiligen,

Royalistes tyrans, tyrans républicains,
Tombez devant les loix, voilà vos souverains!

Nomophag verlangt, er solle diejenigen nennen, die er so schrecklich geschildert habe. Da dieser ansteht, so schreyt jener, die wahren Volksfreunde wären beleidigt, aber sie würden gerächt werden. Duricrane kommt und bringt die Nachricht: ein vormals Adlicher sey durch ein Decret in den Arrestationsstand gesetzt worden. Versac erschrickt. Forlis bleibt ruhig, selbst als er erfährt, das Decret sey gegen ihn. Plaude sagt, daß er Ordre gegeben habe, ihn zu arretiren, denn damit müsse man jederzeit anfangen, damit kein Schuldiger entwische; ist aber sehr verwundert, als er hört, Forlis werde nicht zu Hause gewesen seyn, und dieser sich endlich zu erkennen giebt. Indem tritt ein Offizier von der Nationalgarde mit Wache herein. Plaude befiehlt, Forlis zu arretiren. Versac bittet, Forlis solle in seinem Hause bewacht; nicht in einen Kerker geschleppt werden, da noch nichts gegen ihn erwiesen sey. Forlis will mitgehen; aber der Offizier, von Forlis Unschuld überzeugt, läßt blos die Wache im Hause, und will Versacs Gesuch sich durchzusetzen bemühen. Versac erstaunt über diesen Edelmuth.

Der Offizier erwiedert: die Bürger-Soldaten hätten alle gleiches Herz, gleichen Eifer. Grausamkeit sey ihnen fremd, Menschlichkeit und Tapferkeit bey ihnen verbunden.

Vierter Akt. Filto und Nomophag. Jener bittet diesen, Forlis seinetwegen zu begnadigen. Nomophag schlägt es ab. Wäre Forlis ein gewöhnlicher Aristokrat, so möchte er laufen, aber so ein fürchterlicher Gesetzfreund dürfe nicht entkommen. Beide Schurken überwerfen sich. Das atheistische System, das Nomophag bey dieser Gelegenheit aufstellt, ist so glücklich aus Diderots und Helvetius Schriften in Verse gebracht, als das System der römischen Gottesleugner im Lucrez; nur zu einem edlern Zweck. Die Scene ist wahrhaft erschütternd, nicht durch tragische Vorfälle, sondern durch die vorgetragenen Ideen, und also freylich nur für denkende Zuschauer und Leser.

Rien ne se perd, s'éteint, tout change seulement;
L'on existoit ainsi, l'on existe autrement.

Alles sey also gleichgültig, alles determinirt. Filto erschrickt über ein so abscheuliches System, welches alle Empfindlichkeit des Herzens tödte. Nomophag läßt sich aber dadurch nicht irren, sondern beweist ihm sehr kaltblütig, daß Mutter Natur, so wie sie über tausend und mehr Jahre gekrönte Räuber die Völker in Ketten wie eine Heerde Schafe habe führen lassen, auch sehr gleichgültig gestatten werde, daß sie des Diadems und Zepters sich bemächtigten, jeden zu verfolgen, der sie hasse,

und

und ihre Feinde zu vernichten. Die Welt komme dadurch nicht aus ihren Angeln. — Er verläßt seinen Vertrauten mit der Drohung, ihn unglücklich zu machen, falls ihm einfallen sollte, den Neubekehrten zu spielen. Filto allein. Er weiß nicht ob er den hohen Geist seines Wohlthäters mehr bewundern, oder sein schwarzes Herz mehr verachten soll. Er erblickt Hrn. v. Forlis und eilt, die Frau v. Versac aufzusuchen. Forlis und Versac treten herein. Dieser bittet seinen künftigen Eidam, ihm sein Herz aufzuschließen. Ein Edelmann bleibe im Grunde des Herzens immer ein Edelmann. Die pomphaften Lobreden, die er ohne Unterlaß der Revolution hielte, könnten ihn nicht täuschen. Er ginge mit einem großen Projekt schwanger. Forlis will es nicht Wort haben. Versac läßt es sich nicht ausreden. Ein Mann, wie er, werde Frankreich retten. — Ein Bedienter kommt erschrocken herein, und kündigt an, daß Forlis Haushofmeister, mit wildem Blick und Todesangst auf der Stirne, seinen Herrn zu sprechen verlange. Die Erzählung des Intendanten von der Verwüstung, die ein wüthender Pöbel in Forlis Hotel angerichtet hat, ist schauderhaft. Der Intendant ist durch das Feuer in seines Herrn Schreibezimmer gedrungen, hat das Schreibepult erbrochen und die gefundnen Papiere gerettet, die er ihm übergiebt. Forlis ist von diesem edlen Zug seines Haushofmeisters äußerst gerührt, und ohne seinen Verlust zu beklagen, fragt er blos, ob einer seiner Leute verwundet worden sey. Da

der Intendant das Gegentheil versichert, so ist er ruhig und winkt ihn abzutreten. Versac bricht in Verwünschungen aus.

Le voilà donc, Monsieur, ce magnifique ouvrage!
Voilà ces belles loix! ces droits du premier âge,
Du bonheur des états éternels fondemens!
Qu'ont-ils produits? Le meurtre et les embrâsemens!

Forlis bleibt dabey, die Constitution sey gut. Die Menschen verdürben alles; aber das Gute werde gut bleiben, was sie auch dagegen vornähmen u. s. w. *) Versac wird ungeduldig, daß ein vernünftiger Mann so deraisonniren könne. Man müsse sterben und eine Welt verlassen,

où la raison ne peut plus gouverner;
Où, poussé dans ces flots d'erreur universelle,
L'honnête homme égaré fait naufrage avec elle --
Non, j'enrage, et m'en veux d'être encore votre ami.

Forlis will seine Briefschaften seinem Freunde anvertrauen, auch das diesen Morgen erhaltene Papier. Er vermißt dieß, und nun ist ihm alles klar. Frau v. Versac und Filto kommen eilig herbey, weil ein Volkshaufen mit Feuerbränden in der Hand gegen das Haus im Anzuge ist. Forlis will

*) »Wie kann man politische Absichten erreichen, wenn man nicht damit anfängt, sich und zuverläßige Freunde in Besitz aller der Stellen zu setzen, die Macht gewähren? Diesen Schritt aber thut kein andrer als ein dreister Kopf, der sich über die Regeln der Gerechtigkeit wegsetzt.« A. L. Z. 1793. No. 73.

will ihm entgegen gehen und sich überliefern. Versac läßt es nicht zu. Er müsse für ihn stehen. Das Haus könne abbrennen, aber sein Freund solle nicht umkommen, oder mit ihm zugleich.

L'esprit nous divisa, le cœur nous met d'accord.

Nomophag tritt herein und bietet Forlis seine Dienste an. Dieser schlägt sie aus. Versac läßt sich täuschen, aber Forlis durchschaut den Plan des Verräthers. Nomophag erzählt, das Volk sey wüthend auch nach seinem Hause gekommen und habe es in Brand stecken wollen, weil er für Forlis, dessen Kopf man verlange, intercedirt habe, und nun solle er mit ihm gehen, er wolle ihm zum Schild dienen. Die beiden Charaktere, eines kalten Bösewichts und eines kalten Rechtschaffnen, sind mit Kunst einander gegenüber gestellt. Jener erregt Schaudern; aber warum dieser kein Interesse? Vielleicht weil Kälte und Rechtschaffenheit nicht in ein und derselben Brust anzutreffen sind; denn Rechtschaffenheit ist nicht das Resultat richtiger Einsicht in moralischen Dingen, sondern eines wohlwollenden, von dem Verstande geleiteten, Herzens. Solche leidenschaftlose Idealmenschen, wie Grandison und Forlis, werden daher, sobald die Handlung belebt ist, lästig. Man erkennt in ihnen nicht seinen Bruder. — Da der Lärm immer näher kommt, so ruft Forlis die Bedienten herbey, befiehlt ihnen, Niemand aus dem Saale zu lassen, und entwischt. Versac ist außer sich, und auch Frau v. Versac ißt untröstbar; sie bittet Filto, sich außer dem

 Hause

Hause nach der Volksbewegung zu erkundigen, und die Uebrigen eilen in ein anstoßendes Zimmer, dessen Fenster auf die Straße gehen.

Fünfter Akt. Nomophag kommt allein aus dem Cabinet zurück. Er begreift nicht, wo Filto bleibt. Er habe Forlis richtig beurtheilt. Zum erstenmal, seit der Zeit, daß er conspirire, habe ein Mensch ihn außer Fassung gebracht.

Quel est donc ce Forlis,
Qui sait trouver mon ame à travers ses replis?

Er habe gewiß geglaubt, er werde ihm folgen: c'étoit le coup de maître! — Ob Filto ein Verräther sey? Zum Glück wisse er von seinen Planen nicht genug. Man habe keine schriftlichen Beweise gegen ihn. Hier im Hause traue man ihm nicht mehr. Solle er bleiben oder sich aus dem Staube machen? Man müsse den Ausgang abwarten. — Herr und Frau v. Versac erscheinen. Auf der Straße ist alles ruhig geworden; aber Versac ist desto unruhiger; er bittet seine Frau wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung; diese ist wieder mit ihm ausgesöhnt; sie senden Boten nach allen Gegenden, ohne etwas zu erfahren. Endlich bringt ein Bedienter die Nachricht: er sey gerettet, ohne zu sagen wer. Aber Filto hebt alle Furcht. Sein Mund fließt vom Lobe und von Bewunderung für Forlis über. Mit Zaubergewalt hat er sich des Volks bemächtigt. Alles ist schon bey seinem Anblick zurückgetreten. Die Rede, die er an das Volk gehalten. Banditen wollten ihn ermorden; er ergreift zwey und nimmt sie im Namen des Gesetzes

ſetzes gefangen: das Volk klaſcht ihm Beyfall zu. Sechs andere Böſewichter werden von den Bürgern arretirt. Der Zug geht nach dem Gerichtshofe. Forlis wird nicht nur frey geſprochen, und das Complot gegen ihn vernichtet, ſondern die Schuldigen werden auch ins Gefängniß geſchickt. Forlis erſcheint ſelbſt. Allgemeine Freude. Nomophag iſt entlarvt. Das Volk verlangt ſeine Beſtrafung. Denken Sie denn, ſagt Nomophag, das Volk leihe nur Ihren ſüßen Tönen ein geneigtes Ohr? Er geht, um es umzuſtimmen: aber er wird arretirt und nach dem Gefängniß gebracht — und dieß iſt denn der Sieg des Geſetzes (im Schauſpielhauſe.) Frau v. Verſac verwünſcht itzt die neue Reform eben ſo ſehr, als ſie ſolche vorher angebetet hat. Aber Forlis erinnert ſie, ſich für Extremen zu hüten; ſie ſolle die Reform lieben, aber nichts als die Reform.

Le factieux l'outrage, il ne peut le gâter.

Verſac meynt, der verzweifelte Menſch könne noch machen, daß er die Revolution lieb gewinne. Dieß werde ſicher geſchehen, verſichert Forlis. Man beſchließt aufs Land zu gehen, und die Heirath zwiſchen Forlis und Fräulein Verſac zu Stande zu bringen. Frau v. Verſac ſieht ein, daß eine Frau nur dann dem Vaterlande diene, wenn ſie eine gute Ehefrau und gute Mutter iſt; und

Que le ſeul honnête homme eſt le vrai citoyen.

Das Stück iſt den Repräſentanten der Nation zugeeignet. Nur unter den Auſpicien der

Ci-

Citoyens Législateurs könne es erscheinen; da sie die Modelle des Ami de Loix wären. Dieß sieht einer Ironie sehr ähnlich. Ob folgende Stelle in der Vorrede auch Ironie ist, oder blos schiefes Raisonnement?

Vous qui calomniez Paris, venez le voir; il n'est pas dans ces assemblées tumultueuses où triomphent l'intrigue et le crime, où c'est le plus déraisonable ou le plus furieux qui l'emporte; (eine allerdings sehr treffende Schilderung vom National-Convent, dem Gemeinderath und Jacobiner-Club! Aber der Nachsatz:) venez le voir dans ce concours de citoyens ivres de liberté, (trunken zu seyn, ist niemals gut, selbst nicht von Freyheit, die dann in Zügellosigkeit ausartet,) mais des loix (wie kann man von Gesetzen trunken seyn? vor Freude etwa, daß man sie selbst geben und also auch zerstören kann?) sans lesquelles il n'est point de liberté; (Wortschall!) s'enflâmant tous à ses saints noms, s'embrâsant d'étincelles civiques, (was die Neufranken sich für phantastische Vorstellungen machen!) attachant leurs yeux et leurs cœurs sur cet *ami des loix*, (hierbey sah der V. im Spiegel und beugte sich für sein Ebenbild. Eitelkeit ist die Erbsünde der Franzosen, von der kein Bad der Wiedergeburt sie reinigen kann.) dont chacun est le modêle.

Sehr gut vertheidigt sich der Verf. gegen die ihm gemachte Beschuldigungen. Man müsse die Aristokraten von Coblenz und die Pariser Aristokraten unterscheiden. Ob man denn glaube, daß alle die übertriebnen Schilderungen von Aristo-

kraten,

kraten, die so dumm als rasend sich betrügen, und die man ohne Unterlaß auf die Bühne bringe, das geringste fruchten könnten, um die zu bekehren, die man beleidige? Man bringe sie nur noch mehr auf, das sey alles. Dergleichen Darstellungen wären eben so Verstand - als Geschmacklos. Er habe einen Aristokraten und einen Republikaner einander gegenüber gestellt; wenn jener ein redlicher Mann sey, so sey der Triumph für diesen um so größer, daß er ihn zu seiner Meynung herüber zöge. Es sey schon viel gewonnen, wenn man es dahin bringe, daß diejenigen, die wie Versac dächten, errötheten, daß sie nicht auch so rechtschaffen wie er wären. Dieß sey der Anfang einer zu hoffenden Bekehrung, die nie erfolgen könne, wenn man ihnen den Uebergang nicht erleichtere. Forlis sey kein Feuillant; nur die *nomophages* de nos jours, welche Räuber und Mordbrenner für Patrioten ausschrien, hätten dieß gesagt, um den Dichter verhaßt zu machen. Sein Zweck sey, das Volk gegen die Verläumdung zu vertheidigen, als ob es die Verbrechen der Unruhestifter theile und befördere. Allen ächten Parisern blute dieser Verbrechen wegen das Herz, u. s. w.

Eigentlich sind nicht Versac und Forlis, sondern Nomophag und Forlis einander entgegen gestellt. Die Handlung beruht auf dem Kampf zweyer Revolutionshelden, wovon der eine die Revolution um des allgemeinen Besten, der andere seines Vortheils wegen will. Jener steht allein, dieser hat Gehülfen; doch siegt jener durch seine

Tugend

Tugend. Versac ist blos was man einen Stückhalter nennt; das heißt, er trägt nicht zur Handlung bey, die Handlung dreht sich nur um ihn herum. Seine Rolle ist aber die interessanteste, weil er nach guten Grundsätzen gut handelt: Forlis hingegen handelt nach Schimären. So verschieden die theoretischen Grundsätze von Versac und Forlis sind, so haben sie doch auf ihre Gesinnungen keinen Einfluß: im Praktischen denken und handeln sie gleichförmig; daher besteht ihre Freundschaft troz ihres abweichenden politischeu Systems. Man sieht indeß leicht, warum der V. eine falsche Vorstellung von seinem Süjet macht; nämlich weil die so hochgepriesene und so vielmahl beschworne Constitution wohl noch, wenigstens dem Buchstaben nach, existirte, als er sein Stück zu schreiben anfing, aber nicht als es aufgeführt ward. Eine prosaische Uebersetzung desselben, von unsern Schauspielern vorgestellt, wäre nicht zum aushalten: aber deshalb ist es nicht schlecht; wie wir Kunstkenner haben urtheilen hören, die jede Kunst nur unter dem Contour eines einzelnen Meisters erblicken. Der Mechant von Gresset und die gelehrten Weiber von Moliere gefallen auch nicht auf der deutschen Bühne, und sind doch Meisterstücke. Das von Hrn. *Laya* hat zwar weder Gressets feines Colorit, noch Molierens komisches Salz, von beiden aber doch soviel, um unter die guten französischen Charakterstücke gezählt zu werden. Diese Gattung von Stücken hat bey den Franzosen freylich immer nur ein und denselben Schnitt;

aber

aber die Verschiedenheit des Stoffes und der Farbe bestimmen ihren Werth, und hierin ist der eigentliche Werth eines poetischen Werks doch wohl richtiger zu suchen, als in der Verwickelung sonderbarer Begebenheiten. Sollte die Anarchie in Frankreich fortdauernd werden, so wird auch die monarchische Einheit in ihrer Sprache und in ihren Schauspiel-Planen verschwinden; mit andern Worten, die Neufranken werden kein fest bestimmtes Costume mehr für Form und Ausdruck haben: aber wird ihre Litteratur dabey gewinnen? Gewiß so wenig als durch die veränderte Regierungsform der Staat. Nur wer die französischen Dichter blos aus deutschen Uebersetzungen kennt, kann sich einbilden, ihre Einheit im Ton, der stets gleiche Gang in ihren Schauspielen, erzeuge Eintönigkeit des Colorits, Einförmigkeit in den Ideen. Dieß ist vielmehr das, woran unser Theater krankt. Wir machen jede Mode mit, aber wir haben keine fest bestimmte Sitte. Jenes folgt aus diesem. In allen unsern Ritterschauspielen, zum Beyspiel, findet man beynah dieselben Charaktere, dieselben Ideen; nur ihre neue Zusammensetzung, andere Vorfälle und deren Verwickelung unterscheidet ein Stück von dem andern. Deshalb werden wir eben jede Gattung sobald überdrüßig. Ein Kunstwerk, dessen einziger Reiz die Neuheit der Composition ist, belustigt den Beschauer nicht lange. Wäre diese das Hauptsächlichste, wie vielen französischen Malern gebührte der Rang über Raphael, Polydor, Corregio und Gerhard Dow! welch einen

ge-

geringen hätten Molierens Schauspiele, die sämtlich keinen künstlichen oder tadellosen Plan haben! Auch ist es gewiß nicht der Plan, der Leßings Minna von Barnhelm zum größten Meisterstück unsers Theaters macht, oder Ifflands Jägern allgemeinen Beyfall erworben hat. Nein! Charaktere, die der Zuschauer sich aneignen kann und mag, machen ein Schauspiel interessant; und daher kommt es, daß oft auch schlechte Stücke, wie Graf Waltron, bey der Vorstellung so ausnehmend gefallen: Richtigkeit und Feinheit der Ideen aber, verbunden mit Präcision, Energie und Schönheit des Ausdrucks, bestimmen seinen dauernden Werth. Der Plan ist nur der Faden, an den sie gereiht sind. Je einfacher er ist, um so besser! Um so schöner und dauerhafter muß dann aber freylich der Zeuch seyn. Ein dünn und schlecht gewebter kann durch einen modischen Schnitt ein elegantes Kleid geben: verbrauchte Charaktere, Jedermanns Einfälle werden durch eine künstlich verflochtene Intrigue zu einem belustigenden Schauspiel für die Menge. Aber der innere Werth hängt davon nicht ab. Nur auf ihn sieht man da, wo die Form durch eine längst bestimmte Sitte fixirt ist. So war es bey den Griechen: und hieraus erklärt sich, warum sie einen so sichern Takt für das Schöne besaßen, so daß jeder feine Ausdruck eines Gedichts, in ihren Odeen und Theatern, sicher gefühlt und beklatscht, jeder schlechte Vers aber eben so gewiß ausgepfiffen wurde.

X.

X.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig: Bragur. Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Erster Band. 1791. 386. S. 8. Bragur war der Gott der Poesie, und sein Name steht deshalb an der Spitze dieses Magazins, weil die meisten, ältesten und wichtigsten Ueberreste vaterländischer Weisheit, Denkart und Sitten in Gedichten enthalten sind. Uebrigens schränkt sich der vielumfassende Plan dieser Sammlung keinesweges auf poetische Denkmahle der deutschen und nordischen Vorwelt ein, wie unsre Leser aus der kurzen Anzeige von dem Inhalt dieses ersten Bandes sehen werden. Erste Hauptabtheilung. Eigene Aufsätze. Werdomars Traum von Gräter. Eine poetische Charakteristik der alten nordischen Skalden, der deutschen Minne- und Meistersänger, — Ueber den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie. Erster Brief. Von demselben. Eine kurze Skizze der teutsch-nordischen Mythologie, der es gewiß nicht an Reichthum, an kühnen, großen und originellen Bildern und Ideen fehlte, die aber durch die Einführung der christlichen Religion verdrängt wurden, ehe sie eine hohe Stufe von Aus-

bildung erreichen konnten. Wäre diese wichtige Begebenheit nicht erfolgt, hätte die Nation ihre Cultur ohne fremden Einfluß ganz durch sich so fortsetzen können, wie sie sie begonnen hatte, ohnstreitig wäre ihr ihre Götterlehre und mit derselben ihre Poesie eben das geworden, was den Griechen die ihrige ward. Reichen Saamen verschloß sie in sich, allein die Umstände verhinderten die Entwickelung und die Blüthe desselben, und vernichteten die fruchtbare Erndte im Keime. Gelehrte und fleißige Forscher finden in dieser Materie noch Stoff genug zur Aufklärung von Dunkelheiten und Widersprüchen, und zu Bestimmung schwankender Begriffe. Wir wünschen, daß dieser brauchbare Versuch die Ausmerksamkeit auf diesen interessanten Gegenstand der Untersuchung lenken möge! Unmöglich aber können wir mit dem Vf. einstimmen, wenn er am Schlusse dieses Aufsatzes ausruft: „Jetzt, du berufener Dichter, komm und „singe mir Allvaters Thaten! Saga erzähle sie „dir, Odin schenke dir Weisheit, Suttungs „Muth begeistre dich, Braga stimme deine Sai-„ten, dann wird dir Iduna die Schaale der Un-„sterblichkeit reichen!“ Fand dieser Beruf in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch statt, so hatten ihn Klopstock, Kretschmann, v. Gerstenberg gewiß; hat aber der Erfolg ihren Bemühungen und der Erwartung entsprochen, zu welcher ihr hoher Genius berechtigte? Der Beruf des schönen, starken, rüstigen Mannes ist, mit der ganzen Fülle seiner Kraft ihm ähnliche

Kinder

Kinder zu erzeugen, nicht aber -- die Todten zu erwecken. — Gang der ersten deutschen Schriftstelleren bis zum Ende der Minnesingerepoche. Eine Abhandlung von Böckh. Nichts neues, aber das Bekannte in der Kürze zusammengestellt und geordnet. Man spricht (erinnert Hr. G. in einer Note) so viel von deutschen Barden und Druiden, daß es wohl der Gegenstand einer Preisaufgabe zu seyn verdiente, ob man wirklich aus authentischen Nachrichten und mit unumstößlichen Gründen beweisen könne, daß es Urväter der Deutschen waren, deren Sänger Barden und deren Priester Druiden heißen? Zweyte Hauptabtheilung. Unterhaltungen aus der Litteratur. Romane. Unter diesem Titel wollen die Herausg. die fabelhaften nordischen Sagen nach und nach bearbeiten. Die Ausführung dieser Idee muß desto willkommner seyn, da die deutsche Lesewelt allerdings noch nicht einen einzigen ächt nordischen Roman kennt. Wir glauben mit dem Vf. daß es noch nicht Zeit sey, eine nordische Saga in einer ganz treuen Uebersetzung und mit den unentbehrlichen gelehrten Anmerkungen vors Publikum zu bringen; ob nun aber an solchen freyen Bearbeitungen, wie der hiergelieferte: Tyrfing oder das Zwerggeschmeide, ein nordischer Kämpferroman erstes Buch — Leser von Geschmack, als an einem Gegenstande der angenehmen Unterhaltung, sonderliches Behagen finden dürften, wollen wir unentschieden lassen. — Kleine Geschichten und Erzählungen. Nordische Schöpfungsgeschichte aus der jüngern Edda, in einer

einer treuen Uebersetzung. Halli und Leikner oder Tod für die Braut, eine Geschichte aus dem 10. Jahrh. Aus der Eyrbyggiasaga. Der im Meth ertrunkne König, aus der Ynglingasaga. Gedichte (Nordische fehlen dießmal) Minnelieder und Volkslieder. Gedichte aus der Maneßischen Sammlung durch etwas modernisirte Sprache verständlicher — ob aber auch immer lesbarer? — gemacht. Die Minnesinger verlieren, wir wollen nicht sagen, ihren ganzen, doch gewiß einen großen Theil ihres Werths mit ihrer Sprache. Von deutschen Volksliedern sollen nur solche hier aufgenommen werden, die noch gegenwärtig von dem Volke gesungen und mündlich erlernt werden. Ein kleines drolliges Stück wollen wir doch ausheben:

Das Bräutlein.

Als ein Bräutgam die erste Nacht
Sein Bräutlein hatt zu Bett gebracht,
Wollt er solch Scherzen treiben,
Wie an dem Ort gemein ist und gilt;
Das Bräutlein aber, ziemlich wild,
Sagt, er solls lassen bleiben.

Er wußt aber bald Rath dazu,
Sprach, wenn du förchst, daß dirs weh thu,
Sollst mich in Finger beißen,
Den ich dir hier leg in den Mund,
Darauf zu scherzen bald begunt,
Und thät sich baß befleißen.

Der Handel, da er war vollend,
Der Bräutgam fragt sein Bräutlein behend,
Sag mir mit gutem Gewissen,
Ob ich dir jetzt hab weh gethan?
„O nein, sagts, lieber Bräutigam,
„Hab dich auch drum nicht bissen.

Dritte Hauptabtheilung. Sprache. Dieser Abschnitt wird nicht Uebersetzungen, sondern Originale nebst den nöthigen Erläuterungen enthalten. Auch einzelne Spracherörterungen, grammatische Bemerkungen, Wörtersammlungen, Erklärungen antiker Anspielungen werden hier Platz finden. Als Einleitung eine Uebersicht des ganzen vaterländischen Sprachstammes. Für den schicklichsten Geschlechtsnahmen der Nordischen, Deutschen und Mösischen Mundart hält Hr. G. die Benennung Gothische Sprache. Die Benennung Celtische Sprache ist durchaus falsch, denn diese ist, einiger gemeinschaftlichen Wörter ohnerachtet, ihrer ganzen Natur und Wesen nach von der Gothischen verschieden.

Die Gothische Sprache
theilt sich in folgende drey Hauptarten:

I. Die Nordische. Diese ist
  a. Skandinavische. Von dieser kommt
    1) Die Schwedische. (Die ältere Schwedische nennt man Sweogothisch.)
    2) Die Dänische.
  b. Isländische.

II. Die Deutsche. Diese theilt sich wieder in

a. Die Fränkische, Allemannische oder Theotische. Von ihr kommt

1) Die Schwäbische des Mittelsalters.

2) Die jetzige Hochdeutsche

3) Die sogenannte Cimbrische.

b. Die Sächsische Von ihr kommt

1) Die Angelsächsische. Von dieser die Englische.

2) Die Niedersächsische oder Plattdeutsche und die Holändische.

III. Die Mösische oder Mösogothische.

Von ihr die Sprache der Ulanen in der Krim.

Thryms Quida edr Hamarsheimt, das Skandinavische Original, nebst einer dänischen Uebersetzung, aus der man sieht, daß die dänische Sprache nur wenige Wörter von ihrer Mutter der skandinavischen hat veralten lassen. Eine deutsche Uebersetzung dieses Stücks lasen wir in Hrn. Gräters Nordischen Blumen S. 88. — Einige Noten zum Heldenbuche, von Hrn. Häßlein in Nürnberg. Zwey Schwänke von Hanns Sachs. Aus dem zweyten, noch ungedruckten Bande des Häßleinschen Auszugs aus den Werken des alten Reimers. Daß vielleicht in einer Zeit von zehn Jahren die einst von Hrn. Bertuch projektirte Ausgabe seiner Opera omnia noch wirklich zu Stande kommen werde, ist eine für uns zu sanguinische Hofnung. — Sammlung alter lieder; zwee Schöne Bergkreyen; drey newe lieder. — Handschriften.

Das

Das Gedicht von den todten Königen aus der Häßleinschen Bibliothek. Vierte Hauptabtheilung. Litteratur und Bücherkunde, fiel dießmahl hinweg, da der Band schon seine bestimmte Bogenzahl hatte. Nachrichten. Hr. G. ist, wie bekannt, mit einer Uebersetzung Ossians aus dem Originale beschäftigt, deren Erscheinung er aber noch nicht bestimmen kann. Hier kündigt er eine kleine vorläufige Schrift an: Ueber Ossian und die celtische Prosodie und Sprache mit Proben. — Wir wünschen diesem Magazin die verdiente Unterstützung des Publikums, und eine nicht zu langsame Fortsetzung, bey der der Eifer der Beförderer solcher Unternehmungen fast unausbleiblich erkalten muß.

Dresden und Leipzig: Schwänke von A. F. E. Langbein. Erstes Bändchen. 1791. 224. S. 8. Nur ein einseitiger, oder, was eben so viel sagen will, ein falscher Geschmack kann irgend eine Dichtungsart ganz verwerfen wollen. Alle Gattungen, sagte Voltaire, sind gut, die langweilige allein ausgenommen. Und so wird kein Mensch von Geschmack es einem Dichter zum Vorwurf machen, daß er Schwänke dichtet. Der Schwank verhält sich zur komischen Erzählung, wie die Farce zum Lustspiel. Sein Zweck ist eine wohlthätige Erschütterung des Zwergfells hervorzubringen; in der Wahl der Mittel hierzu braucht er eben nicht sehr ängstlich zu seyn: immer versteht sich jedoch, daß Alles vermieden werde, was ganz geist- und witzlos ist. Das Derbe darf nie

in Grobheit, das Nakte nie in Frechheit, das Natürliche nie in Plattheit, das Schlüpfriche nie ins Ekelhafte ausarten. Hr. L., sonst ein Dichter von wahrem Humor und komischer Ader, ist gleichwohl in den meisten Stücken dieser Sammlung an irgend einer der genannten Klippen gescheitert. Rec. ist ein großer Freund vom Lachen, allein beym Lesen dieser Schwänke ist ihm kaum einmahl die Versuchung zu lächeln gekommen. Wenn Hr. L. von einem Schulmeister, der sich in die Frau eines Jägers verliebt hat, sagt: „Der schwarze Ritter „kam wie gewöhnlich gegen Abend und ließ seine „Belagerungsartillerie spielen. Dießmahl thaten „die Bomben seiner Seufzer erstaunliche Wirkung u. s. w. — oder wenn er von „einem Schifflein „des Versuchs spricht, das an den Klippen der „ehemännlichen Wachsamkeit scheitern werde" — oder, wenn es in einer Beschreibung des Eindrucks, den der nah geglaubte Einbruch des jüngsten Tages auf einen Theil der Einwohner Dresdens im Jahr 1785 machte, unter andern heißt:

Der Freßling, A, fraß noch einmahl
Sechs hochgethürmte Teller kahl,
Und seinen Wanst so hart, wie Stahl.
In der Allee von Linden
Schlich B. bey düstrer Lampen Schein
Um ein mitleidig Schwesterlein
Zur letzten Nacht zu finden

Frau

Frau E. von Todesangst gedrückt,
Doch schön, wie eine Fee, geschmückt,
Nahm Abschied, neidisch angeblickt
Bey jeder Promenade.
Am Arm hing ihr schlank wie ein Aal
Hr. D. mit ach! zum Letztenmahl
Derb ausgestopfter Wade u. s. w.

so können wir das weder sehr witzig, noch überhaupt lustig finden. Und wie konnte Hr. L. sich ein so höchst ekelhaftes und plattes Geschichtchen verzeihen, wie der Schwank „Hundetreue zur Unzeit" ist?

Frankfurt am Mayn: Die Titanen. 1790. XX und 141. S. 8. Die Gabe geistreich und witzig zu scherzen, ist äußerst selten, nichts aber häufiger als der Kitzel, für einen witzigen Kopf zu gelten. Nirgend ist die Mittelmäßigkeit weniger erträglich, als hier, und in keiner Gattung giebt es des Gemeinen, Platten und Trivialen so viel, als in dieser. Die hier gelieferten drey ersten Kapitel dieses Gedichts (denn in Kapitel ist es getheilt, und so hätten die einzelnen Strophen billig auch mit §. bezeichnet werden sollen) sind Fragment eines größern Entwurfs, mit dessen Ausführung der Verf. uns gütigst verschonen wolle. Man braucht nur die ersten Strophen zu lesen, um zu sehen, daß der Verf. ein höchst unglücklicher Nachahmer Blumauers ist:

1.

Umstrahle mich, Urania,
Begeistre meine Leyer:
Was droben im Olymp geschah
Enthülle mir vom Schleyer
Der Vorwelt! Steig, ich bitte dich,
Herab zu mir, belege mich,
Laß mich Erhörung finden:
Und hilf mich dann entbinden.

2.

Sag an, was Seiner Excellenz
Herr Jupiter dem Großen
In seiner Wolkenresidenz
Für Unheil zugestoßen:
Wie racheschäumend gleich dem Meer
In einem furchtbar großen Heer,
Von Wuth entbrannt, Giganten
Uranienburg berannten.

3.

Empöret war das Erdenrund,
Millionen Menschen klagten,
Weil sie die Götter gar zu bunt
Mit tausend Martern plagten,
Bald ließen sie aus blinder Wuth
Blitz, Donner, Hagel, Wasserfluth
Um ihre Ohren braußen
Und wild heruntersaußen u. s. w.

Ebendas. Lieder der schwedischen Heerschaaren, herausgegeben von einem Verehrer des großen Gustavs. 1791. XIV und 90. S. 8.

Gleim

Gleim sang in kräftigen, erhabenen Versen, Thaten, von denen er selbst nicht Augenzeuge gewesen war. Dieser Vf. hingegen (sein Nachahmer) wer bey den Schlachten, die er besingt, nicht blos Zuschauer, sondern größtentheils selbst Theilnehmer. Gleichwohl sind seine Schilderungen so wenig lebendig und darstellend, daß sie jeder mittelmäßige Kopf auf seinem Zimmer eben so gut hätte machen können. Wenn der Ungenannte erhaben seyn will, so geräth er in Schwulst und Bombast. In dem Lied nach der Seeschlacht den 9. Jul. 1790 heißt es:

Es platzten unsre Salven los,
Und stürzten in sein (des Feindes) Heer;
Er schaut sich um, fühlt Stoß auf Stoß,
Und wundert sich fast sehr.

Nun flog der Tod den ganzen Tag
In Einem — Blitz auf Blitz
Und Donnerschlag auf Donnerschlag
Aus glühendem Geschütz.

So fuhr beständig 'rum der Tod
Mit schrecklichem Gebraus,
Und spannt' aus Feuer- und Wassernoth
Matrosenseelen aus.

Der fürchterliche Waffenschall
Wirft brüllend sich herum
Von Wiederhall zu Wiederhall,
Gleich stürzten Welten um u. s. w.

Braun-

Braunschweig: Zweiter Versuch deutscher Sprachbereicherungen oder neue starkvermehrte Ausgabe des ersten von J. H. Campe. 1792. 104. S. 8. Diese kleine, in ihrer Art aber sehr interessante Schrift, die wir zur Zeit ihrer ersten Erscheinung übersehen haben, darf in dieser Bibliothek nicht unangezeigt bleiben. Der mannigfaltige Nutzen eines solchen Versuchs ist zu einleuchtend, als daß es nöthig wäre, bey dem Beweise desselben zu verweilen. Wie viel sich auf diesem Wege für die Vervollkommung der Sprache thun läßt, erhellt am deutlichsten aus dem, was bis jetzt schon gethan worden ist. Die Grundsätze, die Hr. C. als Richtschnur des Verfahrens aufstellt, billigen wir im Allgemeinen gänzlich, nur können wir ihm in der davon gemachten Anwendung nicht immer zustimmen. Wir wünschen recht sehr, daß mehrere Gelehrte, die die dazu nöthigen Sprachkenntnisse und den eben so nöthigen Geschmack besitzen, seinem lobenswerthen Beyspiele folgen mögen, wenn wir gleich von der Unmöglichkeit überzeugt sind, alle fremden Wörter ganz auszumerzen, oder das Eindringen neuer zu verhindern. Bey den engen Verhältnissen und der immer wachsenden Verbindung zwischen den Nationen Europens läßt sich von allen Vorsichtsmitteln wenig Wirkung hoffen. Selbst die isolirtesten Völker, die fest an dem Alten hängen, alle Neuerungen, alles Ausländische hassen, haben ihre Sprachen nicht ganz rein von allen fremden Wörtern erhalten können: wie wäre dieß in

Deutsch-

Deutschland möglich zu machen, das so viel Nachbarn, so viel Verkehr mit Fremden und einen so entschiedenen Hang für ausländische Sprachen, Sitten, Moden, Waaren u. s. w. hat? Indeß, Uebel, die sich nicht ganz vertilgen lassen, können wenigstens verringert werden, und in dieser Rücksicht halten wir Hrn. Cs. Versuch alles Lobes und Dankes werth. Wenn man hie und da Leute von Einsicht und Geschmack sich geradezu dagegen erklären hört, so faßten sie sicher Hrn. C. Absicht aus einem unrichtigen Gesichtspunkte. Hoffentlich wird er sich jedoch durch kein Nasenrümpfen und Achselzucken irre machen lassen. Sprachneuerungen fallen im Anfange immer unangenehm auf, und beleidigen Personen von feinem (folglich immer etwas einseitigem Geschmack) am meisten. Rec. aber hat es oft schon erlebt, daß solche Personen, die ein neues Wort unerträglich fanden, es zum Spott häufig wiederholten, nach Verlauf kurzer Zeit es im ganzen Ernst brauchten und dann die eifrigsten Vertheidiger desselben wurden. Man gehe nur zwanzig und dreyßig Jahre in unserer Litteratur zurück, und sehe, was damahls Leute, denen gewiß niemand Geschmack und Beurtheilungskraft abstreiten wird, für Worte und Wendungen unbedingt verwarfen, die jetzt in jedermanns Munde sind, oder von den besten Schriftstellern gebraucht werden. Folgender theils von Hrn. C. theils von andern vorgeschlagener Worte würden wir uns ohne Bedenken bedienen: Wahlsohn (adoptirter Sohn) Bogengang

gang (Berceau) Beschwichtigen (schweigen machen) Lustgebüsch (Boscage) Gewinde (Charnier) Grenzkette (Cordon) Zartgefühl (Delicatesse) Kraftfülle, vollkräftig (Energie, energisch) Glaubenswuth (Fanatismus) Larventanz (Maskerade) Streifwache (Patrouille) handlich (traitable) u. s. w. — Hr. C. räumt ein, daß man durch Uebersetzung selten den Begriff des fremden Werths ganz erschöpfen könne, und daß folglich, so oft dieser Fall eintritt, und gleichwohl der ganze Begriff ausgedrückt werden soll, wir das fremde Wort so lange brauchen müssen, bis ein diesen Begriff völlig erschöpfendes deutsches Wort gefunden werde. Auf diese Weise werden uns nun zwar vor der Hand kaum ein paar der hier aufgestellten ausländischen Wörter jetzt schon ganz entbehrlich seyn: alles ist also freylich noch nicht gewonnen, aber doch viel. Wir können nun wenigstens doch in einzelnen Gattungen des Styls (und häufiger noch natürlich in der Büchersprache als im gemeinen Leben) dieß und jenes fremde Wort entbehren. Eßlust, Streifwache, Wahlkind, Larventanz u. s. w. sind freylich jetzt noch nicht Wörter für den Umgang, den Briefstyl, aber doch für die Wissenschaft, die höhern Gattungen der Schreibart, die Poesie u. s. w. Entsprechen wollte man vor 40 Jahren nicht in Schriften dulden, vor 10 Jahren klang es in der Sprache des gemeinen Lebens noch sehr gezwungen: wer braucht es jetzt nicht? —— Baumschnur für Allee wird schwerlich Glück machen:

auch

auch gegen Baumreihe läßt sich manches einwenden. Unter Allee versteht man erstlich eine doppelte Reihe von Bäumen, und verbindet damit nothwendig den Begriff einer künstlichen Anlage. — Für Altar können Protestanten nicht Opfertisch sagen, aber eben so wenig heiliger Tisch. Warum überhaupt Wörter wie dieses, wie Ball u. d. g. verdrängen wollen? So muß sich Hr. C. auch nach einem neuen Wort für Nase umsehen. — Entweilen mag schon so viel sagen, als die lange Weile vertreiben, amüsiren drückt es darum noch nicht aus, dieß bedeutet nicht blos die Zeit vertreiben, sondern: auch auf eine angenehme Weise die Zeit vertreiben. — Appuyiren: auf etwas drücken, lehnen: warum nicht stützen, das schon gewöhnlich ist? — Arretiren: in gefängliche Haft bringen: warum nicht verhaften? — Casematte Mordkeller, ein höchst unschickliches Wort. — S. 39. „In den meisten Fällen könnte man für Kabinett das Wort Regierung brauchen.“ Da wären wir sehr gebessert, für einen Fremdling, einen Zwitter! — Wie konnte Hr. C. dem Verf. der Newen ausgeputzten Sprachposaune beystimmen wenn er sagt: „Sollte einer erst hören, wie „solche deutsche Franzosen aufschneiden, wan sie „zu Jungfrawen kommen, und ihre teutsche und „keusche Herzen mit französischen und gaylen Worten bereden wollen! Da nennen sie die Jungfrauen „Damen heißet auf lateinischer Sprach eine „Gämbs oder stinkende Bergzieg.“? — Für

Histoire

Histoire scandaleuse wäre Lästergeschichte wohl richtiger, als Aergergeschichte.

Halle: Weibertreue. Nach Beyspielen aus der Geschichte von J. L. Bienz. 1792. 122. S. 8. Der Verf. dieser drey kleinen erzählenden Gedichte verspricht, sich, den öffentlichen Urtheilen gemäß, genau zu prüfen, ob er für diesen Zweig der schönen Kunst nicht ganz verdorben sey? Wir werden sehen, ob er Wort halten wird. Das erste Stück erzählt die tragische Geschichte der Lucretia in Stanzen, bey denen Rec. oft herzlicher lachen konnte, als bey vielen absichtlich komischen Erzählungen. Die Kritik mittelmäßiger Verse wird ekelhaft, allein mit fast gleichem Vergnügen verweilt man in einem Schauplatz, wo ein guter Dichter fremde, oder ein schlechter Dichter seine eignen Blößen und Thorheiten dem Gelächter Preis giebt. — Arrigite Aures! — Die bekannte Sage ist in den Hauptumständen fast ganz unverändert geblieben. Collatin kömmt mit dem Tarquin und einer Gesellschaft junger Römer nach Collatia, um sie durch den Augenschein von den Reizen seiner Gattinn zu überführen.

Sobald sie nur das schöne Weib erblicken
Fährt jedem schon die Antwort in den Sinn:

(Noch ist zwar von keiner Frage die Rede gewesen, worauf den jungen Römern die Antwort hätte in den Sinn fahren können — doch das ist hier nur Kleinigkeit, also weiter!)

Beym

Beym Zevs! Lucrezia bleibt aller Schönen Königinn!
Tarquin besonders fühlt ein himmlisches Entzücken —
Nachdem die Holde sich an ihres Gatten Brust
Des Wiedersehns erfreut, begann voll Lust,
Dabey sehr höflich, und voll Zärtlichkeit
Tarquin: O du der Königstöchter schönste Bluhme u. s. w.

Die jungen Herren merken bald, welchen Eindruck Lucretia auf den Königssohn gemacht, nur Collatin ist blind. Er bittet die Gesellschaft, vorlieb zu nehmen, und

Bewirtet seine Gäst', so gut er kann,
So gut es nemlich in der Nacht sich läßt bewirthen.

Die Gesellschaft wird lustig und guter Dinge; nur

Tarquin sitzt oft ganz still für sich,
Und lauschet unter seinen starken Augenbrauen,
Ob nicht des holden Weibes Blicke auf ihn schauen?

Aber daran ist nicht zu denken; sie hat nur für ihren Collatin Augen. Indeß wird es Schlafenszeit, und

Die schöne Wirthin führt die Helden allzumahl
Zu ihren Ruhebetten hin in einen großen Saal
Der Burg, der Gastfreundschaft geweihet.
Viel Betten, die Lucrezens fleisgewohnte Hand
Sehr bunt gestickt, stehn an einander hingereihet.
In einem andern Zimmer aber stand
Für Prinz Tarquin ein schönres als die andern da,
Hieher begleitet ihn zuletzt Lucrezia.

Dem verliebten Ritter ist, wie man sieht, gute Gelegenheit gemacht, er läßt sie aber ungenutzt vorübergehn:

Er schwankte hin und her, will immer etwas sagen,
Und scheute sich. Doch kaum hatt' ers bedacht,
So ging Lucrezia, und wünscht ihm gute Nacht.

Ob Tarquin sich bedankt, erfahren wir nicht, wohl aber den Monolog, den er hält, nachdem ihm die Zunge wieder gelöst ist:

Ich Dummkopf ich! — so schlug der arme Tropf
Vor Wuth und Ungeduld sich an den Kopf,
Und schaut dahin, wohin das schöne Weib gegangen; —
Ich Narr, warum war ich so scheu?
Warum hab' ich denn nicht zu reden angefangen?

(Die Leser dürfen nicht vergessen, daß H. B. durchaus nicht komisch und burlesk seyn will, sondern eine tragische Geschichte in tragischen Versen zu erzählen glaubt.) Der Erzähler vergißt nicht zu berichten, wie Tarquin, nachdem er das Licht gelöscht, in das Bett gestiegen, die Nacht aber in der größten Unruhe zugebracht habe. Er denkt:

Sie gönnt mir zwar ein ganz besondres Lager
Vor andern, doch sie weiß, daß ich Tarquin,
Ein Prinz, der Römer und des Gatten Feldherr bin;
Mithin ist der Beweis von Liebe äußerst mager —

Dieß macht ihn wüthend:

Er

Er knirscht und knautscht den Estrich in der Hand
vor Schmerz —
Tausend Plane durchkreuzen sich in seinem Kopfe:
Und gleich dem dünnen Rohre schwanken
Von einer zu der andern Seite die Gedanken —
Auch Lucrezia wird von unglückweißagenden Träumen gequält:
Sie ängstigt sich, sie schreyt, sie ficht
Mit ihren schönen Armen um sich her —
worauf der Mann sie so lange rüttelt, bis der böse Traum ihr aus dem Gehirn flieht. Mit Tagesanbruch zieht Collatin mit seinen Gästen ab. Tarquin kann seine Leidenschaft nicht bändigen. Sie kehrt nach einem kurzen Stillstand mit erneuerter Wuth zurück. Er vertraut sich einem seiner Freunde,

Und nach Collazia sprengt er mit seinem Palatin
In aller Eil! Ihr könnt ihn leicht ergründen,
Den so verruchten Plan — —

Er hat sich als gemeiner Soldat verkleidet, bittet um ein Nachtlager, und erhält es. Des Nachts schleicht er sich in Lucrezens Kammer, in der Rechten ein Schwert, und

Kühn und frech berührt er mit der Linken ihre Brust,
Und harrt auf ihr Erwachen mit erhöhter Lust.

Sein Antrag ist sehr verständlich gefaßt:

Verlange, was du willst, verlange selbst mein Blut,
Gern solls, dich zu beglücken, fließen.
Nur gönn' mir deine Huld, lisch meine Liebesglut,
Durch jenen himmlischen Genuß, durch jenes höchste
Gut,
Wofür die Götter selbst ihr Leben ließen.

Lucrezia, beym Livius, widersetzt sich mit ruhiger Entschlossenheit, allein Hr. Bienz versteht es besser, wie eine Lucrezia sich benehmen muß; er läßt sie in die höchste Wuth gerathen:

Daß dich, ruft sie, du giftiger Nattern Brut
Des Rächers Blitz gleich hier getroffen hätte!
Mir. solchen Antrag? mir? Mich deshalb aufzuwecken?
Du Auswurf deines Stamms! u. s. w.

Die bekannte Drohung Tarquins stürzt sie in eine Ohnmacht, die er benutzt und entflieht. Lucrezia läßt eine Freundinn rufen und sagt zu ihr:

O Lucia! erräthst du nicht, was ich jetzt bin?
Schau her ins Bett, siehst du nicht eines Fremdlings Spuren?

Auch Collatin erscheint, vernimmt die Trauerpost aus seiner Gattinn Munde, und führt ganz die Sprache eines Kotzebuischen Ehephilosophen:

— Er bittet liebevoll
Sich über diesen Vorfall nicht zu kränken,
Vielmehr verspricht er, es dahin zu lenken,
Daß ihre Ehre noch dabey gewinnen soll.

Allein ihr Entschluß ist unerschütterlich:

Sie stößt den Stahl sich tief ins Herz;
Sie trifts und sinkt zurück —
— — und wälzet sterbend sich im Blute.

Ihr armer Vater, der auch da ist:

— wirft sich zur Erde nieder,
Zerrauft sein Silberhaar, und tobt, gleich als verrückt,
Und Brutus und Valer stehn wie versteinert da;
Nicht minder trostlos weint die arme Lucia.

Von

Von den beyden übrigen Stücken kein Wort. Denn die Leser sind nunmehr gewiß vollkommen überzeugt (und Apollo gebe, daß Hr. Bienz diese Ueberzeugung mit ihnen theile!) „daß er zu diesem Zweig der schönen Kunst ganz verdorben ist.“

Dreßden: Considérations sur les differens principes des Beaux - Arts et sur les causes qui ont contribué à leurs progrés et développement. 1792. 42. p. 8. Irgend eine neue Bemerkung darf man hier nicht suchen, aber wohl Fehler und Unrichtigkeiten die Menge. Dem Vf. scheinen die neuern Schriften über diesen Gegenstand ganz unbekannt geblieben zu seyn. Er hält diejenige Meinung für die wahrscheinlichste, die den Ursprung aller schönen Künste und Wissenschaften in den Orient setzt, von wo sie nach Griechenland und zu den übrigen Nationen gekommen. Die Poesie und mehrere schöne Künste haben sich in mehrern Weltgegenden von selbst aus der menschlichen Natur entwickelt. Auch sind wir keinesweges so ganz unwissend über die Ursachen ihres Wachsthums und Verfalls in den verschiedenen Ländern, wo sie geblüht haben, als der Vf. wähnt. — S. 4. werden Catull, Juvenal und Martial unter die Auteurs du tems d'Auguste gerechnet. Bey den Römern soll der penchant pour les saillies et l'epigramme das Genie erstickt, und die schönen Wissenschaften in eine Art von Barbarey zurückgeworfen haben. — Dante und Petrarca sollen unter den Medicis, Chaucer unter der Königinn Elisabeth gelebt haben!

ben! — Von Pope sagt der Vf. Il a atteint l'esprit d'Homere, il ne manque par fois à ses tableaux que le coloris grec. Den Tycho de Brahe, Cartesius, Gassendi hält der gelehrte Vf. für Deutsche: l'Allemagne eut bien de se glorifier des productions de Copernic, Tycho de Brahe, Descartes, Gassendi et Leibnitz. — Schön ist dem Vf. jeder Gegenstand, qui imite l'harmcoie, l'ordre et l'accord de la nature, et qui en même tems renferme l'idée d'une bonté, d'une perfection morale. S. 23 verwechselt er Home mit Hume. Schweden soll eine Menge Dichter voll Feuer und Imagination hervorgebracht haben! — Le *Sieur* Schlegel, les *Sieurs* Stolle, Fabricius, Bertram. — O, wie ganz außer Zeit und Ort ist dieß air de Seigneur. Wenn der Vf. auch kein Cavalier ist, so muß man doch gestehen, daß er seinen Gegenstand sehr cavalierement behandelt hat.

Berlin: Considérations sur le Dictionnaire de la langue allemande conçu autrefois par Leibnitz et maintenant executé par une Société d'Académiciens sous les auspices de M. le Comte de Herzberg, par Mr. *Borrelly* Membre ord. de l'Acad. roy. des sciences et belles lettres de Prusse etc. 1792. 156. p. gr. 8. Hr. B. gesteht gleich auf den ersten Seiten seines Buchs, daß er kein Deutsch versteht, und doch unterfängt er sich, über die beste Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs zu urtheilen, und Vorschläge

schläge deshalb zu thun. Diese Bogen enthalten einige wenige gute Bemerkungen, einige allgemeine Grundsätze und Betrachtungen, die nicht ungegründet, aber nichts weniger als neu oder in ein besonders helles Licht gesetzt, dagegen aber mit einer Menge grober und feinerer Irrthümer vermischt sind. Der Vf. spricht mit Achtung von den Deutschen und läßt ihnen in vieler Rücksicht Gerechtigkeit wiederfahren; allein daß er über Gegenstände zu schreiben wagt, über die sich ohne gründliche Kenntniß der Landessprache durchaus nichts Treffendes sagen läßt, macht seiner Beurtheilungskraft, so wie manche Aeußerung über wissenschaftliche Gegenstände der Gelehrsamkeit eines Mitglieds so vieler Akademien und Societäten wenig Ehre. Ueber **Kant**: (S. 20.) Sans nier que sa manière de philosopher n'ait son utilité, je ne regrette pas moins qu'un homme de ce mérite ait employé toute la force de son génie à creuser des sujets, *qui ne serviront jamais à répandre des grandes lumières.* S. 28. glaubt der Vf. „es gäbe Fälle, wo man sich von den Gesetzen der Grammatik befreyen müsse, wenn es unmöglich sey sonst, in der Diction, die Wärme der Empfindung, und die Lebhaftigkeit und den Glanz der Imagination vollkommen zu erhalten." Wie sich wohl diese Unmöglichkeit beweisen ließe! Die englische Sprache ist ihm un édifice bizarre et monstrueux, qui paroit avoir été fait sans plan, auquel le hazard a eu bien plus de part que la reflexion,

flexion, et dont toutes les parties sont disparates. — Gegen Voltaires orthographische Neuerungen streitet Hr. B. mit guten Gründen. Die vollkommene Uebereinstimmung der Rechtschreibung mit der Aussprache wäre zwar wünschenswerth, hat aber nie in einer Sprache Statt gefunden, und wird höchst wahrscheinlich nie Statt finden. Nur ein kleiner Theil von Vs. Enthusiasten hat es ihm nachgethan, der klügere Theil der Nation hat im Schreiben der Worte immer den etymalogischen, wenn schon oft überflüßigen Buchstaben beybehalten, weil sie die Abstammung derselben anzeigen und erweisen. Eben so gegründet ist das, was der Vf. über den gewöhnlichen Unterricht in der französischen Sprache in Deutschland, die Beschaffenheit der Sprache, wie sie hier gesprochen wird, die Thorheit der Deutschen in Sprachen zu schreiben, die ihnen nicht vollkommen geläufig sind, sagt. Hr. B. billigt es sehr, daß in den Denkschriften der Akademie die Abhandlungen der deutschen Mitglieder künftig deutsch gedruckt werden sollen, und äußert dabey folgendes richtige und freymüthige Urtheil: on n'y trouvera plus de ces mémoires, presque gothiques, qu'on ne lisait qu'avec dégoût, tant le style en etoit vicieux et insoutenable. Ueber die seit der Revolution mit der französischen Sprache vorgegangenen Veränderungen: „Sie ist kaum mehr kenntlich. Die Fortschritte, die sie gemacht hat, setzen in Erstaunen. Sie war arm, und hat sich fast in Einem Augenblick mit einer

zahllo-

zahllosen Menge Ausdrücke, die ihr fehlten, bereichert. Sie war furchtsam und ängstlich, und hat einen Aufflug genommen, dessen man sie gar nicht fähig gehalten hätte. Sie war sehr oft leeren Formeln unterworfen, die nur dazu dienten, sie kraftlos und schleppend zu machen, und jetzt zeigt sie so viel Muth und Kühnheit, daß vielleicht keine andere Sprache eines freyen Volkes würdiger ist. Wo aber wird sie diesem Schwunge Grenzen setzen? Sie hat das Joch abgeschüttelt, das ein übertriebenes und kindisches Zartgefühl ihr auflegte; wird sie sich nun so weit hinreißen lassen, selbst die ewigen und unveränderlichen Gesetze des Geschmacks zu verkennen, und nur der Willkühr zu gehorchen? Ich verfolge mit neugierigem Blick ihre Veränderungen. Bis jetzt finde ich diese ihrer Ausbildung noch günstig: doch wage ich nicht zu behaupten, daß sie sie nicht über lang oder kurz ihrem Verfall zuführen werden." — S. 63 verlangt der Vf. die Deutschen sollen die griechischen, lateinischen, französischen u. s. w. Worte, die sie in ihre Sprache aufnehmen *habiller à l'allemande.!!* — Ueber den Einfluß der Höfe auf die Bildung der Sprache. Mit Recht widerspricht der Vf. hier Leibnitzen. La Cour peut bien fournir des tournures ingénieuses, répandre le gout de l'élégance et de la délicatesse, faire saisir, dans les objets de nos connoissances, et surtout dans nos sentiments, quelques nuances fines, qui échappent au reste des citoyens. Mais ce n'est pas elle, qui pe ut étendre l'empire

de la philosophie et de la raison, développer les principes des arts et des sciences, faire des découvertes intéressantes et crèer les expressions nécessaires, pour rendre, avec autant d'énergie que de vérité, des pensées neuves. Qu'on me cite une seule cour, d'où soit partie la lumière qui a éclairé les peuples. Le bel-esprit y brille quelque fois; et le vrai genie au contraire s'y eteint presque toujours, s'il n'y est étouffé avant que de nâitre."

Ohne Anzeige des Druckorts: Epoden. 1792. 32. S. 8. Rec. erinnert sich, diese kleine Sammlung, die jetzt mit der Jahrzahl 1792 erscheint, schon vor 5 oder 6 Jahren in den Händen gehabt zu haben. Man nannte damahls einen großen Dichter als den Vf. Sie wurde gleichwohl nur wenig bekannt, und konnte es bey der Beschaffenheit des Inhalts auch nicht werden. Es sind kleine satyrische Gedichte, die mehr Derbheit als Kraft und Geist haben, und, wie es scheint, größtentheils auf besondere Vorfälle und Personen gedichtet sind. Das A propòs und die Aehnlichkeit der Portraits mag ihnen in den Augen derer, die darüber urtheilen konnten, ein gewisses Interesse gegeben haben. Wer sie ohne erläuternden Commentar lesen soll, wird ihnen wenig Geschmack abgewinnen. Das beste, wenigstens das verständlichste Stück ist folgendes:

Als von Archilochus dem Griechen die Rede war.

Er, der Grieche! peitschte Thoren,
Höchstgelehrt und höchstgebohren,
Vor sich hin und vor sich her;
Welchen Lohn hatt' er?

Keinen hatt' er! Alle Thoren,
Höchstgelehrt und höchstgebohren,
Uebel oder wohl gebaut,
Hatten dicke Haut!

Er, der Grieche, wurd' es müde!
Friede, sprach er, Friede, Friede!
Sey, o Thorheit, für und für
Zwischen dir und mir!

Feines Kriechen lohnte besser!
Hütten, Häuser, und auch Schlösser
Wurden sein, die großen Herrn
Lasen Hymnen gern!

Langes Leben ward dem Griechen!
Ey! so will denn ich auch kriechen!
Thorheit! Göttinn! her zu mir!
Friede sey mit dir!

Berlin: Zehn Phantasien nebst einem Anhange von Friedrich Bouterwek. 1792. 134. S. 8. Durch die Aufschrift Phantasien wollte der Vf. wahrscheinlich den sichtbaren Mangel an Plan und die schwache Verbindung der Ideen in diesen Gedichten entschuldigen. Man kann ihm nun

nun zwar nicht den Vorwurf machen, daß er mehr Erwartung erregt, als befriedigt habe; überhaupt aber sind denn doch poetische Produkte dieser Art an sich von geringem Werth. In einzelnen Stellen zeigt sich auch hier der gute Kopf des Vf., wenn gleich das Ganze ein abermaliger Beweis ist, daß weniger die Natur, als er selbst sich zum Dichter gemacht hat, daß er mehr Studium und Kunstfertigkeit, als Empfindung und lebendigen poetischen Geist besitzt. Der Ausdruck ist oft sehr stark, oft zu glänzend, selten aber sind die Gedanken, der Gang und die Folge der Ideen und Empfindungen, und das Licht, in welches sie gesetzt sind, poetisch. S. 30 sagt Hr. B. von Rousseau:

Du, dessen Seele spiegelrein
Das Bild des Lebens, treu und fein,
So wie es die Natur dir mahlte,
Verschönert nur durch Helle wiederstrahlte!
Mit Feuerkraft der Darstellung gerüstet,
Die mit dem Ordensstern der Mode sich nicht brüstet
Und vom Sophisten nie den Mantel leiht;
Die still, wie Honigfluth, zum Herzen gleitet,
Der Wahrheit da ein Lager zubereitet,
Und es mit Amaranthen leicht bestreut —
Du, Rousseau, Mensch! Du Einziger gehörtest
Nicht diesem Reich des Egoismus zu,
Der Liebe Erstgeborner, du u. s. w.

Nichts ist falscher, als dieser Gedanke, nichts verunglückter, schielender und verschnörkelter als der Ausdruck. Die matte und gemeine Idee erliegt

liegt unter dem Schwall von Bildern und unverträglichen Metaphern. Die Feuerkraft der Darstellung verschmäht den Sophisten = Mantel, gleitet, gleich einer Honigfluth, zum Herzen (als ob der Honig zum Herzen glitte!) und streut da für die Wahrheit — Amaranthen!!! Solche Stellen, die der große Haufe eben für recht poetisch hält, sind Kennern der sicherste Beweis, daß es einem Manne, der viel auf diese Weise schreiben kann, gleich sehr an Genie und ächtem Geschmack fehlen müsse. — Eine der besten Stellen ist folgende: (S. 77.)

Du, du bist es, auch in deinen Resten
Unverkennbar auserwähltes Land,
Wo die Schönheit bey Gedankenfesten
Für die Weisheit Blumenkränze wand;
Wo das Glück die Menschlichkeit zu schirmen,
Trotz der Barbarey erneuten Stürmen,
Felsenfester Tapferkeit gelang;
Wo die Freyheit unter Jubelliedern
Ueber gleichgestellten Bürgerbrüdern
Fröhlich ihre Siegesfahne schwang.
Ja, du bist es, Hellas! Land der Götter!
Länder welken, Völker sterben hin;
Aber deines Geistes Lorbeerblätter
Welken nie, du Menschenlehrerinn!
Was Vernunft in ihren schwersten Siegen,
Phantasie in ihren kühnsten Flügen,
Kunst in ihrem Meistergriff erfand;
Was den innren Geist zur Wahrheit gängelt,
Was das schwache Menschenherz verengelt,

War

War dein Eigenthum, o Griechenland!
Welche Kraft erhob dir alle Kräfte
So zur hohen Ueberschwenglichkeit,
Daß die Welt bis in die Ewigkeit
Auf Ein Muster ihre Blicke hefte?
Dir, dir gab Natur mit vollen Händen
Was sie nur von Herrlichkeit besaß;
Und doch war ihr Geben ein Verschwenden,
Wenn sie Eins, ein Einziges vergaß;
Und das war? — Das war, was wen'ge kennen,
Dem, ders kennt, ein köstlicher Gewinn;
Ein Gewinn, den Worte dunkel nennen,*)
Angeborner, ächter Schönheitssinn,
Schönheit, du von allen Himmelstöchtern
Unsrer Erdenweisheit blinden Wächtern
Unbegreiflichste! Fürwahr, du bist! u. s. w.

Berlin: Actenstücke über einen poetischen Wettstreit, geschlichtet auf dem deutschen Parnaß. 1793. 3 Bog. gr. 8. Drey poetische Dilettanten dichteten, auf genommene Abrede, einem gemeinschaftlichen Freunde einen Neujahrswunsch nach einer gegebenen Anzahl von Endreimen, und überließen ihm zugleich die Entscheidung, welcher Ausarbeitung der Vorzug gebühre, und welchem von ihnen als Sieger von den beyden Ueberwundenen der bestimmte Kampf-Preiß entrichtet werden solle? Da die Stimme des Publikums aber mit dem Ausspruch dieser ersten Instanz sich nicht conformi-

*) Soll heißen: der sich durch Worte nur dunkel beschreiben läßt.

formiren wollte, so übergab der Richter die Acten-stücke an Hrn. Prof. Bürger, und ersuchte ihn um sein Gutachten. Dieser ertheilte einem andern, und nach des Rec. Gefühl offenbar auch besserm Stücke den Preis zu. Alle diese Aufsätze, die wettstreitenden und noch verschiedene andere durch diesen scherzhaften Streit veranlaßten Gedichte, enthalten gegenwärtige Bogen, deren Lectüre Rec. die angenehme Ausfüllung einer leeren halben Stunde verdankt. Wir setzen das durch Hr. B. bestimmte Preisstück her:

Mich ekelts, Theuerster! wenn heut der Mann im Büffel
Dem sammtnen Mann die Hand beym feilen Glückwunsch küßt.
Wär' ich ein sammtner Mann, wahrhaftig keine Trüffel
Schenkt' ich dem Sängerschwarm vom Harlekins-Gerüst.
Dir aber sing' ich selbst. — Laßt meine Kunst nicht scheitern,
Ihr Musen! hört mein Flehn bey düstrer Lampe Qualm:
Steigt jetzt zu mir herab auf goldnen Himmels-Leitern,
Und gebt dem Liede Kraft, sonst bleibt es matter Salm.
»Sey glücklich, biedrer Freund! dich lieb' ich bis zur Asche;
»Lüg' ich, so würge mich des Forstes Wolf und Bär,

»Trüg'

»Trüg' ich ein Diadem und du die Hirten-
Tasche,
»Doch wär dein Freundschaftskuß mir heilig stets
und hehr.
»Wärst du ein schaaler Kopf — (frey red' ich von
der Leber,
»Denn niedrer Schmeicheley gebührt kein Lorber-
Reis)
»Wie Judas falsch, und stolz, wie ein Lizent-Er-
heber,
»Kalt blieb' ich gegen dich, wie Nova Zembla's
Eis.
»Heut wünsch' ich dir beym Styx! Doch halt! ich
will nicht fluchen,
»Als Waidmann schwör' ich nur bey meiner Büchse
Knall,
»Mehr Freuden, als im Lenz dort Blätter an den
Buchen,
»Mehr als Insekten sind in meiner Doggen
Stall.
»Doch länger will ich nicht an diesem Glückwunsch
schnizzeln,
»Dein edles Herz verschmäht ja allen Weihrauch-
Duft;
»Auch würd' ich schlecht dein Ohr durch harte Reime
kizzeln,
»Wozu man heut mich zwang — Wie schlöß' ich
sonst mit Kluft?

Cöthen: Blüten Anhaltischer Muse. Erste Sammlung. 1792. 172. S. 8. Der verunglückte Titel war uns schon eine schlimme Vorbedeu-

deutung — wie kann man doch von Blüten einer Muse sprechen? — noch ungünstigere Erwartungen erregte das so genannte Präludium des Herausgebers, und der Inhalt der Sammlung bestätigte beydes. Die meisten Stücke sind weniger als mittelmäßig, viele ganz schlecht. Der Vf. scheinen mehrere, und wie das sinnbildliche Titelkupfer anzudeuten scheint fünf, zu seyn: einer mag etwas mehr Belesenheit, Geschmack und Uebung haben, als der andere; sicher aber hat keiner von ihnen ein poetisches Talent, das Aufmunterung verdiente. Sollte man glauben, daß es in unsern Tagen in irgend einem Winkel von Deutschland noch Leute gebe, die sich einbilden können, sie machten Verse, wenn sie reimen, wie folget?

Uns führte einst schon unser trauliches Gespräch
Auf den vielfältigen Misbrauch unsrer Muttersprache.
Wir Beide waren darinn eins, daß viel zu wenig man
Noch über Richtigkeit des Ausdrucks wache;
Da oft mit einem Wort sich Jeder den Begriff verbindet,
Den er am meisten wünscht, und der nach advenant
Sich g'rad' im Oberstübchen seiner Seele findet.
So oft ich dieß von neuem überdenke,
Stellt es sich immer nöthiger mir dar,
Daß man auf reine Logik und Gramattik unsers deutschen Styls
Aufmerksam stets die größte Sorgfalt lenke u. s. w.

Das beste Stück der ganzen Sammlung sind vielleicht nachstehende epigrammatische Zeilen:

Ein Schriftstellerkniff,

dessen man sich jetzt häufig zu bedienen anfängt.

Bav witzelt unaufhörlich über schlechte Dichter.
Wie kann es anders seyn, als daß die Welt
Ihn nun für einen guten Dichter hält?

Göttingen: Ueber Deklamation von H. G. B. Franke. Erster Theil. 1789. 200 S. 8. Wir wollen diese nützliche Schrift lieber spät als gar nicht anzeigen. Hr. F. handelt in diesem ersten Theil den Gegenstand im Allgemeinen ab. In der Einleitung spricht er von dem Ansehn, in dem die Deklamation bey den alten gestanden, von der Höhe der Vollkommenheit, die sie erreicht, und von den mannichfaltigen Vortheilen, die auch in unsern Tagen noch die darauf verwendete Mühe belohnen. Im ersten Abschnitt beantwortet der Vf. die Frage: was ist Declamation? — Sie ist ihm der im lauten Vortrage vollkommene Ausdruck der durch Worte bezeichneten Gedanken. In den fünf folgenden Abschnitten handelt der Vf. von der Darstellung der Gegenstände, der Gedanken, dem Accent, den Tönen und Pausen. Die Nachschrift betrifft die Bemerkungen eines gewissen Hrn. M. Löbel über Declamation in den Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt. Hr. F. prüft die Definition, die dieser Vf. von der Declamation giebt, und nach welchen sie der mündliche, dem jedesmaligen Seelenzustande

des

des Redenden angemessene Vortrag von Ideen und Empfindungen ist. (Die Mängel dieser Erklärung springen in die Augen; der jedesmalige Seelenzustand des Redenden ist eine nicht blos überflüssige, sondern selbst irreführende Bestimmung. Beym Declamator kann so wenig als beym Schauspieler seine jedesmalige Stimmung dem Vortrag Charakter und Richtung geben, vielmehr müssen beyde ihren Seelenzustand auf den Ton, den ihr zu haltenden Vortrag erfordert, zu stimmen suchen.) — Wir wünschen die Fortsetzung dieser wohlgerathenen Schrift, die wir jedem, der sich mit diesem interessanten Gegenstande zu beschäftigen, und eine so nützliche Fertigkeit zu erwerbe nlust hat, vorzüglich angehenden Kanzelrednern empfehlen. Der Vf. zeigt nicht nur Bekanntschaft mit den besten Schriften über die Declamation; er hat auch mehrere treffende und ihm eigene Bemerkungen eingestreut, die beweisen, daß er seinen Gegenstand überdacht hat, nnd selbst in der Ausübung dieser schweren Kunst kein Neuling seyn kann.

Schwedische Litteratur.

Stockholm. Schon im Jahr 1790 gab ein Hr. Bellmann, ein Genie von der Art, wie sie vor zwanzig Jahren ihr Unwesen in Deutschland trieben, eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: Fredmanns Epistlar heraus. Das Jahr darauf ließ er folgen: Fredmans Sånger af Bellmann med Melodierna. 8. die gewis-

sermaaßen als ein zweyter Band jenes dichterisch-musikalischen Werks angesehen werden können. Hr. B. ist nicht ganz ohne Talente, aber gänzlich ohne Geschmack. Er mischt großes und kleines, Ernst und Posse durcheinander, und scheint selbst schmutzige und pöbelhafte Einfälle für poetische Licenzen zu halten.

Die an neuen Produkten überhaupt sehr arme schwedische Litteratur liefert besonders im Fache der schönen Wissenschaften meist nur Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen, weniger aus dem Englischen. In den letzten Jahren sind erschienen:

Ferdinandine i Gibraltar i vid Belägringen under Elliot. 1790. 8. Eine steife Uebersetzung eines mittelmäßigen deutschen Romans.

Winter-Nöjen på Landet. (Wintervergnügen auf dem Lande.) 1791. 8. Nach einem französischen Original.

Abels Död af Gesner. 1789. 16. Bog. 8. Hr. C. Ekaban, der sich durch mehrere ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat, ist Verfasser dieser Uebersetzung.

Ein Hr. Björn hat 1791 freye Uebersetzungen von Brandes Grafen von Olsbach, der Mad. Beaunoir Fanfan et Colas und Merciers Habitant de Guadeloupe geliefert. Derselbe hat unter dem Titel Svenska Theatern einige Nachrichten von den fünf jetzt in Schweden befindlichen Theatern ertheilt.

Win-

Vtvaldt Bibliothek för Läsare och Läsarinnor af alla Stand. 1. B. 1791. 12. Eine Uebersetzung des ersten Theils von Yoriks Sentimental Journey.

Tom Jones. 1790. 82. p. 8. Hr. Enwaltson, der schon mehr Uebersetzungen für die schwedische Bühne verfertigt hat, hat auch diese komische Oper in 3 Akten in seine Muttersprache übergetragen. Von demselben ist folgende Nachahmung

Den förlorade Pupillen etc. (Die verlorne Waise) komische Oper in 2 Akten. 64 S. 8. 1790.

Resa til Grekeland anstäld of Anacharsis den yngre 1791. 8. Eine fleißige, schöngedruckte Uebersetzung der Voyage du jeune Anacharsis. Sie wird halbe Bogenweise ausgegeben!

* * *

Original ist: Theatern och Åscådarne. 1789. 8. Der Prolog zum Theater und den Zuschauern von Hrn. Björn abgefaßt, der jetzt viel mit Beyfall für das Theater arbeitet. Dieser Prolog ward bey der ersten Vorstellung des Stücks: Michel Wingler auf den amerikanischen Inseln, gesprochen. Es gehört dazu ein Divertissement zum Schlusse des Stücks.

Ode fö ver Kärleken til Fäderneslandet. 1789. Diese Ode über die Liebe zum Vaterlande macht dem poetischen Talent und dem Patriotismus ihres Vf. Ehre. Wenn sie kürzer wäre, so wurde sie noch mehr Wirkung thun.

XI.

Litterarische Nachrichten.

Der berühmte Cazotte, der in mehrern Fächern der Poesie vortrefliche Arbeiten, in einigen, vorzüglich in der romantisch prosaischen Erzählung, wahre Meisterstücke geliefert hat — wer kennt nicht seinen verliebten Teufel, seinen Lord aus dem Stegreif u. s. w. *)? — ward zu Paris in dem blutigen August des verflossenen Jahres als ein heimlicher Conspirateur gegen das Volk gefänglich eingezogen, von seiner Tochter zwar anfangs losgebeten und aus dem Gefängniß der Abtey St. Germain befreyt, aber doch kurze Zeit nachher von dem gewöhnlichen Criminalgerichte zum Tode verurtheilt und in einem Alter von 80 Jahren hingerichtet. Herr Journiac St. Meard, vormaliger Commandeur des Königl. Jägerregiments zu Fuß, berichtet in seiner alle Nerven durchschauernden Schrift: Meine Todesangst von 38 Stunden, oder Erzählung dessen, was ich, während meiner Gefangenschaft,

*) Eine Auswahl seiner vorzüglichsten und unterhaltendsten Schriften, erschien in einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: Moralisch-komische Erzählungen, Mährchen und Abentheuer. Aus dem Französischen des Cazotte (von G. Schaz) Leipzig 1789—1790. 4 Bändchen. 8.

schaft, im Gefängnisse der Abtey St. Germain vom 22sten August bis zum 4ten Sept. erfahren mußte, und was ich daselbst sah und hörte, folgendes von diesem Vorfall: „Den 30sten Abends um eilf Uhr brachte man einen achtzigjährigen Greis in unser Behältniß, und den Morgen darauf erfuhren wir, daß es Herr Cazotte war, der das Gedicht Olivier und den verliebten Teufel geschrieben hat. Die außerordentliche Munterkeit dieses alten Mannes, und seine ihm eigne Art sich auszudrücken, verscheuchte unsern Verdruß einigermaaßen. Aus Kains und Abels Geschichte suchte er uns im ganzen Ernst zu überreden, wir wären weit glücklicher als die Herren von dem Sicherheits-Ausschuß. Er wurde äusserst unwillig darüber, daß wir ihm das nicht aufs Wort glauben wollten, und suchte uns schlechterdings zu überzeugen, es wäre unsere jetzige Lage in der Apokalypse schon vorher verkündigt. Ich machte ihn im Ernst böse, da ich ihm sagte, wir könnten uns weit eher beruhigen, wenn wir eine Prädestination annähmen, als wenn wir seinen Behauptungen glaubten. Zwey Soldaten, die ihn vor das Criminalgericht abführten, machten unsrer Streitfrage ein Ende.“ Und weiterhin bey der Schilderung der Mordscenen vom 2 Sept. *)

*) Man scheint absichtlich einen Sonntag gewählt zu haben, um die Bischöffe, Priester und Königl. Gesinnten zu morden. Nicht als Strafgericht, nicht als gerechte Vergeltung der bekannten Bartholo-

„Um 5 Uhr (Nachmittags) rufften mehrere Stimmen den Herrn Cazotte. Kurz darauf hörten wir eine Menge laut sprechender Menschen die Treppe herauf kommen, hörten Waffengeklirr, Männer- und Weiber-Geschrey. Den alten, stets heitern Greis, dem seine Tochter folgte, schleppten sie herunter. Sobald er außer dem Hause

tholomäus-Nacht, sondern als deren Gegenspiel, glaube ich, muß man diesen Somtag betrachten. Er beweißt, daß der Atheismus Menschenblut so gut als Fanatismus in Strömen vergießt, wobey noch zu bedenken, daß Religions-Schwärmerey nur einer bessern Leitung bedarf, um die erhabensten Tugenden zu bewirken, da sie das Herz des Menschen erhebt, ihm eine bewundernswürdige Kraft ertheilt, ja den Tod verachten lehrt, wie Ludwigs XVI standhaftes Betragen bey seiner Hinrichtung ganz neulich gezeigt hat; sie ist also eine große, wenn schon in ihrem Ausbruch oft schreckliche, doch, gleich dem Donner, Ehrfurcht gebietende Leidenschaft: dagegen Irreligion, oder die Lehre vom Fatalismus und Materialismus lauter niedrige, kleinliche Gemüthsneigungen erzeugt, die dem Menschen zum Vieh herabwürdigen, das Herz einengen, ans Leben fetten, entkräften, unser Ich, unser persönliches Wohlseyn zum einzigen Zweck des Lebens machen, und so nach und nach die Stützen aller bürgerlichen Vereinigung unterminiren. L'abus du savoir produit l'incrédulité, l'aveugle devotion mene au fanatisme, sagt Rousseau im Emile l. 4.

Hause war, hing sich die herzhafte Tochter an den Hals ihres Vaters. Das Volk wurde durch diese Scene erweicht, bat um seine Begnadigung und erhielt sie.“ Aber nur von den besoldeten Mördern, nicht von Frankreichs Tyrannen. Diese ließen ihn nochmals einfangen, und nun durch die Guillotine hinrichten, weil er an dem Projekt Antheil genommen hatte, welches der deutsche Herausgeber der so merkwürdigen Schrift: Plan d'une Constitution libre et heureuse, selon Justice, Raison et Sagesse, in der hinzugekommnen Vorrede entwickelt.

Paris. Diese große Stadt ist jetzo nicht nur der Schauplatz merkwürdiger, tragischer und empörender Begebenheiten, zügelloser Leidenschaften und erbitterter Parteyen: sie bietet noch eben so, wie ehedem, vielleicht mehr noch als sonst, dem Sittenbeobachter, dem satyrischen Dichter reichen Stoff zu den komischsten und anziehendsten Gemählden dar. Auch die kleinern Leidenschaften treiben jetzt ihr Spiel freyer, ungestörter, nicht mehr in einförmigen, von der Mode und der mächtigen Laune einiger Wenigen vorgezeichneten Kreisen. Bey der eitelsten aller Nationen ist fast jedem Individuum die Möglichkeit gezeigt worden, in Verhältnisse und auf einen Platz zu kommen, wo es die Augen der Welt auf sich ziehen kann. Wie leicht muß in der Phantasie eines ächten Parisers diese Möglichkeit in Wahrscheinlichkeit, und diese Wahrscheinlichkeit denn bald in Gewißheit übergehen! Was für komische Szenen, für

Abentheuerlichkeiten aller Art dieses allgemeine Ringen, Streben und Haschen nach Ruhm, Ansehn, Einfluß hervorbringen muß, läßt sich denken. Ein Dichter, von nicht zu verachtender Laune (Armand J. Charlemagne ist sein — wie es scheint — angenommener Name) hat einige dieser neuesten Ridecüls in kleinen satyrischen Gedichten sehr gut ins Licht gesetzt. Das eine betrift die Manie der Pariser, die, wenn sie bey den Jacobinern, oder sonst in einem Club oder Kuffeehaus ein paar gellende Declamationen gehalten, sich nun für große Redner, für berühmte Männer halten, und nun an den Läden der Kupferhändler ihre unbedeutenden Gesichter glänzen lassen.

Sur quelques gravures et quelques grands hommes.

Au tems passé, jours désastreux,
Honni siècle de l'ignorance,
On s'avisoit de graver ceux
Qui, par leurs faits, par leur vaillance,
Voire par d'utiles labeurs,
Ou quelque peu de bienfaisance,
Généraux, savans, orateurs,
Avoient mérité de la France,
Au moins amusé leur lecteurs.
Près d,*Henri quatre* étoit *Voltaire*,
Et l'on avoit sur son bureau,
Corneille, *Turenne* et *Moliere*,
Sully, *Descartes* et *Rousseau*.
Plus d'un chemin mene à la gloire.
Un proverbe antique, illusoire,

Jadis

Jadis disoit: trop parler nuit:
Tout au rebours; beaucoup de bruit
Ouvre le temple de mémoire;
Et pour acquérir un grand nom
Une petite motion
Vaut mieux qu'une grande victoire.

C'est à qui peindra le *Solon*
Dont la faconde est peu commune,
Et maint artiste en belle humeur
Est là pour saisir l'orateur,
Quand il perore à la tribune:
Puis la palette ou le ciseau
Soudain ébauchent le visage,
Et font du disert personnage,
Un immortel *incognito*.

Ici c'est ce prélat qu'on cite,
Actif, dénonçant, surveillant:
Je ne sais s'il est ressemblant;
Mais la bordure a son mérite:
On le prendroit pour *Bossuet*,
Si ses noms, surnoms qu'on peut lire,
Aux regardans ne faisoit dire:
Eh! parbleu c'est l'Abbé* * * (*Fauchet.*)

A ses côtés autre grand homme,
Qui sait même écrire, dit-on,
Qn'on ne lit pas, mais qu'on nomme
Surtout pour la délation;
Aux cheveux plats, à l'air superbe,
Paroissant tout fier que son nom
Soit enfin devenu proverbe.

Et pour completter le trio,
Dans ce profil, en point-de-vue,
Encor un Licurgue nouveau,
Au nez prolixe, au col de grue.
Que d'attributs dans ce tableau!
Des diplômes d'académie,
Et la ferule de Platon,
Et l'aſtrolabe de Newton,
Avec le compas d'Uranie:
Mais il oublia le graveur,
Et c'eſt ſans doute une mépriſe,
Le diadême de Moïſe,
Qui fut auſſi Legislateur.
Dénigrez donc l'âge, où nous ſommes,
Perſiffleurs vains, cenſeurs jaloux;
En dépit de votre courroux
On n'eut jamais tant de grands hommes:
Et tel perſonnage ignoré
Que l'on coudoie dans la rue,
Eſt par le burin illuſtré,
Peut-être a même une ſtatue.

Courons, Meſsieurs, à l'attelier
L'immortalité s'y diſpenſe:
Le prix eſt fait, tant par ſéance:
Il ſuffit de ſavoir payer,
Pour être un homme d'importance;
Et puis les attributs divers,
Myrthe, laurier, fleuron, couronne:
La regle encor eſt qu'on vous donne
Par deſsus le marché, des vers;
Petit quatrain à votre gloire,
Dont le diſciple de Longeuil
A pour ſes chalans un receuil

Dans

Dans quelque coin de ſon armoire,
C'eſt par ces moyens innoçens
Qu'un Iuriſconſulte émérite
Et le plus vieux des vétérans,
Aviſé tard de ſon mérite,
Se pavane chez les marchands,
Et fait lire à tous les paſsans,
Sous ſa figure décrépite,
»Malgré ma goutte et ma pituite,
»Je ſuis le terreur des tyrans.«

Hier j'aviſai ſur mon paſsage
Un jouvenceau colifichet,
Bouffi de vent et de parlage,
Qui péroroit, qui péroroit,
Se rengorgeoit, se répétoit,
Ni plus, ni moins qu'un perſonnage,
Ou pour mieux dire un perroquet.
Je le crus fou, du moins peu ſage:
Mais comme j'étois dans l'erreur!
Jl part: je ſouris; on le nomme:
Eh bien, tenez, ce harangeur,
Mes amis . . . c'étoit un grand homme,
Dont ſur le quai des Théatins
Se vend la bénigne figure,
Avec quatre vers anodins
Inſcrits au bas de la gravure.
Honneur aux modernes héros!
Mais tenez: ayons la franchiſe
De rire aux dépens des nigauds
Que leur parlage immortaliſe:
Paiſibles, gais, point obſervés,
Buvons, rions dans les ténebres,
Fuyons l'affront d'être célebres,
Et la honte d'être gravés.

Die

Die zweyte Satyre, aus der wir nur einige Stellen mittheilen wollen, spottet über die neue Pariser Thorheit, die Namen umzutauschen, oder mit andern zu paaren:

Allons, bravo: point de scrupule;
Débaptisons-nous, mes amis.
S'appeller Jean-Jacque ou Louis,
Tenez, rien n'est plus ridicule;
Plaisans patrons, en vérité
Bons pour des siécles d'ignorance.
Dans celui de la liberté
On a bien une autre balance:
Tout à son tems, chacun son tour;
Ce qu'on révéroit on le hue;
Tel fut héros jusqu' à ce jour,
Dont on renverse la statue.

— — — —

Fi donc! des Saints du Paradis!
Cela sent trop le vieux régime.
Ils furent trop pronés jadis,
Pour avoir droit à notre estime.
Qu'étoient-ils après tout? Oh, rien,
Tout uniment des gens de bien;
Et chacun d'eux dans sa manie,
Poussoit même la bonhommie,
Jusqu' à daigner être chrêtien!
Qu'apprenoit-on à leur école?
Des lieux communs, de vieux *rebus*,
Que l'on prenoit pour des vertus,
Tant toute la France étoit folle;
L'indulgence, la bonne foi,
Le dévoûment à la patrie,
Voire obeissance à la loi,

Er

Et voyez même la folie,
Un peu de respect pour son roi . . .

— — — —

Vive la moderne méthode,
Les noms Romains, les noms en *us*:
Appellons nous *Quintus - Sextus*,
Pour mieux être à la mode,
Prenons pour patron *Brutus* . . .

— — — —

A vous mes brillans compagnons
Petits candidats du Parnasse,
Allons y chercher nos patrons,
En attendant d'y tenir place.
Au paradis, sur l'Hélicon,
Les protecteurs sont salutaires,
Et les favoris d'Apollon
Nous obtiendrons, par leurs prieres,
Cette grace que les jaloux
Disent que nos œuvres et nous
Quelque fois ne méritons gueres.
Avis à suivre, mes confreres,
M'en remercira qui voudra:
Mais non; c'est un tic, et deja
N'avons nous pas *Dorat - Cubières*?
Que tardons-nous? à l'unisson,
Vite, adoptons cette manière:
Changeons de Saint et de banniere,
Et plantons là le vieux patron,
Chénier s'appellera *Voltaire*,
Fauchet l'évêque *Massillon*,
D'*Eglantine* sera *Molière*,
Et *Roberspierre*, *Cicéron* etc. etc.

XII.

XII.

Kunstsachen.

Leipzig: In der Rostischen Kunsthandlung 1792. Anzeige sämmtlicher Werke von Herrn Daniel Berger, Rector und Lehrer der Kupferstecher-Kunst bey der Königl. Preuß. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin: nebst dessen Bildniß. (176 Seiten) No. I. Nach der unterm 1. Dec. 1791. von obgedachter Rostischen Kunsthandlung bekannt gemachten Anzeige erscheint hier das vollständige Verzeichniß aller von Hrn. Dan. Berger bis itzt verfertigten Arbeiten beschrieben, und nach der Zeitfolge in Nummern geordnet. Wie vortheilhaft dieß Unternehmen für die Kunst selbst, und deren Fortschritte, als auch insbesondere für die Kunstsammler ist, läßt sich leicht begreifen, und der fleißige Verfasser, der diese mühsame Arbeit unternommen und mit so viel Genauigkeit gefertiget, verdienet den Dank aller Kunstfreunde. Voran steht eine kurze Lebensgeschichte des Künstlers, und in Beschreibung der Blätter ist nichts übergangen, was zur Erläuterung und Geschichte der vorzüglichsten dienen kann. Wie sehr ist zu wünschen, daß dieß Unternehmen, von dem durch eine am Ende wiederholte Kunstanzeige weitere Rechenschaft gegeben wird, zur Fortsetzung

setzung durch eine aufmunternde Supscription möge begünstigt werden. Hier wird uns die Hofnung gegeben, daß wir in Num. II. das interessante Verzeichniß sämmtlicher Blätter unsers berühmten Landsmannes Hrn. Wille in Paris erhalten sollen: ja, daß dieser Künstler mit der Berichtigung des ihm gesandten Manuscripts bereits beschäftiget ist. — Von folgenden Künstlern sind, nach einer hier gegebenen Anzeige, voritzt die meisten Materialien vorhanden: Wille, Schmidt, Edelink, Drevet, Manteuil, Masson, Hogarth, Hollar, die Preißler, ferner die Werke eines Schulze, Meil, Cochin, Swaneveld, Waterloo, Dieterich, alles was nach Angelica Kaufmann gestochen ist: — und welcher Kunstliebhaber wird nicht dieses nützliche Institut durch Beyträge zu unterstützen suchen?

Ebend. Unser berühmter Bause hat vor kurzem aufs neue das Bildniß unsers theuersten Churfürsten, nach einem neuen Originalgemälde von Graff, gestochen, eines seiner so wohl der Behandlung, als dem Stiche nach, vorzüglichsten Porträte.

Von eben diesen beyden Künstlern haben wir, aus der Rostischen Kunsthandlung, das Bildniß unsers unvergeßlichen Doctor und Professor Morus zu gewarten, das gegen Ende dieses Jahrs erscheinen wird. Auf Subscription wird es mit 16 gr. bezahlet, und die Subscribenten erhalten nach ihrer Unterzeichnung die besten Abdrücke: in der Folge für 20 gr.

Nürnberg. Die Frauenholzische Kunsthandlung allhier, die sich so sehr beeifert, alles was zum Fortgange der Künste in unserm Vaterlande beyträgt zu befördern, giebt folgende interessante Nachricht aus, daß sie die vom Hrn. Prof. Müller zu Stuttgardt von ihm gestochene Platte, das Bildniß Ludwig des 16ten in ganzer stehender Figur vorstellend, welche bey dessen unglücklicher Lage dem Hrn. Prof. Müller zum Eigenthume überlassen worden, käuflich an sich gebracht habe. Die Verdienste dieses großen Künstlers, der unter den ersten deutschen Kupferstechern dieses Jahrhunderts mit an der Spitze steht, sind zu bekannt, als daß man etwas zu seinem Lobe hinzuzusetzen braucht. Das Gemälde, nach welchem es gestochen worden, ist von Düplessis, einem der vorzüglichsten Portraitmahler Frankreichs, zu dem der König mehrmahlen gesessen, und dasjenige Original, nach welchem, auf Befehl und für Rechnung des Königs, eine nicht geringe Anzahl gemalter Copien gemacht, und an verschiedene auswärtige Höfe verschenkt worden ist. Um dieser Platte nichts von ihrer Vollkommenheit zu nehmen, läßt sie die Frauenholzische Handlung gegenwärtig in London abdrucken.

Für diejenigen, welche binnen 2 Monaten subscribiren, kostet das Blatt avant la lettre 8 Laubthaler. — Ein Abdruck mit der Schrift aus dem 1ten und 2ten Hundert, der sich durch Beyzeichen kenntlich macht, 6 Laubthaler, und ein anderer ohne Beyzeichen 5 Laubthaler. Alle

Kunst

Kunst und Buchhandlungen, die Subscription darauf annehmen, erhalten den gewöhnlichen Rabatt. Aufserdem wird den Subscribenten, die sich an Hrn. Frauenholz selbst wenden, das Blatt nach erhaltener Bezahlung, so weit es seyn kann, franco zugesendet.

In demselben Verlage ist erschienen: Versuch über die Religion der alten Aegypter und Griechen, von Paul Joachim Siegmund Vogel, Rector der Sebalder Schule in Nürnberg, mit Kupfern 4to. Der gelehrte Verfasser hat in diesem wichtigen Werke sein Hauptaugenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, die Ideen zu entwickeln, welche die alten Aegypter und Griechen ursprünglich von der Gottheit, und der Art sie zu verehren, hatten; dann den Gang zu verfolgen, den ihre Ideen in ihrer Ausbildung und Verfeinerung bekamen, und dadurch die ausgebildeten und verfeinerten Ideen schärfer zu fassen und richtiger zu bestimmen: mit beständiger Hinsicht so wohl auf den Antheil, welchen die übrige Ausbildung beider Völker, als auf den, welchen die Vorsteher und Lehrer bey beyden Völkern, und bey den Griechen noch besonders auf den, welchen die Dichter und Künstler an der Ausbildung der Religions-Ideen hatten — ferner zu entwickein, welches die Ideen des verständigern Theils beyder Nationen, bey den Aegyptern der Priester, bey den Griechen der Philosophen, von der Religion gewesen sind; und dann auszuspüren, auf welche Weise und auf welche Veranlassungen diese ihre Ideen an die Ideen des Volks sich angeschmiegt haben, und nach und nach

mit der Volksreligion in Verbindung gebracht worden sind. — Es folgt also in diesem Bande der Versuch über die Aegyptische Religion. In wie fern der berühmte V. diesen seinen Zweck erreicht, davon überlassen wir die Prüfung den gelehrten Tagebüchern, empfehlen es aber hier hauptsächlich den Kunstfreunden und Künstlern, denen die Berichtigung mythologischer Kenntnisse so nöthig und nützlich ist, und wogegen oft so viele bey Ausführung ihrer Vorstellung verstoßen. Man findet hier in 12 beygelegten sehr gut gestochenen Kupferblättern die Abbildung Aegyptischer Gottheiten nach Gemmen, deren Größe allezeit nach den Originalen auf der Seite angegeben ist; und wir wünschen nichts mehr, als daß Verfasser und Verleger durch hinlänglichen Abgang dieses Werks mögen in Stand gesetzt werden, dasselbe fortzusetzen, da uns dieselben noch zu ein paar Bänden, welche Untersuchungen über die Religion der Griechen, einem der vorzüglichsten Gegenstände für die Kunst, die angenehme Hoffnung geben.

Zürch, bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie, ist herausgekommen: Mahlerische Reise in die Schweitz, mit geäzten Blättern von J. H. Meyer, in Notenformat (75 S.) Diese mahlerische Reise ist mit 12 niedlich geätzten Blättern in Geßnerischer Manier geziert. „Das Studium der Landschaftmalerey," sagt die Vorinnerung, „war der gemeinschaftliche Zweck dreyer Freunde zu dieser Reise." Sie geschah im Frühlinge des Jahrs 1789. Ein Theil davon, zur

zur Probe, war dem helvetischen Almanach v. J. 1790 beygerückt; und sie erscheinen nun im Zusammenhange, und werden gewiß dem Kenner gefallen, da die Vorstellungen der schönen Naturscenen wohl gewählt sind. Die Beschreibungen enthalten weniger statistische, politische und ökonomische Bemerkungen, als Naturgemälde, und sind kurz und nicht, wie sonst in dergleichen Beschreibungen gewöhnlich ist, durch zu poetischen Schmuck überladen.

Beschreibung eines großen Gemäldes von Copley, aus einem Briefe von London.

— — Unter den größern Gemälden, die England seit ein paar Jahren hervorgebracht, ist das vorzüglich merkwürdig, welches Copley für die Stadt London gemalt hat, und welches diese dem Lord Heathfield (Elliot) zu Ehren aufhängen will. Auch wird es gestochen. Vorher aber erhielt Copley vom Könige Erlaubniß, im Grün-Park einen großen Pavillon zu bauen; wo er es Jahr und Tag für 1 Schilling zeigt, und eine sehr beträchtliche Summe dadurch gewonnen hat. Er hat den Augenblick gewählt, in welchem der Commandant von einer Platform von Gibraltar sein Werk auf dem Meere übersieht, nachdem er durch feurige Kugeln die schwimmenden Batterien der Feinde zerstört hatte. Er erscheint am Rande obgedachter Platform auf einem weißen Pferde, von ungefähr 20 Offizieren begleitet, unter de-

nen auch einige Hannoveraner sind. Alle diese sind Porträte, und diejenigen darunter, die ich persönlich kenne, so ziemlich ähnlich. Wegen der Hannoveraner hat er selbst eine Reise nach Deutschland unternommen. Sie sind alle, wenn ich nicht irre, in Lebensgröße (wenigstens fehlt gewiß nicht viel daran) und jeder in seiner respektiven Uniform. Dieß kann Ihnen einen Begriff von der ungeheuern Größe des Gemäldes geben, besonders wenn Sie bedenken, daß dieß nur ein Theil des Ganzen ist. Denn zur Linken ist am Fuße der Festung das Meer, wo man in einer traurigen Scene die Wirkung der feurigen Kugeln sieht. Man erblickt in der Nähe einige Schiffe, und eine Flotte in der Entfernung. Zwischen inne sind die Boote der Feinde, deren Leiden auf mancherley Art vorgestellt wird. Alles ist im Costume: die Spanischen Seeleute blau und roth, die englischen blau und weiß, darunter auch ein Capuziner. Die Spanier bitten die Engländer um Hülfe; und diese stehen ihnen bey, theils in Booten, theils auch, indem sie sie auffischen, theils ihnen auf ihre Schiffe klettern helfen: Sir Roger Curtis, ein Englischer Seehauptmann, steht in einem Boote und ertheilt Befehle.

London. Zum Beweis, wie die englischen Kupferstecher ihre abgenutzten Platten wieder zu gebrauchen wissen, und wie sie sie durch Aufstechen wieder an den Mann bringen, dient der bekannte Kupferstich von Woollet, nach einem Gemälde von West, das den Tod des Generals

Wolf

Wolf vorstellt. Diese Kupferplatte, die jetzt Hr. John Boydell besitzt, ist bereits zweymahl aufgestochen, und hatte so viel gelitten, daß man sie gar nicht brauchen konnte. Hr. Boydell aber ließ sie durch einen geschickten Künstler aufs neue überarbeiten, wofür er nicht weniger als 500 Guineen bezahlte. Der Erfolg davon war so glücklich, daß selbst Kenner, wenn sie das Original von Woollet nicht damit vergleichen, leicht getäuscht werden könnten. Das kenntlichste Zeichen, um diese Abdrücke von den ersten zu unterscheiden, besteht darin, daß das Gesicht des sterbenden Generals mehr hinauswärts gerichtet ist, da es nach dem ersten Abdruck sich nach dem Jäger wendet, der dem Helden den herbeyeilenden Offizier zeigt, welcher die Nachricht von dem erfochtenen Siege bringt. Die guten Abdrücke von dieser neu bearbeiteten Platte sind bereits so selten, daß man gern 36 engl. Schillinge dafür bezahlt.

Kupferstiche.

Die Anzahl der diesen Winter in London erschienenen Kunst-Blätter ist sehr geringe; fast alles Neue ist in schwarzer Kunst, und zu beklagen ist es, daß dießmahl kein einziges interessantes gestochenes Blatt zum Vorschein gekommen ist.

Schwarze Kunst.

Die VIIte und Xte Platte aus der engl. Geschichte. La Reine Elisabeth, à la tête de son Armée, sous le fort de Tilbourg, 1588.

1588. und Le Mariage de Henry VIII. avec Anne de Boulen 1533. Beyde nach Gerh. Huk von V. Green, $20\frac{1}{2}$ Z. hoch $26\frac{1}{2}$ Z. br. jedes 33 Schil.

Zwey Blätter nach den Gemählden der Düsseldorfer Gallerie; Iesus Christ tenté dans le Desert, nach Luc. Giordano, und St. Jean Baptiste dans le Desert, nach Raphael, beyde von V. Green; 28. Z. h. 17. Z. br. jedes 21 Schil.

Mary Queen of Scotts under confinment; die Königinn Maria im Gefängniß, in tiefen Betrachtungen über ihr Schicksal. Lady Jane Gray, die Nacht vor ihrer Hinrichtung betend im Gefängniß, nach Fulton von Ward mit Ausdruck vorgetragen; $21\frac{1}{2}$ Z. h. 15 Z. br. jed. $7\frac{1}{2}$ Schil.

Eine Verspottung Christi, und Pilatus wäscht seine Hände nach dem Todes-Urtheil Christi, nach Gerard della Notte von H. Houston und W. Ward. $28\frac{1}{2}$ Z. h. 25 Z. br. jedes 16 Schil.

The Repose; Maria mit dem Kinde Jesu ruhend in einer Landschaft, hinter ihr Joseph in frommen Betrachtungen; auf einem Hügel liegen die Reisegeräthschaften, am Hügel weidet der Esel. Ein schön componirtes Blatt, nach Ferd. Boll von W. Ward. 21 Z. h. 26 Z. br. 21 Schil.

Rustic felicity; Kinder vor einer Bauerhütte füttern einen Esel: ein Bauer im Hintergrunde unter einem Baum bemerkt diese jugendliche Freude. The rocking Horse; ein Mädgen auf einem Schaukelpferde, ein kleiner Knabe

ihr

ihr zur Seite; links eine Kinder-Gruppe, welche durch ein Gatterthor diese Scene betrachtet von J. Ward. 19½ Z. h. 24 Z. br. jedes 10½ Schil.

Morning; Bauern führen ihre Pferde aus dem Stalle zur Feldarbeit; Evening; Landmädgens am Brunnen mit ihren Milchgefäßen beschäftigt, nach F. Wheatly von J. Barney; 20½ Z. h. 25½ Z. br. 15 Schil. jedes.

Two favourite Chickens going to Market; eine Landmutter, mit ihren 4 Kindern und 2 Eseln vor der Hütte, besorgt die Victualien, welche zu Markte getragen werden sollen; worunter zwey Lieblings-Hühner sich noch in den Armen ihrer Kinder befinden; ein schönes ausdrucksvolles Blatt nach W. R. Bigg von W. Pether. 20½ Z. h. 26 Z. br. 21 Schil.

Compassionate Childern; eine liebenswürdige Kindergruppe vor einem Kuhstalle, beschäftigt den Kühen abgepflücktes Gras zu reichen, und Haymakers, ruhende Landleute, welche Heu gemähet haben; nach J. Ward, von W. Ward, geistreich vorgetragen. 20½ Z. h. 26 Z. br. jedes 12 Schil.

Unter No. I. ist der erste Heft einer mahlerischen Reise durch London und Westminster erschienen, er enthält 4 Bl. Prospekte von Westminster in schwarz lavirter Manier, nebst 8 Folio Seiten Text auf papier velin. Das ganze Werk ist von T. Malton kostet 15 Schil.

Punktirte Blätter.

The Murder of James I., King of Scottland. Dieser unglückliche König ward am 12. April 1437 in einem Dominikaner-Kloster ermordet, als Walter Graf von Athole an der Spitze einer Verschwörung wider ihn war. Der Augenblick der Darstellung ist, da die Mörder ins Zimmer dringen; die Königinn, welche ihren Gemahl schützen will, läuft selbst Gefahr ermordet zu werden. Dieß meisterhafte Blatt ist das Gegenstück zu den bereits angezeigten Murder of Rizzio. Es ist nach J. Opie von T. Ryder geistreich beendigt. 22 Z. h. 26 Z. br. 21 Schil.

Sabrina releasing the Lady from the enchanted Chair, und The Brothers driving off Comus and his Spirits, zwey nach Miltons Comus geistreich componirte Bl. von E. Scott nach T. Stotheard, 18½ Z. h. 22½ Z. br. jedes 12 Schil.

Edgar und Cordelia, ein queer Medaillon nach Shakespear's King Lear Act. 3. von J. Ogborne nach W. Hamilton 17 Z. h. 19 Z. br. 15 Schil.

Edmund's first Sight of Ethelinde und Ethelinde restored to her father, zwey geistreich gruppirte Bl. nach Miß Lees heremits Tale von T. Stothard gemahlt und R. M. Meadows punktirt; 14½ Z. h. 14½ Z. br. beyde 15 Schil.

Vier

Vier punktirte Blätter aus der engl. Geschichte; Boaticeas Anrede an die Britten, Vertigern und Rower Alfred als Harfenspieler im Dänischen Lager, und Edgar und Elfrida, nach Hamilton, T. Stothard, E. M. Mitz, von E. Scott, E. J. Dumu, C. Cosi. 9½ Z. h. 11½ Z. br. alle vier 21 Schil.

Rain und Sunshine, nach W. R. Bigg, von J. Ogborne. 19½ Z. h. 15 Z. br. jedes 7½ Schil.

Amsterdam: Muzyk Zaal in het Gebow der Maatschappy: *Felix pro meritis* binnen Amsterdam. Eene Konstplaat, hoog 17¹ duim, brad 21½ duim, getekend door P' Barbiers en J. Kuiper en in het koper gebragt door N. *v. d. Meer.* Jun. en *R. Vinzeles.* B. S. Roos. (6 Gld. Erste Abdrücke 8—9 Gulden.) Dieser große Kupferstich gereicht den Holländern gewiß zur Ehre. Man sieht daraus, was für Talente noch unter ihnen sind, und wie sie sich entwickeln, wenn sie Aufmunterung erhalten. Die Gesellschaft mit dem Denkspruch Felix meritis, die sich in Amsterdam versammelt und durch ihr prächtiges und großes Gebäude, besonders durch ihren Musiksaal und ihre Verrichtungen mit so viel Ruhm bekannt ist, hat auch dieses Kunstwerk veranlaßt. Die genaue und gut ausgeführte Abbildung der Faßade dieses Gebäudes erschien schon vor einiger Zeit: nun folgt auch der Musiksaal in seiner elliptischen Gestalt, wie er während des Konzerts durch drey Argandsche Kronleuchter erhellt ist. Die Ausführung ist kräftig

und

und glänzend. Was zur Architektur gehört hat Barbiers gezeichnet und v. d. Meer gestochen. Die reichen und gut angebrachten Verzierungen, die in verschiedenen sitzenden, stehenden und gehenden Gruppen von Personen bestehen, und eine angenehme Mannichfaltigkeit von Stellungen, Gebehrden, Charakteren, Trachten darbieten, sind von den beyden andern Künstlern in dem besten Geschmack ausgeführt.

Ebend. Hier will der Buchhändler Crajenschot ein Kabinet der niederländischen und clevischen Alterthümer herausgeben. Das Werk soll 301 Kupfer von dem berühmten Rademaker enthalten, wozu noch eine Menge von andern angesehenen Künstlern kommen sollen, welche die neuesten Land- und Staatsgebäude vorstellen. Dieses kostbare Werk wird auf Subscription erscheinen.

Stockholm. Den 17 Okt. 1791 starb hier Hr. Pehr Floding, königl. Hofkupferstecher und Professor bey der Mahler- und Bildhauerakademie, in einem Alter von beynahe 61 Jahren. Er hatte zwar im Vaterlande den Grund zu seinen Kenntnissen gelegt, jedoch solche auf seinen ausländischen Reisen noch mehr ausgebildet, und suchte seine Kunst auf eine gelehrte Weise immer mehr und mehr zu vervollkommnen. Das ansehnlichste Werk, welches man von ihm hat, ist: Solennités, qui se sont passées à Stokholm dans les années 1771. 1772. etc. Es sind 23 halbe Bogen in ziemlich großen Queerfolio,

und

und stellen die Feyerlichkeiten des Begräbnisses Adolphs Friedrichs, und die Krönung, auch Staatsrevolution Gustav Adolphs vor. Er hat auch das Brustbild des letztern in Lebensgröße gestochen, welches das erste Stück von dieser Art bey uns ist.

Rom. Von dem berühmten Steinschneider Pikler, der voriges Jahr daselbst gestorben, und dessen Arbeiten in so hohem Werthe sind, daß sie eine Stelle neben den schönsten Antiken einnehmen; ist hier dessen Leben von einem seiner Freunde de Rossi unter dem Titel erschienen: Vita del cavaliere Giovanni Pikler. Roma 1792. Sein Vater war ein Deutscher, Anton Pikler, aus Tyrol, er selbst aber zu Neapel den 1 Jänner 1734 geboren.

Französische Blätter.

On la tire aujourd'hui, macht das Nebenbild von la douce résistance von Tresca. Preis zu 9 Liv.

Serment du Jeu de Paume, à Versailles, le 19 Juin 1789, estampe présentée et dédiée à l'Assemblée Nationale, le 5 Sept. 1792 von Helmann. 6 Liv. schwarz, 12 Liv. colorirt, macht die Suite von l'Ouverture des Etats Généraux en 1789, à la nuit du 4. Août de 1789, et à la Fédération du Champ de Mars en 1790.

Portraits de J. M. Roland et d'E. Claviére, von St Aubin nach Bonneville. 1 Liv.

Wanda

Wanda, Pauline et Emma, filles de Severin Potocki et d'Anne Potocka née Sapieha, ein Blatt von L. Copia, nach dem Leben gezeichnet von Isabey: 9 Liv. Ein niedliches Blatt in englischer Manier.

Louis XVI. Restaurateur de la liberté, gemalt von Callet, gestochen von Bervic. Kurz nach der beschwornen Constitution 1790. Wir holen dieses Blatt im größten Folio noch nach, da es mit einer Meisterhand gestochen und unstreitig eines der vortrefflichsten ist, die seit einigen Jahren daselbst erschienen sind. Ludwig XVI steht ganz aus, mit dem Königlichen Ornate geschmückt, und verschiedenen Nebenwerken.

Von den Tableaux, Statues, Bas-reliefs et Camées de la Galerie de Florence et du Palais Pitti von Vicar, unter der Aufsicht des Malers Lacombe gezeichnet, mit Erklärungen des Hrn Mongez, Mitglieds der Akademie der Aufschriften und schönen Künste, ist die 12te Lieferung erschienen. 18 Liv.

Von der Histoire profane de l'Abrégé de l'Histoire universelle en figures, dessinées et gravées par les meilleurs artistes, von Hrn. M. Vauvilliers die 24ste Lieferung. 4 Liv. 10 S.

Le Triomphe de la vertu und Virginie au tombeau, zwey Blätter aus Paul et Virginie par *Bernardin de St. Pierre* gezogen. Unter dem ersten stehen zur Erklärung folgende Worte: Ou est le tems, leur disoit Domingue,

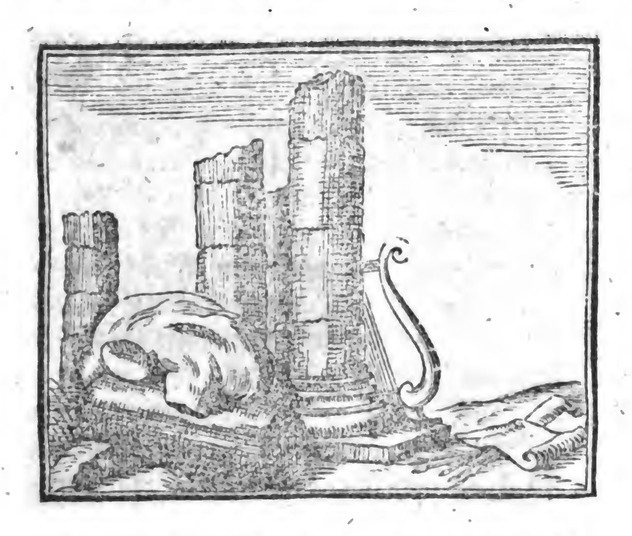
mingue, ou je vous portois tous deux à la fois dans mes bras! maintenant vous êtes grands et je suis vieux! — Comme il étoit dans cette perplexité, une troupe de noirs marons se fit voir à vingt pas de là. Le Chef leur dit: bons petits Blancs, n'ayez pas peur! — Alors il fit un signe, et quatre noirs Marons firent aussitôt un brancard avec des branches d'arbres et de lianes, y placerent Paul et Virginie, les mirent sur leurs epaules, et Domingue marchant devant eux avec son flambeau, ils se mirent en route aux cris de joie de toute la troupe qui les combloit de benedictions. Virginie attendrie, disoit à Paul: O mon ami! jamais Dieu ne laisse un bienfait sans récompense! Unter dem zweyten liest man folgendes: Tous les matelots s'étoient jettés à la mer; il n'en restoit plus qu'un sur le pont, qui étoit tout nud, et nerveux comme Hercule: il s'approcha de Virginie avec respect; mais dans ce moment un montagne d'eau s'avança en rugissant vers le vaisseau. A cette terrible vue le matelot s'élança seul à la mer; et Virginie, voyant la mort inevitable, posa une main sur ses habits, et l'autre sur son cœur, et levant en haut des yeux sereins, parut un ange qui prend son vol vers les cieux etc. Beyde Blätter sind von Legrand, nach Gemälden von Schall, gestochen und machen die Suite von zwey

vor-

vorhergehenden: l'Enfance de Paul et Virginie. Alle viere mpfehlen sich durch einen interessanten Ausdruck, gute Composition und einen schönen Stich.

Von den Antiquités nationales, ou Recueil de monumens, pour servir à l'histoire générale et particuliere de la France, tels que tombeaux, inscriptions, statues, vitraux, fresques etc. tirés des abbaies, monàsteres, chateaux et autres lieux devenus domaines nationaux, par *Aubin Lonis Millin* ist der vierte Band erschienen, er enthält 60 Kupfer mit 500 Seiten Text zur Erläuterung, und kostet in 4to 43 Liv. in Folio abgedruckt 72 Liv.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1793.
In der Dyckischen Buchhandlung.

I.

Humanistische Litteratur in Deutschland vom Jahr 1792.

Wir haben in einem der vorigen Stücke unserer Bibliothek einen Anfang gemacht, die vorzüglichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der alten Litteratur aufzuzeichnen und zu charakterisiren. Die Aernte ist in diesem Jahre noch reichlicher als in dem vorhergehenden ausgefallen, und vorzüglich hat die griechische Litteratur einen sehr schätzbaren Zuwachs erhalten. Das weite und fruchtbare Feld des griechischen Alterthums bietet dem untersuchenden Reisenden auf jedem Schritte, den er in demselben vorwärts thut, einen solchen Reichthum von Früchten dar, daß es sehr begreiflich ist, warum sich der Untersuchungsgeist der Gelehrten seit einiger Zeit vorzüglich nach dieser Gegend gewendet hat. Nachdem gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, und in dem Anfange des gegenwärtigen, die lateinischen Schriftsteller mit einem unermüdlichen Eifer bearbeitet worden waren, so mußte es das Ansehn gewinnen, als sey dem

Scharfsinn und Fleiß in dieser Gegend nur wenig, und kaum so viel, daß es die Mühe der Arbeit belohne, zu thun übrig gelassen. Dieser Wahn ist der griechischen Litteratur günstig gewesen. Hier ist noch viele Arbeit zurück, welche der bloße Fleiß bestreiten kann; da dort hingegen ohne einen ausgezeichneten Grad von Scharfsinn, Geschmack und Belesenheit nichts vorzüglich nützliches zu leisten ist.

Wir wollen bey der Aufzählung des Zuwachses der alten Litteratur wiederum bey den Griechen anfangen, und hier der Chronologie folgen. Zuerst bieten sich uns zwey neue Ausgaben zweyer der schätzbarsten Dichter des Alterthums dar, welche wir beyde dem unermüdlichen Eifer des Hrn. Professor Beck zu verdanken haben, des Pindar und des Euripides. Das Studium des thebanischen Dichters schien eine geraume Zeit fast ganz vernachläßigt, als es durch die Bemühungen des Hrn. Hofrath Heyne von neuem belebt wurde. Seine Ausgabe des Pindar, welche zuerst nur für seine Vorlesungen bestimmt war, und diese Vorlesungen selbst, zogen die Aufmerksamkeit mehrerer Gelehrten auf diesen Dichter hin, unter denen sich Schneider und Gedicke, jener durch die Ausgabe der Fragmente des Pindar und eine deutsche Schrift über das Leben und die Gedichte desselben, dieser durch eine wohlgerathne Uebersetzung und eine Auswahl pindarischer Oden, beyde mit Anmerkungen begleitet, auszeichneten. Aber alles, was je über diesen Dichter geschrieben worden ist, übertraf eine kleine Schrift des Göttingischen Herausgebers, durch

durch einen außerordentlichen Reichthum der scharfsinnigsten Verbesserungen und Erklärungen, welche er bey der wiederholten Erklärung des Pindar gesammelt hatte. Noch vor der Erscheinung dieser Additamenta aber war zu Leipzig der Anfang einer neuen Ausgabe gemacht worden. Auch neben der Heynischen war die Oxforder Ausgabe, des Scholiasten wegen, dem Gelehrten ein unentbehrliches Hülfsmittel; und diese eben so kostbare als nachläßige Ausgabe sollte durch das Leipziger Unternehmen entbehrlich gemacht werden. Der Herausgeber liefert daher alles kurz zusammen gedrängt, was bisher zur Verbesserung und Erläuterung des Pindar gethan worden war, mit seinen eignen Bemerkungen vermehrt. Der Text desselben ist an mehrern Stellen, theils durch die Veränderung der Interpunktion, theils durch die Aufnahme evidenter Vermuthungen, an vielen Stellen verbessert; die Einsicht des Plans durch vorgesetzte Argumente befördert; die Scholien besser geordnet und emendirt; und diesem allen ein Commentarius tripartitus über das Metrum einer jeden Ode, über den Text und über die Scholien beygefügt. Der erste Band, welcher bis jetzt erschienen ist, *) enthält die olympischen Oden, denen in zwey andern

*) Pindari Carmina et Fragmenta, graece, cum Scholiis integris, emendatius edidit, varietatem lectionis, annotationem criticam et indices adjecit Christ. Daniel Beckius. Tomus primus. Olympia. Lipsiae, 1792. 8vo. maj.

dern Bänden der Rest der Hymnen, die Fragmente, ein Index der Wörter und eine Abhandlung über den Geist des Dichters folgen soll.

So wie diese Ausgabe des Pindar mehr für den Gelehrten von Profession, so ist die Ausgabe des Euripides mehr für den Liebhaber der griechischen Sprache und Dichtkunst bestimmt. *) In einem geschmackvollen äußern Gewand erhalten diese einen, so viel nur immer möglich, gereinigten Text. Der an so vielen Stellen von unwissenden Abschreibern verunstaltete Dichter erscheint hier in einer seiner würdigen Gestalt, fast ganz von seinen ehemaligen Wunden geheilt. Es ist nun möglich geworden, ihn so zu lesen, wie ein Dichter gelesen seyn will. Der Herausgeber hat sich hiezu des ganzen Vorraths von Lesarten und Verbesserungen bedient, welcher in der größern Leipziger Ausgabe gesammelt ist, und ohne sklavische Anhänglichkeit an irgend eine Recension überall sein eignes kritisches Gefühl zu Rathe gezogen. Die Abweichungen von dem gewöhnlichen Text, bisweilen auch sinnreiche Vermuthungen, sind unter dem Texte angezeigt. Jeder Tragödie geht eine um-

*) Euripidis Tragoediae, Drama Satyricum et fragmenta, graece ad optimos libros recensuit Christ. Dan. Beckius. Accedunt Animaduersiones perpetuae et glossarium. Tomus primus. Hecuba. Orestes. Phoenissae. Medea. Regiomonti et Lipsiae, 1792. 8vo.

umständliche Anzeige und Beurtheilung des Inhalts voraus. Die noch übrigen Tragödien und Fragmente, nebst dem auf dem Titel versprochnen Glossario, sollen in drey Bänden, vielleicht noch in dem Laufe des gegenwärtigen Jahres, erscheinen; und neben ihnen soll ein fortlaufender Commentar gehn, welcher hauptsächlich der Erläuterung des Dichters und der Beurtheilung der vorzüglichsten Lesarten gewidmet seyn soll.

Noch hat uns dieses Jahr die Ausgabe eines in Rücksicht auf sein Zeitalter, seinen Geist und Inhalt von jenen beyden ganz verschiednen Dichter gebracht. Die Werke des Nicander *) erwarteten einen Herausgeber, welcher, mit einer tiefen und ausgebreiteten Kenntniß der griechischen Sprache, eine genaue Kenntniß der Naturgeschichte alter und neuer Zeiten und einen uneigennützigen Eifer für die Beförderung seiner Wissenschaft vereinigte. Diesen haben sie an Hrn. Professor Schneider gefunden; vielleicht dem einzigen Manne, welcher dieser Arbeit gewachsen war. Sein Commentar, welcher sich über den Dichter und dessen Scholiasten verbreitet, enthält einen Reichthum gelehrter

*) Nicandri Alexipharmaca seu de venenis in potu cibove homini datis eorumque remediis carmen. Cum Scholiis graecis et Eutecnii Sophistae Paraphrasi graeca. Ex libris scriptis emendavit, animaduersionibusque et paraphrasi latina illustravit J Gottlob Schneider. Saxo. Halae, 1792. 8vo.

Bemerkungen über Sprache und Sachen, welcher selbst noch die Erwartung übertrifft, die man von dem Herausgeber zu fassen berechtigt war. Die Paraphrase des Eutecnius, welche Bandini zuerst edirte, erscheint hier correcter und vollständiger als in der ersten Ausgabe, theils durch die Vermuthungen des Herausgebers, theils durch die Vergleichung einer göttingischen Handschrift, an deren Rande hin und wieder Stellen aus dieser Paraphrase gefunden werden. Hr. Prof. S. bediente sich bey der Recension des Textes einiger noch unbenutzten Handschriften, unter denen er der göttingischen den ersten Rang anweißt, welche nicht nur mit den besten Lesarten anderer Handschriften zusammenstimmt, sondern auch einige eigenthümliche hat. Die nächste Stelle nach diesem nimmt eine Handschrift der Pariser (vormals königlichen) Bibliothek ein. Von minderer Bedeutung war ein Moscauer und ein Dresdner Codex. Weit ersprießlicher aber, für die Wiederherstellung des Textes sowohl, als für die Erklärung desselben, war die Vergleichung der Schriftsteller, welche aus Einer Quelle mit Nicander geschöpft haben, vornämlich des Dioscorides und Aetius, von denen der letzte oft selbst in den Worten mit dem Dichter zusammentrift. Derselbe Fall war auch mit dem Verfasser der Parabilium medicamentorum, welche fälschlich dem Dioscorides beygelegt werden. Diese Schriftsteller hat der Herausgeber sorgfältig excerpirt, mit dem Nicander und unter einander verglichen, und häufig den einen aus dem andern

dern

tern verbessert. Da die Erscheinung des zweyten Theils dieser Ausgabe von dem Beyfall abhängen soll, welchen der erste erhält, so glauben wir derselben gewiß seyn zu können. Und wer anders sollte dieses Werk vollenden können, als derjenige, der es zu unternehmen den Muth und die Kraft hatte?

Auch einige griechische Prosaisten haben den Fleiß unsrer Gelehrten beschäftigt. Die Zweybrücker typographische Gesellschaft, welche den Käufern ihrer Sammlung eine Entschädigung für die zwecklosen und übeleingerichteten Ausgaben des Thucydides und Lucian schuldig war, übertrug die Besorgung einer Ausgabe des Aristoteles *) dem Hrn. Prof. Buhle, welcher sich schon durch einige frühere Schriften zu diesem großen und wichtigen Werke qualificirt hatte. Die Gränzen des Unternehmens selbst erlaubten ihm zwar nicht, für diesen noch so wenig bearbeiteten Schriftsteller alles zu thun, was in seinen Kräften stand; und die Sacherklärungen mußten, dem Zwecke der Ausgabe, fast ganz aufgeopfert werden; aber desto größerer Fleiß ist auf die Sammlung der verschiedenen Lesarten, auf die Berichtigung des Textes und die Verbesserung der lateinischen Uebersetzung gewen-

 det.

*) Aristotelis Opera omnia, graece ad optimorum exemplorum fidem recensuit, annotationem criticam, librorum argumenta, er novam versionem latinam adjecit Jo. Theoph. Buhle. Biponti. Volumen primum. 548 S. 8vo.

det. Bey der Wiederherstellung des Textes hat der Herausgeber vornämlich die alten griechischen Commentatoren des Aristoteles zu Rathe gezogen, deren Handschriften die noch jetzt vorhandenen an Alterthum weit übertrafen, und deren kritische Bemerkungen eine desto größere Aufmerksamkeit verdienten, jemehr sie bis jetzt vernachläßigt waren. Einem jeden Buche sind Einleitungen vorgesetzt, in denen der Zusammenhang der Gedanken angegeben wird; und welche, mit der durchaus verbesserten lateinischen Version verbunden, die Stelle eines Commentars vertreten können. Vor dem ganzen Werke gehen die sämmtlichen ältern Lebensbeschreibungen des Stagiriten voraus, denen Hr. B. ein eignes chronologisches Leben (Vitam Aristotelis per annos digestam) beygefügt hat. Die im Jahr 1786 gedruckte Abhandlung des Herausgebers De distributione librorum Aristotelis in exotericos et acroamaticos ejusque rationibus et causis ist auch hier wieder abgedruckt.

Eine einzelne, dem Aristoteles fälschlich beygelegte Schrift *) hat einen Herausgeber an dem gelehrten und verdienstvollen Schulmanne J. Chr. Kapp gefunden. Sie ist hauptsächlich für den Gebrauch der Jugend bestimmt, und daher vorzüglich für die Erklärung eingerichtet. Doch ist die

*) Aristotelis de Mundo liber. curavit editionem Jo. Christianus Kappius. Altenburgi. ap. Richt. 8vo.

die Kritik nicht gänzlich vernachläßigt, sondern es sind theils die ältern Ausgaben, theils die spätern Schriftsteller der Alten, welche aus dieser Quelle geschöpft haben, zu Rathe gezogen worden. Die erklärenden Anmerkungen sind sehr zahlreich, und fast allzu umständlich. Was für sie zu weitläuftig war, ist noch in besondern Excursen ausgeführt worden, in denen sich die Gelehrsamkeit und der forschende Geist des Herausgebers vorzüglich offenbart. Uebrigens aber dürfte diese Arbeit ihre Bestimmung, zum Gebrauche der studierenden Jugend, schwerlich erfüllen.

Von der Ausgabe des Polybius, deren wir schon in der Uebersicht der Litteratur des vorigen Jahres Erwähnung gethan haben, ist in diesem Jahre der fünfte und sechste Band erschienen, welche die Anmerkungen des gelehrten Herausgebers bis zum eilften Buche enthalten. Auch von dem Tübinger Abdrucke des Plutarch sind zwey Bände erschienen, welche achtzehn Biographien umfaßen. Der Druck des Textes ist auch in diesen Bänden correct, und die Anmerkungen sind zweckmäßig ausgewählt.

Um einen andern Geschichtschreiber von niedrigerm Range, den Herodian, hat sich Hr. Prof. Wolf ein nicht unbedeutendes Verdienst erworben. *) So bescheiden die äußere Gestalt dieser Aus-

*) Herodiani Historiarum libri octo graece ex recensione Frid. Aug. Wolfii, textui subjecta est argu-

Ausgabe ist, so wichtig ist ihr innerer Gehalt. Der Herausgeber liefert nur den Text seines Schriftstellers; aber einen ganz umgearbeiteten, an vielen Stellen verbesserten, und so viel möglich von den zahlreichen Irthümern der Abschreiber gereinigten Text. Er bediente sich hiezu der ältern Ausgaben und einiger Handschriften, deren Lesarten Stroth in einigen Programmen bekannt gemacht hat. Aber auch Conjecturen aufzunehmen hat der Herausgeber kein Bedenken getragen; und jeder unpartheyische Beurtheiler wird ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sich hiebey eben so weit von der Klippe der kritischen Verwegenheit als der Blödigkeit entfernt gehalten hat. Er zeigt in der lesenswerthen, mit Geist und Laune geschriebenen Vorrede, diejenigen schätzbaren Lesarten seiner Handschriften und glücklichen Conjecturen an, die zwar eine Erwägung verdienen, aber doch keinen Anspruch auf eine Stelle im Texte machen konnten; so wie er auch mehrere Stellen bemerkt, welche weitere Untersuchungen und Verbesserungen zu erwarten scheinen. Die von ihm veränderten Stellen hat er nicht für gut befunden kenntlich zu machen; ob dieses gleich die meisten Leser gewünscht haben dürften. Aber hierüber werden wir vielleicht in der Folge unterrichtet werden, wenn Hr. W. die gemachte Hoffnung eines kritischen Com-

argumentorum et annorum notatio et praemissa notitia litteraria. Halis, in libraria orphan. 1792. 8vo.

Commentars über den Herodian erfüllt. Denn hier erhalten wir blos die Resultate seiner Untersuchungen; und so dankbar das Publikum diese aufnehmen wird, so müssen doch die Untersuchungen selbst jeden selbstdenkenden Humanisten, zur Bildung seines kritischen Gefühls und zur Erweiterung seiner Kenntnisse, ein noch erwünschteres Geschenk seyn. Die dem Texte vorgesetzte Narratio de Herodiano et libro ejus kann nicht anders als diesen Wunsch noch lebhafter machen.

Den Anfang eines neuen Abdrucks der Geschichte des Arrianus *) erwähnen wir nur, da bis jetzt weder zur Verbesserung noch zur Erklärung des Schriftstellers durch diese neue Ausgabe etwas beygetragen worden.

Herr Teucher, von welchem wir jede Messe eine oder einige Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller erhalten, hat uns dieses mal einen Abdruck der wunderbaren Geschichten des Apollonius Dyscolus und der Liebesgeschichte des Eustathius oder Eumathius geliefert. Das erstere ist eine der elendesten Compilationen naturhistorischer Seltsamkeiten und Mährchen; das andere einer der elendesten Romanen, der vielleicht je in irgend einer Sprache geschrieben worden. Den Apollonius hat der Herausgeber mit den Anmerkungen von Xylander und Meursius, auch einigen eigenen, ver-

*) Flavii Arriani Opera, graece ad optimas edit. collate, studio Aug. Chr. Borheck. Vol. Ium. Lemgo. 8vo. maj.

versehn; den Eustathius hingegen hat er, mit Hinweglassung der Anmerkungen von Gaulminus, nur mit einer lateinischen Uebersetzung des ersten Herausgebers ausgerüstet erscheinen lassen. Was er außer der Correctur dabey geleistet habe, läßt sich nicht bestimmen. In der Vorrede aber versichert er, den griechischen Text so behandelt zu haben, daß er reiner und besser als in der Pariser Ausgabe gelesen würde. *)

Eine wichtigere Bereicherung der griechischen Litteratur ist die Ausgabe der Eklogen des Stobäus, welche Hr. Prof. Heeren schon im Jahre 1785 ankündigte, und von welcher im vorigen Jahre der erste Band erschienen ist. **) Wilhelm Canterus hatte dieses höchst schätzbare Werk aus einem unvollständigen und höchst verderbten Codex edirt; und die große Verdorbenheit des Textes, so wie die Seltenheit der Exemplare, waren die Hauptursachen, warum dieser Theil der Sammlung des Stobäus einer geringern Aufmerksamkeit gewürdigt worden ist, als die sogenannten Ser-

*) Eustathii de Ismeniae et Ismenes Amoribus libellus graece et latine, curavit L. H. Teucherus. Lipsiae, 8vo.

**) Joannis Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum Libri duo. ad codd. Mss. fidem suppleti et castigati, annotatione et versione latina instructi ab Arn. Herm. Ludov. Heeren. Par. prima physica continens. Gottingae, ap. Vandenhoeck et Ruprecht. 8.

Sermonen oder das Florilegium. Herr H. hat sich durch diese Ausgabe beynahe das Verdienst eines ersten Herausgebers erworben. Er besaß Handschriften von einer weit vollständigern und genauern Recension als die Handschrift des Canterus; und giebt uns schon in diesem ersten Theil mehrere Kapitel und einige schätzbare Bruchstücke, deren die erste Ausgabe entbehrt. Der Text ist mit einer lateinischen, an vielen Stellen ganz veränderten und verbesserten Uebersetzung, welche den Vortheil eines fortlaufenden Commentars gewährt, und mit kurzen Anmerkungen begleitet, welche vornämlich die Veränderungen der Lesart betreffen, und nur bey dunkeln Stellen sich mit Erklärung der Worte beschäftigen. Einen ganz vorzüglichen Fleiß hat der Herausgeber auf die Entdeckung der Schriftsteller gewendet, denen die Fragmente angehören. Eine eigne Abhandlung über die Quellen, aus denen Stobäus geschöpft hat, wird bey dem Schlusse dieses Werks erscheinen, welches aus vier Abtheilungen bestehn soll. Die erste, welche wir vor uns haben, enthält XXIII. Kapitel des ersten Buchs, welches in der zweyten geendigt werden soll. Die dritte Abtheilung, oder die erste des zweyten Bandes, wird das zweyte Buch oder die Eclogas ethicas enthalten; die vierte endlich, eine Sammlung aller Varianten der von dem Herausgeber benutzten Handschriften, die erwähnte Abhandlung de fontibus Eclogarum und die Register.

Dem-

Demselben Fleiß und Eifer nordischer Gelehrten in Aufsuchung und Benutzung der Schätze fremder Bibliotheken, dem wir diese Ausgabe des Stobäus schuldig sind, verdanken wir auch einen höchst wichtigen Beytrag zu der Kritik des Hesychius. Herr Schow, ein gelehrter Däne, welcher sich in Deutschland gebildet hat, und uns mehr als seinem Vaterlande angehört, beschäftigte sich, während andrer mühsamer Arbeiten auf der St. Marcus-Bibliothek, mit der daselbst befindlichen Handschrift des Hesychius, welche bekanntlich die einzige bisher entdeckte Quelle dieses Lexicographen ist. Die erste Frucht dieser Bekanntschaft war eine Beschreibung dieser merkwürdigen Handschrift, welche Hr. S. in einem an Hrn. Hofrath Heyne gerichteten Sendschreiben gab. *) Sie scheint gegen den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben zu seyn; ist voll Abbreviaturen und Schreibfehler, und durchaus von Musurus, welcher den ersten Abdruck des Hesychius besorgte, corrigirt. Dieser von Musurus an unzähligen Stellen verbesserte, oft aber auch verderbte Text ist es, welcher bis jetzt in allen Ausgaben des Hesychius geherrscht hat; und es ist unmöglich gewesen, zu irgend einiger kritischen Gewißheit über diesen Text zu gelangen, bevor man die eigenthümliche Schreibart der unveränderten Handschrift kannte. Zu die-

ser

*) Epistolae criticae una ad C. G. Heynium, altera ad Th. Chr. Tychsenium, universitatis Gottingensis Professores. Romae. 1790. 4to.

ser Kenntniß verhilft uns nun jetzt der rühmliche Eifer des gelehrten Herausgebers. *) Bey allen veränderten Stellen liefert er die Lesart der Handschrift, und die Veränderungen von Musurus, mit eigenen kurzen Anmerkungen begleitet. Es erhellt aus dieser Vergleichung, daß der erste Herausgeber oft, besonders in homerischen Glossen, mit bewundernswürdigem Glück verfahren; oft aber auch allzukühn verändert und dadurch die wahre Lesart verdunkelt habe. Seine Veränderungen sind bisweilen unnütz, oft weichen sie allzuweit von der ersten Lesart ab; und da man bisher diese Conjecturen für die eigenthümliche Schrift des Codex hielt, und halten mußte, so sieht man, wie viele Mühe die Herausgeber und Bearbeiter des Hesychius ganz umsonst haben aufwenden müssen.

Unter den lateinischen Schriftstellern, welche im vorigen Jahre den Fleiß deutscher Gelehrten beschäftigt haben, erwähnen wir zuerst den zweyten Band des Catull von Hrn. Döring, mit welchem die Ausgabe dieses Dichters vollendet ist. Er enthält den Rest der Gedichte, von dem LXV. an, und ein doppeltes Register über den Text und die Anmerkungen. Man muß dem Herausgeber das

*) Hesychii Lexicon ex codice Msc. Bibliothecae Divi Marci restitutum et ab omnibus Musuri correctionibus repurgatum sive Supplementa ad editionem Hesychii Albertinam. Auctore N. Schow. Lips. ap. Weidm. 8vo.

das Verdienst zugestehn, seinen Dichter verständlicher und lesbarer gemacht zu haben, als es in irgend einer der vorhergehenden Ausgaben geschehn war, und folglich seinen Zweck erfüllt zu haben, welcher nicht darauf ging, noch gehen konnte, eine auch in kritischer Rücksicht ganz vollendete Ausgabe zu liefern. Er hat einige Stellen glücklich verbessert; noch mehrere auf eine neue, sinnreiche und geschmackvolle Art erklärt; und wenn man von einer Handausgabe mit Recht nicht mehr fordern kann, als daß die Bearbeitungen der Vorgänger mit Geschmack und Einsicht benutzt sind, so hat der Herausgeber des Catull offenbar mehr als dieser Forderung Genüge gethan.

Die Ausgabe des Silius Italicus, des Herrn Prof. Ernesti, die wir schon im vorigen Jahre erwähnt haben, ist ebenfalls mit dem zweyten Bande geendigt worden. Der Herausgeber ist auch hier seinem Plane getreu geblieben; und er hat mit dem nämlichen Fleiß und demselben geläuterten Geschmacke die Schwierigkeiten seines Dichters zu heben, und den Lesern desselben die Mühe zu erleichtern gewußt.

Wir können hier nicht unterlassen, unsern Lesern die angenehme Hoffnung einer baldigen Ausgabe des Horaz mitzutheilen, welche Hr. Professor Mitscherlich durch ein Probestück seiner Arbeit erregt hat. Er hat hiezu die vierte Ode des ersten Buches gewählt, und in der Bearbeitung desselben, nicht nur eine seltne, vielleicht allzu häufig an den Tag gelegte, Fülle von Gelehrsamkeit gezeigt

zeigt, sondern auch zugleich dargethan, was für ein reicher Schatz von Bemerkungen bey diesem so oft bearbeiteten Dichter nachzuholen ist. Der Commentar dieser neuen Ausgabe wird sich, der vor uns liegenden, splendid gedruckten, Probe zu folge, mit gleicher Sorgfalt über die Erklärung und Berichtigung der Worte verbreiten, und selbst die Sylbenmaaße Horazens einer schärfern Kritik unterwerfen, als bishero geschehn ist. Die dem Herausgeber eigenthümliche genaue Kenntniß der lateinischen Dichtersprache, und die sorgfältige Vergleichung griechischer Quellen, (die ganze vierte Ode ist hier in demselben Metro in das Griechische übersetzt) hat schon in dieser Probe zu einigen treflichen Aufschlüssen geführt, und wird zuverläßig auch weiterhin die Erklärung des römischen Lyrikers um ein großes vorwärts bringen. Es ist zu hoffen, daß der Herausgeber die allzu üppigen Ranken beschneiden, und von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit nur dasjenige mittheilen wird, was für seinen Schriftsteller von wahrem Nutzen ist.

Unter den Prosaisten hat vornämlich Cicero die Aufmerksamkeit der deutschen Humanisten auf sich gezogen. Nach den großen und unverkennbaren Verdiensten, welche sich Ernesti um diesen Fürsten der römischen Beredsamkeit erworben hatte, ruhte der Eifer der Kritiker in Behandlung desselben, bis die Heusingerische Ausgabe der Bücher von den Pflichten zeigte, daß die Kritik hier noch lange nicht alles geleistet hätte, um den Text des Cicero zu seiner ursprünglichen Reinigkeit zurück zu

bringen. Durch eine noch mehr in die Augen fallende Induction hat dieses der Hr. Prof. Wolf in seiner Ausgabe der tusculanischen Quästionen gezeigt. Auch hier liefert er nur den bloßen Text, aber in einer ganz neuen Gestalt. Seine Recension nähert sich der Davisiusischen mehr als der Ernestischen; und mit Recht, da Ernesti eine Menge evidenter Verbesserungen vernachläßigt, welche Davisius in den Text aufgenommen hatte. Eine beträchtliche Anzahl von Verbesserungen, welche hauptsächlich in Veränderung der Interpunction, Versetzung der Worte und Bezeichnung oder Verwerfung der Gloßen und Einschiebsel bestehn, und sich fast insgesammt durch eine bewundernswürdige Leichtigkeit empfehlen, scheinen dem Herausgeber selbst anzugehören. Auch bey dieser so schätzbaren Arbeit hat sich uns der Wunsch mehr als einmal aufgedrängt, daß Hr. Prof. Wolf von seinen Veränderungen etwas umständlichere Rechenschaft gegeben haben möchte.

Eine für Lehrer und Schüler brauchbare Ausgabe des Cato Major und Lälius hat Herr Wetzel geliefert. *) In dem Texte folgt er meistentheils, aber doch nicht immer, der Ernestischen Recension. Sein Ziel war vornämlich gründliche Erklärung dieser beyden schätzbaren Schriften des Cicero. Seine

*) Cato major et Laelius, perpetua annotatione et excursu illustravit Jo. Chr. Fr. Wetzel. Liegnitz, 1792. 8vo.

Seine Anmerkungen sind kurz und deutlich. Nicht leicht wird man bey einer nur etwas schweren Stelle Belehrung vermissen. Der Sprachgebrauch und die Anspielungen auf Geschichte, Litteratur, und auf Stellen alter Schriftsteller werden mit Einsicht erläutert.

Weniger in Rücksicht auf die Sachen, als auf die Sprache und den Vortrag, veranstaltete Herr Conr. Weiske eine Auswahl aus den Briefen des Cicero. *) Es war allerdings ein sehr guter Gedanke, die Briefe berühmter Männer, welche in der ciceronianischen Sammlung erhalten worden sind, einzeln zu ediren, wenn er sich nur bey der Ausführung ein etwas weiteres Ziel hätte stecken wollen. Allerdings konnte die Kenntniß der römischen Geschichte zu Ciceros Zeit durch die genauere Kenntniß seiner Zeitgenossen, ihres Charakters, ihrer politischen Verhältnisse, erweitert werden; aber Hr. W. hat hierauf keine Rücksicht genommen, sondern sich blos und allein damit beschäftigt, den Unterschied zu zeigen, welcher in der Sprache und dem Vortrage des Cicero und der Männer, deren Briefe er liefert, zu bemerken ist. Wenn man einmal diesen Zweck gelten läßt, so muß man dem Herausgeber zugestehn, daß er ihn glücklich erreicht habe.

*) Clarorum virorum Epistolae, quae inter Ciceronis Epistolas servatae exstant, in unum volumen redactae et duplici Commentario illustratae a Benj. Weiske. Lipsiae, 8vo. maj.

Wir können diesen Aufsatz nicht schließen, ohne eines empfindlichen Verlustes Erwähnung zu thun, welchen die humanistische Litteratur in dem verflossenen Jahre erlitten hat, und ohne das Andenken eines Mannes zu erneuern, mit dem wir, während seines Lebens, in so genauer Verbindung gestanden haben. Der selige **Morus** nahm eine geraume Zeit thätigen Antheil an unsrer Bibliothek, und begünstigte dieselbe auch noch dann, als ihm seine veränderte Laufbahn, seine Kränklichkeit und die Ueberhäufung von Geschäften, keine Theilnahme mehr an derselben verstatten wollten. Mehr als einmal hat er uns hauptsächlich darüber seine Freude bezeigt, daß wir fortfuhren, die alte Litteratur, die er mit so großer Wärme liebte, und mit so lebhaften Eifer beförderte, in das Gebiete der schönen Wissenschaften zu ziehn.

Einer der Schüler und Freunde des in so vieler Rücksicht höchst schätzbaren Mannes, der Herr **Prof. Beck**, hat dem Andenken seines Lehrers, den Tag nach seinem Tode, eine eigne Vorlesung gewiedmet, in welcher er seine Verdienste, vornämlich um die Theologie, aus einander setzt. *) Morus wählte hier, so wie Ernesti, den Weg, von dem Studio der Profanscribenten zu der Exegese der

*) Recitatio de D. Sam. Frid. Nathan. Moro, Summo Theologo, a. D. XI. Nov. defuncto postridie inter Scholas Historico-Dogmaticas habita a Christiano Daniele Beckio. Lipsiae, ap. Dyck. 8vo.

der heiligen Schriften überzugehn, und auf diese das Studium der Dogmen zu bauen. Auch als er aufgehört hatte, öffentliche Vorlesungen über die Schriftsteller des Alterthums zu halten, studierte er sie doch immer zu seinem Vergnügen und zur Aufklärung des neuen Testaments fort. In der Mathematik, Geschichte und Philosophie war er nicht nur selbst bewandert, sondern empfahl auch das Studium dieser Wissenschaften seinen theologischen Zuhörern oft und ernstlich. Von seiner Kenntniß der Kritik, sowohl des Theiles derselben, welcher sich mit Wiederherstellung und Beurtheilung der Lesarten beschäftigt, als auch desjenigen, welcher über die Kunst und das Genie des Schriftstellers selbst urtheilt, hat er öffentliche Proben in mehrern seiner Schriften gegeben; noch öftrer legte er sie in seinen Vorlesungen an den Tag. Mit großer Genauigkeit entwickelte er die Bedeutung der Wörter und ihre Verbindung; und zeigte den Plan, die Absicht, und Eigenthümlichkeit seines Autors mit einem seltnen Scharfsinn, Geschmack, und Feinheit. Wer ihn einen Schriftsteller erklären gehört hatte, lernte ihn gewiß nicht blos oberflächlich kennen, sondern erlangte eine vollständige Einsicht in seinen Geist und Charakter, er lernte ihn nicht blos auf Treu' und Glauben, sondern durch eignes Gefühl und Urtheil schätzen. Dabey war er von aller Prahlerey mit seiner weit ausgebreiteten Gelehrsamkeit entfernt, und räumte alles bey Seite, was zu dem Zwecke, den Sinn des Schriftstellers aufzuklären, nicht nothwendig war.

Selten hielt er sich mit Widerlegung fremder Meynungen auf; aber, ob er gleich nur seine Meynung in ein helles Licht zu setzen bemüht war, rückte er doch meistentheils nur langsam in der Erklärung fort. Diese Langsamkeit war nicht blos eine Folge der Bedachtsamkeit, mit welcher er überall zu Werke ging; sondern das Resultat eines reifen Nachdenkens. Seine Zuhörer sollten die Gefilde der Auslegungskunst langsam durchwandern, um den Weg, den sie machten, genau kennen zu lernen, und mit den Abwegen bekannt zu werden, welche hier den Eilfertigen von seinem Ziele entfernen können. Er behauptete nichts, ohne seine Gründe umständlich auseinander zu setzen; er drang seine Meynung nicht auf, sondern zwang seinen Zuhörern den Beyfall durch Gründe ab. Hierdurch bewahrte er sie vor sklavischer Nachbeterey und führte sie zum eignen Nachdenken an. Fremde Meynungen untersuchte er mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit, und widerlegte sie ohne die mindeste Anmaßung und Bitterkeit. Niemals entfuhr ihm ein hartes Wort, gegen wen es auch seyn mochte.

Ueber den Charakter dieses vortreflichen Mannes ist nur Ein Urtheil. Er war von aller Misgunst gegen seine Collegen weit entfernt; voll Wohlwollen gegen die ganze Welt; voll Anhänglichkeit an die Freunde seiner Jugend; voll Eifer für alles Gute und Schöne. Seine stille Wohlthätigkeit, seine Bereitwilligkeit, jedermann mit Rath und That an die Hand zu gehn; seine Versöhnlichkeit;

seine

seine Gelindigkeit im Urtheilen, selbst gegen die, welche ihm nicht wohl wollten, werden ihn allen, die ihn kannten, unvergeßlich machen. Die Klugheit, welche er in allen Geschäften und besonders in seinem akademischen Leben bewieß, stand nie mit den Gesetzen der strengsten Rechtschaffenheit im Widerspruch. Nie erlaubte er sich den Gebrauch der Kunstgriffe, die auf Universitäten nur allzu gewöhnlich sind, und denen, die sie zu brauchen wissen, den Namen weltkluger Leute erwerben. Aber er konnte auch diese Kunstgriffe leicht entbehren, da er eben so weit von Stolz als Habsucht entfernt war, und da er gelernt hatte, sein Glück und seine Zufriedenheit in dem Umgange mit sich selbst zu suchen. An Geduld und Standhaftigkeit hatte ihn die Kränklichkeit seines Körpers, die oft mit heftigen Schmerzen verbunden war, gewöhnt. So war er das Muster eines bescheidenen Gelehrten, und eines tugendhaften Mannes; so hinterließ er den Ruhm eines wohl angewendeten Lebens. Die Wissenschaften haben in ihm eine Zierde; seine Freunde einen warmen und thätigen Freund; alle gute Menschen seiner Sphäre einen Rathgeber und Wohlthäter verloren.

Παμμῆτος γῆ χαῖρε. σὺ τὸν πάρος οὐ βαρὺν εἰς σὲ
Ἄνδρ᾽ ἀγαθὸν, καὐτὴ νῦν ἐπέχοις ἀβαρής.

II.

Ifflands Schauspiele.

(Fortsetzung.)

Sie sehen, mein Freund, daß Ifflands Muse, in den Regionen, welche unter der ernsthaften Gattung liegen, nicht einheimisch ist. Die leichten und fröhlichen Sitten dieses Landes sind ihr, wo nicht unbekannt, doch ungeläufig, und sie zeigt, bey der Nachahmung derselben, alle die Affectation, in welche ein Einwohner der Provinz verfällt, wenn er zum erstenmal in die Hauptstadt kömmt, und seine Manieren auf einmal nach den Manieren der großen Welt umformen will. Er mag so viel Verstand, Kenntnisse, Laune und Witz haben, als er nur immer will, so wird ihn doch sein Ton und die Art des Vortrags, noch mehr aber die Mühe verrathen, welche er anwendet, für etwas anderes zu gelten, als was er wirklich ist. Herr Iffland hat in seinem Figaro durch eine vollständige Induction gezeigt, daß dieses der Fall seiner Muse sey, wenn sie sich zu der komischen Gattung herab läßt. Diese Erscheinung ist indeß so gewöhnlich und begreiflich, daß es unnütz wäre, mich länger dabey aufzuhalten. Was Sie aber vielleicht wunderbarer finden werden, ist, daß es ihm mit dem Trauerspiel, einer dem Drama so nah verwandten Gattung, nicht viel

viel besser hat glücken wollen. Ich habe zwey Trauerspiele vor mir liegen, die auf eine fast unwidersprechliche Weise darthun, daß Iffland sich über das ernsthafte Drama nicht erheben könne, ohne zu sinken.

Das eine dieser Trauerspiele führt den Titel, die **Kokarden**, und verdankt sein Daseyn der französischen Revolution. Dieses Stück ist voll von anti-demokratischen Grundsätzen; aber bey alle dem schlägt es den Demokratismus bey weiten nicht so arg in die Augen, als den guten Geschmack. Sie wissen, mit welcher Wärme man sich in Deutschland der Sache der französischen Freyheit angenommen hat, und Sie können sich also leicht vorstellen, welchen Eindruck ein Stück machen mußte, welches nichts geringeres zur Absicht zu haben schien, als die ganze Revolution von einer höchst verächtlichen Seite vorzustellen. Ich für meine Person bin weit entfernt, Herrn Iffland unreine Absichten schuld zu geben, und ich glaube sehr gern, daß ihn der Anblick der Greuel, welche die souveraine französische Nation bey ihrer Staatsveränderung mit einer ungeheuern Kaltblütigkeit verübte, zu dem Entschluß gebracht hat, dieses Stück zu schreiben, um in demselben die Grundsätze und geheimen Beweggründe der Revolutionärs in ein Licht zu stellen, in welchem sie jedem rechtschaffnen Bürger als verabscheuungswürdig erscheinen müßten. Ein solches Unternehmen könnte vielleicht einigen Nutzen haben, wenn es auf Thatsachen gegründet wäre; aber auf dem Wege, welchen der Verfasser der Kokarden eingeschla-

schlagen hat, mußte es schlechterdings scheitern. Er zeigt uns die Unterthanen eines kleinen Fürstenthums in vollem Aufruhr. Einige Menschen von der gemeinsten, niedrigsten Denkungsart schwingen die Fackel der Rebellion, und die Bürger laufen ihrer Fahne zu, ohne eine Klage gegen den Fürsten oder die Regierung zu haben. Alles soll aus der Nachahmung der Franken entstanden und durch die Preßfreyheit zur Reife gebracht worden seyn. Ein elender Journalist hat die Flammen angefacht; ein Mensch, den Sie aus folgendem Gespräche, das er in dem Hause des Ministers führt, kennen lernen mögen:

Hahn. Ich will mich rächen. Fürchterlich!!! Ich will im nächsten Hefte über die Gleichheit der Stände schreiben. Mit einer Beredsamkeit, mit einer Gluth! Es soll in die Sinne fallen, so — so! so daß —

Geheime Rath. Jeder Nachbar dem andern über die Mauer, jeder Diener dem Herrn über den Geldkasten gehn möchte.

Hahn. Daß jeder Sterbliche Sinn und Muth bekömmt, zu zerreißen, zu zersprengen, was ihn preßt, engt und aufhält, zu erreichen — wohin Talent und Naturrecht ihn rufen.

Geh. Rath. Bravo!

Hahn (steigend.) Hinterher ein Kapitel mit dem feinsten Salz ausgestattet — ein Kapitel, was im Lachen das tödtlichste Gift ausstreut.

Geh Rath. Ach ja, seit einige von Euch aus ihrer Bahn gezogen sind, und ihr doch nicht alle da hinauf

auf könnt, scheint es mir, als hätte Euer Salz viel Gift bey sich.

Hahn. Ein Kapitel — über die Kammerherren.

Geh. Rath. Lassen Sie es weg!

Hahn. Ein Kapitel, mit der Ueberschrift — in diesen Zeiten — wahrlich schon die Ueberschrift ist ein Todesstreich! u. s. w.

Sie mögen sich aus diesen Triebfedern der Handlung eine Vorstellung von der Wahrscheinlichkeit derselben machen. Sie ist in der That eben so unglücklich eingeleitet als geendigt. Nach einigen Mordbrennereyen, Todschlägen und vergeblichen Berathschlagungen von Seiten der Aufrührer, erscheint der Fürst vor den Augen der Versammlung, und es kostet ihm ein Wort, so ist alles gut gemacht. Der Journalist wird gedemüthigt, die Freyheitskokarden werden abgerißen und mit Füssen getreten. Jedermann sieht das Unrecht des Aufruhrs ein, und der Fürst ist geliebter als je. Ich will mich auf kein näheres Detail einlassen, und Sie mit Aufzählung der zahlreichen Thorheiten und Possen, Plattheiten und Greuelthaten verschonen, von denen dieses Trauerspiel wimmelt. Nur das kann ich nicht unbemerkt übergehn, daß es seinem Zwecke auf keine Weise entspricht, und zu nichts weiter dienen kann, als die Parthey, welche die Vorrechte der Fürsten zu schmälern denkt, in ihrer Meynung noch fester zu machen. Man stellt uns einen Fürsten auf, werden sie sagen, den man als ein Muster der Gerechtigkeit und Milde schildert. Dieser Fürst verdient Liebe und Achtung;

und

und daraus will man folgern, daß alle Regenten Liebe und Achtung verdienen! — Ein hungriger Journalist, und ein ehrgeiziger Bierbrauer, lehnen sich gegen die Regierung auf; und darum sollen alle Staatsrevolutionen ein Werk elender Aufrührer seyn! Welche Logik! Und wenn diese Logik nicht in diesem Stücke herrscht, so hat es gar keinen Zweck. Wenn wir aber auch dem Verfasser Gehör geben wollen, so ist es doch darum so ausgemacht nicht, daß eine Staatsrevolution ein Verbrechen sey. Ein Land kann von einem vortreflichen Fürsten mit großer Weisheit regiert werden, und dieses Land kann eine sehr fehlerhafte Verfassung haben. Die Verfassung dauert; die Regierung aber verändert sich. Sollen denn nun die Unterthanen des weisen Regenten die Hände in den Schooß legen, und mit der Maxime aller Egoisten — post me diluvium, es dem Wurfe des Zufalls überlassen, ob ihr Glück auf ihre Nachkommen forterben wird? Sollen sie sich nicht vielmehr dem Fürsten nähern, und ihn einladen, seine Wohlthaten unsterblich zu machen, und die Mängel einer Verfassung aufzuheben, welche seine Weisheit unschädlich machte. Solche Gesinnungen hätte Iffland zeigen, so hätte er darthun sollen, daß die Weisheit der Fürsten und die strenge Beobachtung ihrer Pflichten den Machinationen einzelner Bösewichter oder Wahnsinniger oder Ehrgeiziger den Eingang zu dem Herzen des Volkes verschließe. Zu gleicher Zeit hätte er das Volk lehren sollen, daß es noch strenger auf die Beobachtung seiner Pflich-

ten als auf die Heiligung seiner Rechte halten müsse; daß es mit der Obrigkeit und den Fürsten nur Ein Ganzes ausmache, und daß eine gewaltsame Vernichtung der Gesetze und der Verfassung nichts anders als eine Vernichtung seiner eignen Glückseligkeit und Ruhe sey. Aber das ist umsonst, daß er dem Volke eine träge Ruhe aufzwingen will. Ist etwa jede Verfassung unverbesserlich? Und wenn das Volk die Mängel derselben einsieht und fühlt, soll es denn immer bey dem alten Glauben bleiben: was so lange gedauert habe, müsse wohl gar nicht zu ändern seyn? Kein Schriftsteller und Dichter, und wenn er vom Apoll und allen neun Musen begeistert wäre, wird ihm einen solchen Glauben einreden können. Aber das wird ihm jeder leicht begreiflich machen können, daß eine wahre und weise Reformation auf einem stillen und gesetzmäßigen Wege vollbracht werden müsse.

Verzeihen Sie mir, mein Freund, diese politische Digreßion. Die gegenwärtige Zeit ist die Zeit der Politik, und kaum finden wir außer ihr noch einen Gegenstand, welcher im Stande wäre, unsre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. Wenn Sie jetzt in eine unsrer Gesellschaften kommen sollten! Selbst die Stadtneuigkeiten haben den Neuigkeiten aus der politischen Welt weichen müssen! —

Das zweyte Trauerspiel, von dem ich oben Erwähnung that, ist Friedrich von Oesterreich. Ich nenne es, seines glücklichen Ausganges ohngeachtet, ein Trauerspiel, weil in der Handlung desselben das Wohl ganzer Reiche, so wie die Existenz

und

und Ehre mehrerer Menschen auf das Spiel gesetzt wird. Es würde eine große Ungerechtigkeit seyn, dieses Stück mit dem vorigen in Vergleichung zu stellen. Es ist das Werk einer weit reinern Begeistrung; obgleich noch lange kein Meisterstück.

Aber vielleicht sollte dieses Trauerspiel gar nicht nach den Regeln der Kunst beurtheilt werden. Es war bey Verfertigung desselben weniger darauf abgesehn, ein vollendetes Kunstwerk zu liefern, als vielmehr einen gewissen, außer demselben liegenden Zweck zu erfüllen, und es also nur gerade mit so viel conventionellen Reizen auszusteuern, als zur Erreichung dieses Zwecks erforderlich war. Die Krönung des verstorbenen Kaisers gab die Veranlassung dazu. — Sie sehen also, daß eine Begebenheit aus der Geschichte des österreichischen Hauses, die tugendhafte und rühmliche That eines Ahnen der gekrönten Familie, vor deren Augen das Schauspiel gegeben werden sollte, der schicklichste Stoff war, welchen der Dichter wählen konnte. Der Schutz, welchen Friedrich der Wittwe des Kaiser Albrecht und ihrem unmündigen Sohne Ladislaus gegen die aufrührerischen Ungarn und Böhmen angedeihen läßt, macht den Inhalt des Stücks.

Die Beziehung dieser Handlung, mit welcher die Ernennung Friedrichs zum römischen Kaiser verknüpft ist, konnte, bey den Umständen, unter denen dieses Schauspiel gegeben wurde, nicht anders als mit Vergnügen bemerkt werden. Dieselbe Güte, Weisheit und Rechtschaffenheit, dieselben

den häuslichen und Regenten-Tugenden, mit denen der Dichter seinen Friedrich ausgeschmückt hat, standen dem Publikum in der Person des neugekrönten Kaisers vor Augen.

Außerdem hat Hr. Iffland nichts gespart, die Augen und die Einbildungskraft der Zuschauer durch eine Reihe von Auftritten zu bezaubern, welche an die Begebenheiten der verfloßnen Tage erinnern mußten. Das Theater ist fast immer mit Personen angefüllt, und nicht selten sind es Feyerlichkeiten, die sie zusammen bringen. Eine Gesandschaft verfolgt gleichsam die andre. Die verschiedensten Nationen und Stände treten auf. Und die Mannigfaltigkeit der Trachten, an Ungarn, Böhmen, Deutschen, Rittern und Bürgern vermehrt den Pomp der Scenen auf eine unterhaltende Weise.

Wenn ich den Friedrich von Oesterreich aus diesem Gesichtspunkte betrachte, als einen Theil der Feyerlichkeiten festlicher Tage, so finde ich alles vortreflich und zweckmäßig ausgewählt. Aber als poetisches Kunstwerk beurtheilt, hat er kaum einen größern Werth als die meisten historischen Trauerspiele, welche seit einiger Zeit die deutsche Bühne, zum großen Nachtheil der wahren Kunst, überschwemmt haben. Diese historischen Stücke sind entweder Nachahmungen des Götz von Berlichingen, oder Nachahmungen der Nachahmungen, und sehr selten etwas mehr, als blaße Schatten jenes geist- und kraftvollen Stücks. Die Verfasser

derselben haben das alte Costume, einige Ausdrücke und die Verwirrung der Begebenheiten desselben nachgeahmt, und je größern Fleiß sie auf diese außerwesentliche Eigenschaften verwendeten, desto mehr glaubten sie der Mühe überhoben zu seyn, sich um das Wesentliche zu bekümmern, und auf den Kern zu gehn. Ich kenne unter allen diesen Stücken kein einziges, welches sich einer wohl verbundenen, hinlänglich motivirten Handlung und ausgeführter Charaktere zu rühmen hätte. Statt jener finde ich einige lebhafte Situationen, denen es an Verbindung; statt dieser einige starke Umrisse, denen es an Körper und Wahrheit fehlt. Mit leichten Füßen springen ihre Verfasser über alle Schwierigkeiten hinweg, welche ihnen Zeit und Ort in den Weg legen, und überlassen es der Einbildungskraft ihrer Leser und Zuschauer, ihnen zu folgen oder zurück zu bleiben, je nachdem sie Lust oder Kräfte haben.

Die große Menge der Personen, welche man als ein nothwendiges Ingredienz eines historischen Stücks betrachtet, macht eine geschickte Ausführung der einzelnen Charaktere zu einer wahren Unmöglichkeit. Wie auf einem mit Personen überladnen Gemälde keine sich ganz zeigt, sondern von jeder nur ein oder das andre Glied sichtbar wird, so streifen die Charaktere in den Schauspielen dieser Gattung meistentheils an den Klippen der Einseitigkeit an. Zwey Pinselstriche und eine Person steht da! Da ist keine Brechung der Farben, keine Verschmelzung von Licht und Schatten! Dem

großen

großen Hausen gefällt dieß. Denn in solchen Menschen vermag sich auch der ungebildetste Verstand nicht zu irren.

So wie Sie Hrn. Iffland aus seinen übrigen Arbeiten kennen, werden Sie geneigt seyn, zu vermuthen, daß, wenn er in seinem **Friedrich von Oesterreich** in die genannten Fehler gefallen ist, der Mangel an Einsichten und Geschicklichkeit hieran die wenigste Schuld habe. Vielleicht sind sie nur eine Folge der Flüchtigkeit, mit welcher er arbeitete; vielleicht auch einer kleinen Illusion der Eitelkeit, die ihm sein Stück, in Vergleichung mit andern derselben Gattung, in einem ziemlich vortheilhaften Lichte zeigen mochte.

Was Ihnen indeß in diesem Trauerspiele am meisten mißfallen würde, wenn Sie die Mängel der Handlung und die Flachheit der Charaktere abrechnen, ist die Ungleichheit des Tons und der Sprache, die in mehrern Stellen desselben herrscht. Die letztere ist von der Art, daß sie uns bald in das Mittelalter versetzt, bald wiederum in unsre Zeiten reißt. Ich möchte sagen, Iffland hänge den Leser zwischen beyden Zeitaltern in die Schwebe, um ihn bald nach diesem bald nach jenem hinzustoßen. Bald sprechen seine Personen in dem veralteten Tone der Ritterwelt, bald haschen sie nach den Blumen unsrer empfindsamen Romanenberedsamkeit. In einer Scene, welche mir vorzüglich wohlgefällt, weil sie ein Staatsgeschäfte mit vielem Geschmack und Interesse behandelt, sagt ein tapfrer alter Ungar: „Nein! üppige Rednerey

hat Euch überwältigt! Ihr alle vergeßt Eures Auftrags, und schwelgt in weichen Gefühlen! Meine Ueberzeugung steht noch fest, mein Auftrag ist noch unverletzt!" — Wie mögen die weichen Gefühle, in denen die Ungarn schwelgen sollen, in den Mund des alten Soldaten kommen, wenn er nicht vielleicht den Siegwart gelesen hat? — Eben so wenig im alten Style ist das, was der Dichter den Erzherzog zu seiner Gemahlinn sagen läßt: „Beym ersten Anblick war ich meines Glückes gewiß! laßt mich berauscht seyn, von diesem klaren Quell wieder und wieder kosten — immer werde ich den Reichthum finden, der mein Herz erhebt!" Setzen Sie dazu, daß diese Ausdrücke mit Archaismen abwechseln, und daß sich der Verfasser bisweilen über die Regeln der Grammatik hinweg setzt, um der Natur jenes Zeitalters näher zu kommen. So braucht er an vielen Stellen fast statt sehr: ganz statt ganz und gar, als statt wenn u. d. m. selbst ohne auf die Undeutlichkeit zu achten, welche bisweilen aus diesem Gebrauche entspringt. — Wie wenig doch unsre Dichter über ihre Kunst zu denken pflegen! Würden sie sich sonst wohl einbilden, daß man die Natur, so wie sie ist, auf die Bühne bringen müsse, um den Ruhm eines treuen Nachahmers derselben zu erringen? Oder wenn sie sich dieses nicht einbilden, wozu sollte denn die Affectation von Archaismen, die in alle diese beliebten Ritterstücke hin und wieder eingestreut werden, und zu nichts dienen, als der Rede ein buntscheckiges Ansehn zu geben? Warum bringen denn diese

se Dichter nicht lieber die ganze barbarische Sprache jenes Zeitalters auf das Theater? Warum lassen sie denn nicht auch die Römer und Griechen in ihrem Idiome reden? Und wenn diese Deutsch, und gutes Deutsch sprechen dürfen, warum müssen denn die deutschen Ritter ihre Sprache radebrechen? Es bedarf wohl nur einer geringen Ueberlegung, um einzusehn, daß dieses nicht das Mittel ist, wodurch die Täuschung hervorgebracht wird. Will uns der Dichter in die Ritterzeiten versetzen, so gebe er uns die Vorstellung von Einfalt und Geradheit in den Sitten mit einem leichten Anstrich von Courtesie; er stelle uns Männer dar, denen der Stempel der Mannheit stark aufgedrückt ist, welche Tapferkeit mit Biedersinn, Einfalt mit Großmuth verbinden; Frauen, welche bey sich und ihren Männern und Liebhabern auf eine unbefleckte Ehre halten — und er kann gewiß seyn, seinen Zweck zu erreichen, wenn er auch kein einziges Wort in der heutigen Sprache ändert, und keiner einzigen Partikel oder Construction Gewalt anthut. Aber eben so gewiß kann er auch überzeugt seyn, daß Ausdrücke, wie der des Erzherzogs zu seiner weiß gekleideten Gemahlinn: Eleonore, ihr seyd in das Gewand eurer Seele gekleidet, nicht für antik gelten werden, wenn er sie auch gleich in die Sprache des Ulphilas übertrüge.

Ich halte es für unnöthig, mich länger bey einem Stücke aufzuhalten, das ein minder guter Kopf ohngefähr eben so gut gemacht haben würde. — Noch liegen drey andre Schauspiele desselben

Dichters vor mir, in denen er zu seiner alten Manier und in die ihm eigenthümliche Sphäre zurück gekehrt ist. Ich will sie nach Maasgabe ihres Werthes ordnen, und den Anfang mit dem vorzüglichsten machen.

Nach dieser Rangordnung nimmt der Herbsttag den ersten Platz ein. Ich halte dieses Stück, nächst Verbrechen aus Ehrsucht, für eines der vorzüglichsten, welche aus der Feder unsers fruchtbaren Dichters geflossen sind. Es trägt ganz den Stempel seines Genies; und zeigt, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, eine gewisse Reife des Geschmacks, welche seinen frühern Arbeiten abgeht. Welche Mannigfaltigkeit in den Charakteren! wie viel Wahrheit und Rundung! Welche Herzlichkeit! — Sie kennen Ifflands Talent zu interessiren; — und glauben Sie mir, er hat in diesem Schauspiele die volle Kraft desselben gezeigt. — Mit einem Worte, wenn dereinst ein Varro Ifflands Werke sammeln und sichten wollte, so würde er dieses Stück gewiß zu denjenigen rechnen, in welchen man die mores, das ingenium und den sermonem unsers Dichters am vorzüglichsten fände.

Den Inhalt des Herbsttags würde ich Ihnen kürzlich so angeben: Eine rechtschaffne Familie, deren Ruhe durch ein Mißverständniß und die Büberey eines adelichen Schurken bedroht wird, gelangt zu einem dauerhaften Glück. — Schon diese kurze Inhaltsanzeige kann Ihnen verrathen, was Sie zu erwarten haben. Rechtschaffne Leute, Familienglück — das ist der Schauplatz, auf welchem Iffland

land immer gefällt! Dieß ist der Boden, auf welchem die schönsten Blumen seines Talents sprossen. —

Ja Sie werden in diesem Schauspiel noch einige Vorzüge finden, die seinen übrigen Arbeiten abgehn. Die Handlung ist ziemlich einfach; sie entspringt, verwickelt und löst sich fast allein durch die Charaktere der handelnden Personen. Sie ist fast ganz frey von den Imbroglios, den Theaterstreichen und Dunkelheiten, die in den Mündeln, in Bewußtseyn und im Figaro herrschen. Und die Handlung ist darum, wie Sie leicht glauben werden, nicht uninteressanter. Ja ich getraue mich zu behaupten, daß, bey ein wenig Verwicklung mehr, die Intuition weggefallen wäre, ohne die selbst die wichtigste Begebenheit nur eine schwache Theilnahme einflößt.

Die Handlung ist mit vieler Geschicklichkeit angelegt. Das Centrum derselben, wenn ich so sagen darf, ist die Liebe der Tochter von Hause zu einem Edelmann, der sie betrügt. Diese Liebe droht der Glückseligkeit ihrer ganzen Familie den Untergang. Aber der Knoten löst sich, und zu gleicher Zeit wird das Glück ihrer Familie noch fester gegründet. Marie wird von ihrer Leidenschaft geheilt, indem sie ihren Liebhaber zu verachten gezwungen ist; ihr einer Bruder wird von einer Schimäre befreyt, die seinen Charakter zu verderben drohte; und der andre kömmt gerade dadurch zu einer liebenswürdigen Frau. Jedermann ist zufrieden und glücklich, und wir scheiden von diesen recht-

schaffnen Leuten mit der gewissen Zuversicht, daß ihre wahre Ruhe nun nicht mehr so leicht wird erschüttert werden können.

Einen zweyten Vorzug hat dieses Schauspiel in Rücksicht auf die Sprache. Diese ist weit natürlicher und einfacher, als in einem der vorhergehenden Stücke. Nur einige wenige Stellen haben mir gesucht geschienen. Selbst die empfindsame, verliebte und reuige Marie spricht doch in einem weit erträglichern Tone als die Comtesse in Bewußtseyn, oder Auguste in den Mündeln; obschon auch ihr Ton etwas außer der allgemeinen Harmonie ist. Der Dialog hat nichts von der Steifigkeit und der gesuchten Natur, von der ich Ihnen oben einige Proben gegeben habe. Einige wenige Scenen sind zu lang ausgesponnen. Zu diesen gehört vornämlich eine Scene zwischen zwey alten Freunden, welche ihre Universitätsjahre recapituliren. Es fehlt ihr nicht an Schönheiten; aber sie wird stark gestrichen werden müssen, wenn sie keine Langeweile auf der Bühne machen soll.

Ich komme auf einen Hauptvorzug des Herbsttags. Dieser besteht in den Charakteren. Einige derselben sind eben so neu als meisterhaft ausgeführt. Ich will nichts von einem alten ehrlichen Hagestolz sagen, der in seinem Alter noch die ganze Jovialität der Jugend erhalten hat; auch von dem biedern Hausvater nichts — denn diese Charaktere sind schon mehrmalen da gewesen. Meine Aufmerksamkeit wird vornämlich von zwey Personen gefesselt, dem Peter und der Frau Saaler.

Peter

Peter ist ein Sohn vom Hause; ein junger Mensch von etlichen zwanzig Jahren, in dem Schooße seiner Familie auf dem Lande erzogen, ganz ohne allen apprêt, aber von einem gesunden natürlichen Verstande und einem treflichen Herzen. Dieser junge Mensch verliebt sich; und Sie werden ohngefähr ahnden, wie sich die erste Leidenschaft in einem so unverdorbnen Naturkinde äußert; Sie werden es ahnden — aber, bey aller Achtung, die Sie für Ifflands Talente haben, werden Sie doch kaum glauben, mit welcher ungemeinen Geschicklichkeit er diesen Charakter, in dieser gefährlichen Situation, auf der schmalen Linie der Einfachheit und Herzlichkeit gehalten hat, ohne auch nur ein einzigesmal an den Klippen der Einfalt und dummen Gutmüthigkeit anzustreifen.

Dieser ganze Charakter ist ein Ideal der Naivetät. Von den Formen des gesellschaftlichen Lebens weiß der junge Mensch herzlich wenig, so viel als nichts. Er stößt also überall an die conventionellen Regeln an; aber diese Verstoße sind erhaben und rührend, weil sie nicht etwa aus einem Mangel an Verstande, sondern aus einer Fülle von Empfindung entspringen, die sich nicht in das Herz zurück drängen läßt. Freylich werden sich unsre Mienen zum Lächeln verziehn, weil die Uebertretung der gesellschaftlichen Formen immer etwas Lächerliches bey sich führt; aber der Geist, welcher sich in diesen Uebertretungen zeigt, erfüllt uns mit Ehrfurcht und Achtung. Wir lachen und weinen zu gleicher Zeit, und huldigen durch diese vermischte

Empfindung der Macht und Würde der menschlichen Natur, welcher allein es erlaubt ist, sich über die Macht des Conventionellen hinweg zu setzen. Lassen Sie mich Ihnen immer meine Schwachheit gestehn, wenn es anders eine ist. Die Naivetät dieses jungen Menschen hat mir mehr Thränen gekostet, als alle Trauerspiele der neusten Gattung zusammen genommen.

Was aber wohl unsre Schauspieler von gewöhnlichem Schlag aus dieser Rolle machen werden? — Denn zuverläßig sind die wenigsten im Stande, die Feinheit derselben einzusehn, und noch weniger sie in dem Geiste des Dichters darzustellen. Sie werden ihm eine gewisse dumme Gutmüthigkeit, ein linkisches Wesen und verschämte Manieren geben; und dann wäre es besser, das ganze Stück bliebe von der Bühne weg. Wenn Sie wieder nach Deutschland kommen, mein Freund, so bezähmen Sie Ihr Verlangen, den Herbsttag zu sehn, bis Sie ihn in Mannheim sehn können. Dort spielt Hr. Beck den Peter. Diesem verdienstvollen und denkenden Schauspieler kömmt seine Figur und der Ton seiner Stimme vortreflich zu statten, um diese Rolle in einer Vollkommenheit zu geben, über die ich mir nichts denken kann.

Der zweyte Charakter in diesem Stücke, welcher unserm Dichter vorzügliche Ehre macht, ist die Frau Saaler. Die gutmüthigen und die zänkischen, die nachgiebigen und krittlichen alten Frauen sind auf unsern Theatern keine Seltenheit; aber ich kenne keinen einzigen Charakter dieser Art, in

in welchem die Fehler des Alters mit den vortreflichsten Eigenschaften des Herzens so innig verschmolzen wären, als in diesem. Frau Saaler ist die Schwiegermutter des Hausvaters. Ihre Tochter ist schon vorlängst gestorben, und sie führt den Haushalt an ihrer Stelle. Die Erziehungsmaximen ihres Schwiegersohns laufen den ihrigen gerade zuwider; das Wesen seiner Kinder ist auch nicht nach ihrem Sinne: — aber dieser Umstand verursacht auch nicht die mindeste Uneinigkeit, und thut ihrer Liebe zu ihren Enkeln nicht den geringsten Abbruch. Sie tadelt sie scharf; aber wenn sie auch noch so unzufrieden mit ihnen ist, so ist sie doch immer die erste, wegen ihrer Fehler vorzubitten. Auch betrachtet man sie als einen génie tutelaire des Hauses.

Ich fühle sehr wohl, daß die allgemeinen Ausdrücke, deren ich mich in diesen Beschreibungen bedienen muß, Ihnen wenig Genüge thun können. Aber was soll ich thun? Fehler lassen sich leicht zergliedern; hingegen Schönheiten zu beschreiben, ist noch niemanden gelungen. Ein kalter Umriß ist alles, was der Kunstrichter von dem wärmsten und rundesten Charakter aufstellen kann. Hiemit müssen Sie sich nun so lange begnügen, bis Sie wieder in Ihr Vaterland zurück kommen. Möchte dieses doch bald geschehn! Möchten Sie doch bald in die Arme Ihres Freundes zurück kehren, dem oft alle Lust zum schreiben vergeht, wenn er an die Zeiten denkt, wo er noch mit Ihnen plaudern konnte. —

In der ganzen Familie, welche in diesem Schauspiel handelt, und deren einzelne Glieder durch ihre Rechtschaffenheit und Güte den Zuschauer an sich ziehn, ist Peters Bruder der einzige, der die Harmonie des Ganzen zu stören scheint. Dieser Bruder ist ein so zweydeutiges und sonderbares Wesen, daß ich nicht leicht jemanden gefunden habe, der ihm wohlwollte. Er ist eben erst von der Universität zurück gekommen. Er soll nach dem Zeugnisse der Leute, die ihn kennen, ein junger Mann von vieler Kraft und seltnem Geiste seyn; aber was wir von seiner Kraft zu sehn bekommen, gleicht der Affectation, und sein Geist zeigt sich in nichts als in Etourderien. Er will hoch hinaus; aber dieß ist allen jungen Leuten eigenthümlich, die eben ihren Cursum geendigt haben, und mit ihren Heften im Koffer sich mächtig weise dünken. Er bildet sich ein, alle seine Leidenschaften besiegt zu haben; aber er hat nur eine Leidenschaft an die Stelle der andern gesetzt; und sein Bestreben nach einem abgeschmackten Stoicismus bringt ihn fast um die natürlichen guten Gefühle, die ihm sein Vater einzupflanzen gesucht hatte. Die Art, wie er seine zuvorkommenden Geschwister von sich schreckt, und die laconische Manier, mit welcher er seinen Vater abfertigt, macht ihn ganz unerträglich. Dieses könnte indeß die Absicht des Dichters gewesen seyn; — aber sie macht ihn auch unwahrscheinlich — und dieß war gewiß seiner Absicht zuwider. Was mir indeß sehr wohl gefällt, ist das Mittel, dessen sich Iffland bedient hat, den jungen Menschen

schen zur Vernunft zu bringen. Die Bekanntwerdung einer seiner Thorheiten, die einem schlechten Streiche ziemlich ähnlich sieht, ist ohne Zweifel die beste Arzney für diesen ausbrausenden stolzen Geist. Das Bewußtseyn desselben beugt ihn herab, und führt ihn zu den kindlichen und brüderlichen Gefühlen zurück, die sich in der Fülle der Selbstgenügsamkeit verloren hatten. Dieselbe Entdeckung ist auch vollkommen geschickt, uns zu versichern, daß seine Beßerung gründlich ist. Denn dadurch, daß er ein Mädchen der niedern Klasse heirathen muß, werden seinen stolzen Entwürfen die Flügel beschnitten, und er wird an eine Sphäre gefesselt, in welcher allein er das wahre Glück seiner Familie befördern kann. —

Diesem Stücke, das der Verfasser mit etwas mehr Kritik vielleicht zu einem Meisterwerke erheben könnte, steht der Frauenstand um vieles nach. Sie werden mich fragen, was dieser Titel bedeuten soll; und ich, der ich doch das Stück gelesen habe, würde mich bey dieser Frage in keiner geringen Verlegenheit befinden. Herr Iffland würde es vielleicht die Weiberschule genannt haben, wenn dieser Titel nicht schon zu gemein und in einem ganz andern Sinne gebraucht worden wäre. Denn eine Weiberschule ist es im eigentlichsten Verstande; ein Stück, aus welchem die Frauen lernen mögen, mit welcher Macht ihre Tugenden in dem Umkreise des häuslichen Lebens wirken können.

Der Inhalt ist kürzlich folgender. Ein junger Mann von glücklichen Anlagen und edeln Herzen,

zen, hat eine vernünftige, gefühlvolle, ihm mit ganzer Seele ergebne Frau. Mehrere Jahre hat er glücklich mit ihr gelebt; aber nach dieser Zeit fängt er an die Sphäre des häuslichen Glückes allzubeschränkt zu finden. Er sucht seinen Talenten einen weitern Spielraum zu schaffen; er läßt sich in vornehme Verbindungen ein, und wendet beträchtliche Summen auf, um sich das Ansehn des reichen Mannes zu geben. Die Neigung seines Herzens wird von einem gewissen Rath Berg unterstützt, der ihm das bürgerliche Leben, die stille und eingezogne Haushaltung, die er führt, und vorzüglich die heiligsten Empfindungen seines Herzens lächerlich macht. Die Ideen dieses Menschen finden Eingang und bedrohen die Ruhe der Frau, die alles, nur nicht den Kaltsinn ihres Mannes ertragen kann. Ihre Ergebung wird auf harte Proben gestellt. Falsche Freunde und verläumderische Weiber flößen ihrem Manne Eifersucht gegen sie ein. Der einzige wahre Freund, den er noch hat, wird ihm als ihr Liebhaber verhaßt gemacht. Sie hat Schulden ihres Mannes ohne sein Wissen bezahlt; sie hat ohne sein Wissen beträchtliche Verbesserungen auf seinem Landgute gemacht; dieses wird ihm bekannt; und es scheint ihm nur allzu wahrscheinlich, daß dieses Geld der Preiß ihrer Untreue gewesen sey. Mehrere Umstände treffen zusammen diesen Verdacht zu vermehren. Schon ist der Mann im Begriff, sich auf immer von seiner Frau zu trennen, und seinem Freunde den Hals zu brechen. In diesem gefährlichen Momente besiegt

die

die unschuldige Frau ihre Delikatesse, und legt die vollständigste Rechtfertigung ihres Betragens an den Tag. Der Mann erkennt sein Unrecht und giebt die hochfliegenden Plane auf, die ihn bis jetzo beschäftigt und sein häusliches Glück untergraben hatten. —

Ich weiß nicht; aber mich dünkt, die Handlung hätte noch um vieles interessanter seyn müssen, wenn sie den Leser fesseln sollte. Die Verwicklung ist zwar größtentheils gut angelegt — ich sage größtentheils, denn ein Brief, welcher ein wichtiges Moment des Knotens ausmacht, ist absichtlich auf Schrauben gestellt — und der Dichter hat sie hauptsächlich durch den Umstand piquant zu machen gesucht, daß mehrere Vorfälle, welche den Mann aus seiner Verblendung reißen sollen, ihn immer tiefer in den Irrthum stürzen; aber sie ist noch lange nicht stark genug, um den Zuschauer aus seiner ruhigen Fassung zu bringen. Denn durch alles das, was wir aus dem Munde unverdächtiger Zeugen, und durch den Anblick eigner Handlungen, von der tugendhaften Frau erfahren haben, sind wir auf das allervollkommenste überzeugt worden, daß die Liebe zu ihrem Manne keiner Untreue, und ihre edle Denkungsart keiner Niederträchtigkeit auch nur den mindesten Raum verstatten könne. Kein Schatten von Argwohn vermag in uns aufzukommen, und die giftigen Pfeile der Verleumdung prallen ab an unsrer Brust. Bey dem allen wäre es doch möglich, daß die rechtschaffne Frau, die wir von allem Verdachte frey sprechen, sich ge-

gen

gen ihren Mann nicht vollkommen rechtfertigen könnte. Diese Furcht würde uns auch in der That um desto mehr beunruhigen, je inniger wir von der Unschuld der Angeklagten überzeugt sind, wenn uns nicht der Dichter den eifersüchtigen und erzürnten Mann von einer Seite gezeigt hätte, welche auch diese Unruhe verbannen muß. So sehr er sich nämlich bemüht, den Kaltsinnigen zu spielen, und so guten Eingang die Verläumdungen seiner angeblichen Freunde bey ihm gefunden haben, so zeigen sich doch noch überall, selbst gegen seinen Willen, Funken ehemaliger Leidenschaft; und diese Funken werden zur Flamme, als er sich in der Gefahr sieht, auf immer von seiner Frau getrennt zu werden. Wir können also ganz gewiß überzeugt seyn, daß die bessere Seele einmal die Oberhand gewinnen, und daß er sein Unrecht mit der Zeit einsehen werde. Das innige Gefühl von seinem Verlust, das ihn in dem Augenblick übermannt, wo er bey seinen neuen Freunden vergeblich nach Trost und Hülfe sucht, ist uns ein untrüglicher Bürge seiner baldigen Rückkehr. Dieser Mann würde seiner Frau selbst ein Vergehn verzeihn; wie sollte er nicht ihre Rechtfertigung gelten lassen, wenn sie auch nur wahrscheinliche Beweise zum Vorschein brächte? —

Ich finde in diesem Stücke nur Einen Charakter von Werth. Es ist der Rath Berg; eben der, welcher die stillen Freuden seines Freundes zum Ziele seines boshaften Witzes macht. Er glaubt an keine Tugend, noch an irgend ein Interesse des Her-

Herzens. Der Genuß, welchen Ehre und Reichthümer geben können, ist der einzige, der ihm des Strebens würdig scheint; aber um zu diesen zu gelangen, muß man den Grillen, die man Grundsätze nennt, und den Träumereyen, welche Empfindungen heißen, zu entsagen wissen. „Herzlichkeit,“ sagt er unter andern zu seinem Freunde, „verdrängt bey dir die Vernunft. Du arbeitest dich zu tode, und alles, was du davon hast, ist ein Lob, das dir deine Frau an der Spindel ertheilt. — Alles ist umsonst gethan, so lange der Papa dein glänzendster Titel ist. Lebe mit der Welt, wie sie lebt. Mache die Menschen dir anpaßend, mache sie fremd in ihren eignen Zimmern.“ — Solcher Menschen mag es jetzt viel geben, die sich für sehr weise halten, ob schon alle ihre Weisheit in ihrer Ohnmacht besteht; Menschen, aus deren ausgetrocknetem Herzen kein Strahl der Empfindung mehr aufschießt, und die sich dahin gebracht sehn, die Gefühllosigkeit zu einem Grundsatz zu machen. Es ist gut, diese Afterweisheit in ihrer Blöße zu zeigen; aber man muß sie dann so schildern, wie Iffland thut. Er hat diesen Charakter sehr gut gehalten, und das einzige, was seiner Wahrscheinlichkeit vielleicht einigen Eintrag thut, ist die Verbindung desselben mit einem weiblichen Charakter, der ohngefähr dieselben Fehler von der Natur empfangen hat, die sich bey jenem mehr durch Umstände bildeten. Urtheilen Sie selbst aus folgender Scene, ob zwey solche Charaktere neben einander nicht einen starken Anstrich von Karrikatur bekommen:

Mamsell Ranning. — Lieben? Euch lieben? Da wäre mir die Convenienz eines alten Amtmanns, der zu seinen Schafen und Kühen mich mit ins Inventarium setzen wollte, mehr werth, als eure Liebe.

Berg. Ob sie das wohl alles glaubt, Margaris?

Margarethe. O ja, mein Herr!

Berg. Ihr Herz ist also frey?

Mamf. R. Und wird es bleiben.

Berg. Sie werden sich nicht verheirathen?

Mamf. R. Darnach es fällt.

Berg. Aha, Verheirathen also, und doch ein freyes Herz behalten?

Mamf. R. Wenn ich anders vernünftig bleibe.

Berg. Brav! Das ist mein System! — Darf ich mich Ihnen antragen? Unsre Vereinigung würde unserm Hausleben den Reiz des Pikanten geben.

Mamf. R. Haha. Vorausgesetzt, daß wir immer in Grenzstreitigkeiten bleiben würden.

Berg. Unsre Kabinette zu üben — ja.

Mamf. R (sieht ihn an und lacht. Berg lacht auch.)

Mamf. R. Wenn wir sonst nur etwas auf einander hielten!

Berg. Wagen wir es!

Mamf. R. Immerhin.

Berg. (höflich.) Mann und Frau?

Mamf. R. Je nun — ja.

Berg. (verbeugt sich.) Sehr verbunden.

Mamf. R. Ich bin besser als Sie glauben.

Berg. Denken Sie von mir, daß die Extreme sich berühren?

Mamf. R. (verneigt sich.) Wir sind einig.

Berg. Unsre Heirath — darf ich sie bekannt machen?

Mamf.

Mamſ. R. Morgen — wenn ich auf das Gut gefahren bin. (Widerwillig.) Wenn ich zurück gekommen bin, spricht niemand davon.

Berg. Das gefällt mir. Der Ihrige. (geht.)

Mamſ. R. Adieu.

Berg. (kömmt zurück.) Jetzt, zum Beyspiel, hätte ich gern Ihre Hand küssen mögen, — aber es ist außer meinem Plane.

Mamſ. R. Auch ziemlich außer dem meinigen.

Berg. Himmel, wie sind wir für einander geschaffen! u. s. w.

Der Hofrath erinnert bisweilen zu sehr an Ruhberg. Seine Frau ist ein gutgezeichneter Charakter, der bis auf einige Stellen wahre Natur hat. Hin und wieder fällt sie in den empfindelnden Ton, den Hr. Iffland fast allen Weibern der höhern Stände leiht. Mich hat dieses oft gewundert. Empfindeley mit Bravheit gepaart, giebt in allen gesunden Ohren einen widrigen Mislaut.

Der Dialog ist bisweilen sehr vernachläßigt. Wie hat sich der Verfasser mit solchen Scenen Genüge thun können, wie folgende ist:

Lestenfeld. Der Vetter ist übel aufgeräumt.

Hofräthin. Sie haben Recht.

L. Machen Sie sich keine Gedanken darum.

H. Nicht im geringsten.

L. Er hat ein sehr verwickeltes Geschäft.

H. Und das kann Launen geben.

L. Und Launen geben Gesichter.

H. Durch Gesichter glaubt man sich die üble Laune zu

zu erleichtern, wie das Zahnweh durch Augenzudrükken.

L. Die Gesichter sind freylich eine häßliche Gewohnheit.

H. Bequemlichkeit.

L. Man soll aber auch nicht so bequem seyn.

H. So lebt man kürzer.

L. Sie sind eine liebe Frau.

Den letzten Rang unter diesen neuen Arbeiten nimmt Elise von Valberg ein. Die Erfindung ist eben so mittelmäßig, als die Charaktere gemein sind. Auch bey der Ausführung ist der Verf. häufig in seine alten Fehler zurück gefallen.

Lassen Sie uns einige Augenblicke bey diesem Stücke verweilen. Elise von Valberg, ein junges Fräulein von siebzehn Jahren, kömmt zu ihrer Tante in die Stadt, um hier ihre Talente auszubilden. Der Fürst verliebt sich in sie. Das Mädchen ist die lautre Natur, Unschuld und Offenheit; sie schätzt die guten Eigenschaften des Fürsten und sie liebt ihn fast, ohne es sich bewußt zu seyn. Wenig fehlt, und diese eben so ungleiche als lebhafte Bekanntschaft entfernt einen braven Offizier von Elisen, mit dem sie seit geraumer Zeit versprochen ist.

Der Fürst glaubt die günstigsten Aussichten vor sich zu sehn; aber um ganz zu seinem Zwecke zu gelangen, muß er Elisen dem Hofe näher bringen. Er beschließt, ihren Bruder, seinen vormaligen Gouverneur, zu gewinnen, indem er ihm einen Gesandschaftsposten anvertraut; Elisen selbst

will

will er seiner Gemahlinn zur Hofdame geben. Die Kreaturen der Fürstinn, welche den Einfluß der Walbergs fürchten, sind schnell geschäftig, die Quelle dieser Gnadensbezeigungen aufzuspüren und Elisen ihrer Gebieterinn als Geliebte ihres Gemahls zu schildern. Die Folge hievon ist, daß die Fürstinn, statt den Wunsch ihres Gemahls zu erfüllen, in Gegenwart des Hofes erklärt, Elise von Walberg könne nicht ihre Hofdame seyn, und sie bäte jeden, der sie und die Ehre liebte, allen Umgang mit dem Fräulein aufzuheben. —

Elisens Bruder, ein rechtschaffner Mann, welcher die Plane des Fürsten erräth, und seine Schwester von dem Hofe entfernt zu halten sucht, ändert nach dieser entehrenden Erklärung sein System, und verlangt Genugthuung. Er fordert, daß seine Schwester zur Hofdame ernannt werde, und macht sich verbindlich, daß sie diese Stelle, sogleich nach ihrer Ernennung, wieder niederlegen soll. Seine Vorstellungen finden kein Gehör; und sein Ungestüm zieht ihm den Arrest, so wie den Haß des Fürsten und der Fürstinn zu.

Glücklicherweise ist er auf den Einfall gekommen, seine Schwester der Oberhofmeisterinn in Verwahrung zu geben, und ein zweytes glückliches Ohngefähr bringt sie mit der Fürstinn zusammen. Sie benutzt diesen Augenblick, um der Fürstinn zu sagen, warum ihr Gemahl sie nicht so liebt, als ihre Tugenden verdienen. Sie zeigt ihr in einer kurzen und nachdrucksvollen Rede, wie sie mit dem Fürsten umzugehen habe, wenn sie sein Herz ge-

winnen wollte. Die Fürstinn sieht das doppelte Unrecht ein, das sie durch ihr Betragen an ihrem Gemahl und an Elisen begangen hat. Sie beschließt, alles wieder gut zu machen. Mit Elisen fängt sie an und erklärt sie in Gegenwart des Hofs für ihre erste und beste Freundinn.

Der Bruder sieht die Ehre seiner Schwester gerettet, und ist im Begriff, sie mit sich zurück auf sein Landgut zu nehmen. Aber schon vorher hatte der Fürst sein Ehrenwort gegeben, daß, in dem Falle Elise die Stadt verlassen würde, er seine Gemahlinn nicht wieder sehen wolle. Diese Drohung soll jetzt in Erfüllung gehn. Alles ist zur Abreise bereit, und in wenigen Augenblicken wird er sein Land hinter sich liegen sehn.

Die Fürstinn hat nun keine Zeit zu verlieren, wenn sie sich ihren Gemahl erhalten und das Unrecht gut machen will, dessen sie sich durch ihr ehemaliges Betragen schuldig gemacht zu haben glaubt. Sie tritt unangemeldet zu ihm herein. Sie sagt ihm, daß sie sich selbst wegen seiner Liebe zu Elisen anklage; daß sie sich ihre bisherige Zurückhaltung und Förmlichkeit zum Vorwurf mache, und daß sie fest entschlossen sey, diese Fehler von dem gegenwärtigen Augenblick an abzulegen. Bis jetzt wäre sie seine Gemahlinn gewesen; von nun an wollte sie seine Frau seyn.

Der Fürst wird erschüttert: noch steht ihm sein gegebnes Wort im Wege; aber er wankt schon, und es bedarf nur eines kleinen Anstoßes, und er ist ganz mit seiner Gemahlinn ausgesöhnt. Diese

sagt

sagt ihm noch, daß sie das Schloß Valberg gekauft habe, und daß sie um die Erlaubniß bitte, diesen Namen mit in ihrem Titel führen zu dürfen. „Dann werde der Name Valberg immer um ihn seyn, und ihn unabläßig lieben.“ Dieser glücklichen Wendung kann der Fürst nicht widerstehn. Er giebt seinen Entschluß auf, entsagt seiner Reise und seiner Liebe zu Elisen. Sein künftiges Leben soll dem Genusse des häuslichen Glücks gewidmet seyn. —

Was sagen Sie zu diesen Begebenheiten? Zuverläßig hat die Erfindung und Anordnung derselben dem Verf. keine schlaflose Nacht gekostet. Dafür ist auch die Wirkung darnach. Die Zuschauer können recht ruhig dabey schlafen, wenn sie nicht etwa der polternde Valberg bisweilen in ihrer Ruhe stört.

Das Stück hat einen doppelten Knoten. Erstlich: Wie soll Elise von Valberg Genugthuung für die Beleidigung ihrer Ehre erhalten? und nachdem diese Frage beantwortet ist: Wie soll der Fürst von seiner Liebe geheilt, und mit seiner Gemahlinn ausgesöhnt werden? Der Verf. wird sagen, die Auflösung dieser zweyten Frage sey eine natürliche Folge von der Auflösung der ersten. Recht gut. Aber was kümmert uns überhaupt das eheliche Glück des Fürsten und seiner Frau? Wir haben es mit Elisen zu thun. Alles was nach der Genugthuung geschieht, ist ein schleppendes Anhängsel, das auf jene keine Beziehung hat. Die Entfernung vom Hofe und die Wachsamkeit

des Bruders sind uns für alle weitern Gefahren Bürge.

Diese doppelte Handlung hat noch überdieses den Fehler erzeugt, daß ein Vorfall den andern jagt, und keiner hinlänglich vorbereitet ist. Wie kann aber eine Begebenheit interessiren, die vom Himmel fällt? — Die erste Erklärung der Fürstinn ist die Folge einer Hofcabale, von der wir kaum einzelne Fäden sehn. Und was dünkt Ihnen von der Erklärung selbst? Ist sie nicht ein bloßes Bedürfniß des Dichters, und würde nicht ohne dieselbe der größte Theil der Handlung hinwegfallen? Hat wohl je eine Fürstinn, die nur das ABC der Etikette kennt, und nur einen Funken von Vernunft und Selbstschonung hat — und der Dichter hat die seinige als eine sehr kluge, förmliche und wohlwollende Frau geschildert — hat wohl je eine Fürstinn ein Fräulein aus einem so guten Hause, im Angesichte ihres ganzen Hofes, für ehrlos erklärt, weil sie eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahle gehabt haben soll? Hr. Iffland wird uns also wohl zugeben müssen, daß diese wichtige Begebenheit so wohl an sich höchst ungereimt, als auch mit dem Charakter der Fürstinn im Widerspruch ist.

Vielleicht aber hielt er diesen Vorfall überhaupt nicht für so bedeutend, da es ihm so wenige Mühe kostet, ihn ungeschehn zu machen. Sagen Sie mir, mein Freund, giebt es wohl eine leichtere Art, einen Knoten zu lösen, als die, deren sich Hr. Iffland in diesem Schauspiel bedient hat?

Erst

Erst läßt er Elisens Bruder eine Zeitlang auf dem Schloße lärmen und poltern. Dann muß es diesem Bruder einfallen, seine Schwester der Oberhofmeisterinn in Verwahrung zu geben; dann muß es sich fügen, daß die Fürstinn auf das Zimmer der abwesenden Oberhofmeisterinn kömmt, Elisen antrifft und ihrem Rath Gehör giebt. Wenn die Schwierigkeiten der Handlung auf diesem Wege gehoben werden sollten, warum ersparte sich der Dichter nicht den vielen vorhergehenden Lärm, der zu gar nichts führt, und durch diese einzige Scene vollkommen unnütz gemacht wird? — Diese Scene selbst, die wichtigste im ganzen Stück, ist, wie alles übrige, mit einer unbeschreiblichen Nachläßigkeit gearbeitet, und der Verf. scheint sich gar nicht gesagt zu haben, wie delicat die Situation war, in die er Elisen und ihre Fürstinn setzt. Elise ist gleich so vertraut, und die Fürstinn von ihrer lautern Natur gleich so bezaubert, daß die erstere nichts auf dem Herzen behält, und die andre alles zu Herzen nimmt — gerade wie es die Bequemlichkeit des Dichters erforderte.

Da indeß Herr Iffland bemerkte, daß dieses Schwert den Knoten mit einer so bewundernswürdigen Leichtigkeit zerschnitt, legt' er es nicht wieder aus der Hand, und zerhaut den zweyten Knoten mit demselben Werkzeuge. Die Aussöhnung der Fürstinn mit ihrem Gemahl ist nicht viel mehr, als eine Wiederholung der Aussöhnung Elisens mit der Fürstinn. Die Situation war hier wo möglich noch bedenklicher; aber ich sehe nicht,

daß sie dem Verfasser größre Mühe gekostet hätte. —

Was für eine gefährliche Sache ist es doch um den lauten Beyfall des Publikums, und um die Zuversicht, welche dieser Beyfall erzeugt! Giebt es wohl eine größere Versuchung für einen Theaterdichter, sein Talent zu vernachläßigen? Wird er nicht, wenn er die Gunst seines Parterrs eine Zeitlang genossen hat, in den Wahn gerathen, es könne ihm nichts mehr mislingen? — Wer möchte nicht gern auf einem sanften Wege der Unsterblichkeit entgegen gehn? Wer scheut nicht die mühselige Arbeit der langsamen Ueberlegung, wenn er glaubt, durch eine glückliche Organisation dieser Arbeit überhoben zu seyn? Ich wundre mich also gar nicht, wenn Iffland bisweilen auf den Lorbeern schlummert, die ihm Fleiß und Anstrengung errungen haben. —

Nichts ist alltäglicher und flacher als die Charaktere in dieser Elise von Valberg. Elise selbst ist eine Mischung von Kind und altem Verstande. Der Verf. hat sie recht gut, recht herzlich machen wollen, und darüber wird sie bisweilen kindisch und — empfindelnd. Sie sehn, an dieser Klippe schifft Iffland fast nie vorbey, ohne etwas von seinem Fahrzeuge hängen zu lassen. — Wenn Elise z. B. die Nachricht erhält, daß ihr Bruder nach der Stadt berufen worden ist, und noch denselben Tag ankommen wird, läßt er sie zu dem Ueberbringer dieser Bothschaft sagen: „Witting! so schön haben Sie noch niemals ausgesehn; ich möchte

möchte Sie umarmen! Da — nehmen Sie meine Hand — So schön sind Sie noch niemals gewesen, als da Sie das aussprachen: Ihr Bruder kommt heute! — Wo haben Sie es denn gesagt? auf welcher Stelle? Da — da! — Und so bogen Sie sich zu mir herüber und nun war Ihr Auge so gut dazu! Witting — wenn mein Bruder wieder wegreist, werde ich sehr betrübt seyn; dann will ich hieher an diese Stelle gehn — und daran denken, daß Sie sich so gefreut haben, weil mein Bruder kommt! Ich werde Sie rufen lassen. Auf der Stelle da wollen wir von meinem Bruder sprechen, bis ich nichts mehr von ihm weiß." — u. s. w. — Giebt es wohl eine abgeschmacktere Ziererey, und einen kindischern Ton? Welche lächerliche Beschreibungen! welche noch lächerlichere Vorsätze! Wer mag denn an die Abreise denken, wenn er noch von der Freude der Ankunft voll ist? — Fast eben so abgeschmackt und wo möglich in einem noch widerlichern Tone spricht Elise, nachdem sie von Witting, ihrem Verlobten, Abschied genommen hat: — „wenn ich diese Hand einem andern gebe als dir! dir, dem ich alles danke, durch den ich alles bin, dem ich leben und sterben will!" (Sie hat ihm nachgesprochen, gesehen — Da er ihr aus dem Gesichte ist, wendet sie sich in stummen Schmerz zurück und geht vor.) „O es ist das erste mal jetzt — daß ich mich in deinen kühlen Schoos hinab wünsche — Du bist mir nicht schrecklich. (Sie geht schwermüthig einige Schritte, wird Bluhmen gewahr, und reißt eine ab.) Du blüh-

blühtest da, wo Witting von mir schied — empfange meine Thränen — Sieh — wie die zarten Blätter sie umschließen! (Sie blickt von der Bluhme an den Himmel.) So einfach will ich bleiben, wie du — so unbemerkt meine Gaben mittheilen! Nimmst du so willig Thränen an, — o! so ruhe gern an meinem Herzen — schmücke mich als Wittings Geliebte, oder bald im Sarge!" —

Der Fürst gleicht dem Prinzen in Emilie Galotti, nur daß er etwas beßrer Natur ist. Ueberhaupt aber müßte ich mich sehr irren, wenn das Trauerspiel des unsterblichen Leßing nicht wenigstens den ersten, vielleicht auch den zweyten Gedanken zur Elise von Valberg gegeben hätte. Ein Fürst, der ein unschuldiges Mädchen verführen will; ein Hofjunker, der ohngefähr die Rolle des Marinelli — aber leider ohne Marinelli's Geist und Feinheit — spielt; ein Bruder, der durch eine Gesandschaft entfernt werden soll, und den Odoardo tragirt — alles dieses erinnert ein wenig an Leßing, und ich darf sagen, nicht zum Vortheil des Stücks. Denn bey dieser Vergleichung erscheint vollends der Bruder Valberg als ein kopfloser Polterer, der mit seiner unfaßonirten Rechtschaffenheit nicht recht weiß, was er will; und der Hofjunker als ein eingeschränkter Kopf, der nicht viel über seine Füße hinaus sieht.

Noch ist eine Oberhofmeisterinn angebracht, welche fein und komisch seyn soll, aber weder das eine noch das andre ist. —

Hier

Hier haben Sie also eine umständliche Relation von den Produkten der Ifflandischen Muse, so viel mir deren bis jetzt zu Gesicht gekommen sind. Es ist möglich, daß ich die eine oder die andre Kleinigkeit übersehen habe; aber ich weiß schon, daß Sie keine so strenge Genauigkeit von mir fordern, und daß es Ihnen mehr auf den Werth, als auf die Menge der Gegenstände ankömmt. Aus den Theaterregistern sehe ich, daß seit kurzem wieder einige neue Stücke desselben Dichters gegeben worden sind. Sie dürften schwerlich schon gedruckt seyn; wenn sie es aber auch wären, so habe ich doch wenig Lust, diesen Brief noch länger zu machen, als er schon ist. Wenn ich aber unter diesen und den künftigen Arbeiten Ifflands ein Stück finde, welches die vorigen an Vollkommenheit übertrifft, so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich Ihnen sobald als möglich davon Nachricht gebe. Wie sehr wünsche ich zu Ifflands Ehre und zur Ehre unsers Vaterlands hiezu recht bald Gelegenheit zu bekommen! Möchte er sich doch bald eben so sehr über sich selbst erheben, als er sich über die meisten unsrer lebenden dramatischen Dichter erhebt! — Es ist wahr, er ist voll von glücklichen Ideen; er hat einen seltnen Reichthum von Charakteren, und besitzt das Talent eines frischen und in die Augen fallenden Colorits. In der Kunst zu rühren ist er ein Meister. Trefliche Eigenschaften! deren sich wenige Dichter rühmen können, die für das deutsche Theater gearbeitet haben. Aber es sind doch nur einzelne

Voll-

Vollkommenheiten, welche den Begriff des großen Dichters noch lange nicht erschöpfen. Kein einziges seiner Stücke ist untadelhaft. In einigen ist die Materie mehr werth als die Form; in andern ist auch die Materie unbedeutend. Bisweilen fehlt es der Handlung, bisweilen den Charakteren an Wahrscheinlichkeit. Oft sind die Scenen zu kurz; oft zu lang. Nur in wenigen Stücken ist das richtige Maas zwischen dem Zuviel und zu wenig getroffen, und in keinem überall. Dem Dialog fehlt es oft an Ründung; der Sprache oft an Wahrheit. Mit einem Worte, man vermißt die kalte, langsame Beurtheilung, welche alle einzelnen Theile eines Kunstwerks sorgfältig abmißt, und sich nicht eher beruhigt, bis in allen das richtigste Verhältniß gefunden, und eine vollkommne Zusammenstimmung derselben zu Einem Zwecke hervorgebracht ist. —

Doch es ist Zeit, daß ich schließe. Ohne weitläuftige Versicherungen einer Freundschaft, von deren Fortdauer Sie ohnedieß überzeugt sind, umarme ich Sie in Gedanken.

Der Ihrige.

III. Nach-

III.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Ersten Bandes erstes Stück. Leipzig im Verlage der Dyckischen Buchhandlung, 1792.

Sowohl an dem Genusse eines Werkes der schönen Künste, als auch, und vorzüglich, an der Hervorbringung desselben, haben Einbildungskraft und Verstand gleich thätigen Antheil. In der innern Werkstätte des Geistes — denn hier muß das Urbild erst vor dem Spiegel der Seele schweben, ehe der äußere Abdruck davon wirklich werden kann — hier schafft die Phantasie des Künstlers das Mannigfaltige des schönen Werkes; der Verstand ordnet es, und giebt ihm Einheit; er beurtheilt das Verhältniß aller Theile des Stoffes unter sich, zu dem Ganzen und zu der beabsichtigten Wirkung; die Phantasie stellt das Individuelle und Intuitive dar, der Verstand denkt das Allgemeine. Der Künstler, der sich durch Studium vervollkommnen will, muß also für beyde Kräfte sorgen; er muß sowohl dem Verstande, als der Einbildungskraft, diejenigen Fertigkeiten zu verschaffen oder zu vermehren suchen, die beym innigem Genusse des Schönen, und bey der Hervorbrin-

gung

gung schöner Werke wirksam seyn müssen; welches ich die ästhetische Bildung dieser Vermögen nennen mögte. Man hat zuweilen geglaubt, daß das Studium abstrakter, ästhetischer Theorien dem Künstler in der Ausübung mehr Schaden als Vortheil stifte, und ihm daher angerathen, seinen Fleiß nur auf das Studium vortreflicher Muster zu wenden. Allein das ist nicht minder oberflächlich, als wenn man umgekehrt das Studium der Theorie ausschließend empfehlen wollte. Das letztere ist das Mittel zur ästhetischen Bildung des Verstandes, und das Studium vortreflicher Muster das Mittel zur ästhetischen Bildung der Phantasie des Künstlers. Beydes muß nothwendig mit einander verbunden werden, widrigenfalls ist eine einseitige Bildung der Lohn des beharrlichsten Fleißes. Vorzüglich kann das Studium allgemeiner Theorien zur ästhetischen Vervollkommnung der Einbildungskraft unmittelbar nichts beytragen. Denn das, was die Phantasie bey der Hervorbringung eines schönen Werkes schafft und darstellt, ist das Intuitive und Individuelle, als solches. Wie dieses aber in einzelnen, gegebnen Fällen bestimmt werden müsse, kann eben darum, weil es individuell ist, nicht in allgemeinen Regeln gelehrt werden. Ueberdem wirkt die Phantasie des Künstlers zwar in Einstimmung mit dem Verstande, aber ihre Thätigkeit ist frey, und nicht nach bestimmten, vom Verstande vorgeschriebenen, Begriffen angeordnet. Was also in einem einzelnen, bestimmten Falle schön, oder das schönste sey, das muß

man der Phantasie vorzeigen, man kann sie davon nicht durch allgemeine Theorien belehren. Sie kann also nur durch das Anschauen des Schönen, und durch das Studium vortreflicher Muster vervollkommnet werden. Der Künstler ist daher den Theoretikern seinen ganzen Dank schuldig, die ihm dieses Geschäft erleichtern, die ihn aufmerksam machen auf das, was er bey seiner Betrachtung schöner Werke vorzüglich ins Auge zu fassen hat, die ihm die eigenthümliche Manier großer Meister charakterisiren, und durch ausgehobene, individuelle Züge lebhaft darstellen, die ihm nicht blos sagen, daß dieses oder jenes Werk vortreflich sey, und was für Schönheiten es enthalte; sondern auch anschaulich zeigen, wie es der Künstler in diesem bestimmten Falle angefangen habe, seinem Werke den Stempel der Vollkommenheit aufzudrücken.

Diesen wichtigen Dienst insbesondere dem Dichter zu leisten, scheint die Hauptabsicht der Nachträge zu Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste zu seyn, wovon das erste Stück vor uns liegt. Denn dieses Stück enthält größtentheils Charakterzeichnungen berühmter Dichter, oder vielmehr ihrer Werke, die auch meist in dem Geiste, wovon wir so eben geredet haben, abgefaßt, nichts desto weniger aber, durch mannigfaltige gründliche Betrachtungen, auch für den bloßen Liebhaber schöner Kunstwerke interessant sind. Zugleich wird für die allgemeine Theorie des Schönen gesorgt, indem Artikel, die im Sulzer fehlen oder unvoll-

ständig sind, nachgeholt oder ergänzt werden. Wir wollen den Inhalt des ersten Stückes anzeigen.

I. Kurzer Abriß der Geschichte der römischen Poesie. Hier wird die richtige Bemerkung: daß die römische Cultur überhaupt nur ein Wiederschein der griechischen war, zum Grunde gelegt, und auf die Beurtheilung der römischen Dichtkunst angewandt. Gleich ihr erstes Entstehen dankte die letztere den Griechen; und selbst die kühnsten unter ihren frühern Verehrern, als z. B. der talentvolle Ennius, konnten sich von den Fesseln der Nachahmung nicht losreissen (S. 8.) Da man in Rom die Künste der Musen anfänglich nicht aus reiner Liebe zu ihnen, sondern nur darum schätzte, weil man sie als einen Zweig des Luxus und als ein Mittel betrachtete, den ausschweifenden Hang zu ergötzenden Zerstreuungen zu befriedigen; so fand die dramatische Poesie, die dieser Absicht am meisten entsprach, am ersten Eingang (6.) Mit der ausserordentlich schnellen Ausbildung der Sprache machte sie sehr rasche Fortschritte, und stand nach Terenz und Pacuvius plötzlich wieder still. (10, 11.) Die Ursache hievon? „Griechische Sitten und Handlung, Begebenheiten einer mythischen, nur dem griechisch Gelehrten bekannten Welt, in einer gräcisirenden Sprache dargestellt, waren die Gegenstände der komischen und tragischen Bühne zu Rom. Was Wunder, wenn das Volk, nach Befriedigung der ersten Neugierde, den Geschmack an Dingen verlor, an denen es einen sehr schwachen Antheil nahm, oder die es vielmehr gar nicht verstand?“

So

So heißt es S. 12. Allein das ist nicht befriedigend. Denn die eigentliche Frage bleibt noch unbeantwortet: woher es gekommen sey, daß sich das römische Drama zu keiner höhern Vollkommenheit erhob? Wir wissen darauf immer noch keine andere, als die alte Antwort, daß es an einem originellen Kopfe fehlte, der, von eignem Feuer erwärmt, demselben einen ächt römischen Geist eingehaucht, und ihm so das Interesse der Nation erweckt hätte. — Mit dem Verluste ihrer Freyheit sanken die Römer in eine noch größere Unthätigkeit, als bisher ihren Geist getödtet hatte. Das vermehrte den Hang zu Vergnügungen, und machte die Werke der Musen zum Bedürfniß. Und nun ging das goldne Zeitalter der römischen Litteratur an. Aber auch in dieser glücklichsten Periode blieben die meisten Dichter, mehr oder weniger, Nachahmer der Griechen (16. 17.) Wenige erhoben sich höher. Virgil, der Schöpfer einer neuen Sprache, der Urheber einer neuen Epoche der römischen Poesie, war ein zu großer Kopf, als daß er, wenn gleich ein weiser Schüler der Griechen, seine Originalität nicht hätte behaupten sollen. (18.) Was für das Heldengedicht Virgil, das war für die lyrische Poesie der philosophische Horaz. Vom Ovid, „einem der witzigsten Köpfe, einem Manne von der fruchtbarsten Einbildungskraft, den mannichfaltigsten Kenntnissen, und einem Versifikateur, wie es in allen Zeitaltern nur wenige gab," heißt es S. 24. sehr treffend: „Bey seinen glänzenden Talenten fehlte ihm Gründlichkeit des Verstandes

und jene Weisheit, welche das Leben, so wie die Dichtkunst, schmückt." Auf diese Periode folgte ein kurzer Stillstand, und dann sank die Dichtkunst plötzlich zu einer schwülstigen und spielenden Versmacherey herab; wovon die Ursachen S. 25 ff. gut entwickelt werden. Die besten epischen Dichter, die sich noch über ihr Zeitalter erhoben, als Lucanus und Silius, wärmten sich an Virgils Feuer, ohne von demselben durchdrungen zu werden. In einer andern Gattung glänzten Persius und Juvenal. Vom letztern heißt es S. 31: „Noch weiter (als Persius) entfernte sich Juvenal von Horazens Manier. Der Spott ward mit Bitterkeit umgetauscht. — Juvenal gefällt sich in der Malerey zügelloser Laster und Ausschweifungen, und wenn er einmal den Pinsel ergreift, ist ihm keine Farbe zu grell, kein Strich zu hart. — Umsonst sucht man also Horazens Laune und Urbanität bey diesem Dichter, der immer die Geißel schwingt, und in seiner gespannten, tragischen Sprache immer hyperbolisirt." (Juvenal dürfte vielleicht einiges Recht haben, diese Ausdrücke auch hyperbolisch zu finden. Wenigstens kann es ihm auf keinen Fall zum Vorwurfe gereichen, daß er sich von Horazens Manier entfernte. Seine Manier sollte nicht die Horazische, sondern eine eigne seyn. Die Laster und Thorheiten der Menschen haben eine doppelte Seite: eine ernsthafte, deren Betrachtung Unwillen, oder Abscheu erregt, und eine lächerliche. Die letztere darzustellen, und die Thorheiten dem Spotte Preis zu geben, ist der Geist der Horazi-

razischen Satyre. Die Juvenalische faßt die erstere Seite auf. Sie kann also nur ein ernstes Angesicht zeigen, und nicht mit lächelnder Miene die Geißel schwingen.) Der Tragödienschreiber Seneca betrachtete die Tragödie als eine declamatorische Uebung, alles, was in einer gegebnen Situation gedacht oder gesagt werden könnte, auszukramen (S. 32.) Zuletzt die richtige Bemerkung: „Die römische Dichtkunst hielt mit dem Wohlstande der Römer gleichen Schritt. Als sie auf ihrem höchsten Gipfel stand, war das Wohlgefallen an ihr nur Wenigen gemein, und als sie mehrere Freunde gewann, sank sie von ihrer Höhe herab. Auch scheint der Geschmack der Römer immer beschränkt und einseitig gewesen zu seyn. Dieses ist aber das Schicksal des Geschmacks aller Nationen, wo die Poesie nur aus der Nachahmung entspringt; und in allen Staaten, wo eine Hauptstadt Gesetze giebt.“ II. Roman. Ein Artikel, der im Sulzer fehlt. Dieser Aufsatz ist ganz in Sulzers Manier, und verräth die geübte Hand eines scharfsinnigen Philosophen. Mit Hülfe der Geschichte dieser Dichtungsart wird die wahre Natur des Romans lichtvoll entwickelt. III. Zusatz zu dem Artikel Takt. Hierin wird die Sulzerische Theorie des Takts erweitert, und insbesondere vor den Versuchen gewarnt, sehr zusammengesetzte Taktarten zu wagen. Die Fassungskraft des Gehörs hat, wie für die Harmonie, so für den Rhythmus, ihre Gränzen. Eine Betrachtung, die man auch den Erfindern neuer Sylbenmaaße in der Poesie vorle-

 gen

gen kann. IV. Pindar. Nach einigen allgemeinern Bemerkungen über die Umstände, welche dazu beytrugen, die Individualität des Pindarischen Genies zu bestimmen, werden folgende Hauptbemerkungen über die Gesänge dieses Dichters gemacht, die gleichsam ein Commentar zu dem sind, was Quintilian vom Pindar kurz und treffend sagt: Novem lyricorum longe Pindarus princeps, spiritus magnificentia, sententiis, figuris, beatissima rerum verborumque copia, et velut quodam eloquentiae flumine. 1) Die erste Eigenschaft der Pindarischen Hymnen ist Feyerlichkeit. Die Kampfspiele, die Pindar besang, wurden einer Gottheit zu Ehren gefeyert. Daher hebt sein Gesang mit religiösen Empfindungen an, und hiernach ist der Ton des ganzen Liedes gestimmt. Daher — nicht wildes Feuer — sondern hoher Ernst und stille Erhabenheit. Es ist ein Irrthum, wenn man, wie gewöhnlich, glaubt, daß Ungestüm und wilde Regellosigkeit in Pindars Gesängen herrsche. 2) Man hat oft die Kunst bewundert, womit Pindar die Einförmigkeit seines Stoffes überwand. Darüber S. 60 ff. sehr treffende Bemerkungen. 3) Eine andere Eigenheit besteht darin, daß Pindar seine Gesänge mit außerordentlich viel allgemeinen Sätzen durchwebte, auf deren Rechnung auch ein großer Theil seines feyerlichen Ernstes zu schreiben ist. Er ging hierin so weit, daß er durch ihren Gebrauch sogar eine neue Art von Gleichnissen zu Stande brachte (70.) 4) Außerordentliche Kürze und Gedrungenheit

heit der Bilder. 5) In den Gedanken ist Pindar oft inkorrekt; man findet noch Spuren der Bacchischen Begeisterung. 6) Oft wár ihm die Sprache, so wie er sie fand, nicht poetisch genug. Sein kühner Genius verbesserte sie. Doch waren dabey manche Mißgriffe nicht zu vermeiden. (Wenn man diesen Aufsatz als eine Charakterisirung der Pindarischen Schriften, im Allgemeinen genommen, betrachtet; so thut er seiner Absicht völlig Genüge, und man bemerkt allenthalben den scharfen Blick, womit der Gegenstand ins Auge gefaßt wird. Wenn er aber den bestimmten Zweck hat, wovon wir oben geredet haben; so erfüllt er unsre Foderungen nicht ganz Er enthält größtentheils ein abstractes Räsonnement über Pindar, aber die Individualität seines Genius macht er uns selten anschaulich. Das Anführen einzelner Stellen reicht dazu nicht hin.)

Die übrigen, deren Werke hier noch charakterisirt werden, sind: Bernard de Fontenelle, Theokrit, Haller, Clement Marot, Catull und Kleist.

Wir können unsere Leser versichern, daß uns die Lektüre dieser Aufsätze wahres Vergnügen gemacht hat, und daß man sich für die Zeit, die man darauf verwendet, sehr reichlich belohnt findet.

(Von dem zweyten Stücke nächstens.)

IV.

Akademie der schönen Redekünste. Herausgegeben von *G. A. Bürger*. 1790. (Fortsetzung der im 46. Bande S. 94. abgebrochenen Recension.)

Das zweyte Stück des ersten Bandes dieser Akademie wird mit Scenen aus dem Grafen Donamar, einem damals noch ungedruckten Roman, eröffnet. Da der Roman, aus welchem diese Bruchstücke hier zur Probe gegeben werden, seitdem erschienen ist, so halten wir es für unnöthig, etwas darüber zu sagen.

II. Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller. (im deutschen Merkur. 1789. I. S. 283.) Den Eingang dieses kritischen Commentars machen einige Gedanken über das didactische Gedicht. „Der Grund, (sagt der Verf.) weswegen Lehrgedichte, die besten kaum ausgenommen, so wenig gelesen werden, weswegen selbst die meisten Kunstrichter ihnen nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten einräumen, ist bekanntlich der: daß der Stoff der Prosa angehört, und einzig durch den Vortrag (eine) poetische Gestalt gewinnen kann. Wenige Leser aber sind für die

Schön-

Schönheiten des Vortrags empfänglich genug, um dadurch den Abgang an Bestimmtheit und Vollständigkeit des Unterrichts hinlänglich vergütet zu glauben."

Die Erklärung, welche hier von einem als bekannt vorausgesetzten Factum angegeben wird, ist nicht ohne alle Wahrheit; aber, so wie sie hier ausgedrückt ist, reicht sie doch noch nicht aus. Unmöglich kann die Unempfänglichkeit für die Schönheiten des Vortrags der letzte Grund des Kaltsinns der meisten Leser gegen didactische Gedichte seyn, da ihnen jene Schönheiten nur allzu öft die unbedeutendsten Gedanken zu empfehlen im Stande sind. Kann aber der Reiz der Einkleidung ohne Werth der Materie allein schon anziehn; warum läßt er kalt, wenn er mit einer schäßbaren und lehrreichen Materie vereinigt ist? warum erregt er oft selbst eine Art von Verdruß und Widerwillen? und zwar bey Lesern von gebildeten Geschmack, die gar wohl wissen, daß man in einem Gedichte nicht den vollständigen Unterricht suchen darf, den ein Compendium der Wissenschaft darbietet. — Dieses kann nicht die Schuld der Gattung seyn. Der Fehler muß also in der Bearbeitung liegen.

Der Dichter, welcher absichtlich auf den Unterricht arbeitet, oder eine Wissenschaft zum Gegenstande seines Vortrags macht, steckt sich ein Ziel, welches nicht das Ziel der Dichtkunst seyn sollte. Die Dichtkunst ist, wie jede schöne Kunst, ein Spiel der Einbildungskraft, und es ist gut, wenn diese, in ihrer freyen Thätigkeit, Wahrheiten

findet, die dem Verstande ein brauchbarer Stoff werden können. Aber wenn sie diese Wahrheiten absichtlich aufsucht, so geht die Vorstellung der Freyheit verloren, die eine unerlaßliche Bedingung für das Wohlgefallen an dem Schönen ist.

Dieses ist der Grund der Regel, das Lehrgedicht müsse den Schein der Methode vermeiden. Denn Methode zeigt den Zwang der Einbildungskraft durch die Gesetze des Verstandes an. Aber was entsteht aus der Beobachtung dieser Regel? Daß der Dichter den Unterricht, den er zu geben verspricht, weder halb noch ganz giebt.

So wie es nun auf der einen Seite für jeden Menschen von gebildetem Geist etwas sehr erfreuliches ist, da, wo er bloße Kurzweil erwartete, bey dem Spiele selbst (für den Geist) zu gewinnen; so ist es auf der andern Seite unangenehm für den Verstand, da wo er Unterricht erwartete, durch ein bloßes Spiel der Phantasie getäuscht zu werden. Die schöne Form kann daher dem Geschmack gefallen, während die Vernunft die Art der Bearbeitung misbilligt, und es wird ein Streit entstehn, welcher dem Genusse schlechterdings nachtheilig ist.

Die meisten didactischen Gedichte, welche einen wissenschaftlichen Stoff bearbeiten, — oder, wie unser Verf. sich ausdrückt, deren Stoff der Prosa angehört — haben den Fehler, daß das feinere Gefühl einen Mangel an Harmonie zwischen dem Inhalt und dem Ausdrucke wahrnimmt. Wenn jener nur ein Werk des Nachdenkens ist, so soll die-

dieser ein Werk der Begeistrung scheinen. Es ist aber sehr schwer, diese Täuschung lange fortzusetzen.

Ganz recht sagt unser Verfasser: Dasjenige Gedicht, in welches die Individualität des Dichters am meisten verwebt sey, scheine ihm, wenn alles übrige gleich ist, immer das bessere.

Ein Gedicht kann schön seyn, ohne zu interessiren, denn die bloße Schönheit läßt kalt. Um den Zweck der Dichtkunst ganz zu erfüllen, muß es auch geistreich, es muß ein Produkt des Genies seyn. Das Genie schließt den Begriff von Originalität in sich, welche nur mit der Einbildungskraft vereinigt seyn kann. Das Wesen der Poesie aber beruht auf der Darstellung der Ideale der Einbildungskraft d. h. auf der Kunst eine individuelle Gemüthsstimmung zum Gegenstande eines allgemeinen Wohlgefallens zu machen.

Der vollkommene Dichter ist also derjenige, in welchem sich Genie und Kunst vereinigt hat. Jenes bietet den Stoff dar; diese giebt dem Stoffe seine Form. Der didactische Dichter, wie wir oben annahmen, welcher seine Materie von dem Philosophen leiht, und sie, als wäre sie ein Produkt seiner Phantasie, in schöne Formen schmelzt, zeigt mehr Kunst und Geschmack, als Genie.

Es ist also ganz wahr, was hier gesagt wird: „Das lehrende Gedicht könne selbst im Stoffe poetisch werden, und die dichterische Behandlung sey dann nicht mehr willkührliche Auszierung, sondern nothwendiges Werkzeug der Ideen-Mittheilung"

Und das lehrende Gedicht dieser Art wird dem geübtesten Denker und dem aufgeklärtesten Geiste ein Interesse erwecken, welches, wo nicht an Stärke doch an Dauer, das Interesse jeder andern Gattung bey weitem übersteigt. Wer greift nicht immer wieder nach seinem Horaz? Wer liest die Sermonen und Episteln dieses Dichters nicht auch dann noch, wenn er längst den Geschmack an seinen Oden verloren hat? Die neugierige Jugend verschlingt die Rittergeschichten eines Nicolai; aber seine Episteln liest auch der Mann immer mit neuem Genuß.

Diejenigen Kunstrichter haben also sehr Unrecht, welche dem Lehrgedichte nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten anweisen. Der Dichter verfahre nur, wie er soll; als Dichter, nicht als Rhetor. Will er aber den Rhetor machen, so mag er auch mit dem kalten Beyfall vorlieb nehmen, den man schönen Formen zollt, die weiter nichts sind als dieß. Utzens Lehrgedichte haben wenige gelesen; aber seine philosophischen Oden sind in jedermanns Mund. So viel kömmt darauf an, daß sich der Leser des Dichters von der Wahrheit überrascht finde! —

Wir heben noch eine Bemerkung aus der Beurtheilung des Gedichtes, welche wir hier nicht weiter verfolgen können, aus. Sehr gut heißt es unter andern: „Die Ideen in Schillers Gedichte haben, einige Stücke ausgenommen, anschauliche Klarheit und anschaulichen Zusammenhang. Dieses Verdienst ist um desto größer, da er nicht

an

an der äußern Schaale seines Gegenstandes kleben geblieben, sondern in das Innere gedrungen ist, und zwar tiefer als mancher sich brüstende Philosoph. Denn es bedarf wohl keines Beweises, daß anschauliche Darstellung um so schwerer sey, je geistiger das ist, was dem Dichter vorschwebt. Indessen ist hier gerade der Punkt, wo die Poesie eines so verfeinerten Zeitalters, wie das unsrige, durch eigenthümliche Vorzüge glänzen kann. Je zärter und feiner die innere Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger und leichter die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet, um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grade erweitert sich der poetische Horizont auf der andern Seite: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlich-fühlbare, wenn gleich ätherische Bildung an." —

III. La Valliere, Ludwigs des vierzehnten Geliebte. Ein Aufsatz in der beliebten Manier, welche die Wahrheit der Geschichte in die Form des Romans schmilzt. Aber weder Inhalt noch Vortrag berechtigten diesen Aufsatz zu einer Stelle in dieser Akademie. Die Sprache ist ganz die gewöhnliche Romanensprache, bald trivial, bald gesucht. Man lese folgende Stelle S. 183. Der bethörte Jüngling war würklich willens, sie ordentlich zu heirathen. Selbst der kluge Mazarini, von dieser Aussicht berauscht, trat um ein

Haar

Haar auf die Fallbrücke. — S. 185. Das Sträfliche eines solchen Verhältnisses empörte von neuem die ganze königliche Familie, und würklich auch die edle Seele des Königs. S. 189. Aber gerade, weil er sie nicht gesehen hatte, zerarbeitete sich seine Phantasie rastlos an ihrem Bilde. — Trivialitäten genug! Nun noch etwas von der andern Art. S. 189. Eine schlaflose Nacht empfing den kommenden Tag. S. 192. Ihr Gesicht war zu lang, um das Künstleroval zu erreichen: (Würde es das Oval erreicht haben, wenn es kürzer gewesen wäre?) Ihr halbdunkles Haar floß in langen Wogen herab. Ihr braunblaues Auge (Welch' eine musterhafte Genauigkeit! Hier fehlt nichts als ein Citatum des Farbenlexikons! — Dieses braunblaue Auge nun — arrige aures, Pamphile!) warf ein helles Mondlicht (ohe!!) durch lange, schwarze (schwarze? nein doch! halbdunkel müssen sie gewesen seyn,) schattende Wimpern. — Sie lachte lieblich, sie lächelte noch viel lieblicher. Ein tadelloser Wuchs, ein weichgerundeter Arm, eine kleine Hand, wie aus Elfenbein geschnitzt (!!) ließen den Liebhaber ꝛc. S. 195. Alles irrte in halbnatürlicher Freyheit in den Lustgängen umher, als unvermuthet eine Wolke, der man so etwas nicht zugetraut hätte, in einen Platzregen sich niedergoß. — S. 200. Alles, was man sagte, mußte elegant seyn, und vollends was man schrieb, mußte als Nachtrag zu den Briefen des Voiture gedruckt werden können.

Ob.

Ob wohl bey diesem Nachtrag zum Voiture (man denke, wie neu und zierlich das ist!) dem Verfasser das Gewissen nicht geschlagen hat? — Aber es ist an diesen Proben genug, um die Liebhaber dieses neumodigen Styls aufmerksam zu machen. —

Drittes Stück. I. Bellin, von dem Herausgeber. Die bekannte Geschichte von Joconde, mit der dem Verf. eignen Originalität, in Octave rime erzählt. Fast mit derselben Leichtigkeit, wie Ariost, in seiner reimreichen Sprache, besiegt Bürger die Schwierigkeiten dieser mühsamen Versart. Eine glückliche, reiche Laune weht in diesem, nur allzukurzem, Versuche, dessen Vollendung jeder Leser wünschen wird. Bisweilen müssen die Reime selbst dem Ausdrucke dieser Laune dienen:

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
Der Rathpapa, nicht allzuviel zu gut;
Beleuchtet sie mit der bewußten Lampe
Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut.
Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe,
Der Collecteur, der Welt zum Besten thut,
Deß Nahrungsfleiß mit Briefen, unfrankiret,
Die halbe Welt mit Losen bombardiret.

Auch der vorhergehende Panegyr auf die so oft verschriene Dichtkunst verdient, eben so sehr um der Laune, als um der Wahrheiten willen, die er enthält, eine Auszeichnung:

Man

Man krittle mir den Dichter, wie man wolle,
Sein Pindusborn setzt doch ein edles Blut.
Die Menschenpflicht kürzt er an ihrem Zolle
Wohl nie so arg, als sein Verächter thut,
Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön und gut.
Im Ganzen traun! erscheint an Dichterhänden
Weit minder Schmutz, als in den andern Ständen.

Es herrscht gewiß durch alle Fakultäten
Der Lehr- Wehr- Nähr- und Zehrbefließenheit,
Vom Nichts empor, bis zu den höchsten Räthen,
Viel Schurkerey und Niederträchtigkeit.
Nie fernte noch die Kaste der Poeten
Von Redlichkeit und Hochsinn sich so weit.
Wie oft hat dort der Henker holen müssen!
Von Dichtern wird man selten so was wissen.

Ein Schluß hieraus kann schwerlich mich betrügen,
Nicht Geisteslust nur schlürfet der Poet:
In seiner Kunst muß auch ein Adel liegen,
Der in das Herz des Künstlers übergeht.
An solch ein Herz vertraulich sich zu schmiegen
Scheint räthlicher für manche Majestät,
Als von Vezier, von Mufti und von Baßen
Anbeten und — verrathen sich zu lassen.

II. Ueber des Dante Alighieri göttliche Comödie. Dante wird jetzt selbst von seinen Landsleuten nur wenig gelesen. Die Schwierigkeiten des Inhalts, die Rauheit der Sprache und Verse schreckt sie ab. Gleichwohl läßt er die Mühe, welche man auf ihn wenden muß, nicht unbelohnt; nicht nur als Dichter, sondern auch gewisser-

sermaßen als Geschichtschreiber. Das Bild seines Zeitalters, aus welchem sich, einige Chroniken ausgenommen, wenige schriftliche Denkmäler erhalten haben, strahlt aus seinem Gedichte wie aus einem Spiegel zurück. Auch führen ihn die italienischen Geschichtschreiber als einen vollwichtigen Zeugen an. Aber eben um dieser engen Beziehung auf die damalige Verfassung seines Vaterlandes willen, muß man einige Kenntniß der Zeiten mitbringen, in denen er schrieb, um ihn mit Interesse zu lesen, und ihn aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen.

Ganz Italien, aber vorzüglich die Lombardey und Toscana, war in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts in einer heftigen Gährung. Das Ansehn des Kaisers war fast ganz vernichtet, und kein anderes Band war da, die trotzigen Städte zu einem Ganzen zu vereinigen und sie ihre Freyheit ertragen zu lehren. Der Kampf der Guelfen und Gibellinen, des Adels und der Städte, der Städte unter einander, erhielt eine lange Anarchie, während deren sich die gewaltthätigsten und wildesten Leidenschaften auf eine wunderbare Weise entwickelten und stärkten. Fast niemand wußte, ob er ein Vaterland habe; so schnell war der Wechsel der Factionen, und so gewaltsam die Folgen eines jeden Siegs. Auch die beyden Partheyen, wovon die eine das Ansehn des Pabstes und der Kirche, die andre die Rechte der Kaiser zu verfechten schien, kämpften oft nur für sich. Freyheit schrie das Volk und Anarchie trug es im Sinne. Mäch-

tige raubten, Tyrannen würgten, Priester trieben Verrath, und der heilige Vater zu Rom war meistens Erzengel der Zwietracht.

Während dieses wilden Kampfes der körperlichen Kräfte, schienen sich die Geister dem Despotismus eines ererbten Schlendrians gefangen gegeben zu haben. Die Pedanterey der Mönche hatte alle Wissenschaften in unnatürliche Formen gezwungen. Die Theologie war auf eine unverständliche Philosophie gegründet; und die Philosophie dieser Zeiten war fast ganz in die Dialektik übergegangen. Die barbarische Sprache, deren sich die Gelehrten bedienten, wäre allein schon hinreichend gewesen, den geraden Sinn für Wahrheit mit unauflöslichen Banden zu fesseln.

Eine einzige schöne Blüthe des menschlichen Geistes, die Sängerkunst der Provenzalen, war in diesem Zeitalter empor gesproßt. Sie bildete sich etwa anderthalb hundert Jahre vor Dante im südlichen Frankreich. Die toscanische Poesie erhielt ganz ihre Gestalt von derselben. Schon seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts dichteten viele in der Manier der Provenzalen, toscanische Sonnette, Canzonen und Balladen; aber erst kurz vor dem Dante und zu seiner Zeit geschah es mit mehrerm Glück durch Quinicelli, Fra Guittone von Arrezzo, Guido Cavalcanti, und Messer Cino von Pistoja. Von Dante selbst haben sich eine Menge Lieder dieser Gattung erhalten; und sowohl die seinigen, als manche von den Liedern seiner Zeitgenossen, würden nicht ganz vergessen worden

seyn,

seyn, hätte nicht Petrarca an zauberischer Harmonie des Ausdrucks und Reinheit der Empfindungen alle seine Vorgänger so weit übertroffen.

So war das Zeitalter, in welchem Dante lebte und schrieb. Man hat keine gute Biographie von ihm, und die beste Quelle seiner Geschichte sind seine Werke. So erzählt er die Geschichte seiner ersten Jugendliebe zu einem florentinischen Mädchen, Beatrice Portinari, in einem eignen prosaischen Werke, welches den Titel führt: Neues Leben des Dante Alighieri. Es ist die Frucht seiner jüngern Jahre, aber schon ganz mit dem Stempel seiner Eigenthümlichkeit ausgeprägt; eine Mischung von Einfalt, Aufrichtigkeit und jugendlicher Schwärmerey.

Seine göttliche Komödie, das Werk, welches seinen Namen von dem Untergange gerettet hat, war zu einem Denkmal für seine Geliebte bestimmt, welche im vier und zwanzigsten Jahre starb. Aber es kamen noch andre Antriebe dazu, welche seinem Werke eine Vielseitigkeit gaben, die man nur bey anhaltender Betrachtung wahrnimmt. Um viele einzelne Stellen desselben, und selbst die ganze Composition, nicht miszuverstehn, muß man den Gang der Schicksale des Dichters immer vor Augen haben.

Der Verfasser dieses Aufsatzes rückt hier eine kurze Lebensbeschreibung des Dante ein, welche in den meisten Umständen mit der Meinhardischen übereinstimmt. Indeß sucht er den Dichter wegen der beschuldigten Veränderung seiner Denkungsart

zu rechtfertigen. Ob er gleich in dem Schooße der Guelfen geboren sey, so folge daraus noch nicht, daß auch er dieser Parthey habe anhängen müssen. Das erste und einzigemal, da er in öffentlichen Verhandlungen auftrat, handelte er als ein patriotischer Bürger, und wenn er sich der Partheylichkeit schuldig gemacht, so wars für die mit den Gibellinen zusammenhängende Parthey; denn aus diesem Grunde ward er verbannt. Ohne Zweifel hatten die Guelfen das größere Recht für sich. So wie die Päbste damals wirthschafteten, war es einleuchtend, daß ihre Einwirkungen in irgend ein politisches System höchst schädlich seyn mußten.

Dante schrieb sein großes Werk während der Leiden seiner Verbannung. Während ihn in der wirklichen Welt der Drang der Sorgen zu Boden zu drücken schien, erhub sich sein Geist und suchte Trost in einem selbst geschaffnen Lande. Die allgemeine Idee der göttlichen Komödie ist sehr einfach und zur Genüge bekannt. Die Einrichtung derselben macht' es ihm möglich, der Erzählung fast alles, was er will, einzuweben und er hat sich dieser Freyheit im vollsten Maaße bedient. Der Prunk, den er mit seiner Gelehrsamkeit macht, ist dem Dichter eines Zeitalters zu verzeihen, in welchem die Wißbegier bey jedem Schritte unendliche Schwierigkeiten zu übersteigen fand, um einen kleinen Schatz von Wahrheiten einzusammeln. Am schätzbarsten ist in seinem Werke die Darstellung der wirklichen Welt, und die häufigen Schilderungen der Menschen, unter denen er gelebt hatte. Die gött-

liche

liche Komödie ist ein reichhaltiger Nekrolog merkwürdiger Menschen, vorzüglich aus der letztverfloßnen Periode. Er hat viele Namen in ihr verewigt und oft mit einem Worte gebrandmarkt oder verherrlicht.

Wie die göttliche Komödie höchst sonderbar ist im Größten und Kleinsten, in den feinsten Nüancen des Ausdrucks, und selbst in den Reimen nicht weniger, als in dem Plane und in der ganzen Manier der Behandlung, so gab ihr der Dichter auch einen sehr seltsamen Titel. Die Kunstrichter haben viel gestritten, was er sich wohl dabey gedacht haben möge. Er selbst giebt eine entscheidende Auskunft, um die man sich aber, wie es scheint, nicht bekümmert hat. Die Komödie, sagt er, hebt an mit einer verworrenen und unangenehmen Lage, und endigt fröhlich; so schreitet auch mein Gedicht von der Reise durch die Hölle zu den Freuden des Paradieses fort. — Eine göttliche Komödie nannte er sie, weil sie von göttlichen Dingen handelt.

Nach dieser Einleitung läßt der Verf. (Herr A. W. Schlegel) einen Auszug aus dem Gedichte selbst folgen, welcher hier nur bis zum dritten Gesange geht. Er hebt einzelne Stellen aus, die er in Verse übersetzt, und durch Erzählung zusammen verbindet. Wie glücklich Hr. S. in seinen Uebersetzungen den Ton des Italieners getroffen hat, wird man aus folgender Probe sehn:

»So bist du der Virgil und bist der Bronnen,«
Erwiedert ich ihm mit verschämter Stirn,
»Aus dem so voll der Rede Fluß geronnen!

O Du der andern Dichter Licht und Preis,
Gedenk's mir nun, daß ich in deinem Buche
Geforscht mit großer Lieb' und stetem Fleiß!
Als Meister muß ich dich und Vorbild loben;
Du bist's allein, dem ich den schönen Styl
Verdanke, der zum Ruhme mich erhoben.
Du siehst das Thier, das keck mit mir zu hadern
Nicht unterläßt: steh, großer Weiser, mir
Dagegen bey! mir zittern Puls' und Adern.«

III. La Valliere, Ludwigs des vierzehnten Geliebte. Schluss.

IV. Panegyrikus oder flüchtige Standrede zu Ehren der wohllöblichen Uebersetzergenossenschaft im heil. röm. deutschen Reiche. Die Ironie in diesem Panegyrikus ist, zumal vorn herein, etwas frostig. Doch enthält er einzelne gute Stellen. Unter diese rechnen wir z. B. folgende: „Viele Gelehrte klagen über den Verfall der wahren Gelehrsamkeit; keiner aber hat noch bemerkt, daß unsre Uebersetzer eigentlich die Säulen sind, die das wankende Gebäude unterstützen. Gelehrt seyn, heißt, mehr wissen als Andre. Wissen ist das Gegentheil von Denken. Wer also mehr als Andre weiß, ohne dabey zu denken, ist ein wahrer Gelehrter. Welch' eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit ist nun nicht die Uebersetzergelehrsamkeit!" u. s. w. Im Ganzen könnte dieser Gegenstand mit weit mehr Laune behandelt werden, zumal, wenn man die Charlatanerien der Uebersetzer mit in den Gesichtskreis zöge.

V. Cä-

V. Cäsar am Rubiko. Monolog. Ein Monolog, wie ihn der Poet an Cäsars Stelle gehalten haben würde. Aber Cäsar? Nein der hatte noch nicht aus dem Seneca gelernt, so schwülstige Tiraden zu drechseln!

Ein jeder Wassertropfen, den dein Fuß
In diesem kleinen Bache trübt, fließt nieder
Zum Tartarus, und lehrt Verdammte, stolz
Sich in die Brust zu werfen, wenn sie nicht,
Wie ich, durch Undank sich versündigten.

Wer wird einem Manne solchen Unsinn in den Mund legen, zu dessen Größe auch eine ganz einfache Art des Ausdrucks gehörte? Wie würde sich dieser trefliche Redner geschämt haben, wenn ihm auch nur in der Hitze des Extemporirens ein Ausdruck entschlüpft wäre, wie dieser:

Bebt das Herz,
Das stillen, gleichen Schlags im Blutgewühl
Des Geistes leisen Flügelschritt nicht störte. ! !

VI. Drey Fabeln, welche sich weder durch Erfindung noch Ausdruck empfehlen. Warum heißt der Schwan der Fürst der Wasser? und wenn er in den Wassern herrscht, warum müssen es gerade Bachstelzen seyn, die seinen Gang nicht königlich genug finden? Die zweyte Fabel enthält nicht einmal eine richtige Moral. Wir schreiben sie als ein Muster ab, wie man die Fabel nicht schreiben soll:

Ein junger Rappe hob den Adlerkopf,
Und schüttelt ihn und bäumte sich und schlug
Mit allen Hufen wechselnd in die Luft.
„Ei! — sprach ein Esel, der von ferne stand,
Und streckte seine beyden Ohren — „Ei!
„Was doch die liebe Jugend thöricht ist!
„Die Ruhe, schrie er lauter — Ruhe, Freund,
„Sie ist es einzig, was dem Weisen ziemt.“
Das klingt ja, gegenwieherte das Roß —
Wie Wahrheit; — aber — aber — harter Punkt! —
Wie kann ich glauben, was ein Esel lehrt?

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig. Bragur. Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von — und Gräter. Zweyter Band. 1792. 476 S. in 8. Herr G. klagt, daß der erste Band dieses Magazins in den meisten gelehrten Zeitungen noch nicht angezeigt worden. Er scheint nicht zu wissen, daß der größte Theil unsrer kritischen Tribunale den Höfen gleicht, wo nur ein glücklicher Zufall oder der gute Wille eines vermögenden Gönners zur Ehre der Präsentation verhelfen kann. Wir haben in dieser Bibliothek den ersten Band angezeigt und ange-

ge-

gepriesen, einzig aus dem Grunde, weil dieß neue Institut uns der Empfehlung und Unterstützung vollkommen würdig schien, und so eilen wir, auch diesen zweyten Band unsern Lesern näher bekannt zu machen. — Hr. G. hat seinen würdigen Gehülfen, Hrn. Böckh (dessen Bildniß diesem Theile vorgesetzt ist) durch einen zu frühzeitigen Tod verloren. Künftig wird er das Magazin in Verbindung mit Hrn. Pred. Koch in Berlin und Hrn. Rügamtssekretär Häßlein in Nürnberg herausgeben. Dankbar rühmt er die thätige Unterstützung der Herren Eschenburg, Seybold, Fülleborn und eines ausländischen Gelehrten, des Königl. Bibliothekarsekretär Nyerup in Koppenhagen. — I. Aufsätze. Die Niederfahrt der Göttinn Freya. Nach Sayers Short Sketches of the ancient Northern Mythology. Wer in Poesien nur Weide für die Phantasie, nur neue, riesenhafte Bilder sucht, der wird hier seine Rechnung finden. Verstand und Empfindung gehen leer aus. Man studiere und benutze die Monumente drr nordischen Litteratur, wozu sie zu benutzen sind, man fodre aber nicht von unsern Zeitgenossen, daß sie es schön finden sollen, wenn ein Dichter „Die Nornen schadenfroh das Garn des Wehes erhaschen, und den höllischen Einschlag in das Pechmeer der Verzweiflung tauchen“ läßt. Solche Eruditäten mochten ein leckerer Nachtisch für einen Eichelschmauß seyn — auch uns sind sie schätzbar, aber als Antiquitäten zur Beschauung, nicht zum Genuß. Desto mehr danken wir Hrn. G. die ange-

hängte treffende Kritik über das Original und die Manier des englischen Dichters überhaupt. 2) Kurzer Begriff von den Druiden, Barden, Skalden, Minstrels, Minnesingern und Meistersängern. Zweckmäßig für seine Bestimmung, dem Nichtkenner das Erwiesene und Unstreitige aus dieser so controversen Materie vorzulegen. 3) Ueber den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie; 2ter Br. Hr. G. sucht hier zu erweisen, daß in der nordischen Mythologie eben so viel, wo nicht mehr Einheit und Zusammenhang herrsche, als in der römischen. Dieß giebt Rec. gern zu, nur protestirt er gegen die etwannige Folgerung, daß sie deshalb eben so brauchbar oder gar brauchbarer für unsere neuere Poesie sey, als jene. Eine Mythologie (mit deren Gebrauche überhaupt der Geist der Zeit uns immer sparsamer umzugehen anräth) verdient den Vorzug vor der andern in Rücksicht auf moderne Benutzung, nicht in wie fern im Ganzen mehr Einheit und Verbindung, sondern, in wie fern in den einzelnen Theilen mehr Klarheit, Bedeutsamkeit, Anmuth und Geist herrscht. II. Unterhaltungen. Tyrfing, 2tes Buch. Kleine Geschichten und Erzählungen, aus der jüngern Edda. Solches Zeug sollen die Leser unterhaltend finden? Fürwahr, das ist zu viel gefodert. Das Lied vom Wanderer oder Balders Träume; aus der ältern Edda. Auch Herder hat dieses Lied in den Blättern von deutscher Art und Kunst übersetzt. Hr. G. wünscht das aufrichtige Urtheil der Kunstrichter zu erfahren, welche Behandlungsart den Vorzug verdiene?

diene? die seinige oder die Herderische? Im Allgemeinen weiß Rec. hierauf keine Antwort zu geben. Stellenweise dünkt ihm Hrn. Gräters Arbeit den Vorzug zu verdienen, und zwar da, wo Hr. Herder sich zu weit und ohne Gewinn von dem Original entfernt. In andern Stellen scheint uns wiederum Hr. Gräter zu ängstlich treu übersetzt, Hr. Herder hingegen mit mehr Freyheit dennoch den Sinn und Geist des Originals vollkommen ausgedrückt zu haben. Z. B. Bey Herdern heißt es:

»Wer ist der Mann?
Ich kenn ihn nicht!
Der meine Ruhe
Zu stören beginnt!
Ich lag mit Schnee
Und Eis bedeckt,
Und Regen beflossen,
Und Thau benetzt,
Und lag so lang.«

Dafür hat Herr Gräter:

»Was für ein Mann,
Mir unbekannt,
Hat meine Ruh
Im Grabe gestört?
Ich war vom Schnee beschneyt,
Vom Regen geschlagen,
Vom Thau benetzt:
Tod war ich lang!«

Indeß, für den Zweck, für welchen Hr. G. hier arbeitet, ist im Ganzen auch eine etwas zu weit getriebene Treue dem entgegengesetzten Extrem im-

immer vorzuziehn. — Bluhmen der Liebe aus den Minnesingern, mit modernisirter Sprache, das heißt des größten Theils ihrer schwachen Reize vollends beraubt. Fünf Fabeln aus dem Renner. Volkslieder. Haben wir Deutschen in dieser Art nur so wenig von Werthe? oder bringt der Zufall immer nur das Mittelmäßige und Schlechte an das Licht? III. Sprache. Der Windsbecke, ein Lehrgedicht aus dem zwölften Jahrhunderte. Mit Erläuterungen die Sprache betreffend. Nur sehen wir nicht, wie sich aus St. 7. V. 6 — 8. folgern läßt, daß damals das Abendmahl noch unter beyderley Gestalt ausgetheilt worden. „Sohn, heißt es, sey gut gesinnt gegen die Geistlichkeit, sprich das Beste von ihr

und tuost du das
So mac din Ende werden guot
Und wirt zu lone dir beschert Gotteslichame und sin
reines Bluot.

Noten zum Heldenbuche. Fortsetzung. Gewiß hat Hr. G. Recht, wenn er S. 293. Gefristen durch das Leben fristen, erhalten erklärt, und es von Frist, Zeit herleitet. Eben so halten wir mit ihm, S. 297, Schrieten für das Imperfectum von dem alten, noch jetzt in einigen Provinzen gebräuchlichem Worte schroten, scindere, curtare, truncare. — Ein drolliger Schwank von einem Ungenannten. Sammlung einzeln gedruckter alter Stücke und Lieder. Das beste hierunter ist ein historisch-satyrischer Volksgesang in niederdeutscher Mundart. Handschriften. Pro-

ben von einem neu entdeckten Dichter aus dem dreyzehnten Jahrhundert Bron von Schonebeke. In der Rhedingerschen Bibliothek in Breslau fand Hr. P. Fülleborn vor kurzem einen Codex alter Minnelieder, der einer nähern Beschreibung wohl werth zu seyn scheint. Wie aus den angehängten Reimen erhellt, ward er im Jahr 1276 vollendet. Aus den hier mitgetheilten Proben zu schließen, dürfte er aber doch nur für den Sprachforscher von Werth seyn. Noch ein paar Proben aus dem in Colmar aufgefundenen Codex, von dessen Existenz die Gothaische gel. Zeitung zuerst Nachricht gab. Noch einige Priameln aus dem 15ten Jahrhundert. IV. Litteratur und Bücherkunde. Chronologie der Ausgaben aller nordischen Sagen und Gedichte nebst ihren Uebersetzungen, von Hrn. Nyerup, mit einigen Zusätzen von Hrn. Gräter. Wozu der ganz unbedeutende Auszug aus dem bekannten Gedichte vom heiligen Anno dienen soll, sehen wir nicht ein. Ueber die Bonerischen Fabeln von Hrn. Eschenburg. Keine neuen Aufschlüsse, sondern nur Zusammenstellung der Resultate bisheriger Untersuchungen zur leichtern Uebersicht solcher Leser, die nicht eigentlich litterarische Forscher sind. Ueber Scherzens Gnomologus, von demselben. Dieser altdeutsche Gnomolog sey kein anderer, als der bekannte Freidank, oder Freygedank. Leben des berühmten isländischen Schriftstellers Snorre Sturleson. Hier nur eine kurze Einleitung zu der Biographie, die dem folgenden Bande einverleibt werden soll. Ueber Filidor den Dorferer von Hrn.

Hrn. Eschenburg. Sein eigentlicher Name war Jacob Schwieger. Er war aus Altona gebürtig. In der Zesischen Rosenzunft hatte er den Beynamen des Flüchtigen, und in Rists Schwanenorden den Schäfernamen Filidor. Eine Zeitlang that er Kriegsdienste, und einen großen Theil seines Lebens brachte er zu Hamburg, Glückstadt und in der benachbarten Gegend zu. Ums Jahr 1665 lebte er am gräflichen Hofe von Schwarzburg Rudolstadt. Man hat nicht weniger als dreyzehn Sammlungen Gedichte von ihm, die sämmtlich zur lyrischen Gattung gehören. Die beste ohne Vergleich ist die geharnischte Venus. — Verzeichniß der neuesten Schriften über altdeutsche und nordische poetische Litteratur vom Jahr 1789 an. — Neueste Nachrichten, Vorschläge, Anfragen u. s. w. Hr. Sek. Nyerup will eine neue und korrektere Ausgabe von den Kiempeviiser auf Subscription veranstalten. Von Hrn. Schaffer Panzer hat man eine neue Ausgabe des Freydank mit einem Glossarium zu erwarten. Zugleich mit demselben wird ein anderes eben so altes und bis jetzt ganz unbekanntes Gedicht der Pfaffe Amis oder der scheinheilige Betrüger erscheinen. Ueber die deutschen Lettern, nebst einem Vorschlag. Des Verf. Gründe gegen die allgemeine Einführung lateinischer Lettern dünken uns treffend und überzeugend. Der Vorschlag ist an Hrn. Unger in Berlin gerichtet, und besteht darin: „unsere deutschen runden Lettern, die Schwabacher Schrift gefälliger und proportionirter zu machen, undmit ei-

einem so gedruckten Buche das Publikum zu sondiren." Ein Versuch dieser Art könnte wenigstens nichts schaden, wenn wir ihm gleich wenig Glück zu versprechen wagen. Todtenopfer dem Mitunternehmer der Bragur geweiht, von dem Herausgeber. — Wir wünschen der Bragur die Unterstützung des Publikums und patriotischer Gelehrten, deren sie so würdig ist, zugleich aber auch von Hrn. G. daß er künftig mehr ausgearbeitete Aufsätze, weniger flüchtig hingeworfene Skizzen, und vor allem, daß er mehr ungedruckte Stücke liefern möge.

Leipzig. Archibald Alison über den Geschmack, dessen Natur und Grundsätze. Verdeutscht und mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet von K. H. Heydenreich. In zwey Bänden, 1792. Erster Band 212 S. Zweyter Band 324 S. in 8. Das Original haben wir im ersten Stücke des 42sten Bandes dieser Bibliothek ausführlich angezeigt. Gegenwärtige Uebersetzung von einem geschätzten deutschen Schriftsteller ist treu, und bis auf einige Kleinigkeiten, auch richtig. Nur dürfte man hie und da der Schreibart etwas sanftern Fluß, und besonders den Nachbildungen der eingewebten poetischen und versificirten Stellen mehr Leichtigkeit und Ründe wünschen. Auffallend ist es, daß der Titel nur zwey Bände verspricht, und daß die hier angezeigten gleichwohl das Original nicht ganz liefern. Wir geben den Inhalt der Zusätze des Hrn. Prof. H., die größtentheils zwar nur von geringen Umfang, aber doch

doch ohne Ausnahme sehr lesenswerth sind, in der Kürze an. I. Th. 1) Allgemeine Bemerkungen über Alisons Methode, über die Nothwendigkeit und den Werth der Beobachtung für die ästhetische Kritik. So groß der Nutze der ästhetischen Beobachtung ist, so kann sie doch auf keine Fälle speculative Forschung entbehrlich machen. Der ästhetische Beobachter bedarf der Theorie eben so sehr, als der logische und moralische, wenn er sich nicht zum niedrigen Range eines zweydeutigen, unsichern Referenten herabsetzen will. Alison gehört nicht ganz in diese Klasse, er hat ein gewisses Maaß pragmatischen Geistes, nur sind seine theoretischen Grundsätze nicht zureichend. Es befremdet, daß er von den Fortschritten seiner eignen Landesleute in der philosophischen Theorie des Geschmacks so wenig Gebrauch macht. Von allen englischen Aesthetikern wird in seinem Buche nur Beattie erwähnt. 2) Ueber die Hauptidee, welche Alison seinen Beobachtungen über den Geschmack zum Grunde legt. Richtiger hätte er sein Buch **Beobachtungen über die Ideenaßociation bey ästhetischen Gegenständen der Natur und Kunst** genannt. Sein ganzes Räsonnement kömmt darauf zurück, daß schöne und erhabene Gegenstände der Einbildungskraft eine Menge verwandter Ideen zuführen, welche, einem Princip der Einheit zu Folge, rührend sind. Vom eigentlichen Schönen und Erhabenen setzt er kaum etwas mehr voraus, als daß die Empfindungen des S. und E. in der Natur sowohl, als in der Kunst, das Vergnügen der Einbildungs-

kraft

kraft wären. Ueber den schwankenden Begriff, den man gewöhnlich mit dem Wort Einbildungskraft verbindet; selbst Kant bestimmt ihn in seiner Kritik der ästhetischen Urtheilskraft nicht hinlänglich. Auf keine Weise können derselben die ästhetischen Empfindungen ganz und ausschließend zugeeignet werden, wie A. behauptet. Einige schöne Bemerkungen über den eigenthümlichen, von den Ideenverbindungen unabhängigen Charakter des E. und S. und die verschiedenen Arten der Ideenverknüpfungen. 3) Einige Bemerkungen über die Nothwendigkeit, die ästhetische Untersuchung des Schönen der Natur und der Kunst zu trennen. „Wenn wir das Schöne der Natur und das der Kunst in einem und demselben Sinne schön nennten, so müßten wir beydes ganz nach demselben Princip beurtheilen. Dieß ist aber offenbar der Fall nicht. Das Schöne der Natur empfinden wir mit Wohlgefallen, ohne ihm Begriffe unterzulegen, und es auf einen Zweck zu beziehn. Das Schöne der Kunst hingegen müssen wir als zweckmäßiges Werk des Genies und nach Begriffen vom Wesen der Kunst beurtheilen, um dasjenige Wohlgefallen zu geniessen, welches es als Kunstprodukt gewähren kann. Ganz ein anderer Zustand ist es, in welchem wir uns befinden, wenn wir Schönheit der Natur betrachten, und ganz ein anderer, in den uns der Genuß eines Kunstwerks versetzt. Die Wirkungen der ästhetischen Naturgegenstände können nicht nach Begriffen bestimmt und berechnet werden; der Einfluß eines schönen Kunstwerks hingegen als sol-

chen auf unsre Empfindsamkeit läßt sich allerdings nach Begriffen darthun und auseinander setzen. Es kann kein philosophisches System geben, worin man das Natur- oder Kunst-Schöne überhaupt nach Begriffen bestimmte. Allein für die Kunst muß eine Theorie Statt finden, worinne über die Vollkommenheit ihrer Werke nach Begriffen entschieden wird." 4) Ueber den Begriff des Mahlerischen in der Natur. Man nennt Scenen nicht wegen der unmittelbaren sinnlichen Anschauung, sondern wegen ihres Ausdrucks malerisch, nur darf man nicht glauben, diesen Ausdruck allein durch Erregung von Nebenideen erklären zu können. Der Verf. hält es für nöthig zu unterscheiden: a) Gegenstände der leblosen Natur. Diese sind dann vorzüglich malerisch, wenn sie die Einbildungskraft durch die Form ihrer Erscheinung zu einem freyen Spiele beleben. b) Gegenstände der belebten Natur. c) Scenen aus Individuen und Bestandtheilen einer einzigen Klasse, d) aus verschiedenen Klassen. — II. Theil. 1) Ueber die Unzulänglichkeit der bloßen Beobachtung zur Erklärung der Empfindungen des ästhetisch Erhabenen. Alison ist auch hier blos Beobachter, und die ansehnliche Menge seiner Bemerkungen zeichnet sich durch alle Mängel aus, welchen der Beobachter ohne Principien unausbleiblich ausgesetzt ist. Die Theorien des Erhabenen, die bisher noch auf dem Wege der bloßen Beobachtung versucht worden, enthalten a) weiter nichts, als Merkmahle, welche den Zustand bezeichnen, in welchem sich unser Gemüth bey Empfin-

pfindung des Erhabenen befindet b) enthalten sie zum Theil Merkmahle, die nicht wesentlich und charakteristisch sind, sondern auch andern Gefühlszuständen zukommen, c) sind sie alle einseitig, d) sie liefern nicht selten widersprechende Resultate. 2) Warum findet sich vor Kant keine befriedigende Theorie des Aesthetisch-Erhabenen? Die Vermögen unsers Gemüths sind nur dadurch fähig, nothwendigen Einfluß auf das Begehrungs- und Gefühlsvermögen zu erhalten, daß sie angeborne, wesentliche, nothwendige Formeln, Regeln und Principien haben. Erst dann, wenn diese mit völliger Bestimmtheit und vollständig angegeben werden, ist die Entwickelung derjenigen Empfindungen möglich, die ihren Grund in derselben haben. Kant ist der erste, welcher jene große Aufgabe gelöst hat, und seiner Theorie des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens verdanken wir unsere gründlichere Einsicht in die Natur des Erhabenen. 3) Welches sind die charakteristischen Merkmahle der Empfindungen des Aesthetisch-Erhabenen? Die Antwort, die der Verf. auf diese Frage giebt, und die sich nicht in wenig Worte zusammenfassen läßt, überlassen wir unsern Lesern in dem Buche selbst aufzusuchen.

Frankfurt und Leipzig. Fabeln, Erzählungen und andere Gedichte von einer Dame von Stande. Herausgegeben von Johann Ferdinand Schletz, 1792. 122 Seiten in 8. Was für ein grämlicher, ungezogener Kritiker müßte der seyn, der über die bescheidene Verfasserinn

mit „scharfen Geißelhieben“ herfallen wollte. Von uns wenigstens hat sie eine solche grausame Ungerechtigkeit nicht zu fürchten. Zwar können wir an den Fabeln, den besten Stücken der Sammlung, nicht die Erfindungen rühmen; zwar fällt die Sprache bisweilen zu tief in das Prosaische, und einzelne Ausdrücke sind nicht vom besten Geschmack: dabey aber hat doch der Vortrag im Ganzen viel Leichtigkeit, eine gewisse Munterkeit und Anmuth, und die Verse fließen größtentheils sanft und ungezwungen dahin.

Der Maulwurf und das Johanniswürmchen.

Eins von den glänzenden Insekten,
Die man Johanniswürmchen nennt,
Kam in die Grube des versteckten,
Lichtscheuen Maulwurfs.

Ach, es brennt!
Ruft seine junge Brut zusammen.
Das Würmchen hört's. Erschrecket nicht!
Spricht es, denn, ohne Rauch und Flammen,
Euch zu erleuchten glänzt mein Licht.
Ich habe Mitleid mit euch Blinden. —

Wer half dir, du Erleuchter! spricht
Der Maulwurf, unsre Höhle finden?
Hier sieht ein jeder seine Spur,
Ohn' alles Licht, im Dunkeln nur.
Wohl uns in unsern Finsternissen!
Sie zu verfechten jederzeit
Ist unsre Nation bereit,
Und du wirst, die Verwegenheit
Zu leuchten, mit dem Leben büßen.

Der kluge Rath.

Ach, rathe mir, sprach Alcibiades
Zu seinem Freunde Sokrates,
Soll ich mit Cleonißen mich vermählen?
Soll ich den Stand der Freyheit wählen?
Sprich, soll ich freyen, oder nicht?

Xantippens Mann entfaltet sein Gesicht:
Geh hin, spricht er, ein junges Weib zu freyen,
Und glaube mir, es wird dich nie gereuen;
Denn ist sie tugendhaft, gefällig, klug,
Und liebt sie dich, so hast du Glücks genug.
Ist sie Xantippens Ebenbild,
Hart, geizig, plauderhaft und wild,
So wird sie dich vom Uebermuth bekehren,
Und mit Philosophie die Narren dulden lehren.

Mit den vermischten Gedichten sind wir weniger zufrieden. Unter den prosaischen Aufsätzen, die den Beschluß machen, ist die Idylle Thirza das beste.

Neugallien. Das Mädchen von Orleans. Travestirt und frey übersetzt, 1793. Erstes Bändchen 304. S. Zweytes Bändchen. 190 S. Drittes und letztes Bändchen 204 S. 8.

Im 44sten Bande dieser Bibliothek S. 281. haben wir den ersten Theil einer in Wien erschienenen Travestirung der Pucelle angezeigt. Wahrscheinlich ist die gegenwärtige nur eine neue Auflage, in welcher das Ganze nun mit den zwey hinzugekommenen Theilen vollendet ist. Wir haben jenes Buch nicht bey der Hand, um Vergleichungen an-

stellen zu können, und der Verf. hat nicht für gut befunden in einer Vorrede etwas hierüber zu erinnern; allein mehrere Verse und Strophen, die dem Recens. im Gedächtniß geblieben waren, fand er hier wörtlich wieder. Manchen platten, geschmacklosen Einfall scheint der Verf. in dieser neuen, sehr sauber gedruckten Ausgabe gestrichen oder doch sehr verbessert, und in der Fortsetzung überhaupt mit mehr Fleiß und Achtung für seine Leser und seine eigne poetische Ehre gearbeitet zu haben; allein auch jetzt noch sind der trivialen Bonmots, der Sünden gegen guten Ton und guten Geschmack eine zu große Anzahl, als daß die Kritik dem Verf. sein gebührend Theil von Lob, unvermischt mit strengem Tadel, darreichen könnte. An Witz und Laune fehlt es ihm nicht, er hat das Mechanische der Poesie sehr in seiner Gewalt, und seine Arbeit blieb gewiß nur deshalb so weit unter der Vollkommenheit, weil er ohne Mistrauen in die ersten Gedanken und Einfälle — diesen Eingebungen des Bösen, nach la Casas weiser Bemerkung — alles hinschrieb, was ihm durch den Kopf ging, und, von der Leichtigkeit zu versificiren verführt, der nöthigen Sorge für die Wahl des Ausdrucks sich entschlug. Vieles von dem, was im Original nur nationales, oder temporelles Interesse hatte, hat er sehr glücklich in der vollen Bedeutung des Worts verdeutscht, und zu diesem Zweck, blos mit Rücksicht auf deutsche Sitten, Thorheiten und Misbräuche, seinen eignen Weg genommen. Seine Fehler springen zu sehr in die

Au-

Augen, als daß eine Kritik und Zergliederung tadelhafter Stellen interessant und lehrreich werden könnte; wir wollen also statt dessen einige Proben anführen, die den Verf. von seiner bessern Seite zeigen. Die erste wählen wir aus dem sechsten Gesang; wo Agnesens Abentheuer mit dem Pagen Monrose erzählt wird:

Quelque censeur, interrompant le fil
De mon discours, dira; Mais se peut-il
Qu'un étourdi, qu'un jeune anglois, qu'un page
Fût près d'Agnes respectueux et sage?
Qu'il ne prit point la moindre liberté?
Ah, laissez là vos censures rigides;
Ce page aimoit, et si la volupté
Nous rend hardis, l'amour nous rend timide.
Agnes et lui marchoient donc vers ce bourg,
S'entretenant de beaux propos d'amour,
D'emplois de guerre et de chevalerie,
De vieux romans pleins de galanterie.
Notre écuyer, de cent pas en cent pas,
S'approchait d'elle et baisoit ses beaux bras etc.

I. Th. S. 241.

Wie? frägt uns hier manch hübsches Kind:
Ist dieß nicht eitel Fabel?
Die Pagen heut zu Tage sind
Nicht mehr so räsonnabel.
Ach, wären sie noch so galant,
Dann nähmen sie nicht, wie bekannt,
Was alles vor den Schnabel.

Mag seyn. Dieß ist an manchem Hof
Vielleicht noch jetzo Sitte.
Der Unsere war Philosoph,
Mit Einem Wort, war Britte.
Er liebte, und wer liebt, wie er,
Den macht die Liebe schüchterner,
Selbst in der Bauernhütte.

Alsbald half er ihr auf das Pferd;
Und wagt' es kaum mit Zagen
Um ihr Befinden unbeschwert
Sie dann und wann zu fragen;
Und alle zwanzig Schritte kaum
Den Handschuh bald und bald den Zaum
In ihrer Hand zu küssen.

Lang schwiegen beyde; endlich ward
Das süße Fäntchen kühner,
Und fing von weiland Abälard,
Von Millers Kapuziner
Und auch von Werthers Leiden an;
Sah Näschen öfters schmachtend an,
Und drückt' ihr sanft die Finger.

Welch Mädchen ließ dieß nicht geschehn,
Sey sie auch noch so spröde?
Und weiter in den Text zu gehn,
War Rosenblüh zu blöde.
Auch sehen's Schönen immer gern,
Wenn sie in unserm Augenstern,
Mehr, als wir sagen, lesen u. s. w.

Und nun noch eine Stelle aus dem zweyten Bande, zum Beweis, wie ungemein glücklich der Verf. in der Satyre ist, und mit welchen treffen-

den

den Zügen er oft sein Original bereichert! S. 105.
Der König Karl

— ging am Gestad
Mit seinem Herrn Gewissensrath
Gedankenlos spatzieren.

Ihr, die ihr etwa noch nicht wißt,
Was der Begriff von Pflichten
Solch eines Herren Rathes ist;
Laßt dessen euch berichten.
So ein Geschöpf am Hofe dünkt
Euch blos ein Mann, der — ißt und trinkt,
Und Beichte hört — Mit Nichten!

Die Herren dienen Hof und Welt
Zum steten Barometer;
Und weisen, je nachdem es fällt,
Auf gut — und übel Wetter.
Sie wissen jede Quästion
Mit Sinnes-Reservation
Gar fein zu distinguiren.

Sie lösen, was ihr binden wollt,
Um was ihr lös't, zu binden;
Und wägen euch für blankes Gold
Leicht oder schwer die Sünden:
Ja, können gar mit heimlichen
Fein nachgemachten Schlüßelchen
Die Himmelsthür euch öffnen.

Gewandt, durch Schmeicheley und Scherz,
Des Fürsten Ohr zu kizzeln;
Wie Eskobar aus Sinn und Herz
Gewissensangst zu wizzeln,

Verstehn sie manche Majestät
In steter Minorennität
Noch jetzo hinzugängeln.

Ihr Auge kriecht am Boden viel,
Ihr Ohr umlauscht den König;
Und ihrer Zunge Glockenspiel
Ist immer doppeltönig,
Ihr Blick gebeut im Kabinett,
Spricht im Senat und buhlt am Bett
Der Favorit-Sultane.

Am Hof solch ein vollwichtig Stück
Befahl nun in der alten,
Noch dunkeln Zeit, die Politik
Dem Fürsten sich zu halten:
Daß er den Stachel nicht empfand,
Den ihm der Scorpion: Verstand,
Oft ins Gewissen drückte.

Pere Bonifaz war solch ein Rath
Von unserm Liljenkönig:
Er aß und trank viel Gutes, that
Desselben aber wenig u. s. w.

— — — — —

Als dieser nun den König sah
So sorglich für Agnesen:
Da hub er an: »Sir' haben ja
Die Bibel sonst gelesen.
Da steht zwar von der Hurerey
Daß solche große Sünde sey,
Quod tamen distinguendum.

Den großen Herren kann man das
Nicht allzu sehr verargen.

Sonst

Sonst machten Könige den Spaß
Sich auch, selbst Patriarchen,
Wie zum Exempel Abraham,
Der oft zur hübschen Hagar kam,
Trotz seinem alten Saarchen.

Und können Sie' den Weisesten
Der Könige vergessen?
Hielt der sich nicht zu Hunderten
Ausländische Maitressen?
Als Jüngling liebt' er, und als Greis
Ward er gelaßen, ernst, und weis'
Und schrieb Orakelsprüche.

Was man in seiner Jugend thut
Ist wohlgethan. Im Alter
Verkühlt ja ohnehin das Blut,
Und wir scandiren Psalter.
Es hat ja Alles seine Zeit!
Drum mäßigen Sie ja Ihr Leid,
Und suchen Trost — bey Andern.«

»»Jetzt halt Er's Maul! Er wär mein Rath,
Erwiedert ihm der König,
Was unser eins für Sorgen hat,
Davon begreift Er wenig.
Geh Er mit seinem Salomo —
Hab' ich denn ein Seraglio
Wie weiland dieser Baßa?

»»Der hatt' ein ganzes Weiberheer,
Und konnt' ein Dutzend mißen —
Ich hatt' nur Eine — nun nicht mehr —
Man hat sie mir entrißen —
Ach, der Gedanke bringt mich um;

Drum

Drum räsonnir' Er nicht so dumm,
Und scheer' Er sich zum T... u. s. w.

Zürich. Malerische Reise in die italienische Schweiz mit geäzten Blättern von J. H. Meyer, 1793. 75 S. länglich Quart. Der Verf. that diese Reise im Jahr 1789 in Gesellschaft noch zweyer Freunde, und ihr gemeinschaftlicher Zweck bey derselben war das Studium der Landschaftsmalerey. Die hier gelieferte Beschreibung der Reise enthält mehr Naturgemälde, als statistische, politische und ökonomische Bemerkungen. Die Kunst mit Worten zu malen versteht der Verf. nicht; wer die Gegenden nicht gesehen hat, wird aus seiner Beschreibung sich kein auch nur einigermaßen klares Bild zusammensetzen können. Auch ermüdet der anhaltende begeisterte Ton, in welchem der Verf. fast von jedem Gegenstande, der ihm aufstößt, spricht. Recens. glaubt in den Schilderungen, die dieser und mehrere Reisende von den Naturschönheiten der Schweiz machen, häufig unverkennbare Spuren von Uebertreibung und erkünstelten Enthusiasmus zu bemerken. Wie wär es auch anders möglich? Entweder die großen, hinreißenden, die Phantasie entflammenden Scenen sind nicht so häufig, als diese Herren vorgeben, oder sie müssen endlich, eben weil sie so häufig sind, bald ihre große Wirkung auf die Einbildungskraft und das Herz verlieren. Haben die Menschen sonst nicht Sinn und Gefühl für die Reize, die Pracht und Hoheit der Natur gehabt? Die Schweizer haben immer ihr Vaterland geliebt; allein

lein erst seit 20—30 Jahren, seitdem die Schweizerreisen Mode worden, stimmen sie in das Bewunderungsgeschrey der Ausländer ein, die, wenn sie auch nicht finden, was ihnen verheißen worden war, ihr Geld wenigstens nicht umsonst wollen ausgegeben haben. — Besser, als die Feder, führt Hr. M. die Radirnadel. Seine Manier ist kräftig, nur etwas zu nachläßig. Sind die hier gelieferten Gegenden und Aussichten die schönsten, die er auf seinem Wege fand, und mit so großen Worten erhebt, so dienen sie sehr zur Bestätigung dessen, was wir eben geäußert haben. Kaum ein paar sind von ausgezeichneter Schönheit und von großem Charakter. Es müßte ein von der Natur sehr stiefmütterlich behandeltes Land seyn, in dem man nicht Partien und Scenen, wie N. 1. 5. 6. 7. 8. in Menge finden sollte. So enge Plätzchen, zwischen hohen Bergen ängstlich eingekerkert, wie Nr. 2. 3. 4. 12. sind nicht malerisch schön, und können schwerlich in der Natur als Schönheiten wirken. Die Kupfer stellen vor, eine unterirrdische Tropfsteingrotte zu Resche. (Titelvignette.) N. 1. Gegend bey der Sägmühle des Lauterbachs, am Zuger See. 2) Auf dem Vierwaldstätter-See, gegen Tells Kapelle. 3) Von Altorf gegen den Eingang ins Reußthal. 4) Unweit Airol im obern Livenerthal. 5) Im mittlern Livenerthale gegen das Bergdorf Calonico. 6) Felsenquelle bey Quartino am Locarner-See. 7) Unweit Molinetto am Locarner-See. 8) Am Flusse Fresa in der Herrschaft Lauis. 9) Bey Ponte Tresa in

der

der Herrschaft Lauis. 10) Die Villa Plinius des Jüngern am Comer-See. 11) Via Mala in Bündten. 12) Ruinen von Bommerstein am Wallenstätter-See. (Schlußvignette) Wasserfall all' Aqua fraggia. Einige dieser Kupfer waren schon dem helvetischen Kalender von 1790 einverleibt worden. Das Titelblatt ist auf eine höchst geschmacklose Weise verschnörkelt.

Freystaat Frankfurt. Ueber bildende Künste, Kunsthandel und Buchhandel in Hinsicht auf Menschenwohl. Glaubensbekenntniß eines Kunst- und Buchhändlers (von W. Fleischer,) 1792. 141 S. in 8. Der Verf. ist ein jünger Mann, der mancherley, nur nicht genug geordnete und geprüfte Kenntnisse besitzt, der viel und vielerley gelesen, bey weitem aber nicht alles verdaut hat. Es ist gut, wenn jeder Bürger des Staats den Werth und die Würde seines Berufs kennt und fühlt, aber sehr schädlich, wenn er zu überspannte, übertriebene Begriffe davon hegt. Rec. konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als er auf folgende Stellen dieses sehr entbehrlichen, rhapsodischen Büchelchens stieß: S. 27. „Unser „Stand (die Buchhändler machen so wenig als die Gelehrten oder Schriftsteller einen eignen Stand aus) „dessen sich die Vorsehung absichtlich bedie-„net (und wessen bediente sie sich ohne Absicht?) „um Wahrheit und Glückseligkeit unter alle Völ-„ker zu bringen, dessen Entstehung im Vaterlan-„de vor viertehalbhundert Jahren (!!) die Federn „des Mönchsthums zerknickte, durch den unser

„Va-

„Vaterland vor mehr als dritthalbhundert Jahren „die ganze Erde (?) von der Welt- und Geistes- „herrschaft der hochmüthigen Roma befreyte" u. s. w. Ihr armen Buchdrucker und Schriftsteller! Sic vos non vobis — — S. 41. „In Aus- „breitung der Wahrheit, des Forsch- und Prü- „fungsgeistes besteht die Bestimmung des Buch- „handels. Sie trägt den Stempel der Gott- „heit unverkennbar an sich. Das aufrichtige „Bestreben uns ihr mit Bewußtseyn, nach Grund- „sätzen zu nähern, macht unsre Würde aus. Die Ge- „rechtsame jener Bestimmung sind unveräußerlich, „selbst von der Gottheit nicht beschränkbar." — S. 53. „So wie die Menschenfamilie eine „Stufe der Vollkommenheit erreicht, so wächst, in „gleichem Verhältnisse, auch unsere Würde. Ja, „wir werden die Vorsehung auf ihrem großen Gan- „ge, bis zur Auszeitigung des Erdballs unauf- „hörlich begleiten u. s. w." So feyerlich der Verf. durchaus von sich und seinem Stande spricht, so cavalierement drückt er sich über andere Gegen- stände, ja über ganze Theile der deutschen Nation aus. S. 39. „Das liebe Publikum in den „Reichslanden ist so sehr an die privilegirten Früch- „te der Nachdrucker gewöhnt, wie der Esel an „die Disteln!" — Zum Schlusse werden wir be- richtet: „Daß der Tauschhandel ein Krebsscha- „den des Buchhandels und der Litteratur, und ein „bisher noch unerkanntes Hinderniß der Aufklä- „rung sey." Was Hr. F. übrigens fernerhin zu wirken, zu nützen, zu stiften gedenkt, verschweigt

er jetzo noch. „Den Freunden und Feinden, den „Gut- und Uebelgesinnten lehre das die alles ent„wickelnde Zukunft." Wir trauen Hrn. F. Verstand genug zu, daß er in einigen Jahren selbst von Herzen über diesen poßirlich-gravitätischen Ton lachen wird.

Helmstädt. Vermuthungen von der Barberini – jetzt Portland-Vase. (von Hrn. v. Veltheim in Harbeke) 1791. 22 S. gr. 8. Keine von den zahlreichen Hypothesen zur Erklärung dieses berühmten Kunstwerks wollte dem V. gefallen. Seine eigene hierüber gewagte Vermuthung ist folgende. Der Sarkophag macht mit der Vase, die in ihm gefunden worden, Ein Ganzes aus. Die Basreliefs um den Sarkophag stellen den Streit Achills mit dem Agamemnon wegen der Briseis vor. Auf der ersten schmahlen Seite (v. Piranesi Antichità di Roma T. II. der die beste und vollständigste Abbildung der Urne sowohl als des Sarkophags geliefert hat) T. XXXV. sitzt Agamemnon und nimmt die Briseis zu sich, die zum Zeichen dieser Verbindung den Herkulischen Knoten in die Höhe hält. Achill hierdurch äußerst beleidigt, geht sogleich fort, und verläßt unmittelbar das griechische Heer. Iliad. α. 322 — 25. 345 — 49. 488 — 91. β. 769 — 72. Auf der ersten langen Seite (T. XXXIV.) sitzt Achill traurig am Gestade des Meers, und hat die Waffen abgelegt. Eine Gesandschaft kömmt von Agamemnon mit Geschenken an ihn. Ulyß und Phönix dringen in ihn, zum Heer zurück zu kehren. Der

letztere

letztere, sein alter Erzieher, bittet ihn knieend: allein er bleibt unbeweglich. Iliad. ι. 119. 157. 168. 169. 182—85. 432. 433. 602—52.653. Auf der zweyten schmalen Seite (T. XXXV.) hat Achill dem Patroklus seine Waffen gegeben, und leihet ihm seine Krieger und seine beyden Pferde, den Xanthus und Balius; er selbst aber weigert sich, aller Vorstellungen ohnerachtet, mit fortzugehen. Il. π. 22—60. 126—56. Auf der zweyten langen Seite (T. XXXIII.) bringen endlich Ulyß und Nestors Söhne die Briseis, nebst Geschenken an Waffen und Pferden, in die Versammlung der Aeltesten im Heere. Agamemnon sitzt hier mit dem Königsstabe, den Vulcan verfertigt hatte, und Achill wird mit ihm und der menschlichen Gesellschaft wieder ausgesöhnt. Iliad. τ. 238—75. Der Hauptcharakter dieser Vorstellung ist also die Geschichte eines Helden der Vorzeit, der über den Verlust seiner Geliebten in eine solche Traurigkeit und Verzweiflung gerieth, daß er schlechterdings durch nichts wieder beruhigt und zufrieden gestellt werden konnte, als nur allein durch die Rückgabe dieser ihm entrissenen und so innigst geliebten Freundinn. Der Verf. glaubt, daß man nicht leicht eine schönere Geschichte für einen großen Römer wählen können, der seine zärtlich geliebte Frau verlor, und ihr ein Grabmahl errichtete, in welchem er einst wieder mit ihr vereinigt werden wollte. Daß der Sarkophag diese Bestimmung gehabt habe, wird aus dem Deckel noch wahrscheinlicher. Denn voran liegt eine

Frauensperson mit einem Todtenkranze in der Hand, und hinter ihr eine ältere Mannsperson, die ihr gewissermaßen nachsieht. Auch stand in dem Sarkophag nur eine einzige Urne, nämlich diese Barbarini-Vase, an deren Boden, auswärts, auch nur das Bildniß einer Frauensperson angebracht ist. In der auf der Urne selbst mit so außerordentlicher Kunst ausgeführten Vorstellung glaubt Hr. v. B. sehr deutlich die Geschichte der Alceste zu sehen, welche Herkules dem Admet aus der Unterwelt wieder zurück führte. Die auf der ersten Seite (Tab. XXXIV. und XXXV.) in der Mitte liegende weibliche Figur mit der gesenkten Fackel ist die sterbende Alceste. Neben ihr sitzt Admet. Er sieht traurig nach dem Gegenstande seiner Liebe und seiner Leiden, und ist im Gefühle des tiefsten Kummers versunken. Von der Säule, an welche er sich zu lehnen sucht, ist der Hauptzierrath, das Capitäl, niedergerissen, und liegt zu den Füssen der Alceste. Schon sinkt diese sterbend hinüber nach der Unterwelt, von welcher sie kaum noch durch einen Abgrund getrennt ist. Am jenseitigen Ufer sitzt Proserpina mit dem Königsstabe. Admets Leiden ziehen ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, und bewegen sie endlich, wie die Dichter sagen, die Rückkehr der Alceste zu bewilligen. Auf der andern Seite der Urne tritt Herkules, geführt vom Genius der Liebe, durch die Pforte des Hades in die Unterwelt. Er läßt die ihm hier unnütze Hülle fahren, und reicht so gleich seinen mächtigen Arm der Alceste. Diese ruht in Elysium unter dem Schatten

schön

schön belaubter Bäume und Platanen. In ihrem Schooße sitzt Hygeia, welche ihr die verlorne Gesundheit wieder schenkt. Mit sichtbaren Empfindungen des Erstaunens und der Freude ergreift Alceste Herkules Arm, und bezeugt dadurch ihre Bereitwilligkeit, ihm zu folgen. Pluto, der die Gewalt und Uebermacht des Herkules schon mit Schrecken erfahren hatte, sieht dieser Scene nachdenkend zu, und giebt durch seine gelaßene, höchst ruhige Miene und Stellung deutlich zu erkennen, daß ihn dieß Unternehmen zwar in Verwunderung setze, daß er es aber dennoch genehmige. Hr. v. V. schließt nunmehr, es sey äußerst unwahrscheinlich, daß diese beyden, so genau mit einander harmonirenden, dem Gegenstande und der Bestimmung zugleich so äußerst angemeßene Geschichten, sich durch ein Ohngefähr, einen bloßen Zufall hier beysammen finden sollten. Am Ende sucht er noch einige Einwendungen zu entkräften. — Im Ganzen ist diese Vermuthung des Verf. gewiß sehr witzig und sinnreich, wenn schon seine Hypothese nicht alle Schwierigkeiten hinwegräumen, und manche Deutung etwas gezwungen und willkührlich scheinen möchte.

Ebendas. Ueber die Vasa Murina. Von *A. F. v. Veltheim*, 1791. 24 S. gr. 8. Was das Murrinum der Alten eigentlich gewesen, darüber sind die Stimmen der Gelehrten sehr getheilt. Einige hielten es für chinesisches Porcellain, andre für Rubinglas, andere für eine Art von Bernstein, andere für Meerschaum, noch andere für buntfar-

digen Flußspat u. s. w. Allein keines von allen diesen Dingen kömmt durchgehends und ohne Ausnahme mit dem überein, was die Alten davon sagen. „Zu einer festen und überzeugenden Auflö„sung dieses Problems ist schlechterdings kein an„derer Weg möglich, als aus allen Schriften der „Alten diejenigen Stellen auszuheben, die entwe„der schon für sich oder in Verbindung mit andern „als Kennzeichen dienen, und sodann diese wieder „in eine solche Ordnung zu stellen, als wohl in der „Mineralogie zu genauer Bestimmung eines Fos„sils zu geschehen pflegt." Hr. v. B. unterzog sich diesem Geschäfte und das Resultat desselben war: „Das Murrinum war ein Foßil, und zwar eine Steinart. Schwache Säuren, besonders bey kurzem Gebrauche, griffen ihn nicht an: er war weich und ließ sich abschaben, daher nahm er auch keinen blendenden Glanz, sondern mehr einen Fettglanz, nur eine matte Blänke an. Die schönern Gefäße hatten Streifen und Flecken, die aus der Purpurfarbe ins Weißglänzende, oder in die Feuerfarbe, oder in eine sanfte Fleischfarbe übergingen. Einige hatten Speck- oder Fettflecken. Im Ganzen war er undurchsichtig, hatte jedoch zuweilen durchscheinende Stellen. Einige Stücke waren blaßgelb. Die Gefäße waren nur höchst selten größer, als gewöhnliche Trinkbecher. Sie kamen nur aus dem Oriente und zwar aus entfernten Gegenden, die den Römern noch unbekannt waren, auch über Kermen. Einige dieser Gefäße hatten einen Wohlgeruch." Offenbar, schließt

der

der Verf. nunmehr, sind die Vasa murina nichts anders, und können auch schlechterdings nichts anders gewesen seyn, als Gefäße aus chinesischem Specksteine, welche von China aus nach Kermen, vermuthlich durch den Küstenhandel, gebracht wurden, und welchen die Chinesen schon damals einen Muskusgeruch mitzutheilen pflegten.

Nürnberg und Altdorf. Praktisches Handbuch des deutschen Styles, von Joh. Christoph König, Doktor der Philosophie ꝛc. 1792. Erster Theil 254 S. Zweyter Theil 453 S. in 8. Die in der Vorrede erzählte Geschichte der Entstehung dieses Buchs ist die gewöhnliche. Der Verf. suchte nach einer zweckmäßigen Beyspielsammlung der deutschen prosaischen Schreibart, die er bey seinen Vorlesungen über den deutschen Styl zum Grunde, theils zur Nachahmung bey Styl-Uebungen vorlegen könnte. Er fand, wie man leicht errathen wird, keins, das allen seinen Forderungen entsprach, und ward dadurch, wie man abermals leicht errathen kann, zu dem Entschluß gebracht, selbst eine solche Sammlung zusammenzutragen. Der erste Theil enthält 1) Beyspiele des Geschäftsstyls, von Hrn. Prof. König selbst aufgesetzt. Die Beurtheilung derselben gehört nicht in diese Bibliothek. 2) Beyspiele des Briefstyls. (Warum kein Beyspiel von Lessing? Warum keins von einem Frauenzimmer, von denen wir doch auch im Deutschen musterhafte Beyspiele haben? Manches aufgenommene, so vortreflich es in andern Rücksichten ist, hat doch viel zu wenig von

der Briefform, um hier eine Stelle zu verdienen: z. B. die Stelle aus Werthers Leiden S. 191. der Aufsatz von Eberhard S. 184. u. s. w.) Zweyter Theil. 1) Beyspiele des Gesprächstyls. (Der Besuch des Alexanders bey dem Diogenes. So sprachwidrig sollte doch kein Lehrer des deutschen Styls schreiben. Und wäre Wieland wirklich Muster im prosaischen Dialog?) 2) Beyspiele des Geschichtsstyles. (Hegewisch, Spittler und Adelung. Nichts von Möser, Müller, Schiller, Archenholtz u. a.) Schilderungen und Charaktere. (So viel von dem matten Hirschfeld! Gäb es hier keine bessere Muster?) Lebensbeschreibungen. 3) Beyspiele des Lehrstyls. (Abermals von Adelung, dessen schätzbares Werk über den Styl sehr gute Vorschriften enthält, allein gewiß nicht als Muster des dogmatischen Vortrags dienen kann.) 4) Beyspiele des Rednerstyles. 5) Beyspiele von Uebersetzungen. (Hier wären gewiß auch mit leichter Mühe bessere Stücke zu finden gewesen.) Dieser Erinnerungen ohnerachtet können wir die Sammlung doch im Ganzen als sehr brauchbar empfehlen. Nur sollte der Preiß des Buchs wohl etwas billiger seyn. Für zwey Alphabete dem allergrößten Theil nach schon gedruckter Aufsätze, auf sehr schlechtes Papier, ist 1 Thlr. 20 Gr. doch gewiß zu viel!

Weimar. Der Park bey Weimar. Eine Schilderung, 1792. 4. Die meisten unserer Leser kennen, wenigstens aus Beschreibungen, die schönen Anlagen, die dem jetzt regierenden Her-

zog von Weimar ihr Daseyn verdanken, und die, gegen die sonst gemeine deutsche Sitte, ohne Unterschied Jedem zu jeder Stunde des Tages offen stehen. Eine Schilderung dieses schönen offnen Gartens von der Hand eines Wieland oder Göthe wäre kein unverdienter Tribut, den diese großen Dichter ihm für das Vergnügen, das er auch ihnen verschaft haben muß, zollen könnten. Gegenwärtige Schilderung verräth freylich nicht die Hand eines Virtuosen, sondern eines Dilettanten, dessen Versuch jedoch keinesweges mislungen ist, sondern einige recht artige Stellen hat. — Die saubere, in Roth abgedruckte Titelvignette stellt eine Partie des Parks vor. — Hier sind zur Probe einige Züge aus dem Gedichte.

Hier irrt der Denker *) in den dämmernden Alleen,
Wie meist Horaz auf Tyburs Höhen,
Er sinnt der Wahrheit nach und folget Platos Spur,
Und dir o süße heilige Natur!
Nicht nur Diana, die, wenn es kaum taget,
Im frischen Thau mit ihren Nymphen jaget,
Nein auch Minerva irrt in diesem Wald,
Der Weisheit und Betrachtung Aufenthalt,
Sie, die den nahen Sitz **) der hohen Fürstinn liebet,

H 4 Und

*) Der erhabene Verfasser der Ideen pflegt diesen Spaziergang vorzüglich zu lieben.

**) Der reizende Sommersitz der verwittbeten Herzoginn Amalia in Tiefurth nahe beym Weblich ge-

Und sich mit ihr in edlen Künsten übet,
Und du, o Zauberhain, o Stern-Elysium! *)
Wer irrt nicht gern in deinen Schatten um?
O welche Wildniß, welch ein liebliches Gemische
Der Bäume, Stauden, Lauben, Büsche,
Durch die der Wandler mit Entzücken dringt,
Und labyrinthisch sich durch Schlangenpfade schlingt.
Der Blumenkranz, der deine Stirn umblühet,
Verwelket nicht, wann Phöbus Antlitz glühet
Am Mittag, und bey seinem heißen Strahl
Uns Kühle lockt in deinen Schattensaal,
Bey stiller Nacht, wenn holde Geister uns umschweben,
Und wir im Reich der abgeschiednen Seelen leben,
Getäuscht von jenem Zauberlicht,
Wann Lunens Silberglanz die Schatten dämmernd bricht.

Sanft

legen, wovon Hr. R. Jagemann eine Beschreibung in italienischen Versen herausgegeben.

*) Der so genannte Stern, eine von der Ilm umflossene kleine Insel, worauf eine reizende Mannigfaltigkeit von geraden und gewundenen Gängen, die in einem großen Rondel zusammen laufen, angebracht ist, und wo das mit vielen hohen Bäumen versetzte dichte Gebüsch, im Frühlinge der Sitz der Nachtigallen, mit einsiedlerischen Lauben vermischt, den Spatziergängern einen höchst angenehmen Aufenthalt, besonders aber in warmen Sommertagen, viel Kühlung und Schatten gewährt, wozu noch andere Reize der Kunst, als Grotten, Wasserfälle, Bildsäulen und dergleichen kommen.

Sanft schlummernd ruht beym frischen Bade
In kühler Grotte hier die reizende Najade,
Die, wenn erwachend sie von höh'rer Schönheit glüht,
Mit süßem Staunen sich im Wasserspiegel sieht.
Aus ihrer Urne rinnt die nahe Silberquelle,
Wie Aether rein, und wie Crystallen helle,
An deren Blumenrand, von Pappeln lind umweht,
Der weichste Polster schwillt, von bunten Schmelz erhöht u. s. w.

Leipzig. Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Neue und verbesserte Ausgabe. 1792. 312 S. in 8. Der Verbesserungen, die Rec. bey einer sorgfältigen Vergleichung gefunden hat, sind nur wenige, und betreffen blos die Versifikation und den Ausdruck, die durch kleine Veränderungen in einigen Stellen nun noch sanfter und vollkommener geworden. Z. B. die fünfte Stanze des achten Gesangs lautete in der letzten Ausgabe also:

Doch Hüon — schwach vor Hunger und erstarrt
Vor Müdigkeit, und nun, in diesen wilden Höhen,
Wo er so lang umsonst auf Menschenanblick harrt,
Und von der Felsenstirn, die ringsum vor ihm stehen,
Uralte Tannen nur auf ihn herunter wehen,
Auf einmal überrascht von einem weissen Bart,
Der ihn so lieblich schreckt — glaubt ein Gesicht zu sehen,
Und sinkt zur Erde hin vor seiner Gegenwart.

Dafür heißt es nun:

Allein, vor Hunger schwach, vor Müdigkeit erstarrt,
Und nun in diesen wilden Höhen,
— — — — — —
Glaubt Hüon ein Gesicht zu sehen,
Und sinkt zur Erde hin vor seiner Gegenwart.

Die 24ste Stanze desselben Gesanges lautete in der letzten Ausgabe von 1789 also:

Die Hütte ward erbaut, und, mit Verlauf der Zeit
Zur Nothdurft erst versehn, dann zur Gemächlichkeit,
Wie sie dem Alter eines Weisen
Geziemt, der minder stets begehret, als bedarf.
Zum Garten wird ein Anger zubereitet,
Der südwärts um die Wohnung her sich zieht,
Und eine Quelle, die dem nahen Fels entsprüht,
Durch seine Pflanzungen geleitet.

Hier waren, aus Versehen, der zweyte und dritte Vers ohne Reim geblieben. Dieser kleine Flecken ist nun getilgt, und zugleich noch ein Umstand motivirt worden. Die vier ersten Verse sind geblieben, und statt der vier letzten liest man jetzt:

Denn, daß Alfons, als er den ersten Plan entwarf
Von seiner Flucht, sich mit Geräth und Eisen,
Und allem, was zur Hülle nöthig war,
Versehen habe, stellt von selbst sich jedem dar.

Leipzig. Gedichte von *K. C. T. Heinze.* 1792. 255 S. in 8. Diese Sammlung ist

ist „dem Sänger Herrmanns“ dem Baron C. O. v. Schönaich, der sich also noch unter der Zahl der Lebendigen befindet, zugeeignet. In den Tagen, wo die Verse des Patrons für Poesie galten, hätte vielleicht auch der Client sein Glück mit Reimen machen können, diese Tage aber sind ohne Rückkehr vorüber. Schwerlich wird irgend jemand es schön oder nur erträglich finden, wenn Hr. H. die Dichtkunst mahlt, wie

sie in des Tiefbetrübten
Umwölktes Herz, den Honigseim
Der Tröstung gießt.

oder, bey dem Grabe des Kindes in den Busen der Mutter:

Des Mitleids leidenschwächend Oel träuft—

oder dem Kranken:

Die Wange
Des blaßen Leidens mit Geduld kühlt.

oder dem Gefangenen in seinen Kerkertrank

Der Lebensliebe Tropfen fallen läßt,
Und — — die Gefangenspeise
Mit der Erlösung Hoffnungssalz süßt — —

Noch weniger gelingt Hrn. H. der komische Ton. In einem Gedicht auf den harten Winter 1789 kömmt:

Queer durch den blauen Himmel,
Der Winter, ein bepelzter Mann,
Auf seinem dicken Schimmel — —

Bald

Bald kam er als Friseur getrollt
Und salbte, sonder Gnade,
Die Erde, wie ein Puderbold,
Mit glättender Pomade — —

Die Puderquäste taucht' er ein
Im Nordpol, seinem Beutel,
Und puderte bald grob, bald fein,
Der Erde Füß' und Scheitel.

Als seine Puderey begann,
Gewahrte es der Bauersmann
Und kam mit Pferd und Stieren
Und ließ sich puderiren.

In der Ballade ist Hr. H. ein sklavischer Nachahmer Bürgers. Wir haben kein Stück gefunden, das auch nur für die Zukunft zu einiger Erwartung berechtigte.

Tübingen. Gedichte von Karl Philipp Conz. Erste Sammlung, 1792. 248 S. in 8. Recens. erinnert sich in den neuesten Stücken des deutschen Merkurs einige schöne Gedichte von dem Verf. gelesen zu haben, die von ächten poetischen Talent zeugen. Gegenwärtige Sammlung enthält nun zwar nichts, was sich auf eine so vortheilhafte Art auszeichnete, sie scheint aber auch größtentheils aus jugendlichen Arbeiten, zum Theil aus den ersten Versuchen des Verf. zusammen gesetzt zu seyn. Hr. C. hat sich, doch mit sehr ungleichem Erfolg, an mehrere Dichtungsarten gewagt. Zur beschreibenden, didaktischen Poesie scheint er die meiste Anlage zu haben. Das Fragment

ment eines Gedichts über Glück und Ruhe des Lebens S. 181. hat sehr schöne Stellen. Ueberhaupt kleidet der ernste, feyerliche Ton Hrn. C. am besten; ungleich weniger der zärtliche, leichte und muntere. Die Hymnen und Elegien sind ziemlich frostig. Den Oden fehlt es an Schwung und Phantasie; sie haben einen schwerfälligen Gang, zu viel Wortschmuck, und einen labyrinthischen Periodenbau. Wie aufgedunsen, und ganz über den Gegenstand ist die Ode (S. 61.) auf eine gypsene Venus! Die paar eingestreuten Epigramme sind ohne Salz. Nicht genug gereinigten Geschmack beweisen Stellen, wie folgende: S. 32.

Zukunft winkt' elysisch uns herab,
Schwebt' um Gegenwart mit Schwesterblicke:
Sieh da wurden eines Schurken Stricke
Unsrer schönen Liebe frühes Grab — —

oder: S. 202.

Seine tropfende Stirne schwängern hohe Entschlüsse.
Am Eichenquell der männlichen Tugend
Hat er eure Stimmen
Erste Söhne der Zeit behorcht u. s. w.

Eins von den besten Stücken der Sammlung, ist das Lied (S. 37.) Hohenstauffen. Folgende Strophen sind aus demselben:

Barbarossa, tritt hervor,
Halt die Heldenrecht' empor!
Schaure Kraft durch mein Gebein,
Würdig deines Stamms zu seyn.

Du,

Du, du trotziest ohne Scheu
Pfaffenwuth und Tyranney;
Strittest kühn für Hof und Heerd,
Und Entscheidung sprach dein Schwerd:

Liebtest holden Minnesang,
Rächtest frommer Unschuld Drang;
Sturm jetzt, der Verderben dräut,
Frühlingslächeln nach dem Streit.

Freyheitsodem strömet hier
Seelige Gefühle mir,
Strömt mir hohe Lust und Ruh,
Dichtrische Begeistrung zu.

Heldengeister, nun so schwebt
Zu mir nieder! Ehrfurcht bebt
Euch mein Busen; diese Hand
Schwört euch für mein Vaterland:

Nie durch Kleinmuth, Schmeicheley,
Bubensinn und Gleisnerey
Werd' ich euern Stamm entweihn,
Würdig solcher Ahnen seyn.

Ein philosophischer Dichter — ein Titel, den, wie wir hoffen, Hr. C. einst ganz verdienen wird — sollte doch nicht in die eben so grundlosen, als zum Ekel wiederholten Klagen über das sittliche Verderben der Zeitgenossen, im Vergleich gegen unsre Väter, einstimmen:

Ich geh und suche deutsche Kraft
Und finde Männersinn erschlaft,
Und seh vom weichen Modeton
Entnervet Teuts und Herrmanns Sohn.

Und

Und mit der Kraft ist auch dahin,
Verdunstet deutscher Biedersinn,
Verdunstet deutsche Redlichkeit,
Und jede Tugend alter Zeit!

Die Tugend der neuern Zeiten wohnt nicht allein in starken Knochen; ist sie darum minder werth? Im Ganzen dürfen wir Deutschen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mit allen unsern Fehlern, doch wohl die Vergleichung mit unsern Vorfahren, rohen und barbarischen Andenkens, vor fünfhundert und tausend Jahren nicht scheuen. Die Tugend hat sich in unsern Tagen in den Schatten des Privatlebens zurück gezogen. Hier bilden sich jetzt, und ihre Zahl ist nicht klein, Männer von Kopf, und einem Adel der Fühl- und Denkungsart, dergleichen in der Vorwelt weder gedieh, noch gedeihen konnte.

Cilli. Kritische Untersuchungen über die Ursache und Wirkung des Lächerlichen. Von Keppler. Erster Theil 358 S. Zweyter Theil 191 S. in 8. 1792. Wer hier tief eindringende Untersuchungen und neue Aufklärungen über die Natur des Lächerlichen sucht, der wird sich sehr in seinen Erwartungen getäuscht finden. Hr. K. giebt sich zwar die Miene, die mangelhaften Erklärungen seiner Vorgänger zu prüfen, und eine eigne bessere zu liefern; allein jene Prüfung ist sehr oberflächlich, und diese letztere unbefriedigender, als eine der bisher bekannten ausgefallen. Wie schwer (wenn nicht gar unmöglich) es seyn müsse, eine

alles

alles erschöpfende Definition des Lächerlichen zu liefern, beweisen die verunglückten Versuche der größten Männer alter und neuer Zeiten, eines Aristoteles, Cicero, Quintilian, Hobbes, Möser, Kant u. s. w. Im dritten Kapitel des ersten Theils, welches Meynung des Verfassers überschrieben ist, giebt er folgende Erklärung: „Ueberraschung mit der angenehmen Empfindung verknüpft ist die allgemeine Mutter des Lachens." Das Mangelhafte dieser Erklärung bedarf wohl keines Beweises. Das Lächerliche ist sehr oft mit unangenehmen Empfindungen verknüpft, und findet oft ohne alle Ueberraschung statt. — — Philosophen und kritische Forscher wird Hr. K. überhaupt wenig befriedigen, sein Buch ist vielmehr für Leser, die wenig mehr als Unterhaltung suchen, indem er eine Menge Beyspiele, worunter sich manch lustiges Geschichtchen und mancher witzige Einfall befindet, zusammengetragen hat. Für Ordnung, Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit der Auswahl des Bekannten hat er wenig gesorgt, vielmehr eine Menge Sachen aufgenommen, die mit seiner Materie nur in einer sehr entfernten Verbindung stehen. Aus einer Abschweifung verliert sich der Verf. in die andere. Man sehe nur das lange, gar nicht hieher gehörige Kapitel von der Schönheit! Auch von dieser hat Hr. K. eine Erklärung versucht, die aber noch ungleich dürftiger ist, als die vorhin angeführte von dem Lächerlichen. „Jedes Angenehme, was durch die Neuheit auf das Aug oder Ohr wirkt, bringt den Be-

„griff

„griff der Schönheit hervor." Eine Erklärung, die wahrscheinlich im Traum ausgedacht worden ist. — Ciceros dunkle Erklärung des Lächerlichen (de Oratore II. 58.) ist in Hrn. Ks. Uebersetzung noch dunkler: Haec ridentur vel sola, vel maxime, quae notant et designant turpitudinem aliquam non turpiter. „Man lacht über dasjenige, was eine Häßlichkeit anzeigt, aber nicht häßlich ist." — Die Uebersetzung des griechischen Epigramms I. Theil S. 69. ist nicht von Mendelssohn, sondern von Götz. — S. 70. Blumauer soll im Fache der Travestirung alle seine Vorgänger übertreffen. — Jl est plus bête que méchant übersetzt Hr. K. „Er ist mehr Vieh, als Bösewicht." — S. 155. I. Th. tadelt er mit Recht die gemeinen und niedrigen Ausdrücke in Wielands Uebersetzung des Lucian und Horaz, nur nicht in dem gegen einen solchen Mann geziemenden bescheidenen Tone. Sehr gegründet ist z. B. folgende Erinnerung: „Horaz sagt „simul ac nummos contemplor in arca und „Wieland: wenn ich meine Füchse in der Küste betrachte. Hatten die Römer nicht niedrige Ausdrücke dieser Art in ihrer Sprache? Warum wählte sie denn Horaz nicht? In eine Posse würde dieser Ausdruck paßen, nicht in die feinen Satyren des Horaz." — — Taßoni geraubter Eymer soll weitschweifig, matt, und ohne alle belebende Kraft seyn. Dagegen nennt er den Plutarch einen der feinsten und witzigsten Schriftsteller des Alterthums! — Hie und da stößt man

doch auch auch auf eine gute Bemerkung: z. B. S. 49. I. Th. „Durch eine erzwungene Ernsthaftigkeit, durch ein in wichtige Falten gelegtes „Gesicht sucht der Pedant einen hohen Begriff seiner Größe zu erwecken. Ein Andrer verläugnet „die Stimmung seines Gemüths, unterdrückt mit „Gewalt das Lachen, was ihn wider seinen Willen „überraschen will. Wie oft hat man zu bemerken „Gelegenheit gehabt, daß Leute, die in einer Gesellschaft Andern eine günstige Meynung von ihrem Geschmacke, oder von ihrer Erziehung beyzubringen suchen, bey einem platten Scherze, bey „dem der größte Hause lacht, oft nur deswegen, „weil der größte Hause lacht, das Lachen sorgfältig unterdrücken, da sie doch bey einem gleichen „Vorfalle, wenn sie keinem Zwange ausgesetzt „sind, oder einen strengen Beobachter nicht zu „scheuen haben, dem zügellosesten Ausbruch des „Lachens sich überlassen. Was legt ihnen eine so „grausame Verläugnung auf? Der Hochmuth, der „nach dem Ausdruck des Montesquieu sich selbst „Beyfall giebt." — Oder S. 119. „Wenn „Moliere den Geizigen, da ihm sein Kästchen entwandt worden, wüthend schreyen läßt, er wolle „die Gerechtigkeit anflehen, alles, seine Leute, „Haus und Hof, die Stadt und die Vorstädte, er „selbst müsse auf die Folter gelegt werden, um den „Thäter zu entdecken, so lacht man über die Ausschweifung des Dichters, denn es ist ein offenbarer Widerspruch in der Natur, daß derjenige, den „man bestohlen hat, verlange, man solle ihn selbst

„auf

„auf die Folter legen, um zu erfahren, ob er sich „nicht vielleicht selbst bestohlen habe. Fürwahr in „den meisten Possenspielen wird man die Erfah„rung machen können, daß man oft nicht über das „Ueberraschende der Begebenheiten, sondern über „die überraschende Narrheit des Dichters lache, da „er in eigner Person auftritt, und uns belustigt. „Stellen dieser Art werden oft mit einem lauten „Händeklatschen und ausschweifendem Gelächter „aufgenommen. Das laute Gelächter beweißt al„so nicht den Werth des Komischen, indem es so„wohl die Thorheit, als der Witz erzeugen kann."

Paris (Berlin.) **Gedichte nach dem Leben.** Fünfte Auflage mit Kupfern. 1792. Zwey Theile. XVI. 128 und 127 S. in 8. So anziehend der größte Theil dieser Gedichte in poetischer Rücksicht ist, so möchte es doch leider! keinem Zweifel unterworfen seyn, daß die so schnell wiederholten Auflagen derselben mehr in ihrem schlüpfrigen Inhalte, als in ihren sonstigen wahren Vorzügen zu suchen sind. In dieser Ausgabe haben wir, die Vertheilung in zwey Bände abgerechnet, keine Verbesserung oder Vermehrung bemerkt. Man versichert, diese Gedichte rührten von mehrern Verfassern her, und dieß ist wirklich mehr als wahrscheinlich. Ja selbst manches einzelne Stück muß wohl von verschiedenen Händen herrühren, wenigstens erklärt diese Voraussetzung die auffallende Verschiedenheit des Tons und Vers der einzelnen Theile manches Stücks. Oft sind zwanzig und mehr Verse so wohlklingend, so vollendet, die

Ideen und Empfindungen darinne so fein; an diese schließen sich dann eben so viel andere, die so hart, so gezwungen als möglich, voll roher Bilder und platter Scherze sind. — Das Unmoralische eines solchen Misbrauchs von Geistesgaben nicht in Betrachtung gezogen, glauben wir die Leser doch auf einen andern Punkt aufmerksam machen zu müssen, den man bey der Beurtheilung dieser und ähnlicher Produkte ganz übersehen zu haben scheint. Das verdorbene Gefühl und den anbrüchigen Geschmack des — oder der Verfasser zeigen nicht allein die Naktheit und Frechheit ihrer Gemälde, sondern mehr noch der falsche, nur in einer durchaus befleckten Imagination mögliche Reiz, den sie gewissen Dingen zu leihen suchen, die in der Natur dem Ekelhaften verwandter sind, als der Schönheit. Wie verächtlich sind solche, wenn gleich noch so geistreiche Misgeburten eines monströsen Genies! Sie verhalten sich zu den verschleyerten Schilderungen eines Wielands und Crebillon, wie die erzwungene Debauche eines erschöpften Wollüstlings zu dem heißen aber verzeihlichen Sinnen-Taumel eines feurigen Jünglings.

Berlin. Gedichte von Sophie Eleonore v. Korzfleisch geb. v. Wundsch. 1792. 140. S. 8. Zu wünschen wäre, diese Gedichte hätten etwas von der Poesie der oben erwähnten, und jene etwas von der sanften Bescheidenheit und der Keuschheit der letztern. Die Vf. besingt Freundschaft, reine Liebe, Empfindungen des Dankes gegen Gott, die Menschen rc. kurz lauter ernste,

dem

dem Herzen und dem Verstand guter und weiser Menschen nahe liegende Gegenstände, in ungesuchten, fließenden Versen, die nur zu oft über die äußersten Grenzen des poetischen Ausdrucks sich in die Prosa verlieren. Belesenheit in deutschen Dichtern zeigt sich allenthalben nur zu sehr. Einem Ausländer einen glücklichen Vers abzuborgen ist nicht nur ein erlaubtes, sondern oft ein sehr verdienstliches Unternehmen, allein von deutschen allgemein bekannten Dichtern findet man nicht gern ganze Zeilen in neuern Versuchen: S. 130.

Elise! flieh Verführung immer,
Lockt sie dich schon; reiß ihr die Larve ab
Und der Seraph Unschuld weiche nimmer,
Vom Altar begleit' er dich ins Grab u. s. w.

Ja mehrere auf einander folgende Verse sind aus bekannten Gedichten fast wörtlich genommen: S. 33.

Ruhe sanft in deines Grabes Höhle
Bis die lange Schlummer-Nacht entflieht,
Kömmt der May, so sing, o Philomele,
Bey der Gruft dein erstes Frühlingslied u. s. w.

Italien.

Trattato della pittura di *Lionardo da Vinci* etc. Florenz bey Pagani und Grazioli, 1792. 4. Diese neue, nach einer Abschrift von Steph. della Bella berichtigte Ausgabe eines Werks von längst anerkanntem Werthe, ist mit

verschiedenen Bildnissen, unter andern mit dem des Erzbischoffs von Salzburg, dem sie zugeeignet ist, geziert. Der Herausgeber ist der berühmte Franz Fontani, Bibliothekar della Riccardina. Er hat dem Buche eine historische Lobschrift auf den Verf. vorgesetzt, in welcher nicht allein die in verschiedenen Schriften zerstreuten biographischen Nachrichten gesammelt, sondern auch mit mehrern bis jetzt noch unbekannten Umständen vermehrt sind. Hierauf folgt eine Abhandlung des D. G. Lami über die italienischen Maler und Bildhauer, die vom Jahr 1000 bis 1300 geblüht haben. „Der „Doctor Giov. Lami, sagt Hr. Fontani, hatte „bis 1757 beträchtliche Materialien zur Ausar„beitung eines akademischen Cursus und einer Ge„schichte der Maler und Bildhauer, die in jenen „drey Jahrhunderten bekannt worden sind, gesam„melt. Seine zahlreichen und mannigfaltigen „Beschäftigungen hinderten ihn aber die letzte „Hand an sein Werk zu legen. Allein auch so wie „es jetzt ist, scheint es mir sehr interessant und fä„hig, neues Licht über die Geschichte dieser Künste „zu verbreiten. Ich habe mich daher entschlos„sen, es herauszugeben, und die einzelnen übel ver„bundenen Theile zusammen zu fügen, ohne jedoch „etwas von dem meinigen hinzuzufügen, oder et„was von dem seinigen hinweg zu lassen.“ Auf diese Abhandlung folgt das Werk des Leonardo da Vinci mit Zeichnungen, die zwar klein, aber nicht ohne Verdienst, und von den Entwürfen des Steph. della Bella copirt sind. Es sind Skizzen, die,

wie

wie Hr. F. bemerkt, wahrscheinlich während des Studiums dieses Werks von Stephan della Bella zu seiner eigenen Uebung entworfen worden.

Le notti romane al sepolcro de' Scipioni del Sgr. *Philip. Neri*. Roma. 1792. 8. Unter diesem angenommenen Namen liefert ein durch seinen Geist und Stand ausgezeichneter Römer eine Gallerie vortreflich gezeichneter Charaktere der berühmtesten Männer des alten Roms. Der Verf. erdichtet, er sey in das unlängst entdeckte Grabmahl der Scipionen hinabgestiegen, seine Fackel sey erloschen, und er habe sich plötzlich von einer Menge Schatten umringt gesehen. Unter ihnen befindet sich der Schatten des Cicero, der dem Verf. nach und nach die Bekanntschaft der übrigen machen hilft. Drey Nächte nach einander wohnt er ihren Unterredungen bey, deren Inhalt in diesen schönen Dialogen aufbehalten ist. Die vornehmsten sprechenden Personen sind Jul. Cäsar, M. Brutus, die Gracchen, Lelius, Cicero, C. Marius, Sylla, die Scipionen, Junius Brutus, Virginius u. s. w. Der Zweck des Verf. bey dieser Arbeit war, zu zeigen, „daß die Römer mehr groß als gut, mehr berühmt als glücklich, Unterdrücker aus Grundsätzen, bewundernswürdig wegen ihres Glücks, Zerstörer von Natur, großmüthig in Verbrechen, Helden in der Ungerechtigkeit waren; daß traurige Täuschungen ihren Ruhm über die ganze Erde verbreitet, und daß das Geräusch desselben noch die meisten an unbefangnem Urtheil hindert, und die Stimme der Weisen erstickt.“ In

dieser Darstellung liegt sehr viel Wahrheit, die nur, wie es in solchen Fällen fast immer zu geschehen pflegt, durch Uebertreibungen entstellt wird.

Odi dell' Abbate *Giuseppe Parini* già divolgate. Piacenza 1791. presso Orcesi. 120 p. 8. Einer gedrohten unrechtmäßigen Sammlung zuvorzukommen, hat der ungenannte Herausgeber diesen Druck der bereits, wenigstens den Freunden der Muse des Dichters in der Handschrift, bekannten Oden veranstaltet. Zur Bekanntmachung seiner übrigen Poesien war Hr. P. bis jetzt noch nicht zu bewegen. Alles, was unter seinem Namen herum gehe, und nicht in dieser Sammlung befindlich ist, versichert der Herausgeber, „sey Mehl aus einem ganz andern Sacke.“ — Die Gedichte, die man hier unter dem Namen Oden beysammen findet, würden in der Sammlung der Werke eines deutschen Dichters größtentheils unter ganz andern Rubriken aufgestellt worden seyn. Die wenigsten Stücke können für wahre Oden gelten, selten nimmt die Phantasie des Dichters ihren Flug so hoch, selten steigt seine Begeisterung bis zu dem Grade. Die meisten sind nach Inhalt und Form Lieder, einige Elegien. Andere sind sogar auf einen scherzhaften und tändelnden Ton gestimmt. Die Manier des Dichters beurtheile man aus folgenden Strophen aus einer Ode an den Doctor Bicetti, der sich durch keine Hindernisse abschrecken ließ, zuerst die Einimpfung der Blattern in Italien einzuführen:

Tal

Tal del folle mortal tale è la ſorte:
Contra ragione or di natura abuſa;
Or di ragion mal uſa
Contra natura che i ſuoi don gli porge.
Queſta a ſchifar la morte
Inſegnò madre amante
A un popolo ignorante:
E il popol colto, che troppo alto ſcorge,
Contro ai conſigli di tal madre inſorge.

Sempre il novo ch' è grande, appar menzogna,
Mio *Bicetti*, al volgar debile ingeguo:
Ma imperturbato il regno
De' saggi dietro al utile s' oſtina:
Minaccia nè vergogna
No'l frena, no'l rimove;
Prove accumula a prove;
Del popolare error l'idol rovina,
E la ſalute ai poſteri deſtina.

Così l'Anglia, la Francia, Italia ride
Drappel di saggi contro al vulgo armarse.
Lor zelo indomit' arse
E di popolo in popolo s'acceſe.
Contro all' armi omicide
Non più debole e nudo:
Ma sotto a certo ſcudo
Jl tenero garzon cauto diſceſe,
E il fato inesorabile sorpreſe.

Tu sull orme di quelli ardito corri
Tu pur, *Bicetti*; e di combatter tenta
La pietà violenta
Che a le Inſubriche madri il core implica.

 L'u-

L'umanità soccorri;
Spregia l'ingiusto soglio
Ove s' arman d'orgoglio
La superstizion del ver nemica,
E l'ostinata folle scola antica.

Quanta parte maggior d'almi nipoti
Coltivera nostri felici campi!
E quanta fia che avvampi
D'industria in pace e di corraggio in guerra!
Quanta i soavi moti
Propagherà d'amore,
E desterà il languore
Del pigro Imene, che infecondo or erra
Contro all' util commun di terra in terra!

Le giovinette con le man di rosa
Idalio mirto coglieranno un giorno:
All' alta quercia intorno
I giovinetti fronde coglieranno;
E a la tua chioma annosa
Cui per doppio decoro
Già circonda l'alloro,
Intrecceran ghirlande, e canteranno:
Questi a morte ne tolse o a lungo danno.

Tale il nobile plettro infra le dita
Mi profeteggia armonioso e dolce,
Nobil plettro che molce
Il duro sasso dell' umana mente;
E da lunge lo invita
Con lusinghevol suono
Verso il ver, verso il buono;
Ne mai con laude bestemmiò nocente
O il falso in trono o la viltà potente.

Man-

Mantova. J Lavori e i giorni di Esiodo ed altri Versioni dal greco del Conte *Giovanni Arrivabene*, con Annotazioni. 1791. 182 S. in 8. Diese Uebersetzung hat das Verdienst einer grossen Treue. Der Uebersetzer hat sich keine Verschönerungen seines Originals erlaubt, sondern es in seiner ganzen ungeschminkten Einfalt darzustellen gesucht. Bey allen dem hat er seiner Sprache eine gewisse Eleganz und Ründe zu geben gewusst. Wir setzen eine kleine Probe seiner Arbeit hierher:

Così serbata non m'avesse il cielo
A questa quinta étade, o spento fossi
In pria o fossi almen sorto più tardi
Ch'or la squallida regna ferrea Schiatta.
La miseria e il disagio giorno e notte
A lor non darà triegua; ognor gli Dei
Manderanno aspre cure, ma pur senza
Qualche misto di ben non fieno i mali.
Giove alfin struggerà cotal genia,
E incanutiti il crin auranno fine.
Difforme il Padre è ai figli, e i figli al Padre;
Non all' albergator l'ospite é caro
Nè all' amico l'amico etc.

Die der Uebersetzung des Hesiodus beygefügten Anmerkungen sind ziemlich unbedeutend. Einige beschäftigen sich mit Erläuterung der alten Sitten und Fabeln, worinne der Verf. nicht sehr glücklich ist; einige mit Vergleichung ähnlicher Stellen alter und neuer Schriftsteller; noch andre mit der Kritik. Die letztern sind die wenigsten und unerheblich.

lichsten. Angehängt ist eine Uebersetzung des Grabgesangs auf den Adonis von Bion, der Elegie auf Bions Tod, und drey eigne Gedichte des Uebersetzers. In einem derselben befindet sich eine Grabschrift, die wir wegen der unglücklichen pointe hierher setzen:

Al buon Glicone, cui le sacre Suore
Piansero estinto, e che non so ben chiaro
Se lo stile più puro avesse o il core.

L'Argonautica di Apollonio Rodio tradotta ed illustrata. Tomo primo. In Roma. 1791. bey Monaldini. 4to. 434 Seiten, XXXIX. Prefaz. In der sehr umständlichen und wortreichen Vorrede handelt der Uebersetzer von dem Gedichte des Apollonius und den Quellen, aus denen dieser gelehrte und zierliche Dichter geschöpft habe. Er weiß indeß keine andern anzuführen, als den Orpheus, den Pindar, Hesiodus und Euripides, von denen die letztern doch nur an einzelnen Stellen des Argonautenzugs Erwähnung thun. Schon aus dem Scholiasten lernt man eine weit größere Menge von Quellen kennen. In seinem Urtheil über den Werth seines Dichters stimmt er mit dem Longin überein, und thut den Wunsch, daß die neuern Kritiker sich in den Schranken dieses gemäßigten Urtheils gehalten haben möchten. Zum Schluß giebt er den Gesichtspunkt an, aus welchem er seine Arbeit betrachtet wissen will. Er wollte eine wörtliche Uebersetzung liefern; um diejenigen, welche den Apollonius kennen zu lernen wünsch-

wünschten, mit seiner ganzen Originalität bekannt zu machen, und den Liebhabern der griechischen Sprache die Lectüre desselben zu erl-htern. Er glaubte dieses Gesetz um desto gewissenhafter beobachten zu müssen, da er der erste Uebersetzer der Argonautika in Italien ist. Schwerlich wird man aber diese in der That sehr getreue Uebersetzung mit dem Wohlgefallen lesen, welche die Eleganz des Originals erzeugt, so wie überhaupt wohl schwerlich una superstiziosa fedeltà das erste Gesetz in dem Codex der Uebersetzer der alten Dichter seyn dürfte. Wenn er aber auch nicht den ersten Zweck erreicht, den Dichter in seiner ganzen Originalität darzustellen, so kann doch diese Uebersetzung füglich als ein fortlaufender Commentar benutzt werden. Nebenbey hat es der Verf. nicht an Anmerkungen fehlen lassen. Diejenigen, welche Erläuterungen der Sprache, Rechtfertigung der Uebersetzung, und Anführungen ähnlicher Stellen enthalten, sind unter den Text gesetzt; die weitläuftigern aber, welche zur Erklärung der Sachen bestimmt sind, stehen besonders hinter jedem Buche. In die letzten ist alles zusammen geworfen, was der Verf. nur immer auftreiben konnte, bekanntes und unbekanntes. Ueber die trivialsten Materien wird mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit disserirt, und selbst gute Gedanken gehn in der Fluth von Worten, womit sie überströmt sind, beynahe verloren. — Zur Verzierung dieses Werks sind hin und wieder Zeichnungen von alten Kunstwerken angebracht, welche sich auf die Geschichte des Argonautenzugs beziehn.

Poesie italiane e latine del Sig. Abate *Giuseppe Luigi*, Conte Pellegrini. Bassano. MDCCXCI. 300 p. 8. Die meisten dieser hier gesammelten Poesien waren schon seit Jahren einzeln gedruckt. Wichtige Verbesserungen haben sie jetzt nicht erhalten, die Veränderungen erstrecken sich nicht über einzelne Verse, die nunmehr entweder sanfter oder sprachrichtiger geworden sind. An der Spitze steht *Il Vesuvio* ein beschreibendes Gedicht in reimlosen einsylbigen Versen. Der Dichter ersteigt den Berg, unterwegs begegnet ihm eine feurige Kugel, die ihm entgegen schwebt, sich öffnet, und einen Schatten hervorgehen läßt

a poco a poco grandeggiante in Uomo

dessen majestätische Miene Erstaunen, Ehrfurcht und Liebe einflößt, und alles das, ob er gleich die Augen niederschlägt. Ohne daß er sich selbst nennt, erkennt ihn der Dichter, denn er hatte seine Statue in seiner Vaterstadt Verona gesehen, mit Einem Wort, es war — Plinius der ältere. In dieser sonderbaren Begleitung betrachtet und beschreibt der Dichter die Wunder des Orts. Die Sonne war noch nicht über dem Horizont

e da i volubil astri
La luce che pioveva era dal vivo
E continuo esalar vinta del foco.
Igniti massi a cento scosse, e cento
Con muggito s'ergean svelti da l'imo
E alto rotati con fragor. Direlli
Disciorsi il monte, e via volar divisi
I ciglion vivi, come d'arco strale

Fuggesi

Fuggesi rapidissimo. Le stelle
Difese invan da fumidi vapori
Erano segno al saettar. Qua globi
D'arso bitume, e di rovente ferro,
Là rottami piombavano. Sublimi
Sorgean le fiamme, e la caligin nera,
A cui dentro strisciavan rosseggianti
D'orribil luccicor, da l'aere sparsa
Ondeggiava pel Cielo a gran volute
Rotte da i lampi. Parean nembi oscuri,
Che spirto di procella aduna spesso
Su i fieri monti ad accampare, dove
V'addensa in sen la grandine, ed il vento;
Doppio flagello del bifolco. Intanto
Di lontan ne le stalle paurosi
Mugghiar s'udian gli armenti, e per la selva
Dispersi i cani urlar: s'udian sul mare
Gemer le sarte, stridere l'antenne,
E fuor del porto trabalzate l'una
Cozzar co l'altra le disciolte navi.
A un tempo stesso morde gli occhi un acre
Vapor di fumo; un odor tetro insulta
A le narici, e d'ogni lato sorge
L'immagine presente de la morte — — —

Il Ponte di Veja. Beschreibung einer Lustreise in eine schöne Gegend bey Verona, wo eine doppelte Bergreihe durch eine natürliche gewölbte Felsenbrücke verbunden ist. Die Sehne dieses Bogens beträgt an 154 Fuß. Das Gedicht ist in derselben Versart, wie das vorige, und die beyden folgenden geschrieben, und hat einzelne schöne Stellen. Eben das gilt von dem Gedicht *I Cieli*. Poeti-

sches

sches Gemälde des gestirnten Himmels, mit moralischen Betrachtungen untermischt. *La Tomba dell' Abate Conte Pellegrini.* Der Dichter giebt hier Nachricht von seinen Lebensumständen, seiner Familie und seinen Freunden. Mit allem Pomp poetischer Sprache erzählt er, daß er mit großem Beyfall in Rom, Parma u. s. w. gepredigt, und die „Könige der Erde aufmerksam seiner Stimme gelauscht hätten." Die Sonnetten, Canzonen und die angehängten lateinischen Gedichte enthalten gleichfalls einzelne Schönheiten aber kein Stück von sehr hervorstechendem Gehalt.

I Piaceri dello Spirito o sia Analisi dei Principi del Gusto e della Morale. Bassano, Remondini, MDCCXC. 106 p. 8. Tiefgehende Untersuchungen über die Grundsätze des Geschmacks, die Natur des Schönen u. s. w. darf man in diesen kleinen Aufsätzen nicht suchen. Sie sind in Briefform geschrieben, und an eine Dame gerichtet. Aus diesem Gesichtspunkt muß man den Verf. (G. B. Grafen Corniani) beurtheilen. Keine neuen Entdeckungen, aber einige feine Bemerkungen; leichter und angenehmer Vortrag bekannter, und wenn gleich nicht nach aller Strenge richtiger, doch für die praktische Bildung des Geschmacks hinreichender Sätze. Der Verf. geht von der gewöhnlichen Eintheilung der Sinne in edle und unedle, oder wie er sich ausdrückt, in sensi del gusto und sensi dell' appetito aus, die drey Quellen des Schönen wären, die Werke der Natur, der Kunst, und die freyen Handlungen der

Men-

Menschen. Daher drey Gattungen desselben, die Naturschönheit, die Schönheit der Nachahmung, und die moralische Schönheit. Der Begriff der physischen Ordnung, der die Naturschönheit bestimmt, erweckt durch die Analogie den Begriff der Ordnung in den Handlungen der Menschen, worauf die moralische Schönheit sich gründet. Da die Menschen den Genuß des physisch und moralisch Schönen nicht zu allen Zeiten, an allen Orten und unter allen Umständen haben können, so sind sie hierdurch auf den Gedanken geleitet worden, di ricopiare l'indicato bello e di crearne per cosi dire un' effigie, di cui potessero godere a loro arbitrio, e quando loro tornasse più a grado. Dieß thaten sie einmal durch conventionelle Zeichen, d. i. durch Worte, so entstand die Geschichte und die schönen Wissenschaften, (belle lettere) dann durch nachahmende Zeichen, d. i. durch Töne und Lineamente, so entstanden die schönen Künste. Die Poesie nimmt an beyden Theil, indem sie mit dem conventionellen Ausdruck den nachahmenden Ausdruck, Metrum und Harmonie verbindet. — Das Wesen der Schönheit setzt der Verf. mit andern in Mannigfaltigkeit und Einheit. Diesen Grundsatz wendet der Verf. hierauf in besondern Abschnitten auf die Schönheiten der Natur, der Kunst und der Moral an. Manchem Grundsatz, den er aufstellt, und manchem Urtheil, das er fällt, können wir nicht beystimmen. So heißt es z. B. vom Lehrgedicht: Esso ammette due qualità d'ornamenti. Gli uni, che nulla

si ſtralcino dall' argomento e tali sono le deſcrizioni della epidemia bovina e della felicità della vita villereccia nelle Georgiche. Gli altri naſcono essi pure dall' argomento, ma poi si dilatano, e si di lungano da eſſo, come ſono nel citato Poema la digreſſione ſopra le guerre civili di Roma, e la favola d'Orfeo e d'Ariſteo. Io dirò anzi, che i relievi di queſt' ultima ſpecie, quando si ſappiano introdurre con mano eſperta ed economa, si rendono *realmente neceſſari* per temperare la severità del tuono precettivo e dogmatico della Poeſia Didaſcalica. *Il Saggio ſopra l'uomo* di Pope, il quale non offre che ornamenti della prima claſſe, vale a dire attaccati rigidamente al ſoggetto, malgrado la ſublimità dei penſieri, e la eleganza e forbitezza dei versi rieſce nondimeno troppo auſtero, e monotono, ed a leggersi faticoſo. Dieß iſt nicht der einzige Fall, daß der Verſ. aus dem eigenthümlichen Geſchmack ſeiner Nation allgemeine Regeln für die Dichtkunſt überhaupt herzuleiten wagt. Wäre Pope ein Italiener geweſen, ſo würde er freylich ſeinem Gedichte mehr außerweſentliche Zierrathen, (die der Verſ. für weſentlich nöthig hält) haben geben müſſen, wenn er Beyfall hätte finden wollen, dann aber würde er es auch wahrſcheinlich gethan haben: als Engländer hingegen mußte er ſo ſchreiben, wie er ſchrieb. – Bey allem Patriotismus muß Rec. doch geſtehen, daß weit mehr Wahrheit in folgender

der Stelle ist, die er, aus guten Gründen, in einer Uebersetzung mittheilen will. S. 53. „„Der „„Dichter,“ sagt ein großer Mann unsers Jahr„hunderts *) „wird nicht alle Streifen einer Tul„„pe aufzählen, noch jeden schattigen Zweig des „„Waldes beschreiben. Er begnügt sich die großen „„Züge, die hervorstechenden Züge, die charakteri„„stischen Eigenschaften auszuheben, die der See„„le sogleich die Urbilder mit Lebhaftigkeit vorstel„„len.“ Dieß ist vollkommen richtig, denn wenn „der Dichter zur Einbildungskraft spricht, so sind „zur Darstellung der größten Gegenstände wenige, „aber starke Pinselzüge genug. Will man sie von „jedem kaum bemerkbaren Punkt einer weiten Flä„che zum andern ängstlich an der Hand führen, so „raubt man ihr das Vergnügen, das Ganze mit „Einem Blick zu überschauen. Die einmal be„wegte Phantasie weiß die Lücken schon von selbst „auszufüllen. Hieraus erhellt zur Gnüge, wie „sehr sich so manche deutsche Dichter und ihre „Nachahmer von dem wahren Schönen entfernen, „wenn sie nicht müde werden, die individuellsten „und bedeutungslosesten Eigenschaften natürlicher „Gegenstände zu beschreiben. Sie scheinen es für „eine Todsünde zu halten, von einem weiten Bluh„menbeete eine einzige Bluhme zu übergehen, ir„gend eine Anmuth des Lenzes, irgend ein lachendes „Bild des Morgens u. s. w. Dieß ist der un-

*) *Johnson.* The Prince of Abissinia. Chap. X.

„fruchtbare Ueberfluß, den ein gekrönter Dichter „einem Dichter im Purpur zum Vorwurf machte.*) „Einen ähnlichen Fehler begehen die französischen „Dichter in der Darstellung geistiger Gegenstände. „Wollen sie eine Leidenschaft, eine Tugend, ein La„ster schildern, so zerlegen sie dieselben in ihre ein„fachsten Bestandtheile, und verfolgen sie in ihre „fernsten Beziehungen u. s. w." Wie wahr, wie sehr treffend nennt der Verf. dieß una vera affettazione, anzi una *palpabile ipocrisia*! Auch wir Deutschen haben solche poetische Heuchler die Menge. —

Französische Litteratur.

A Paris, chez Didot. Jdylles et autres Poésies de Théocrite traduites en Français. Avec le texte grec, des notes critiques, la version latine et un discours préliminaire, par Mr. *Gail*, Prof. de lit. grecque au collège royal. 1792. 480 S. 4to min. Der Discours préliminaire enthält eine kurze Geschichte der bukolischen Dichtkunst bey den Griechen, und Bemerkungen über den Charakter Theokrits. Die Vergleichung dieses Dichters mit seinem Nachahmer Virgil ist treffend und glücklich ausgeführt. Le chantre de Syracuse, sagt er unter andern, représente ses Bergers tels qu'ils

*) Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. T. I. „Evitez de Bernis la sterile abondance."

qu'ils ſont; il leur donne la couleur poétique de leur caractère, de leur ſituation, de leur éducation: ſemblable à ces peintres de l'ècole flamande, il peint la nature avec force, mais en lui laiſſant ſes défauts. Le poète de Mantoue, jaloux de plaire à des courtiſans polis, donne à ſes bergeries un air moins ruſtique, des formes plus correctes, des couleurs plus brillantes: c'eſt le peintre des graces, le Titien, ſous le pinceau du quel la nature ne ſe montre que plus belle et plus parfaite. L'un eſt plus varié, plus fécond en penſées, en portraits, en caractères; un berger ne reſſemble jamais à un autre berger. L'autre eſt toujours plus borné, ſes acteurs plus uniformes. u. ſ. w. Er zeigt ferner, daß Theokrit unter den Charakteren der drey Gattungen von Hirten, welche er aufführt, einen genauen Unterſchied beobachtet habe, ſo daß die Rinderhirten in Rückſicht auf Bildung den erſten, die Schäfer den zweyten, die Ziegenhirten endlich den dritten Rang einnehmen. So leicht man ſich von dem Grunde dieſer Behauptung durch die Lektüre der Idyllen Theokrits überzeugen kann, ſo wenig iſt man doch geneigt, dem Verf. Gehör zu geben, wenn er hinzuſetzt, man könne außer den genannten Gattungen von Hirten noch eine annehmen, die man bergers héroïques nennen könnte. Es wären dieſes die Kinder der Könige und Reichen, welche in alten Zeiten die Heerden ihrer Aeltern zu weiden pflegten. Er

rechnet hierher den Sohn des Amykus und die Dioscuren, welche Theokrit auf dem Felde, unter den Heerden erscheinen läßt. Aber die Dioscuren Theokrits können so wenig als der Löwenwürger Herkules zur bukolischen Gattung gerechnet werden. — Die Uebersetzung ist in Prosa, wohlklingend, und im Ausdruck getreuer als man bey Uebersetzungen der Franzosen zu erwarten pflegt. Der Ton scheint uns bisweilen verfehlt. Er ist im Durchschnitt rascher, und, wenn wir so sagen dürfen, unruhiger als der Ton des Originals. Man vergleiche den Anfang des niedlichen envoi an die Gemahlin des Nicias (Eid. XXVIII.) mit dem griechischen Text, und man wird leicht den Unterschied wahrnehmen, der sich zwischen dem sanften Fluß des Griechen und der zerstückten, rhetorischen Sprache eines französischen Uebersetzers findet. — Présent de l'induſtrieuſe Minerva, inſtrument qui te plais dans les mains des fileuſes, toi qui anime de ton eſprit les femmes économes, ſuis moi avec confiance à Nilée où des tendres roſeaux ombragent une grotte conſacrée à Venus. Puiſſe un vent favorable me conduire en cette ville! Puiſſé-j'y voir les meilleur des hôtes, Nicias, favori des Muſes au doux langage! Puiſſé je le voir, puiſſe-t-il à ſon tour me ſerrer dans ſes bras! Quenouille d'ivoire artiſtement travaillée, préſent de l'amitié, tu vas donc paſſer dans les mains de l'epouſe de Nicias. Avec elle que tu vas pré-

préparer aux hommes de superbes manteaux! que de voiles ondoyants ne te devra pas la parure des femmes? u. s. w. Der Uebersetzung steht das Original gegen über; unter beyden die lateinische Version, die Mr. Gail an mehrern Stellen verbessert zu haben versichert. Die angehängten Anmerkungen enthalten meistentheils Vertheidigungen der Uebersetzung, Vergleichungen mit Virgil und einige erläuternde Anmerkungen. Dieser Anmerkungen sind indeß weit weniger, als man bey einem so gelehrten, so verdorbnen und so häufig mißverstandenen Dichter erwarten sollte.

Theâtre d'un poëte de Sybaris, traduit pour la premiere fois du grec, avec des commentaires, des variantes et des notes; pour servir de supplément au théâtre des Grecs. 1792. 3 Voll. 18vo. Es bedarf wohl nicht erst erinnert zu werden, daß dieser Titel eine schon oft gebrauchte, und nun fast ganz abgenützte Wendung, und der Verf., wenn auch ein sybaritischer Dichter, doch gewiß kein Dichter aus Sybaris ist. Noch vor kurzer Zeit konnte Paris wenigstens in figürlichem Sinn ein Sybaris genannt werden, jetzt ist es, einzig in seiner Art, ein Gemisch von Sybaris, Athen, Sparta und Marocco! — Der Verf. ein gewisser Sales de Jsle, der ohnlängst einen abentheuerlichen politischen Roman Ma Republique geschrieben hat, liefert hier fünf kleine und wirklich sehr artige Stücke: La Vierge d'Otahiti, le Volcan ou la Fille de Psyché, Apelle et Campaspe,

Alexandre sur les bords de l'Hidaspe, le Couronnement d'Alexandre ou la chûte de Bagoas. Der Dichter schildert bald die despotische Liebe des Orients, bald die naiven und zärtlichen Aeußerungen dieser Leidenschaft in einer neuen, durch den Umgang mit verfeinerten Menschen noch unverdorbenen Seele. Bald versetzt er den Leser in bezauberte Oerter, und in Jahrhunderte zurück, deren Erinnerung die Vorstellung des alten Heldenmuths und des Triumphs der Künste erweckt. Am Schlusse findet sich eine interessante philosophische Erzählung Egérie.

Jzélide et Caldigni, Drame en cinq actes en prose, refusé au Théâtre françois. 1792. 8. Kein Wunder, daß die Schauspieler dieses Stück aufzuführen sich weigerten, denn jetzt mag man in Paris, so wie vor kurzem und zum Theil noch jetzt in Deutschland, nur solche Stücke sehen, die voll der blutigsten, abscheulichsten Handlungen sind, wo das Blut in Ströhmen fließt, die Szene ein Kerker ist, und die Hauptperson mit ihren Ketten klirrt, von denen ein witziger Dichter sagte: ces drames qui font peur, et ne font pas pleurer: Stücke, die das Herz zerreißen, ohne es zu erweichen, deren Effekt Entsetzen und Schauder ist, und die, wenn sie ja Thränen erpressen, es auf eben die Art thun, wie die Folter. — Das hier angezeigte Drama ist nichts weniger als fehlerfrey, aber viele Szenen desselben sind ungemein glücklich ausgeführt, und manche Situation ist in ho-

hohem Grad anziehend. Der Dialog ist zu wortreich und declamatorisch.

Le Vieillard et ses trois filles, pièce en 3 act. en prose, par M. *Mercier*. 1792. 8. Eine glückliche Bearbeitung des Shaksp. Trauerspiels Lear, das auch schon von Ducis nach seiner Art auf die Pariser Bühne gebracht worden war. Wir ziehen die Merc. Bearbeitung dieser letztern in jeder Rücksicht vor. Die meisten Veränderungen, die M. mit dem englischen Stücke vorgenommen hat, sind wahre Verbesserungen. Shakspear ist in diesem Stücke oft erhaben, aber noch öfter empörend und gräßlich. Hier ist an die Stelle dieser unpoetischen Empfindungen, wahre Rührung und sanftes Mitleid gekommen. Der glückliche Ausgang ist natürlich, und dem Herzen wohlthätig. „Je me flatte, sagt Hr. M. in der Vorrede, que l'on retrouvera dans mon Vieillard et ses trois filles la vraie maniere de Shakspeare; et cependant le plan et les details m'appartiendront presque entiers. J'ai commencé par faire descendre du trône le principal personage; car ce n'est pas comme roi qu'il nous touche, qu'il nous attendrit dans le delire de sa douleur, c'est comme homme, c'est comme père: j'ai mieux aimé offrir un tableau moral rapproché de nous, appliquable sur tout à la vie domestique: sous des couleurs théâtrales il pourra servir de leçon aux enfants ingrats; et sous ce nom sont compris sans doute tous

ceux qui ont méconnu, oublié, outragé leurs bienfaiteurs etc. etc.

Le Clergé dévoilé ou les Etats-Généraux de 1303, Tragédie. Par l' auteur des Druides (le Blanc) Paris. 1792. 8. Ein Trauerspiel im neuesten französischen Geschmack! Man kennt die Streitigkeiten Philipp des Schönen mit dem Pabst Bonifaz dem Achten. Man weiß, welche Excesse dieser kühne Priester sich gegen den König erlaubte. Seinen Stolz zu bändigen, rief dieser die Generalstände zusammen, und ließ zum erstenmal das Volk Theil an denselben nehmen, um sich durch mehrere Stimmen gegen die damals so gefährlichen Anmaßungen Roms zu sichern. Auf diese merkwürdige Begebenheit ist gegenwärtiges Trauerspiel gebaut. Es ist ganz Erdichtung, wenn gleich einzelne Thatsachen, auf die es anspielt, von der Geschichte aufbewahrt werden, und die Charaktere der meisten handelnden Personen mit den Nachrichten derselben übereinstimmen.

Einzelne glückliche Situationen müssen bey der Aufführung gute Wirkung thun. Die Lectüre des Stücks aber wird durch den nachläßigen Styl und die sehr wenig ausgefeilten Verse sehr erschwert. Zeilen, wie folgende, sind nicht selten:

Comment sortir du trouble, *où mon coeur se dévore?*

LesEtats-Généraux du Parnasse, de l'Europe, de l'Eglise et de Cythere, ou les quatre poëmes politiques, lus au Lycée, suivies de plu-

plusieurs autres poëmes. Par *Dorat-Cubieres.* Paris, 1792. 8. Dorat war, wie bekannt, einer der geschäftigsten, fruchtbarsten Dichter. Nichts konnte am Hofe, in Paris oder in der litterarischen Welt vorfallen, daß es nicht gleich für ihn Stoff zu einer neuen Epistel geworden wäre. Er schien nicht zu wissen, oder nicht wissen zu wollen, daß es fast unmöglich ist, viel und gut zu schreiben, und daß Vollkommenheit eine Tochter der Zeit und der Lohn der Arbeit ist. Nicht weniger fruchtbar, aber auch zugleich nicht weniger leichtsinnig ist die Muse des Hrn. Dorat-Cubieres. Er muß glauben, um sich litterarisches Ansehen zu erwerben und zu erhalten, müsse man das Publikum stets mit sich beschäftigen. Mit einer ächt poetischen Geschmeidigkeit des Geistes hat er die veränderte Gesinnung der Nation adoptirt, und seine Muse hat stets mit ihr auf dem raschen Wege zur gänzlichen Umbildung gleichen Schritt gehalten. Diese Sammlung enthält diejenigen von seinen Gedichten, die er in den verschiedenen Epochen der Revolution verfertigt hat. Er verfertigte die Etats-Généraux de Cythere in der Absicht, wie er sagt, den Sitten mehr Reinheit und Anstand zu geben, und seine Mitbürger in die Geheimnisse einer neuen Kunst zu lieben einzuweihen. Dieses Gedicht ist Nachahmung des Congreßes von Cythera von Algarotti, eine Art von kleinen Roman in poetischer Prosa. Schade, daß Hr. C. sich so viel Freyheiten bey der Umbildung genommen, und eine Menge der feinsten und geistreichsten Züge ver-

nach-

nachläßigt hat. Hier ist eine Stelle aus dem Eingang des Gedichts. Amor war in der Mitte dieses Jahrhunderts plötzlich aus den schönsten Reichen Europens verschwunden. Man sann und vermuthete über die Ursache dieser Entweichung, aber niemand errieth sie.

Les bergers n'alloient plus sur les vertes fougeres
Célébrer les appas de leurs jeunes bergeres;
Les plaisirs et les jeux n'habitoient plus les champs.
Le rossignol lui-même aux accords si touchans
Etoit resté sans voix, et son brillant ramage
Ne retentissoit plus dans le triste bocage;
Tout languissoit enfin, tout sembloit déperir;
Le printems n'avoit plus ni roses, ni Zephirs;
Et l'oiseau de Venus, la tendre tourterelle,
Ayant cessé d'aimer, cessoit d'être fidelle.
L'absence d'un enfant causoit tous ces malheurs.
Que dis-je? il n'étoit plus de vertus, ni de mœurs.
Jl en faut pour aimer, et l'affreuse licence
Avoit du monde entier exilé l'innocence,
Les amans au bonheur préféroient le plaisir;
Jls n'avoient que des sens, n'aspiroient qu' à jouir.
Leurs maîtresses pour eux n'étoient que des mortelles;
Et toujours embrâsés de flammes criminelles,
Jls ne connoissoient plus le charme des rigueurs.
Les époux énivrés de grossières faveurs,
Avoient même laissé du flambeau d'hymenée
S'éteindre sous leurs yeux la clarté fortunée.

L'Amour

L'Amour s'éloigna d'eux, mais sans quitter sa cour;
Il ne retourna point au celeste séjour;
Il resta dans Cythere etc. etc.

L'Assemblée de Sorbonne ou les Etats-Généraux de l'Eglise, ein Gedicht in der launigen philosophischen Manier Voltairs. Der Gegenstand ist anziehend, neu und kühn. — Zum erstenmal erscheinen hier Les Etats-Généraux du Parnasse ou les Cahiers des Muses. Apollo, der von der französischen Revolution gehört hat, will eine ähnliche Umwälzung in dem Reiche der Poesie zu Stande bringen (eine freylich sehr unwahrscheinliche Fiction) und ruft deshalb die Versammlung der Musen zusammen, zu welcher jede ihre Cahiers mitbringt. Die Erfindung ist sehr dürftig; allein das Gedicht hat einzelne gute Stellen. Melpomene giebt den jungen Dichtern einen Rath, der sie allerdings in den Stand setzen muß, mit wenig Aufwand von Kräften viel Aufsehen zu machen. In dem Munde eines Spötters würden sich folgende Verse gewiß besser ausnehmen, als im Munde der tragischen Muse:

Courez au Vatican; de mes sanglans poignards
C'est là, c'est là surtout que le tranchant s'aiguise,
Là que furent armés les ducs d'Albe, les Guise,
Là que le fanatisme allume ses tisons,
Et que la politique infuse ses poisons,
Les papes vainement sement les indulgences,
L'Histoire de l'Eglise est celle des vengeances.
D'Alexandre sixième on abhorre le nom,

Et Cesar Borgia fit révivre Néron.
Pour rendre leur memoire à jamais odieuse,
Imitez de *Chenier* l'audace courageuse.
Sur un prêtre cruel qui bénit des poignards,
Du peuple le premier attirant les regards,
Et flettrissant l'orgeuil de la pourpre romaine
Il a d'un nouveau crime enrichi Melpomene;
Et des tyrans sacrés, au sejour ténébreux,
Palissent à sa voix les fantômes hideux.

Daß man die Geister mit frostigen Versen in Schrecken setzen könne, wissen wir Deutschen aus unserm guten Gellert. *) Die drollige Zweydeutigkeit der Zeile *Il a d'un nouv.* etc. ist wahrscheinlich den Lesern nicht entgangen. Ein Funke altfranzösischen Geistes ist in folgenden Versen, die Terpsichoren in den Mund gelegt sind:

Qu'on vante avec raison le beau pays de France!
Je lus un certain jour ces mots: *ici l'on danse,*
Sur la place où jadis la Bastille exista.
De ces mots, j'en conviens, la Grace m'enchanta.
Danser sur la Bastille est un charmant usage,
Que le peuple François conservera, je gage.
Gardel mon favori, pour suivre mes cahiers,
Doit, avec soin, l'apprendre à tous ses écoliers;
Et la nymphe *Guimard* en seroit plus gentille,
Si j'avois pu la voir sauter sur la Bastille etc.

Histoire naturelle des Moines, écrite d'après la methode de Buffon, ornée d'une figure. Paris, 1791. 8. Eine ganz witzige Satyre. Doch ist der Verf. nicht der erste, der diese

*) S. dessen Fabel: der Poet.

diese Idee, die Mönche zu höhnen, gehabt hat. Schon 1783 erschien zu Wien eine Broschüre, in welcher dieser Gedanke noch glücklicher ausgeführt ist: Joannis Physiophyli Specimen Monachologiae methodo Linnaeana etc. Und noch vor diesem hatte der alte Spötter Rabelais einen ähnlichen Einfall in seinem Pantagruel: s. 5. B. 2. 3. und 6. Kap.

Lettres sur l'Italie en 1785. Paris, Desenne, 1792. 8. Dieß ist schon die zweyte Ausgabe dieser sehr lesenswürdigen und gut geschriebenen Briefe. Der Verf. hat mit dem Blick des Dichters, des Künstlers und des Mannes von Gefühl die Meisterwerke der Kunst und die Schönheiten der Natur, woran Italien so reich ist, beobachtet und beschrieben. Obgleich der Verf. nicht selbst Künstler zu seyn scheint, so enthalten doch seine Beschreibungen von Kunstwerken gute, zum Theil trefliche Bemerkungen. Wir setzen zur Probe einiges von dem her, was er über den berühmten Laocoon sagt:

„Comment M. de ** a-t-il pu écrire que la mort de Laocoon est représentée sur ce marbre comme dans les vers de Virgile? M. de ** n'a pas lu les vers de Virgile, ou il n'a pas vu ce marbre. Dans Virgile l'action est successive, ici elle est simultanée. Dans Virgile les serpens ont déjà déchiré les deux enfans quand leur pere vole à leur secours; ici, les enfans et le pere sont attaqués à la fois. Laocoon pousse, dans les vers de Virgile, des cris effroyables, et sur ce marbre il se tait. Enfin Virgile se borne

borne à exprimer la douleur physique, Agasias a rendu la douleur morale. Jl a fait plus: il a peint, au milieu de ces douleurs, le courage qui combat contre elle, et les reprime l'un et l'autre. Certainement de ces deux auteurs, l'artiste, c'est Virgile, et le poete Agasias. Le prémier a fait un récit, mais le second un poëme. Virgile a eu principalement pour but d'émouvoir. Agasias a voulu plaire. Agasias a vaincu Virgile. . . . Pour moi, ce qui me saisit à la vue de Laocoon, c'est d'abord le cœur malheureux d'un pere; c'est l'ame vigoureuse d'un sage; c'est la destinée deplorable d'un vieillard; c'est enfin, car c'est la derniere chose qui se montre, l'horrible souffrance d'un homme: c'est à la fois tout cela. Admirable mélange, qui attache tous mes regards à un spectacle, qui, presenté autrement, n'en eut jamais laissé approcher un seul. Lorsqu' ensuite ma réflexion cherche le mérite de l'artiste, quelle intelligence, quelle raison, quelles connoissances, quel génie en un mot je saisis partout! Agasias vouloit montrer la douleur, la tendresse, et le courage, luttans ensemble sur le corps de Laocoon. Eh bien, il choisit une attitude qui ouvre à ces trois athletes, qui leur déploie, qui leur livre absolument tout ce corps; et cette attitude extraordinaire, comme l'artiste l'a motivée! D'abord il fait attaquer Laocoon dans le flanc, de sorte que tout le tronc est contraint de saillir, pour fuir la dent qui s'acharne; ensuite il dispose un pli du serpent au dessus des épaules du héros; de sorte que le héros est obligé, pour tâcher de rompre ce pli, de déploier les deux bras, et de rendre en avant la tête. Cependant les convulsions de la douleur dérangeront cette attitude: l'artiste;

l'artiste imagine de la fixer, en liant toute la partie inferieure du corps, des noeuds redoublés du reptile. Voyez maintenant ce combat entre le courage et la douleur. Le cri de la douleur est prêt de forcer ces levres entreouvertes; mais le courage les renferme. Elles ne le laisseront point passer. Toute la surface de ce corps, en proie à la souffrance, ressemble à la surface d'une mer agitée qui bouillonne. Remarquez-vous parmi ces regards plaintifs de la douleur, les regards de la tendresse paternelle qui se plaignent bien davantage. Agasias a bien su encore interesser à la mort du plus jeune des deux enfans. Jl courrait se refugier dans le sein de son pere; un serpent s'élance, l'atteint, et dans un noeud dont il lie ses jambes, le souleve et l'arréte en l'air, tandis que d'un autre noeud il roidit un de ses foibles bras. Enfin le serpent du poids d'un seul de ses anneaux qui glisse sur le sein de l'enfant, le presse, le plie, l'étouffe: l'enfant expire en regardant son pere. Regard touchant! Mourir si jeune! mourir ainsi! ce corps si délicat et si tendre etouffé par un serpent! Mais du moins il a peu souffert! La tragédie n'est pas finie. Le sort de l'autre n'est pas décidé. Comment, aucun homme, aucun dieu ne viendra dénouer, autour des jambes de cet enfant, ces abominables reptiles? Envain il regarde son pere; envain ses mains essayent de rompre ces noeuds. Ses mains, helas, sont trop foibles; mais peut être les serpens seront-ils rassasiés quand ils auront devoré Laocoon, et sucé la vie du jeune frere. L'Infortuné! quelle attente! Le sublime artiste qu'Agasias! il me fait penser tout cela. Avec quel génie, encore une fois, Agasias a su faire d'un

événement si horrible, une scene attendrissante! il a tellement occupé mon coeur par l'image d'incidens qui touchent; mon esprit par le spectacle d'objets qui font penser; mes yeux par la vue de tant de beautés, ou delicates ou sublimes, qu'à peine ais-je apperçu les serpens."

Encyclopediana ou Dictionaire encyclopédique des Ana, contenant ce qu'on a pu receuillir de moins connu ou de plus curieux parmi les saillies de l'esprit, les écarts brillans de l'imagination — — — les réparties ingenieuses, les anecdotes, épigrammes et bons mots etc. etc. A Paris chez Panckoucke. MDCCXCI. 963 p. gr. 4. Wir erwähnen dieses Anhangs zur neuen Encyclopedie methodique wegen der darin befindlichen guten Nachrichten und Anekdoten von den Lebensumständen, den Schriften und Arbeiten französischer Dichter und Künstler, welches ohnehin der beste und fast einzig brauchbare Theil dieser Sammlung ist. Wir zeichnen einiges minder bekannte zur Probe aus. Ein witziger Kopf nannte die Acad. franç. — un corps ou l'on reçoit des gens titrés, des gens d'église, des gens de robe, *et même des gens de lettres.* — D'Alembert war der Sohn der bekannten Madam de Tencin und des Chevalier Destouches, die aber nicht wagten, ihn anzuerkennen. Der Abbe Voisenon sagte einst beym Herausgehen aus der Akademie in mürrischem Tone zu D'Alembert: s'il se fait ici quelque étourderie,

derie, on ne manque jamais de me la prêter.“ D'Alembert antwortete sogleich: „Monf. l'abbé, on ne prête qu' aux riches.“ — Du Belloy. So viel Ehre und Ruhm sein Trauerspiel Le Siege de Calais ihm erworben hatte, so konnten diese sein letztes Werk Pierre le cruel nicht vor dem Fall schützen. Er zog sich dieß so zu Gemüthe, daß er in eine schwere Krankheit fiel, die seinem Leben 1775 ein Ende machte. Er starb in der äußersten Dürftigkeit. — Der berühmte Falconet hatte eine ganz eigene Art, Bücher zu sammeln. Die Blätter, die ihm gefielen, schnitt er heraus, und bewahrte sie auf. Das übrige warf er ins Feuer. — Boucher, der Maler der Grazien, gab seinen Schülern nie Unterricht mit Worten. Er verbesserte die Fehler ihrer Arbeiten, indem er sagte: je ne sais conseiller qu' avec le pinceau. — Duclos schrieb nie etwas, ehe er sich nicht einigemale mit seinen Freunden über die Materie, die er abhandeln wollte, besprochen hatte. Er that dieß nicht, ihnen ihre Ideen zu rauben, sondern um die seinigen, durch das Feuer der Einbildungskraft, das er während dem Sprechen in sich auflodern fühlte, zu berichtigen und zu stärken. Avec ce secours, pflegte er zu sagen, je trouve en un moment ce qui m'auroit coûté des journées entières dans mon cabinet, et que peut-être même je n'aurois pu trouver. Je parlerois à mon laquais, faute d'un auditeur plus compétent; cela anime toujours plus, que de penser tout

 seul.“

seul.“ — — Crebillon (der ältere) besaß ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß. Er pflegte keines seiner Trauerspiele eher niederzuschreiben, als bis er sie auf das Theater gab. Wie er den Schauspielern seinen Catilina vorlesen sollte, konnte er das ganze Stück von Wort zu Wort hersagen. Machte er eine Verbesserung, so vergaß er durchaus, wie es erst geheißen hatte, und nur eine noch glücklichere Verbesserung konnte diese aus seinem Gedächtniß vertilgen. Man fragte ihn einst in einer Gesellschaft, warum er das Schreckliche zu seiner Gattung gewählt habe? Je n'avois point à choisir, war seine Antwort, Corneille avoit pris le ciel, Racine la terre, il ne me restoit plus que l'enfer, je m'y suis jetté à corps perdu.“ — Dancourt besaß als Schauspieler und Dichter nicht gemeine Talente, allein Racine konnte ihn nicht leiden. Als er einst in einer Gesellschaft vom „Théatre de Dancourt“ sprechen hörte, rief er ärgerlich aus: Ditez son échafaud! — Der Dichter Desmachis (Verf. des niedlichen Lustspiels l'Jmpertinent) war ein abgesagter Feind aller gelehrten Zwiste. Si l'union et l'harmonie regnoient parmi les gens de lettres (pflegte er oft zu sagen) ils seroient malgré leur petit nombre les maitres du monde. — Eine von den Beschäftigungen, mit denen Diderot sich anfangs in Paris seinen Unterhalt verschafte, war, daß er Predigten für Geld verfertigte. Ein Mißionar, der nach Amerika gehen wollte, ließ sich deren sechse von ihm

ma-

machen, und bezahlte für das Stück 50 Rthlr. Diderot versicherte, dieß wäre der beste Handel gewesen, den er je geschlossen habe. — Duclos stand an der Spitze einer Sekte, die sich gegen die Poesie verschworen hatte. Er behauptete: les vers ne sont bons qu' à gâter la pensée. Sah er sich ja genöthigt, ein Gedicht zu loben, so sagte er wenigstens: Cela est bon comme de la prose. — Der Abbe de Voisenon ward von dem Bischoff von Speyer zu seinem Gesandten (ministre) ernannt. Bey diesem seinen Eintritt ins Corps diplomatique sagte Duclos zu ihm: „Je vous félicite, mon cher confrere, vous allez donc enfin avoir *un caractère.*“ Seine gute Laune verließ ihn selbst im letzten Augenblick nicht. Er ließ sich seinen bleyernen Sarg bringen, der schon lange fertig stand, nannte ihn sa derniere redingotte und wendete sich mit diesen Worten zu seinem Bedienten: „j'espère qu'il ne te prendra point envie de me voler celle-là.“ — Voltaire konnte nichts weniger leiden, als einen mit Beywörtern überladenen Styl (und wirklich giebt es vielleicht keinen sicherern Beweis von dürftigem, matten Geiste und schlechten Geschmack.) Wenn er von Autoren sprach, die sich in denselben verliebt haben, sagte er: „Je voudrois leur faire entendre que l'adjectif est le plus grand ennemi du substantif, encore qu'ils s' accordent en genre, en nombre et en cas.“ u. s. w.

Engliſche Litteratur.

The invitation or urbanity; a Poem. For the benefit of a Sunday-School. By the Author of Wenſleydale etc. 1791. 56 p. 4. Der Verf. giebt ſich ſelbſt als einen ſehr betagten Mann zu erkennen, der bald ſeine Jubelhochzeit feyern werde: ſeine Poeſie trägt auch die Spuren des Alters, Wortfülle und Nachläßigkeit des Ausdrucks, gleichwohl hat ſie noch mehr Wärme und poetiſches Feuer als die Arbeiten manches jungen Barden.

Dear to my heart is yon Parnaſſian ſpot,
But dearer ſtill ſince Delia ſhares the lot;
The ſoul-pledg'd partner, ſcion of my ſide,
In all my viciſſitudes my friend and guide,
Who reads my verſe, and with attuning fire,
Taſteful refines the muſic of my lyre.
Sunſhine or ſhade, that lifts my ſoul on high,
Divides my cares and doubles ev'ry joy.

Dem größern Gedichte ſind einige kürzere angehängt: Der Botaniker und Fliegenfänger, ein Dialog — Ein Epithalamium — Verſe auf die Villa des Hrn. Smelt Eſq. in Langton — drey Fabeln.

Poems on ſeveral Occaſions. By the Rev. *Joſeph Good*. 1792. 62 p. 8. Ein Gedicht auf den Frühling; eine geiſtloſe Nachahmung Thomſons; Fabeln, Erzählungen, Epigramms; alles gleich unbedeutend. Das beſte iſt noch folgendes Sinngedicht:

Phi-

Philemon often begs from door to door,
Extremely honest, and extremely poor!
How many seem to feel for his distress!
No one is pitied more, or aided less!
This is the common comfort which he knows:
„Poor good old soul! to heav'n he surely goes."
Likely enough, and quickly too, 'tis clear;
For no one hinders him from going there.

The History of the Royal Circus introductory to the Case of Mr. *Read*, late Stage-Manage of that Theatre; in a Letter to a friend. 1791. 8. Die Geschichte eines kleinen londner Theaters, das zuerst 1782 gestiftet ward, und in diesen wenig Jahren viel Unglücksfälle erlebt hat. Die Unternehmer und Regißeurs lagen nicht nur unter sich in einem ewigen Kampfe, sondern hatten auch mit der Obrigkeit stete Händel, die ihnen keine förmliche Erlaubniß verstatten wollte. Dazu kam der veränderliche Geschmack des Publikums, das sich durch jede Neuigkeit verlocken läßt. Im Jahr 1784 ging es mit der Einnahme sehr gut, zum Unglück kamen aber in Sadler's Wells die berühmten tanzenden Hunde auf, und alles strömte dorthin. Die Unternehmer mußten alles versuchen, sich Luft zu machen: Bereiterkünste, Boxkämpfe. Mendoza ward förmlich von ihnen engagirt. 1786 ward das Theater „a scene of nocturnal orgies, riot, and dissipation" Die Zuschauer meist aus den untern Klassen, Sonntagsleute, wie man sie in London nennt, (holiday-folks) waren so gefällig gegen einander, daß die

Schauspieler so lange inne halten mußten, bis einer oder der andre seine Pfeife ausgeraucht, oder seine Bowle geendigt hatte. 1789 brachten sie eine Posse, die Belagerung der Bastille, auf das Theater, die außerordentliches Glück machte, aber auch hier zeigte sich bald der Unglücksstern, der über diesem Schauplatz waltete: der Friedensrichter Hyde ließ zwey der Haupttragödianten als Vagabunden nach Bridewell bringen. Dieß gab der Entreprise den Gnadenstoß. Das Theater ward mit einem Verlust für die Unternehmer von 15,000 Pfund Sterl. geschlossen. Und da sie unter sich in einen hitzigen Prozeß gerathen sind, so läßt sich nicht bestimmen, wie viel sie noch einbüßen werden.

Antiquities of Jreland. By *E. Ledwich* etc. Dublin und London, 1790. 502 p. 4. Das Publikum verdankt die Herausgabe dieser schätzbaren Schrift der Freygebigkeit eines Privatmannus, des Dechant Coote, der den edelsten Gebrauch von seinem ansehnlichen Vermögen macht, und Wissenschaften, Künste und Industrie auf alle Weise befördert. Das Ganze besteht aus sechszehn einzelnen Abhandlungen, von denen wir nur diejenigen anführen, die in näherer Beziehung auf die Gegenstände unserer Bibliothek stehen. IV. Ueber die Ogham Charaktere und Schriftzüge der alten Iren. Oga, Ogum und Ogma sind alte celtische Worte, die eine Schrift in Ziffern oder Charakteren, und zugleich eine geheime Wissenschaft anzeigen. Der Verf. bestreitet und widerlegt die

An-

Ansprüche seiner Landsleute auf ein Originalalphabet. Eine Kupfertafel bildet verschiedene solcher brittischen und irischen Ogums ab. VI. Bemerkungen über die alt-irischen Kapellen mit gewölbten steinernen Dächern. Troß der prahlenden Erzählungen von O'Connor und Lynch ist es ausgemacht, daß die Iren vor dem neunten Jahrhunderte weder privat-noch öffentliche gottesdienstliche Gebäude von Leim und Stein hatten. Die Kirche des St. Doulach, vier (englische) Meilen von Dublin, hat ein doppeltes steinernes Dach. Das größte unterirdische Gewölbe, das zugleich die beste Architektur hat, findet sich in Cormacs Kapelle, die auf einem hohen, isolirten Felsen steht. VII. Uebersicht der irischen Litteratur im Mittelalter. Der Einbruch der Angelsachsen in der Mitte des fünften Jahrhunderts war für England eine eben so traurige, als für Irland vortheilhafte Begebenheit. Eine Menge gelehrter und frommer Männer verließen England, gingen auf diese Insel über, verbreiteten hier Wissenschaften und die reine Lehre der ersten Christen. Diese Auswanderungen dauerten bis in das sechste Jahrhundert. Schulen wurden gestiftet, religiöse und profane Litteratur ward in den Abteyen getrieben, in Roscarbury lehrte St. Brendon selbst die freyen Künste. Karl der Große berief verschiedene gelehrte Irländer zu sich. In diesem gelehrten Rufe erhielt sich Irland bis in das zwölfte Jahrhundert. Endlich ward die volle Gewalt des Pabstes auch hier anerkannt, und sogleich war es um die Blüthe der Wissenschaf-

ten gethan, und Aberglauben und Unwissenheit verbreiteten ihren dunkeln Schleyer über das Land. Was innerliche Kriege, die Verheerung der Barbaren und die alles verwüstende Zeit nicht vernichten konnte, das verwelkte vor dem giftigen Hauche der päbstlichen Politik. X. Ueber die Musik der alten Iren, wie sie von ihren Barden cultivirt ward. Die ursprüngliche Musik in allen Ländern war Vocal, und scheint ihren ersten Ursprung von den extemporisirten Hymnen und Gesängen zur Ehre der Götter und Heroen erhalten zu haben. Die alten Einwohner Irlands nannten ihre Vocal oder diejenige Musik, in der ihre Gedichte und Lieder gesungen wurden, Pheateadh oder Peitcagh, d. i. erzählende Musik. Die Hibernischen Barden erhielten von der christlichen Klerisey viel Unterricht über den melodischen Theil ihrer Musik. O'Carrol (1330) und Cruise, zwey berühmte Harfner, waren höchst wahrscheinlich die ersten, die ihre Harfen nach den acht diatonischen, harmonischen Grundsätzen stimmten. Von der Beschaffenheit der irischen Melodien des Mittelalters wissen wir wenig, da nur ein kleiner Theil davon sich erhalten hat, indeß ist die Nationalmusik, die man noch heut zu Tage unter den Nachkommen der alten Ureinwohner findet, außerordentlich charakteristisch, und drückt die Sprache und das Genie des Volkes sehr kräftig aus. Barbarische Nationen haben selten verschiedene Gattungen musikalischer Instrumente, und dieß scheint auch bey den alten Einwohnern von Brittannien und Irland vor der Ankunft der Römer

mer der Fall gewesen zu seyn. Von irischen organischen oder Windinstrumenten nennen die Eingebornen verschiedene unter den verschiedenen Benennungen stuic, stoc, adhrac etc. Dieß sind mehrere Benennungen für Eine Sache, das Jägerhorn. Die goll-trompa oder die ausländische Trompete war das eherne Horn, dessen die Dänen, Normänner und Engländer sich bedienten. Die trompa, die der neuern Trompete glich, war das kriegerische musikalische Instrument der Sachsen, Franken und Normänner. — Pioba mala, Sackpfeife — cuirleagh-cuil (elbowpipe) Unter den irischen rythmischen Instrumenten scheinen die tiompan, die Trommel und der crotalin die vornehmsten gewesen zu seyn. Die Claresch oder Harfe, dem Verf. zufolge teutonischen oder scythischen Ursprungs, ist das einzige irische Saiteninstrument, dessen Giraldus Cambrensis erwähnt. Aus dieser ganzen Untersuchung ergiebt sich, daß die alten Barden der Iren es in der Musik eben so weit gebracht hatten, als ihre meisten Nachbarn; allein der Unbefangene wird gern einräumen, daß sie in Vergleichung mit dem jetzigen Zustand der Musik auch in diesem Stück nur Barbaren waren.

XVI. Vermischte Alterthümer. Seit einigen Jahren hat man eine Menge alter Waffen, Zierrathen, Armbänder u. dergl. ausgegraben, von denen der Verf. viele abbilden lassen. Noch vor kurzem fand man in den Wohnungen einiger irischen Familien Trinkschaalen von Menschenschädeln.

Abelard to Eloisa: a poem. By Mr. *Jerningham*. 1792. 15 p. 4. Dieses neue Produkt der Muse des Hrn. J. erreicht seine frühern bessern Arbeiten bey weiten nicht. Es ist eine ziemlich kalte Nachahmung der bekannten Popischen Epistel, die man auch in England nicht mehr für das unerreichbare Meisterstück, wofür sie sonst allgemein galt, zu halten anfängt. An einzelnen schönen Versen und Schilderungen fehlt es auch diesem Gedichte nicht, die Sprache der Empfindung und Leidenschaft aber ist meistens sehr verfehlt. Z. B.

Recall, recall that interesting hour,
When in the flush of youth, and beauty's flow'r,
(Ah! doom'd, severely doom'd to meet no more)
When from each dearer self our forms we tore,
How, to affection's finer touch consign'd,
My face upon thy summer cheek inclin'd,
Felt as is dropt thy tear's celestial dew,
While sighs, not words, breath'd forth our last adieu.
Intruding fancy rais'd the veil between,
And shunn'd futurity's unwelcome scene,
Nights of long absence that expect no dawn,
Divorcing gulphs that must for ever yawn.
In thy pure soul a purer self I trac'd,
Our glowing minds with energy embrac'd,
Whence intellectual progeny arose,
Which kindred fears and kindred hopes compose,
Endearments tending to one mutual aim,
The same our sorrow and our joy the same etc.

The

The conspiracy of Kings; a Poem, addressed to the Inhabitants of Europe, from another Quarter of the world. By *Joel Barlow*, Esq. Author of, „Advice to the privileged Orders" and of „the Vision of Columbus." 1792. 20 p. 4. Die Zeit der Propheten ist vorbey; wenn die Dichter auch noch von einem Gott begeistert werden, so ist es doch nicht der Gott der Weissagung. Was unser Verf. als eitle Mährchen verlacht, der Bund der Könige gegen Frankreich, läßt nun dem mindesten Zweifel nicht mehr Raum. Indeß man kann ein schlechter Prophet und doch ein guter Dichter seyn, und dieses letztere ist Hr. B. ohnstreitig. Seine Verse haben nicht blos Wohlklang, sondern auch Geist und Kraft, und sind voll der edelsten Gesinnungen.

The Pope's Journey to the other world, to seek advice and assistance against the National Assembly of France. 1791. 33 p. 8. Eine freye Uebersetzung einer französischen politischen Satyre, die dort viel Glück gemacht hat. Der Engländer hat einen dritten Theil hinzugefügt, worinnen er vorzüglich auf die gegenwärtige Lage der Sachen in seinem Vaterlande Rücksicht nimmt. Der Engel giebt dem Pabst folgenden wenig tröstlichen Bescheid beym Abschied:

Hence away to thy conclave, and tell them from me,
That when France has pluck'd up each o'ershadowing tree,

Bright

Bright truth will shine on her, with increasing splendour
Nor need she her millions in arms to defend her.
To her millions more millions oppress'd will resort,
Of black or red despots no longer the sport.
Thy Kingdom is ruin'd — Mankind will be free,
And darkness and chains be reserved for thee!"

An Ode on the late celebrated Handel, on his playing on the Organ: composed by *Daniel Prat.* 1791. 4. 10 p. Diese Ode hat nur Einen, aber einen großen Fehler, sie läßt kalt, so wenig es der Dichter auch an poetischen Schmuck und Hyperbeln fehlen lassen. Aechte Begeisterung macht manchen Gedanken erhaben, der in blos eleganten Zeilen, die einzig Werk der Kunst sind, abentheuerlich, oft gar lächerlich erscheinen. Hr. P. nennt die Orgel

Symbol of sounds that rouse the dead!
A pleasing horror fills the dome!
The statues o'er each antique tomb
Attentive look! — — —

Dieser Zug kann leicht das Gegentheil von dem bewirken, was er bewirkt haben würde, wenn der Dichter den Leser erwärmt, und ihn dadurch für solche kühne Hyperbeln empfänglicher gemacht hätte.

Alciphron's Epistles in which are described the domestic manners, the courtesans and parasites of Greece. 1791. 270 p. 8.

8. Dieß ist die erste Uebersetzung, welche die Engländer von diesem Schriftsteller erhalten. Der verstorbene Dr. Jortin hatte sehr ungünstig vom Alciphron geurtheilt: als ein alter Grieche verdiene er zwar gelesen zu werden, wer aber viel Unterhaltung in ihm zu finden hofte, der irre sich sehr. Die Uebersetzer, es sind ihrer zwey, (die Herren Monro und Beloc) widersprechen diesem Urtheil mit Recht, gehen aber dabey nach Gewohnheit auf der andern Seite zu weit. Die Gründe, aus denen sie beweisen wollen, daß Alciphron (der ein Lehrer der Rhetorik war) diese Briefe nicht zum Gebrauch seiner Schüler verfertigt habe, dünken uns ziemlich schwach. Die Uebersetzung ist im Ganzen richtig, könnte aber in einzelnen Stellen geschmeidiger seyn.

Epigrams translated into english verse from the original Greek, and selected from the Compilation of *Rich. Fr. Phil. Brunk* published at Strasbourg 1773. 148 p. 8. 1789. Die Auswahl ist mit Geschmack getroffen, und die Uebersetzung der meisten Stücke nicht ohne Verdienst. Wenn dem Verf. gleich die launigten Stücke zum Theil sehr gut gelungen sind, so ist er doch in den zärtlichen, gefühlvollen und ernsthaften Stücken am glücklichen. Wir geben ein paar Proben:

On seeing an eagle perch on the tomb of Aristomenes.

Claud-piercing bird on Heaven's eternal King
Why spreads the mighty shadow of thy wing

O'er

O'er the proud ſtope, which marks to curious eye's
Where Ariſtomenes the valiant lies?
„Know, mortal, oft where laurel'd heroes reſt
The towering eagle deigns to build her neſt.
What bird ſhall with ambitions pinious dare
With me to cleave yon purer fields of air?
Who near this glorious chief ſhall dare to place
His rival name, among the human race?“
Let timid doves point out the coward's grave;
The eagle's wing protects the aſhes of the brave.

Von folgendem Epigramm haben wir im 32ſten Bande dieſer Bibliothek S. 223. ſchon zwey deutſche Ueberſetzungen von Opitz und Herder angeführt. Der alte deutſche Dichter dürfte hier von dem Engländer wohl ſo wenig übertroffen worden ſeyn, als von ſeinem Landsmann:

The frugal Man.

Crito eſpied by chance a mouſe,
Entering with cautious ſtep his houſe;
The ſage, with well-diſſembled fear,
Cries, ho! good mouſe, what brought yow here?
The animal in humble ſtyle
Anſwer'd his landlord with a ſmile:
Well unowing what your means afford,
I came to lodge and not to board.

The Poems on various ſubjects of *Thomas Warton* B. D. late Fellow of Trinity College, Prof. of Poetry and Camden Prof. of

of hiſtory at Oxford and Poet Laureat. Now firſt collected, 1791. 292 p. 8. Die erſte vollſtändige Sammlung der Werke dieſes mit Recht geſchätzten Dichters. Warton war ein größerer Kunſtrichter als Dichter: als jener ſteht er in der erſten, als dieſer in der zweyten oder dritten Klaſſe. Aber auch hier iſt ein Platz noch ehrenvoll. Die wenigen lateiniſchen Gedichte haben klaßiſche Eleganz. Wir theilen unſern Leſern eins von den launigen Stücken mit.

Ode to a grizzle wig.

By a gentleman who had juſt left off his Bob.

All hail, ye curls, that rang'd in reverend row,
With ſnowy pomp my conſcious ſhoulders hide!
That fall beneath in venerable flow,
And crown my brows above with feathery pride!

High on your ſummit, wiſdom's mimick'd air
Sits thron'd, with pedantry her ſolemn ſire,
And in her net of awe-diffuſing hair,
Entangles fools, and bids the croud admire.

O'er every lock, that floats in full diſplay
Sage ignorance her gloom ſcholaſtic throws;
And ſtamps o'er all my viſage, once ſo gay,
Unmeaning gravity's ſerene repoſe.

Can thus large wigs our reverence engage?
Have barbers thus the power to blind our eyes?
Is ſcience thus conferr'd on every Sage,
By Bayliſs, Blenkinſop and lofty Wiſe. *)

But

*) Berühmte Perukenmacher in Oxford.

But thou, farewell, my bob! whose thin-wove thatch
Was stor'd with quips and cranks, and wanton wiles
That love to live within the one-curl'd scratch
With fun, and all the family of smiles.

Safe in thy privilege, near Isis' brook,
Whole afternoons at Wolvercote I quaff'd;
At eve my careless round in High-street took,
An call'd at Iolly's for the casual draught.

No more the wherry feels my stroke so true;
At skittles, in a grizzle, can I play?
Woodstock farewel! and Wallingford adieu!
Where many a scheme reliev'd the lingering day.

Such were the joys that once Hilario crown'd,
Ere grave preferment came my peace to rob:
Such are the less ambitious pleasures found
Beneath the liceat of an humble bob.

Poems on various Subjects. By the Rev. *William Windle Carr.* 1791. 208 p. 8. Der junge Verf. besitzt Anlagen zur Poesie, die Aufmunterung und Cultur verdienen. Die Unpartheylichkeit, die dieses Urtheil fällt, kann aber nicht unbemerkt lassen, daß seine Gedichte bis jetzt mehr Schimmer der Kunst als Wärme des Genies haben, daß der Dichter mehr Phantasie als Stärke besitzt, und daß seine Verse sehr oft sich nicht über die Mittelmäßigkeit eines Pomfret, Fenton oder Walsh erheben. Diese Sammlung, die sehr elegant gedruckt

druckt ist, besteht hauptsächlich aus Oden, Elegien, Episteln rc. Hr. C. zeigt in seinen Versen, besonders in der zweyten Epistel, Infidelity, viel Eifer für die Religion. Er zieht in derselben gegen die vornehmsten neuen Freydenker, vornämlich gegen Voltaire und Rousseau, zu Felde, doch hält er sich, was Seinesgleichen selten thun, in den Schranken der Mäßigung und Billigkeit.

A School for Scandal; or Newspapers. A Comedy: as it has been long and successfully played upon the Public. 1792. 97 p. 8. Eine dramatische Satyre auf die londner Zeitungen, die mit Witz und Laune geschrieben ist. Nur den gewöhnlichen Fehler der Satyriker, die Uebertreibung, hat der Verf. nicht vermieden. Er beschuldigt die Herausgeber derselben, sie rückten absichtlich die frechsten und abscheulichsten Verläumdungen und Unwahrheiten, sowohl was die öffentlichen Angelegenheiten, als Privatpersonen beträfe, in der Absicht ein, um von furchtsamen und leichtgläubigen Personen Geld zu erpreßen, und störten und verletzten so den Frieden und das Eigenthum von Familien und Individuen. Davon ist aber in der That wohl wenig wahr. Der erlaubte Ertrag der gelesenen Tageblätter ist beträchtlich, und hängt ganz allein von ihrem Credit ab, dieser aber müßte nothwendig verloren gehen, wenn die Anklagen des Verf. auch nur einigermaßen gegründet wären.

Calvary or the Death of Christ: a Poem in eight Books. By *Richard Cumberland.*

 1792.

1792. 291 p. 4. Cumberland ist durch seinen Westindier in Deutschland allgemein bekannt, durch dieses epische Gedicht religiösen Inhalts möchte er es in der letzten Zeit schwerlich geworden seyn. Der Gegenstand desselben ist derselbe als das Süjet des Meßias, der aber dem Engländer nicht bekannt gewesen zu seyn scheint. Das Werk des Hrn. C. hat einzelne Schönheiten, die aber nicht von der Beschaffenheit und nicht zahlreich genug sind, ihm einen Platz neben den epischen Gedichten vom ersten, oder auch nur vom zweyten Range zu erwerben. Der Plan ist in vieler Rücksicht tadelhaft, und die Diction dem größten Theil nach weitschweifig und prosaisch. Die glänzendste Seite des Gedichts sind die Fictionen, die nicht blos Episoden, sondern auf das genaueste mit dem Ganzen verbunden sind, und den Gang der Handlung befördern. Z. B. die Verwandlung Mammons, und die Kunst, mit der er Judas verführt: die Versammlung der bösen Geister in der Halle des Synedriums, Chemos, der hier verwundet von Gabriels Speer auftritt, Satans Entschluß ihn zu rächen u. s. w. Wir setzen nur noch den kurzen Inhalt jedes Buchs und eine Stelle zur Probe her. 1. B. Einleitung. Satan hängt seinen Gedanken in der Wüste, in der er Jesum einst versuchte, in einem Selbstgespräch nach, und da er nicht mit sich selbst einig werden kann, so ruft er die Geister der Hölle herbey. Sie erscheinen, berathschlagen sich, Jesus Untergang wird beschloßen, und Mammon gewählt, die Unternehmung zu beginnen. 2. B. Mammon

ver-

verführt, in der Kleidung und Miene eines Leviten, den Judas Ischarioth. Christus hält mit seinen Jüngern sein letztes Abendmahl. Er bricht nach Gethsemane auf. 3. Buch. Caiphas Vorschlag wird von Nicodemus bestritten. Die Versammlung bricht auf, und Satan mit seinen Geistern füllt ihre Sitze. Die Glückwünsche, die Mammon erhält, werden durch Chemas unterbrochen, der vom Gabriel im Garten mit seinem Speer verwundet worden. Satan eilt bewaffnet davon, ihn zu rächen. 4. B. Jesus wirft mit einem Machtwort Satan zu Boden. Judas verräth ihn, er wird gefangen davon geführt, und Satan von einem reißenden Sturm unter verzweifelnden Klagen zur Hölle geschleudert. 5. B. Jesus wird zum Tode verdammt. 6. B. Der von Mammon betrogene Judas ermordet sich selbst. Mammon versammlet die Geister der Hölle in der Wüste, meldet ihnen Satans Vertreibung von der Erde, und räth ihnen zur Flucht. Sie zerstreuen sich. Jesus geht nach Golgatha und stirbt. 7. B. Seine Seele wird von den Engeln in die Gefilde des Todes geführt. Satan fleht den Tod um Vernichtung an, wird aber in die Tiefe der Hölle geworfen und gefesselt. Jesus erhält die Schlüßel des Grabes, und befreyt die Seelen der Heiligen. 8. B. Er nimmt die Heiligen der ersten Auferstehung auf, und sie beten ihren Erlöser an. Er steigt wieder auf die Erde, und in den Gefilden des Todes entsteht ein Paradies. Als Probe der Poesie des Styls diene folgende Stelle, S. 238 u. s. w.

Satan wirft sich mit heißem Wunsch vernichtet zu werden vor dem Throne des Todes nieder:

Scar'd at the hideous crash and all aghast
Death scream'd amain, then wrapt himself in clouds,
And in his dark pavilion trembling sate
Mantled in night. And now the prostrate fiend
Rear'd his terrific head with lightnings scorch'd
And furrow'd deep with scars of livid hue;
Then stood erect and roll'd his blood-shot eyes
To find the ghastly vision of grim death,
Who at the sudden downfal of his sire
Startled, and of his own destruction warn'd,
Had shrunk from sight, and to a misty cloud
Dissolv'd hung lowring o'er his shrouded throne.
When Satan, who last hope was now at stake,
Impatient for the interview exclaim'd:

„Where art thou, death! why hide thyself from him
Of whom thou art? Come forth, thou grisly king;
And though to suitor of immortal mould
Thy refuge be denied, yet at my call,
Thy father's call, come forth and comfort me,
Thou gaunt anatomy, with one short glimpse
Of those dry bones, in which alone is peace
And that oblivious sleep, for which I sigh.

He said, and now and hollow groan,
Like roar of distant thunder, shook the hall;
And from before the cloud-envelop'd throne
The adamantine pavement burst in twain

With

With hideous crash self-open'd, and display'd
A subterranean chasm, whose yawning vault,
Deep as the pit of Acheron, forbade
All nearer access to their shado'wy king.
Whereat the imprison'd winds, that in its womb
Were cavern'd, 'gan to heave their yeasty waves
In bubbling exhalations, till at once
Their eddying vapors working upwards burst
From the broad vent enfranchis'd, when, behold!
The cloud that late around the throne had pour'd
More than Egyptian darkness, now began
To lift it's fleecy skirts, till through the mist
The imperial phantom gleam'd; monster deform'd,
Enormous, terrible, from heel to scalp
One dire anatomy; his giant bones
Star'd through the shrivell'd skin, that loosely hung
On his sepulcral carcase; round his brows
A cypress-wreathe tiara-like he wore
With night-shade and cold hemlock intertwin'd,
Behind him hung his quiver'd store of darts
Wing'd with the raven's plume; his fatal blow
Of deadly yew, tall as Goliath's spear,
Propp'd his unerring arm; about his throne,
If throne it might be call'd, which was compos'd
Of human bones, as in a charnel pil'd,
A hideous group of dire diseases stood,
Sorrows and pains and agonizing plagues,
His ghastly satellites, and ev'n than these
More terrible, ambition's slaught'ring sons,
Heroes and conquerors stil'd on earth, but here
Doom'd to ignoble drudgery, employ'd
To do his errands in the loathsome vault,

And tend corruption's never-dying worm,
To haunt the catacombs and ransack graves,
Where some late populous city is laid waste
By the destroying pestilence, or storm'd
By murdering Russ or Tartar blood-besmear'd
And furious in the desp'rate breach to plant
His eagle or his crescent on the piles
Of mangled multitudes and flout the sky
With his victorious banners. Now a troop
Of shrowded ghosts upon a signal given
By their terrific monarch start to sight,
Each with a torch funereal in his grasp,
That o'er the hall diffus'd a dying light,
Than darkness self more horrible: the walls
Of that vast cenoptaph, hung round with spears,
Falchions and pole-axes and plumed helms,
Shew'd like the arm'ory of some warlike state:
There every mortal weapon might be seen,
Eeach implement of old or new device,
Which savage nature or inventive art
Furnish'd to arm the ruffian hand of war
And deal to man the life-destroying stroke:
And them betwixt at intervals were plac'd
The crowned skeletons of mighty kings
Caesars and caliphs and barbarian chiefs,
Monsters, whose swords had made creation shrink
And frighted peace and science from the earth.

Odes of Importance etc. To the Shoemakers. To Mr. Burke. To Irony. To Lord Lonsdale. To the King. To the academic Chair. To a Margate Hoy. Old Simon a Tale. The Iudges, or the wolves, the bear and

and inferior beasts, a Fable. By *Peter Pindar* Esq. 1792. 72 p. 4. Wenn Odes of importance so viel heißen sollen als wichtige Oden, so ließe sich wohl zweifeln, ob die hier gelieferten Gedichte ohne Ausnahme diese Benennung, in Vergleichung mit seinen frühern Arbeiten, verdienen. Einige von ihnen haben weder wichtige Gegenstände, noch sind sie geeignet einen starken Eindruck hervorzubringen. Das Mährchen vom alten Simon sündigt gegen Anstand und Wahrscheinlichkeit; die Ode an Margate Hoy ist ein geschmackloses, ekelhaftes Produkt. In der Fabel vom Wolf und Löwen und der Ode an Lord Lonsdale ist der Gegenstand derselbe, das Lob des Königs, „weil er „den Verf. nicht eines Gedichts wegen hängen lassen „wollte." Wir schreiben eine Stelle aus der so genannten Ode an Burke ab:

O Burke! behold fair Liberty advancing —
Truth, Wit and Humour, sporting in her train:
Behold them happy, singing, laughing, dancing,
Proud of a golden age again!
When all thy friends (thy friends of late, I mean)
Shall, flush'd with conquest, meet their idol queen,
The goddess at whose shrine a world should kneel;
When they with songs of triumph hail the dame,
Will not thy cheek be dash'd with deepest shame,
And conscience somewhat startled feel?
Ah! will thine eye a gladsome beam display;
Borrow from smooth Hypocrisy's a ray,
To hail the long-desir'd return?

Speak, wilt thou ſcrew into a ſmile thy mouth,
And welcome Liberty, with Wit and Truth;
And for a moment leave thy gang to mourn?
Yes, thou wilt greet her with a half-forc'd ſmile
Quitting thy virtuous company, a while,
To ſay: „Dear Madam, welcome-how d'ye doo?"
And then the Dame will anſwer with a dip,
Scorn in her eye, contempt upon her lip,
„Not much the better, Miſter Burke, for you."
„Poor Burke, I read thy ſoul, and feel thy pain —
Go, join the ſycophants that I diſdain."

A ſecond heroic Epiſtle to *Joſeph Prieſtley* LL. D. F. R. S. Acad. Imp. Petrop. R. Pariſ. Holm. Taur. Ital. Harlem. etc. etc. Dieſe zweyte Epiſtel kömmt der erſtern an Laune gleich, und übertrift ſie noch an Bosheit. Was ſoll man von einem Manne ſagen, der den ehrwürdigen Namen eines Price, der von Pedanterey und Bigotterie gleich weit entfernt war, und deſſen Verdienſten ſelbſt eifrige Anhänger der Miniſter Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zum Gegenſtand ſeiner Spöttereyen, und die Verwüſtungen und Unthaten der mordbrenneriſchen Rotten in Birmingham zum Vorwurf eines komiſchen Gedichts machen kann?

The miſcellaneous Works of *Richard Linnecar* of Wakefield. 267 p. 8. Dieſe Sammlung enthält zwey Luſtſpiele, the lucky eſcape und the plott ng Wives — ein Trauer-
ſpiel

spiel, the generous Moor, verschiedene kleine Gedichte, Lieder, Sinngedichte, Grabschriften u. s. w. und in Prosa: Zerstreute Ideen über Freymaurerey. Die dramatischen Stücke haben einige Züge von Natur und Wahrheit, sonst aber wenig, was ihnen auf Beyfall Anspruch gäbe. In den Lustspielen finden wir wenig Witz und Laune, in der Tragödie wenig Erhabenheit der Gesinnungen und des Ausdrucks. Das letztere ist in Zeilen gedruckt, die wie Verse abgesetzt sind, in der That aber nur aus einer unharmonischen Prosa bestehen:

All at once the ſky was coverd o'er with
Black: the wind began to roar; the ſea ten
Thouſand horrors ſhew'd, and fear of being
Swallow'd in the dark abyſs was ſeen in
Every ſailor's face; (O would to heav'n
We had, e'er I had ſeen what I was doom'd
To ſee) I (negligent of life or thoſe
About me) whilſt — — — etc.

Lob verdient indeß die seltne Offenherzigkeit, mit welcher der Verf. den wahren Grund angiebt, der ihn zur Bekanntmachung seiner Arbeiten vermocht hat:

'T is bread, not paſtime, makes me print.

A Day in Turkey, or the Ruſſian Slaves. By Mrs. *Cowley*. 1792. 86 p. 8. Dieses Lustspiel kömmt an innern Werthe manchen frühern Arbeiten der Verf. nicht bey; die Anspielungen, die es jetzt einigermaßen anziehend machen,

müssen

müssen mit der Zeit ihre Wirkung verlieren, vor der Hand aber ist es von dem Publikum ungemein günstig aufgenommen worden, und wird noch immer bey vollem Hause in Covent-garden wiederholt.

Solitude considered with respect to its influence on the mind and the heart. Written originally in German by M. *Zimmermann*, Aulic C. etc. Translated from the french of *J. B. Mercier*. 1791. 380 p. 8. Mercier hat sich bey seiner Uebersetzung, oder vielmehr Auszug aus dem Zimmermannschen Werk über die Einsamkeit viel Freyheiten genommen, wodurch indeß das Ganze mehr gewonnen als verloren hat. Der englische Uebersetzer hat sich genau an Mercier gehalten, aber nicht immer mit der erforderlichen Genauigkeit und mit Fleiß gearbeitet. In der Eil, mit der er gearbeitet zu haben scheint, hat er sich manchen argen Fehler zu Schulden kommen lassen. So übersah er die doppelte Bedeutung des französischen Worts defendre, und übersetzt eine Stelle, wo es heißt: Lavaters Schweizerlieder wären in Zürich verboten worden (defendus) The Swiss songs of L. were *defended* at Zurich, wo es heißen mußte: *prohibited* oder *forbidden*.

Fragments of a Poem, intended to have been written in consequence of reading Major Majoribank's Slavery. By the Rev. *E. Holder of Bristol*. 1792. 20 p. 4. Ein üblerer Gebrauch läßt sich nicht von der Poesie machen

chen, als wenn man sie, mit dem Verf. dieses Gedichts, zu Vertheidigung alter Mißbräuche anwendet. Durch sinnreiche, aber empörende Sophistereyen sucht der Dichter seine Leser zu überreden, der afrikanische Sklavenhandel sey unschuldig und unschädlich, weil unter hundert Sklaven nicht Einer in sein Vaterland zurückkehren würde, auch wenn er dürfte, weil die Pflanzer ja nur den Nießbrauch ihrer Sklaven, und nicht ihr Fleisch Pfundweise kauften u. s. w.

Flagellation of the Whigs, a Poem. By *John Dryden*, Junior, Esq. 1792. 45 p. 4. Eine schöne Nachahmung der ersten Satyre Juvenals, ganz im Geist und mit der Stärke und dem stürmischen Feuer des römischen Dichters. In folgenden kräftigen Versen erhebt der Dichter seine Stimme gegen ein Laster, das jetzt mehr als jemals die Aufmerksamkeit der Obrigkeit und der Sittenlehrer verdient:

Whene'er did folly ope a wider field?
Whene'er did vice more pleuteous harvest's yield?
Did ever thirst of gain our thirst excell?
Did ever griping usury thrive so well?
Did ever gambling with such fury rage,
In any country, or in any age?
Fair maried dames, and blooming virgins gay
Consume their charms at routs and midnight play,
Hence haggard looks, hence loss of health and fame,
Hence jewels pown'd, and what I will not name;

For

For debts of honor ladies too muſt pay,
If not in caſh, at leaſt ſome other way.
Princes and peers to gaming haunts reſort,
And round a pharo-table hold their court,
Elbow'd by ſwindlers, ſharpers, hangers on —
— — — — — —
Ere while the purſe was only ſtak'd —— but now
They riſque their all upon a ſingle throw.
Hence tradesmen call invain for promiſ'd pay,
Hence half-ſtarv'd maidens vow they will not ſtay.
Hence lackey-ſquires in loud inſulting ſtrain,
Of liveries bare, and victuals ſcant complain;
And loſt of all, to crown the ſad disgrace,
Their warning give, and damn the pimping place.
Then wife and children reſt of houſe and home,
Then keen remorſe, then madneſs, rage and foam,
And all dire ills which deſperate deeds await,
The piſtol, dagger and untimely fate etc.

The Jdyllia, Epigrams and Fragments of Theocritus, Bion and Moſchus with the Elegies of Tyrtaeus translated from the greek into engliſh verſe. To which are added Diſſertation and Notes. By the Rev. *Richard Polwhele*. 1792. 2 Voll. 544 p. 8. Die erſte Ausgabe dieſer ſchönen Ueberſetzung war in Quart prächtig gedruckt. Auf Verlangen veranſtaltete der Verf. dieſe zweyte in Octav, und fügte zugleich einige Verbeſſerungen hinzu.

Lon-

London. Aus der großen Menge neuer englischer Romane verdienen ohngefähr folgende einer besondern Erwähnung:

Desmond. a Novel. By *Charlotte Smith.* 3 Voll. 1792. 924 p. 12. Der beste Roman, den die fruchtbare Verf. bis jetzt geliefert hat. Er hat treffendere Sittengemälde und weniger lästige Episoden.

The modern Miniature. a Novel. 2 Voll. 1792. 8. Wie der Titel sagt, eine kleine Reihe artiger Miniaturgemälde nach dem Leben. Besondern Werth haben die Charaktere aus den niedern Klassen, deren Sprache indeß oft nur zu treu kopirt ist. Die Geschichte an sich bedeutet nicht viel.

Anecdotes of the Delborough Family; a Novel. By Mrs. *Gunning*, 1792. 5 Voll. 12. Auch von diesem Roman besteht der Werth größtentheils in einzelnen glücklichen Schilderungen von Charakteren und Sitten der wirklichen Welt. Der Vortrag ist weitschweifig, und der Plan in jeder Rücksicht sehr fehlerhaft angelegt. Eben das gilt von folgenden beyden:

Frederica or the Memoirs of a young Lady. By *a Lady*, 1792. 3 Voll. 8.

Memoirs of a Baroneſs. By the Author of the Conqueſts of the heart and the Victim of Fancy. 1792. 2 Voll. 12.

The Baroneſs of Beaumont. By *a Lady*. A Narrative fonded on Obſervation. The Object of it is a perfect Acquieſcence in the will of the great Diſpoſer of Events: whilſt it

it shows virtue in different characters, it will, it is hoped, not be found destitute of Amusement and Originality. 1792. 2 Voll. 8. Das Buch leistet ungleich mehr, als der seltsame Titel mit der Selbstrecension erwarten läßt. Vorzüglich gelingt dem Verf. die Darstellung rührender Szenen.

Marcus Flaminius; or a View of the Military, Political and Social Life of the Romans: in a Series of Letters from a Patrician to his friend, in the year 762 from the foundation of Rome to the year 769. By *E. Cornelia Knight.* 2 Voll. 1792. 740 p. 8. Im Geschmack der auch in Deutschland jetzt so beliebten, und in mehrerm Betracht so schädlichen historischen Romane. Nur dadurch zeichnet sich die Verf. aus, daß sie sich mehr als gewöhnlich von der wahren Geschichte entfernt, und mehr eigne Fictionen einwebt. Von Seiten des Vortrags und Styls hat das Buch unläugbare Vorzüge vor den meisten ähnlichen Produkten dieser Art.

London. Dr. Warton arbeitet an dem dritten Bande zu seines verstorbenen Bruders History of english Poetry, wovon man sehr viel erwartet. Der Doctor hat den Ruf von einer gründlichen, ausgebreiteten und seinem Unternehmen völlig angemessenen Gelehrsamkeit. So würden wir denn über die englische Litteratur eines der ersten und vorzüglichsten Werke vollständig haben, und dadurch eine den Freunden derselben sehr unangenehme Lücke ausgefüllt sehn.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1793.

VI.

Theokrits Idyllen und Epigrammen. Aus dem Griechischen metrisch übersetzt, und mit Anmerkungen, von Ernst Christoph Bindemann. Berlin 1793. bey Franke, 8vo 394. S.

Es ist ein eignes Ding um die Uebersetzungen der Alten, vornehmlich ihrer Dichter. Der Nichtkenner greift selten nach ihnen, und der Kenner legt sie selten mit Zufriedenheit aus der Hand. Jenen läßt selbst ein Meisterstück der Uebersetzungskunst kalt; diesem thut nichts Genüge, was kein Meisterstück ist. Man muß einige Kenntniß des Alterthums haben, um an den Alten Geschmack zu finden; man darf kein Fremdling in ihren Sitten und ihrer Denkungsart seyn, um aus den Darstellungen derselben einen Gegenstand des Vergnügens machen zu können. Es ist keiner unter ihren Dichtern, der nicht mit den Eigenthümlichkeiten seines Landes und Stammes auf das innigste durchdrungen wäre. Der Schmuck ihrer Poesie, die ganze Art ihres Ausdrucks, ihre Empfindungen selbst hängen durch tausend Fäden mit ihrer Lage zusammen, und ein Leser, welcher diese nicht anzuknüpfen weiß, wird seinen Autor sehr bald

gähnend aus den Händen legen. Indeß, wo dieser nur gleichgültig bleibt, wird der Kenner des Alterthums sehr leicht unzufrieden seyn. Es ist gewiß mehr als ein leeres Vorgeben eingenommener Humanisten, daß die Sprache der Römer und Griechen eine Fülle und Kraft hat, in welcher jede neuere Sprache weit hinter ihnen zurück bleibt. Diese Vorzüge sind schon in der Prosa sichtbar genug; aber sie sind es noch weit mehr in der Poesie. Die Freyheit, deren die alten Dichter genossen, sich von der eigenthümlichen Bedeutung der Wörter oft mit einer bewunderns-würdigen Kühnheit zu entfernen, erlaubte ihnen, einen größern Reichthum von Ideen in wenige Worte zu fassen, als neuere Dichter ihnen nachthun dürften. Es ist daher sehr begreiflich, daß derjenige, welcher die ästhetische Kraft, die ihre meisten Werke beseelt, empfunden hat, in einer Uebersetzung derselben nicht viel mehr als einen Schatten des Originals zu finden glaubt, dem der belebende Geist ganz oder zum Theil gebricht. Dabey genießen die alten Dichter noch eines andern Vortheils, welcher dem Uebersetzer nicht zu statten kommt. Ihre Werke erscheinen uns in Rücksicht auf Ausdruck und Sprache als Muster der Vollkommenheit. Die kleinen Unebenheiten, welche den Augen ihrer Zeitgenossen nicht verborgen blieben, verschwinden den unsrigen in der weiten Entfernung vieler Jahrhunderte entweder ganz; oder wo die Kritik sie bemerkt, werden sie doch nur durch den Verstand erkannt, und vermögen den Genuß nicht zu stören, welchen das übrige gewährt.

Dem

Dem Uebersetzer wird es nicht so gut. Jede seiner Nachlässigkeiten wird als eine Versündigung an der Vortreflichkeit seines Originals gerügt; jede Freyheit, die er sich mit seiner Sprache erlaubt, jeder dunkle und harte Vers wird ein Punkt der Anklage, welche die Freunde des von ihm übersetzten Dichters vor dem Richterstuhle des Geschmacks gegen ihn anstellen. Und nicht mit Unrecht. Was Spuren des Zwanges an sich trägt, kann auf Schönheit keinen Anspruch machen.

Theokrit ist einer von den Dichtern des Alterthums, bey welchem der Uebersetzer fast mehrere und größere Schwierigkeiten zu besiegen findet, als bey irgend einem andern. Wir wollen nichts von den Wunden sagen, die ihm die Unwissenheit und der Leichtsinn seiner Abschreiber geschlagen hat; nichts von so mancher dunkeln und räthselhaften Stelle, die auch nach den vereinigten Bemühungen so vieler Gelehrten noch immer unerklärt sind; — Theokrit hat diese Schwierigkeiten mit andern Schriftstellern des Alterthums gemein — wir wollen nur einige von denen erwähnen, die ihm eigenthümlich scheinen. Theokrits Idyllen sind meistentheils mimischer Art. Er schildert das Leben der niedern Stände, so wie er es in seinem Zeitalter und in seinem Vaterlande fand, wie es scheint, mit geringen Verschönerungen. Sein Ton ist meistentheils ganz familiär. Ueberall sind Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten eingestreut. Es wird häufig von ganz geringfügigen Dingen gesprochen. Dabey wechselt der Ton nach den Sit-

ten der Personen, welche er aufführt. Jeder Stand hat bey ihm seine eigne Manier sich auszudrücken. Aber außer den Idyllen der mimischen Gattung, finden sich in der Sammlung der theokritischen Gedichte eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Hymnen, Erzählungen und lyrischen Stücken, von denen jedes den eigenthümlichen Ton seiner Gattung hat. So verschieden aber nun auch immer die Manier seyn mag, in welcher sie gedichtet sind, so ist doch über alle die Eleganz und Anmuth verbreitet, deren sich das alexandrinische Zeitalter so vorzüglich befliß. Wie sehr nun dieses alles zusammen genommen dem Uebersetzer die Arbeit erschwert, sieht jedermann ein. Um den höchsten Ton der Poesie zu treffen, bedarf es eben nicht des feinsten Geschmacks. Die Uebertragung aus einer Sprache in die andre wird immer um desto leichter seyn, je stärker die Farben aufgetragen sind; und sie wird in eben dem Grade gefährlicher, in welcher der Ton sich der Prosa nähert. Hier bedarf es ganz vorzüglich einer festen Hand und eines sichern Geschmacks. Nun ist aber noch überdieß nichts so verschieden, als der vertraute Ton der alten und neuen Welt.

Es bedarf also in der That zu einer Uebersezzung dieses Dichters eines ganz vorzüglichen Grades von Geschmeidigkeit des Geistes, Richtigkeit des Geschmacks und Leichtigkeit des Ausdrucks, womit noch ein Vorrath classischer Kenntnisse verbunden seyn muß, welche über das Gemeine hinaus gehn; und es ist also gar kein Wunder, wenn unter den man-

nichfal-

nichfaltigen Uebersetzungsversuchen doch nur sehr wenige auf ein ausgezeichnetes Verdienst Anspruch zu machen haben. Herr Bindemann hat den Muth gehabt, mit einer Uebersetzung der sämmtlichen Idyllen Theokrits vor dem Publikum aufzutreten. Wir loben diesen Muth. Es erregt eine günstige Meynung für einen jungen Gelehrten, wenn er mit einem schweren Unternehmen debütirt.

Die vor uns liegende metrische Uebersetzung zeugt von Kenntnissen und einem rühmlichen Fleiße. Man sieht überall, daß der Verfasser derselben eine vertraute Bekanntschaft mit seinem Originale errichtet hatte, und daß er bey der Erklärung desselben einen unverächtlichen Schatz eigner Einsichten hinzubrachte. Aber das richtige Verständniß eines Schriftstellers ist nur die erste Bedingung zu einer guten Uebersetzung; es bedarf noch etwas mehr, damit sie schön und vortreflich werde.

Manche Stelle ist unserm Uebersetzer ohne Zweifel sehr gut gelungen, in mancher würde es wenigstens schwer seyn, etwas zu tadeln zu finden. Wir wollen einige hierhersetzen, welche uns am meisten befriedigt haben. XI. S. 124.

Weiße Galate, sage, was stößt du den Liebenden von dir?
Bist so weiß wie geronnene Milch und so zart wie ein Lämmchen,
Munter und wild wie ein Kalb, und blank wie die reifende Traube.
Oefters kommst du hierher, wenn der liebliche Schlummer mich fesselt,

Aber du fliehest sogleich, wenn der liebliche Schlummer entweichet,
Eilst davon, wie ein Schaaf, das die gräuliche Wölfinn gesehn hat.
Mädchen, ich liebte dich schon als du hier das erstemal herkamst,
Von der Mutter geführt, Hyacinthen auf unserer Bergflur
Dir zu pflücken; ich war's der damals die Steige dir zeigte:
Nimmer verlohr ich seitdem dein Bild aus den Augen u. s. w.

XXII. S. 229.

Itzt erblickten sie rund um sich her ein waldiges, wildes,
Dichtumwachsnes Gebirg, und sieh! am Hange des Felsen
Sprudelt ein Quell voll lieblichen Wassers; vom Sande des Bodens
Blinkten wie heller Krystall, wie Silber die Kiesel am Grunde.
Nah an den Ufern des Quells erhoben Föhren die Wipfel,
Sproßten Platanen und Pappeln und hochumlaubte Cypressen,
Dufteten Blumen umher, die Speise der haarigen Bienen,
Wie sie am Ende des Lenzes auf üppigen Wiesen nur wuchern. u. s. w.

Aber das Lob, welches diesen und einigen andern Stellen gebührt, kann bey weitem nicht der ganzen Arbeit, ja nicht einmal dem größern Theile der-

derselben beygelegt werden. Fast überall vermißt man die Leichtigkeit und Zwanglosigkeit, welche aus einer vollständigen Herrschaft über die Sprache und das Mechanische der Poesie entspringt. Viele Verse sind mit Flickwörtern angefüllt; viele durch undeutsche und fehlerhafte Wortfügungen entstellt. Vorzüglich ist der Dialog äußerst ungeschmeidig. Wir wollen an einigen Beyspielen zeigen, wie viel dieser Uebersetzung noch an der Vollendung fehlt, ohne welche ein Werk der Kunst auf keinen ungetheilten Beyfall zu rechnen hat. Wir zeichnen aus der ersten Idylle folgende, in verschiedenen Rücksichten fehlerhafte Verse aus:

— wenn ihm der Bock, der gehörnte, zu Theil wird.

Dem unbedeutenden Beyworte wird allzuviel Ehre erwiesen, indem es zu einem Beynahmen erhoben wird. Die griechische Sprache bezeichnet diesen Unterschied eben so bestimmt als die deutsche; und es ist ganz etwas anders, ob man τὸν κεραὸν τράγον oder τὸν τράγον, τὸν κεραὸν, sagt.

Lohnt die Ziege den Gott, so muß dir werden das Zicklein.

Weder so klar noch so richtig, als das Original. Es ist hart von einer Sache, welche zur Belohnung gegeben wird, zu sagen, daß sie lohne. Theokrit sagt ganz simpel: Wenn der Gott die Ziege zum Preiß empfängt.

Weicher ist immer das Fleisch der Zicklein, bevor du sie melkest.

Das Original weiß hier nichts von einem Comparativ, der bey dem Zusatze: bevor du sie melkest, den Vers höchst dunkel macht. Der seyn sollende Dactylus in der vierten Region Zicklein be — ist dem Vf. in dem Eingange seines Werkes um so weniger zu verzeihn, da er auf die Richtigkeit des Sylbenmaaßes vorzüglichen Fleiß gewendet zu haben versichert.

> Willst du, o Ziegenhirt nicht, bey den Nymphen!
> die Flöte nicht spielen?

ein schleppender Vers: wegen der unnützer Weise verdoppelten Negation, wegen der Stellung des eingeschobenen bey den Nymphen! und des umständlichen, die Flöte spielen für συρίζειν flöten.

> Lieblich säßest du hier —

Wer die Alten nur ein wenig kennt, wird sogleich fühlen, daß so etwas nicht im Original stehen kann. In der That weiß dieses hier von gar keinem Adverbio.

> Nein, wir dürfen nicht, Schäfer, wir dürfen nicht
> flöten des Mittags,
> Scheuend die Rache des Pan.

Wenn auch Theokrit hier ein Participium hätte, so würde sich der Uebersetzer dennoch haben hüten müssen, es ihm nachzuthun. Der vertrauliche Ton unserer Sprache verträgt diese Wortfügung nicht. Nun sagt aber Theokrit in zwey Sätzen:

Wir

Wir dürfen Mittags nicht flöten; wir fürchten den Pan u. s. w.

— und leicht ist der Böse zu reizen.

Daß der Ziegenhirt seinen Schutzgott so schlechtweg den Bösen nennt, ist eben so unwahrscheinlich als lächerlich. ἐντί γε πικρός er ist reizbar, jähzornig konnte er ohne Gotteslästerung sagen. Der folgende Vers

Zürnend schnaubt er stets aus der Nase die bitterste Galle.

empfiehlt sich weder durch Schönheit des Ausdrucks noch der Modulation. Wenigstens in der ersten Idylle hätte sich der Uebersetzer hüten sollen, einen Vers ohne allen Abschnitt hinlaufen zu lassen, nachdem er in der Vorrde versichert hatte: Er habe sich bemüht, die Einschnitte der Verse an ihrem rechten Orte anzubringen, um den griechischen Takt nachzuahmen. — Aber in diesem Verse ist weder deutscher noch griechischer Takt. Eben so fehlerhaft ist es gleich darauf, wenn der Uebersetzer einen Vers so ausgehn läßt.

den Nymphen des Quells und dem Priap.

Daß der Priapus zu einem Priăpus gemacht wird, ist zwar ein sehr gewöhnlicher Fehler, aber niemand sagt doch Prīāp statt Prĭāp.

Es laden die Rasen der Hirten
Sammt den schattigen Eichen uns ein.

ver-

versteht niemand, der das Original nicht zu Rathe ziehn kann. Und seit wenn sagt man die Nasen? — Doch wir wollen über Kleinigkeiten hinweg eilen. —

> Epheu, welcher bestreut mit goldenen Blumen sich schlingt durch
> Immergrün.

Einen Vers mit der regierenden Präposition zu schließen, ist fürwahr neu und kühn! —

> Mit dem Gewande geschmückt und der Binde des Kopfes.

Eine Kopfbinde wäre freylich zu gemein gewesen. Aber ist eine Binde des Kopfes auch nur erträglich? Unser Uebersetzer liebt diese Form. Weiter unten bekommen wir gar einen Schützen des Hasen! — Und was soll denn der Artikel hier? —

> Alle Kräfte die strengt er, so glaubst du, jetzo zum Wurf an.

eine höchst fehlerhafte Art zu reden! Wozu dient diese unnöthige Anhäufung der Subjekte, als die Rede schleppend zu machen? Leider bedient sich unser Uebersetzer derselben nur allzuoft!

> Ist er ein Graukopf gleich, doch die Kraft ist würdig der Jugend.

Ein in jeder Rücksicht tadelhafter Vers. Gleich doch die ist kein Dactylus; ein Graukopf ist höchst unedel, und gar nicht mit πόλιος zu vergleichen, welches dem Deutschen: ist er gleich grau von Haaren entsprechen würde. Die Kraft sollte

seine

seine Kraft heißen. Der Jugend für eines Jünglinges ist in diesem Tone pretiös und undeutlich. Was soll man aber endlich noch von der Stellung der Wörter sagen? — Doch genug Beyspiele aus dem Anfange einer einzigen Idylle. Vielleicht ist keine andre an Fehlern so reich; aber zuverlässig ist auch keine ganz frey davon. Die XXVI. Idylle fängt mit folgenden Versen an:

Ino, Autonoa auch, und mit weißen Wangen Agaua,
Führeten drey Thiasos zum Berg; drey waren der Schwestern.

und schließt mit folgenden:

Heil der reizenden Semele auch! Den kadmeischen Schwestern
Heil! Die wurden hinfort von mancher Heroinn gepriesen;
Sie die damals die That, vom Gotte getrieben, vollbrachten.
Tadellos war sie: es richte doch keiner die Thaten der Götter!

Wie hier, so häufen sich an mehrern Stellen die Flickwörter auf eine höchst widerliche Art. So zum Beyspiel XIV. 12.

Sieh, der Argeier und ich, und dann der thessalische Reiter
Apis, und Kleunikos auch, der Soldat, wir tranken zusammen
Einst im Hause bey mir: zwey Hühner hatt' ich geschlachtet,
Und ein saugendes Ferkel; auch stach byblinischen Wein an,

Der

Der vierjährig und leicht, wie ein ebengekelterter Most war.

Zwiebeln auch langt ich hervor und Schnecken; —

und weiter unten:

Wir, wir gelten nun nichts, wir werden nun gar nicht gerechnet;

Wie Megarer so klein, nichts werth, und von allen verachtet.

Wär' ich nur kalt dabey, dann würd' es auch alles recht gut gehn,

Doch nun bin ich die Maus, die Pech, wie sie sagen (?) gekostet,

Weiß auch gar nicht, wodurch unsinnige Liebe geheilt wird.

Aber diese Idylle ist dem Uebersetzer durchaus mißlungen und unter seinen Händen fast ganz unlesbar geworden. Nicht viel besser ist ihm die folgende, die berühmten Syracusanerinnen, gelungen. In beyden ist der vertrauliche Ton bald zu tief, bald zu hoch angegeben und sie haben nichts von dem frischen und wahren Colorit beybehalten, das ihnen seit mehrern Jahrhunderten einen ausgezeichneten Beyfall verschaft hat. In dem einzigen Vers

Meiner ist eben so arg, Diocleidas, der saubre Verschwender.

ist eine auffallende Disharmonie zwischen der gesuchten Stellung der Wörter und dem in ihnen enthaltenen Sinne. Eine Frau, welche ihren Mann durch Meiner bezeichnet, würde den Nahmen desselben entweder ganz ausgelassen, oder ihm doch eine andere Stelle angewiesen haben. Eben so ist der Vers

Komm

Komm zu des Königes Burg Ptolemaios des reichen Gebieters

außer dem Tone und undeutsch oben drein. — Wir wollen noch einige Proben von dem Dialoge unsers Uebersetzers geben. Die vierte Idylle fängt folgendermaaßen an:

Battos.

Sage mir, Korydon, doch, wem gehören die Kühe? Philondas?

Korydon.

Nein dem Aigon, und der hat sie mir zu weiden gegeben.

Battos.

Nun und am Abend, nicht wahr? da melkst du sie heimlich doch alle?

Korydon.

Ja, wenn der Alte die Kälber nicht brächt' und mich immer belau'rte.

Battos.

Aber der Rinderhirt, wo ist er auf einmal geblieben?

Korydon.

Weißt du das nicht? Er gieng zum Alpheos: Milon der führt ihn.

Battos.

Ist dem Menschen wohl je schon Oel vor die Augen gekommen?

Korydon.

O sie sagen, er mißt sich an Stärk und an Kraft mit Herakles.

Battos.

Mir, hat die Mutter gesagt, muß selbst Polydeukes noch nachstehn.

Kory-

Korydon.

Doch er begann mit der Hack' und zwanzig Schafen die Reise.

Battos.

Milons Reden die brächten den Wolf auf der Stelle zum Rasen u. s. w.

Wir glauben Proben genug gegeben zu haben, um unser Urtheil gegen den Vorwurf einer unbilligen Strenge zu sichern. Der Uebersetzer muß selbst einsehn, daß er sein Werk noch etwas zu früh hat hervortreten lassen, und daß er die Absicht, seinem Lieblingsdichter mehrere Freunde und Bewunderer zu verschaffen, schwerlich erreichen dürfte. Bey ungelehrten Lesern dürfte schon der Gebrauch der ursprünglich griechischen Nahmen Herakles, Polydeukes, Härä, Kroisos, u. a. m. der Erreichung dieser Absicht im Wege stehn. Doch dieß wäre eine Kleinigkeit. Aber die Dunkelheiten, die Härten, die Fehler gegen die Richtigkeit der Sprache, der Mangel an Leichtigkeit und Anmuth sind für den Zweck unsers Uebersetzers von einer desto entschiednern Wichtigkeit.

Von den kritischen Anmerkungen zu reden, welche Hr. B. der Uebersetzung angehängt hat, ist hier nicht der Ort. Sie zeigen Kenntniß der Sprache und eine gute Beurtheilungskraft. Die eignen Vorschläge zur Verbesserung des Textes aber sind selten glücklich genug. Wenn auch keiner unter ihnen geradezu verwerflich ist, so empfiehlt sich doch auch nicht ein einziger durch einen vorzüglichen Grad von Evidenz.

VII.

Zamori oder die Philosophie der Liebe in zehn Gesängen von *Franz von Kleist*, Berlin 1793. bey Fr. Vieweg dem j. 8vo. 301. S.

Wenn die Kunst eines Volkes ihrem Verfalle entgegeneilt, pflegt sich dieses traurige Ereigniß dadurch zum voraus anzukündigen, daß man eine gewisse mechanische Fertigkeit mit dem Genie der Kunst, und einen flüchtigen Reiz mit der ewigen und unvergänglichen Schönheit zu verwechseln anfängt. Wenn sich bey dem ersten Keimen derselben ihre Werke durch diejenige Härte der Form kenntlich machen, in welcher sich der noch nicht ganz geendigte Kampf der Ideenfülle mit den Werkzeugen der Darstellung offenbart; so erkennt man diejenigen Werke der Kunst, die sie während ihres Verblühens hervorbringt, an einer übergroßen, meist einseitigen Sorgfalt in Bearbeitung der Form, und einer gewissen Ueppigkeit, wodurch sich ihre Schöpfer von der Verbindlichkeit, einen reichhaltigen Stoff zu liefern, haben loskaufen wollen. Wenn dort der Mangel an Farben die Energie der Darstellung hindert, so blendet hier die Verschwendung derselben, ohne doch die Dürftigkeit des Stof-

ses, den sie bekleiden, gänzlich verbergen zu können. Dort läßt der Mangel an Tönen das Ohr allzuleer, hier wird es durch die Ueberfülle der Harmonie betäubt. Aber jedermann sieht ein, daß die Mängel der Kunst in ihrer ersten Epoche eine günstige Aussicht für die Folge versprechen; während die Fehler der letztern nichts als einen traurigen Untergang erwarten lassen. Es war leicht, zu den vier einfachen Farben, deren sich Apelles bediente, noch eine fünfte und sechste zu finden; die leeren Stellen der alten Leyer wurden bald mit mehrern Saiten ausgefüllt; die Hand der Zeit selbst schliff die Ecken und Rauhigkeiten an den Bildsäulen eines Dädalus ab; aber nie kehrt ein durch Ueppigkeit verwöhnter Geschmack zu der Einfalt der bessern Zeiten zurück.

Die Geschichte der Künste unter allen Völkern, bey denen sie geblüht haben, bestätigt diese Bemerkungen. Ehe die Stimme der Musen unter den Römern verstummte, traten noch einige schätzenswürdige Dichter auf, in deren Manier sich aber der Saame der bevorstehenden Verderbniß auf eine unverkennbare Art an den Tag legte. Ohne Zweifel übertrift das Colorit Juvenals an Lebhaftigkeit das Colorit des Horaz; seine Verse sind um ein gutes Theil wohlklingender und sein Ausdruck mit größerer Sorgfalt ausgefeilt: aber bey allen diesen Eigenschaften überschreitet er die Linie der Wahrheit und Schönheit, von welcher sein Vorgänger sich niemals entfernt. Dasselbe wird man bey der Vergleichung anderer Dichter aus die-

sem

sem und dem goldenen Zeitalter der lateinischen Poesie mit leichter Mühe wahrnehmen können.

Einem aufmerksamen Beobachter der deutschen Litteratur kann unmöglich die Bemerkung entgangen seyn, daß der gegenwärtige Zustand unserer Poesie dem Zustande eines Schwindsüchtigen gleicht, dessen blühende Gesichtsfarbe nichts anders als die Unheilbarkeit seiner Krankheit verkündigt. Die Anzahl der jungen Freunde und Liebhaber der Musen, welche den Fuß des Parnasses belagert halten, ist vielleicht zu keiner Zeit so beträchtlich gewesen; — aber was findet man in den Werken der meisten unter ihnen? Reichthum der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Lebhaftigkeit des Witzes, Richtigkeit des Ausdrucks? Nichts, oder doch sehr wenig von allen dem; aber wohl einen Reichthum an Reimen, einen weichlichen Rhythmus, glänzende Farben, mit einem Worte, was Petron sagt: Mellitos verborum globulos et omnia dicta verbaque papavere ac sesamo sparsa.

Wie nahe die Gefahr des Verfalls einer Kunst sey, wenn ein verderbter Geschmack das Reizende an die Stelle der Schönheit setzt, bedarf keiner weitern Ausführung; daß dieses aber der Fall der Dichtkunst in unsern Zeiten sey, ist ein Factum, dessen Existanz schwerlich dürfte geleugnet werden können. Es giebt eine doppelte Art von Schwierigkeiten, welche der Dichter zu besiegen findet; die einen liegen in dem mechanischen Theile der Kunst, welcher das Erlernbare derselben ist; die andern sind mit der sinnlichen Darstellung der

Ideen überhaupt verbunden. Nur derjenige verdient den Namen eines großen Künstlers, welcher beyde glücklich zu besiegen versteht: den untersten Rang aber nimmt derjenige ein, welcher sich nur der mechanischen Fertigkeit zu rühmen; sollten auch die besiegten Schwierigkeiten noch so zahlreich seyn. Warum haben sich wohl so viele unsrer neusten und jüngsten Dichter so freywillig neue und beschwerliche Fesseln im Reim und Rhythmus aufgelegt? Warum hat die veraltete und von dem deutschen Parnaß fast verwiesene Gattung des Sonnets so viele Verehrer gefunden? warum werden die künstlichsten Sylbenmaaße *) am häufigsten nachgeahmt und der einfache Rhythmus unsrer vierzeiligen Jamben immer seltner und seltner gehört? Sollte denn in der That das Gefühl der Kraft in diesen Schülern der Musen so stark seyn, daß ihnen die alten Fesseln zu leicht schienen? oder haben sie diesen Weg eingeschlagen, weil sie fühlten, daß es doch noch immer leichter sey, ein guter Reimer als ein Dichter zu seyn? weil sie sich bey dem Bewußtseyn, keine Mühe gespart zu haben, über den Mangel an Gedanken und Empfindung leichter täuschen oder trösten können? weil sie endlich durch sichtbare Kunst den Beyfall des großen Publikums am sichersten zu gewinnen und die Kritik am leichtesten zu entwafnen glauben?

Man

*) zum B. das Sylbenmaas von Bürgers hohem Liede der Liebe, welches bis zum Ekel nachgeleyert worden ist.

Man würde unsre Meynung vollkommen misverstehn, wenn man uns die Absicht beylegte, dieses Bestreben, die schöne Kunst auch so reizend als möglich zu machen, überhaupt tadeln zu wollen. Nur sey der Reiz nicht mit dem Verluste der Schönheit erkauft; nur mögen diese Dichter, indem sie ihre Fesseln noch mehr erschweren, auch die volle Freyheit erhalten zu haben scheinen, nach Willkühr auszuschreiten! Der schönste Wohllaut der Reime, wenn er an der Verstümmelung eines einzigen Gedankens schuld wird, ist ein Misklang für den Verstand; und die Kunst eines Sonnetendichters, wenn er einen gedehnten oder verkrüppelten Stoff ausführt, wären seine Verse auch noch so süß, ist doch fast noch weniger werth, als die Kunst eines geschickten Luftspringers.

Diejenigen, welche zu einer gewissen Zeit, aus unstatthaften Gründen, aber auf eine ihnen höchst ehrenvolle Veranlassung, den Gebrauch des Reims in unserer Sprache bekämpften, fühlten sehr lebhaft, daß er, bey aller Anmuth und Melodie, doch der Darstellung der Ideen nicht selten im Wege stehe. Bey der Fülle der Ideen, die sie darzustellen strebten, fühlten sie das Bedürfniß leichterer Fesseln, und schlugen dann oft den Werth des Stoffes gegen den Werth der Form ohne Verhältniß zu hoch an. Weil sie ferner bemerkt hatten, daß der Rhythmus des reimlosen Verses in manchen Fällen nicht nur dem Ohre vollkommen Genüge thue, sondern die Darstellung belebe und verschönere, dehnten sie dieses weiter, als sie soll-

ten, auf alle Gattungen der Dichtkunst aus. Wenn indeß ihre Gründe und Versuche nicht alles das beweisen, was ihre Urheber zu beweisen suchten, so haben sie doch hinreichend dargethan, daß die deutsche Sprache des Reims weit eher entrathen könne, als irgend eine des südlichen Europas; und daß sie in dieser Rücksicht, wie in mehrern, zwischen den alten und neuen Sprachen in der Mitte stehe.

Unter diesen Umständen aber muß es in der That sonderbar scheinen, daß man seit kurzer Zeit den Reimen wiederum so große, ja noch größere Rechte als ehemals eingeräumt hat; daß man einen so hohen Werth nicht nur auf einen gewissen Reichthum, sondern auch auf eine gewisse künstliche Verschlingung desselben legt; daß man ihn endlich in alle Gattungen mit aller seiner Ueppigkeit einzuführen sucht.

Das neuste Gedicht des Herrn von Kleist, welches uns zu diesen Betrachtungen Gelegenheit giebt, ist in sogenannten ottave rime geschrieben, eine Versart, welche jedermann aus den Heldengedichten der Italiener kennt. Der erste Deutsche, welcher sie uns auf eine ehrenvolle Art, obschon nicht in ihrer ganzen Reinheit, bekannt gemacht hat, ist Wieland gewesen. Aber Wieland war wohl weit entfernt, diese Versart zu einem allgemeinen Gebrauch in dem Heldengedichte empfehlen zu wollen. Er wollte vielmehr versuchen zu zeigen, was in einer für rauh und unbildsam geltenden Sprache möglich wäre, und zeigte — was seinen Kräften möglich war. Billig sollte

Wie-

Wielands Idris, dieses Prunkwerk der Sprache und Phantasie, jeden Ungeweihten von einem ähnlichen Wagstück zurückschrecken.

Ob nun der Verfasser des Zamori einen so hohen Grad von Salbung empfangen habe, um es wagen zu können, kek neben jenem Heroen unsrer Litteratur aufzutreten, werden wir in der Folge sehn: jezt sey es uns erlaubt, noch einen Augenblick bey dem Allgemeinen stehen zu bleiben. Was könnte wohl die Deutschen bewegen, die Form der ottave rime in das Heldengedicht einzuführen? Das Beyspiel der Italiener? Billig sollten wir doch in der Kritik so weit gekommen seyn, daß keine Autorität, wäre es auch gleich die Autorität einer ganzen Nation, ein Gesetz für uns würde; und die großen, in unsrer Sprache, ohne Aufopferung wesentlicher Schönheiten, fast unbesieglichen Schwierigkeiten des dreyfachen Reims und der achtzeiligen Strophe verdienen doch wohl eine sorgfältige Abwägung der Nachtheile und des Nutzens.

Ohne Zweifel ist die achtzeilige Stanze der Italiener ein sehr wohlklingender Vers. Aber diejenigen unter unsern Dichtern, welche sich ihrer bedienten, haben es aufgeben müssen, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt und Vollkommenheit in unsre Sprache überzupflanzen. Sie haben sich mit der Aufzählung dreyer Reime begnügen müssen: aber die schöne Verschlingung derselben beyzubehalten, haben sie nicht vermocht. Ja nicht einmal das Ende der Strophe haben sie immer mit gleichlautenden Reimen schließen können.

Mit dieser Zerstörung der ursprünglichen Anordnung der Reime, welche die Vorstellung eines Ganzen so außerordentlich befördert, verschwindet auch das Wesen der Stanze und ihr hoher Wohllaut löst sich in den fast unbedeutenden Reiz eines dreyfachen Reimes auf. Daß aber die wahre Harmonie eines Systems von Versen nicht auf der Menge der Reime, sondern ihrer Stellung beruht, ist eine längst entschiedene Sache, und erhellt auch zum Theil schon daraus, daß, einige, den allgemeinen Satz nicht entkräftende, Fälle ausgenommen, nicht drey oder vier Reime auf einander folgen dürfen, ohne dem Ohr wehe zu thun. — Und das Vergnügen dieses dritten Reims, in der vorgeblichen Stanze, sollte die Mühe aufwiegen, welche mit der Aufsuchung desselben verbunden ist?

Wer die italienische Sprache auch nur aus Opernarien kennt, wird ohngefähr beurtheilen können, daß, was den Reim betrift, Ariost in den acht und vierzig Gesängen seines Roland mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen haben konnte, als ein deutscher Dichter, der nicht blos reimen oder der so gut reimen will als Ariost, in einigen hundert Stanzen antreffen wird. Hieraus allein schon könnte der Gewinn dieser Nachahmung einigermassen beurtheilt werden. Es bedarf aber ferner auch gar keiner tiefen Einsichten in das Wesen beyder Sprachen, um zu begreifen, daß die größere Einförmigkeit der Endungen eine größere Anzahl von Reimen erfordert, wenn der Rhythmus des ganzen Systems dem Ohre fühlbar genug werden soll.

Da

Da wir einmal dieses Weges gekommen sind, so wollen wir in dem vor uns liegenden Gedichte, gegen unsere Gewohnheit, zuerst den mechanischen Theil in Erwägung ziehn, und dann erst zu der Beurtheilung der Erfindung und Ausführung übergehn. Wir glauben in dem gegenwärtigen Fall die Billigkeit um desto weniger zu verletzen, da der Verfasser des Zamori auf diesen Theil seiner Arbeit einen vorzüglichen Werth zu legen scheint.

Wir haben vorhin schon zu verstehn gegeben, daß sich der Herr von Kleist der Freyheit bedient habe, von den strengen Gesetzen abzuweichen, welche sich die italienischen Dichter bey Verfertigung der Stanze vorgeschrieben haben. Er behauptet zwar in seiner Vorrede, daß diese schon an sich höchst harmonische Versart durch eine freyere Behandlung nur noch wohlklingender und gefälliger werde; aber dieß wird ihm niemand glauben, der ein gesundes Ohr hat, und die buhlerischen Reize gebrochner Töne von einer ernsten, edeln und reinen Harmonie zu unterscheiden weiß. Man wird also dem Hrn. v. Kl. entweder jenes absprechen müssen, oder man wird ihn beschuldigen, aus der Noth eine Tugend gemacht zu haben.

Wir für unsre Person sind vollkommen geneigt, die Behauptung des Hrn. v. Kl. für sein aufrichtiges Urtheil anzunehmen. Er hat in der That alle mögliche Sorge getragen, die erträumte Freyheit bis an ihre äußersten Grenzen auszudehnen, so daß er die Stanze bisweilen ganz umkehrt und das oberste zu unterst bringt. Was nun dem Versbau

auf diese Weise an Schönheit entzogen ward, hat er ihm an Süßigkeit wieder zu erstatten gesucht. Hierzu hat er sich besonders Eines Mittels bedient, welches an sich nicht zu tadeln ist, aber durch den unmäßigen Gebrauch, den er davon macht, äusserst widerlich wird; wir meynen diejenige Anordnung der Verse, wo zwey Reime zwischen zweyen andern gleichsam eingeschlossen sind. Unter allen Stellungen von vier Reimen ist dieses die weichste und melodischste, und eben darum diejenige, deren das Ohr in einem langen Gedichte, bey einer steten Wiederkehr, am allerersten überdrüssig wird. Unter den ersten eilf Stanzen des Zamori ist keine einzige, in welcher die Reime nicht auf die besagte Art geordnet wären. *)

Mit dieser Sorgfalt, dem Ohre durch die Anordnung der Reime zu schmeicheln, contrastirt die Nach-

*) Solche Dichter und Redner, welche mit ihren Zaubertönen kein Maas halten konnten, hatte Quintilian im Sinne, wenn er sagt; duram potius atque asperam compositionem malim esse, quam effeminatam et enervem, qualis apud multos, et quotidie magis lascivimus, syntonorum modis saltitantes. Ac ne tam bona quidem ulla erit, ut debeat esse continua et in eosdem semper pedes ire. Nam et versificandi genus est, unam legem omnibus sermonibus dare, et id cum manifesta affectatione, cujus rei maxima cavenda suspicio est, tum etiam similitudine taedium et satietatem creat: quoque est dulcius, magis perit etc.

Nachlässigkeit, welche sich der Verfasser zuweilen in dem Gange des Verses zu schulden kommen läßt. So finden wir im ersten Gesange folgende Verse mit fehlerhaftem Abschnitt.

9. St. Du Thräne sagst: ich find' | es nicht! der Traum verfloß.
18. Leb' wohl! — er schweigt und wie | ein Schach zu seinem Zelte.
20. Hier schlägt sein Herz | nun endlich frey, ihm däucht.
41. Zamori steckt den Kopf | heraus, sieht daß es tagt.
42. Sich klagend wieder auf und geschwind in den Wald.
44. Zamori im Gesträuch' | war's Täuschung die.
51 Ein sanftes Mädchen nicht; | ihr Busen beut.
63. Ach endlich rief er, endlich, wird die Nacht.
64. Ihr Balsam weht, dann dacht' | ich; welch' ein Paradies.
65. Nimm meinen Dank oft wenn | die Nacht vom Himmel winkte.

Zu dieser Nachlässigkeit darf auch die Freyheit gerechnet werden, welche sich der Hr. von Kl. bisweilen erlaubt, den jambischen Versen einen dactylischen beyzugesellen. Der Vers

stürzt er von Liebe beseelt an ihre wallende Brust

in der 52sten Str. mag sich durch die beabsichtigte Belebung des Ausdrucks, obgleich nur zur Noth, vertheidigen; aber bey folgendem in der 72. Str.

hin-

hinüber die kosenden Weste wehn

findet auch nicht einmal diese Entschuldigung statt.

Doch dieses sind wahre Kleinigkeiten in Vergleichung mit einem andern Fehler, dessen wir billig hier Erwähnung thun, weil er mit der mechanischen Bearbeitung unzertrennlich zusammenhängt. Die Tyranney des Reimes und Sylbenmaases über die Gedanken und den Ausdruck zeigt sich in diesem Gedichte auf eine so auffallende Art, daß wir oft ungewiß waren, ob wir mehr das blinde Vertrauen des Verfassers auf seine Kräfte, oder seine gute Meynung von der Nachsicht und Langmuth des Publikums bewundern sollten. Während er auf der einen Seite das Bestreben zeigt, Farben auf Farben zu häufen und seine Mahlerey mit einem täuschenden Firniß zu überziehn, verräth er auf der andern eine gänzliche Sorglosigkeit in Absicht auf die Richtigkeit seiner Zeichnung. Seine Verse wimmeln von Flickwörtern und unnützen schleppenden Zeilen. Halbe Stanzen sind durch die Allmacht des Reimes geschaffen, und oft sieht man ganz deutlich, wie der Gang der Gedanken durch die Leitung dieses mächtigen Despoten bestimmt und auf ein ganz anderes Ziel gerichtet wird, als der Dichter anfänglich zu erreichen suchte. Oft treffen sich eine Reihe von Sätzen nur darum zusammen, weil einige Worte in ihnen zusammenklingen; oft aber wird auch der Reim erzwungen, und der Ausdruck willkührlich nach dem Bedürfnisse desselben umgebildet. Mit einem Worte, jemehr wir uns

mit

mit diesem Gedichte bekannt machen, desto mehr werden wir überzeugt, daß der Reim eines der wirksamsten Elemente bey seiner Schöpfung gewesen ist.

Von allen diesen wollen wir unsern Lesern einige Beyspiele vorlegen; und wir glauben unsern Beweis nicht bündiger führen zu können, als wenn wir den Raum, von welchem wir dieselben sammeln, so viel als möglich einschränken. Wir wollen daher bey dem ersten Gesange stehn bleiben; einmal, weil zu vermuthen steht, daß der Verfasser auf ihn den meisten Fleiß gewendet habe; und zweytens, weil es uns überflüßig schien, aus zehn Büchern darzuthun, was aus Einem mit der vollkommensten Strenge bewiesen werden konnte.

Zuerst also einige Beyspiele von unrichtigen Ausdrücken, welche ihr Daseyn dem Reime danken. Str. 5.

schon längst mit sich und seiner Welt in Fehde,
schon längst beym Volk im lästernden Gerede —

in lästerndem Gerede stehn ist eben so undeutsch, als in übler Rede stehn, welches doch gleichgeltend seyn müßte. Jedermann sieht, daß es Ruf heißen soll; und auch dann wäre der Ausdruck noch nicht ganz richtig. Str. 10.

sie nimmt von unserm Blick den wunderbaren Schleyer,
durch den der Mensch sich selbst ein Halbgott sieht.

statt scheint. Der folgende Vers:

und den Verbrecher doch im bessern Bruder flieht

ist

ist ganz unverständlich, und man kann nur rathen, was der Sinn seyn könnte. Wenn es heißen soll, man fliehe oft den als einen Verbrecher, der doch besser sey als wir selbst, so ist weder der Gedanke noch der Ausdruck richtig. Einen andern Sinn aber vermögen wir nicht in diese Worte hinein zu erklären. Str. 16.

Zamori sieht bald eine Quelle blinken,
die spiegelhell hier zwischen Blumen rann.
Er eilet hin —

Hier verursacht der Reim einen fehlerhaften Uebergang aus einer Zeit in die andre. Dieser Fehler wird noch mehrmalen wiederholt. Str. 16.

wir sind nun bald zwey Stunden
herumgeirrt und haben nichts gefunden —
—— für schwärmerische Kunden
ist dieß ein Land.

Kunden für Kenntnisse und dieß für Nachforschungen! und welch' ein lächerlicher Plural! Str. 18.

— Er schweigt; und wie ein Schach zu seinem Zelte
geht er der Wüste zu, mit eines Kato's Kälte.

Der Schach und der Kato werden sehr erstaunt seyn, sich hier in einer Person zusammenzufinden. Aber was vereinigt der Reim nicht? Da einmal Katos Kälte in den Vers gebracht werden sollte, so mußten auch die Zelte herbeygeschafft werden; und woran denkt man bey einem Zelte wohl eher als an einen Schach? Auch in der folgenden Stanze dankt es Zamori einzig und allein dem Reime, daß ihn der Botsmann, der ihn wenigstens für toll hal-

ten

ten muß, mit dem sanften Allgemeinsatz, daß alle Menschen Thoren sind, laufen läßt:

> Umsonst; Zamori hat sich in den Wald verlohren;
> Der Botsmann geht und denkt: die Menschen sind doch Thoren!

Was hätt' es ihm aber auch geholfen, die Sache beym rechten Nahmen zu nennen, da sich Zamori nun doch schon in den Wald verlohren hatte. Str. 20.

> Hier schlägt sein Herz nun endlich frey; ihm däucht
> als sey sein Geist von neuer Kraft beseelet.

Ein beseelter Geist! fürwahr dieß ist neu! Aber belebt reimte nicht. Str. 32. heißt die Mittheilung

> ein Zauberöhl, dies Leben zu versüßen.

Was man sich bey einem Leben denken soll, das durch das Oel der Mittheilung versüßt wird, ist uns zu schwer zu fassen. Doch darum ist es auch ein Zauberöhl! Str. 43.

> kaum hört er, wie vom Wirbelwind gerafft
> das Laub sich wälzt.

Str. 44.

> War jene Stimme nur, o süße Harmonie,
> ein Zauberschall, den Hofnung ihm verlieh.

Ein Schall wird weder verliehn noch empfangen, sondern hervorgebracht und gehört. Str. 45.

> —— im rasenden Gewüthe. u. s. w.

Als

Als ein Beyspiel einer höchst dürftigen, durch Flickverse ausgefüllten Stanze bietet sich uns sogleich die eilfte dar:

Den Jüngling täuscht dies schmeichlerische Bild,
er zittert sich bey Menschen noch zu sehen,
und will, sobald nur gute Winde wehen,
das weite Meer sein wildes Toben stillt,
zu Schiff und in die Südsee gehen;
einsiedlerisch, auf waldigem Gefild,
sich ungestört an der Natur ergötzen,
und so die Freyheit mehr als Gold und Ehre schätzen.

Der vierte Vers ist nach dem dritten überflüßig; der fünfte ist wenigstens zur Hälfte ausgeflickt, und in der ganzen Strophe ist kein Funken poetischen Geistes sichtbar. Der letzte Vers aber ist noch überdieses widersinnig, weil er etwas als zukünftig ausdrückt, was schon längst geschehen seyn mußte, ehe Zamori seinen Entschluß fassen konnte. Die beyden folgenden Stanzen verdunkeln die vorhergehende nicht:

Der schöne Plan wird eiligst ausgeführt,
kaum daß die Seegel sich vom Hauch des Ostwinds ründen,
so sieht er schon, wie Zeno ungerührt,
sein Vaterland in Nebelgrau verschwinden,
und glaubt, das Glück, das er mit Spanien verliert,
veredelter auf wüster Flur zu finden.
Noch einmal sieht er sich nach jenen Ufern um,
kehrt dann sich weg und bleibt die ganze Reise stumm.

13.

Das Schiffsvolk sieht mit lächelndem Erstaunen
den Sonderling, der keine Sylbe spricht,
und ganz vertieft in schwärmerischen Launen,
den Platon in der Hand, bald einem Bösewicht,
bald einem Halbgott gleicht, so ändern sich die Falten
auf seiner Stirn, so wechselt sein Gesicht:
jetzt scheint sein Ernst das Recht der Menschheit zu verwalten,
jetzt einer Furie das Schlangenhaupt zu halten.

Der vierte und fünfte Vers in der ersten dieser beyden Stanzen sind dürftige Kinder des Reims. Nach dem langen Panegyr, welchen Zamori in dem Vorhergehenden der Einsamkeit gehalten hat, ist es sehr überflüssig zu sagen, daß er in einer einsamen Gegend das Glück des Lebens suchen wolle. Es ist aber noch überdieß auf eine widersinnige Art gesagt. Von einem Glück, das er mit Spanien hätte verlieren können, ist vorher gar nicht die Rede gewesen, und konnte es auch nicht seyn, da Zamori sein Vaterland blos darum verläßt, weil er sich in demselben höchst unglücklich fühlt. Wie kann er denn nun das, was bishero gar nicht für ihn existirt hatte, in einem andern Lande veredelt finden? — Von der dreyzehnten Stanze getrauen wir uns keck zu behaupten, daß sie aus den Reimen der beyden ersten Zeilen herausgesponnen ist. Denn hätte das Erstaunen nicht die Launen herbeygeführt, (die in einem Manne, welcher der ungehinderten Ausführung eines großen Planes entgegen geht, gar nicht statt finden, und

doch nun hier, es koste was es wolle, erklärt und begreiflich gemacht werden sollten) so würde man durchaus nicht wissen, wie die Lectüre des Plato in dem Herzen und auf dem Gesichte des Helden so gewaltsame Veränderungen hervorbringen können. Aber die Macht des Reims offenbart sich ganz unverkennbar in dem sinnlosen Gegensatze des Bösewichts und des Halbgotts; und in der darauf folgenden Beschreibung, welche auf den einen so wenig als auf den andern paßt.

Den widerlichen Anblick eines Dichters, welcher dem despotischen Zuge des Reims nachgiebig folgt, und, so wie ihm dieser gebietet, nicht wie seine Phantasie und sein Zweck es verlangt, Gedanken sucht und ordnet, gewährt uns der Herr von Kl. in diesem Gedichte fast auf jedem Blatt. Nur selten kann er sagen, was er will; so schwer lasten seine Fesseln auf ihm. — Wir wollen der misrathenen Beschreibung der beseelten Natur, das Gemälde eines leblosen Gegenstandes beygesellen. Str. 25.

So wie ein Bach, der sich durch Blumen windet,
wie Silberstoff auf grüner Ebne liegt,
der schäumend sich um keine Felsen ründet,
und weder Stein noch Fall in seinem Laufe findet,
sich friedlich nur an flache Ufer schmiegt,
wie dieser endlich ganz auf dürrem Sand versiegt,
vergebt auch jedes Glück, wenn nicht des Kummers Schatten,
in sanfter Mischung sich zum Glanz der Freude gatten.

Ohne

Ohne des fehlerhaften Ausdrucks, der Gleichnisse in dem Gleichniß, des Widerspruchs, in welchem der grammatische Sinn des dritten Verses mit den übrigen und dem Zwecke der Vergleichung steht, weiter Erwähnung zu thun, wollen wir unsre Leser nur auf die Folge der Reime aufmerksam machen. Wenn man diesen nachgeht, sieht man sogleich, wie sie den Dichter genöthigt haben, das Gleichniß auf der einen Seite so weit auszuspinnen, und auf der andern so unverhältnißmäßig abzukürzen.

In den nächsten Strophen folgt eine philosophische Diatribe über die Nachtheile der Einsamkeit, eben so reich an Worten als arm an wahren und gründlichen Gedanken. Umsonst wird man in den Ideen folgender Stanze einen innern Zusammenhang suchen:

Was wären wir in düstrer Einsamkeit?
Wo bliebe dann das Reich belebter Träume?
wer weckte dann im jugendlichen Keime
die Thatenkraft, die, nie erschöpft im Streit,
dem Zufall trotzt, der ihren Wünschen dräut?
O Schattengang duftreicher Lindenbäume,
wer wandelte dann unter deiner Nacht,
wo jetzt die Anmuth wohnt und holde Liebe wacht?

Von was für einem Reiche mag wohl hier im zweyten Verse die Rede seyn? und durch welchen Sturmwind wird der Dichter auf einmal in eine Lindenallee geführt? Wie viel müssige und falsche Wörter sind nicht in dieser einzigen Strophe zusammengehäuft? Denn ob gleich in diesem Gedichte eine

Menge Fehler im Ausdrucke, eine Menge überflüßiger Zeilen und die seltenste Verwirrung der Begriffe und Gedanken, aus dem Zwange des Reimes und der Versart entsprungen sind, so müssen wir doch leider bemerken, daß auch da, wo jene Ursachen minder wirksam waren, oder doch minder sichtbar sind, der Ausdruck nicht weniger fehlerhaft ist.

Der größte und auffallendste Fehler desselben, derjenige, welcher die Lectüre dieses Gedichts zu einer peinlichen Arbeit macht, ist ein falscher Glanz, ohne allen innern Werth; ein Aufwand von Worten ohne ästhetische Kraft; ein Bestreben nach Neuheit, welches oft zu Phöbus und Nonsens führt. Nirgends zeigt der Geschmack des Verfassers Festigkeit; nirgends verfolgt er ein bestimmtes Ziel mit Anstand und Sicherheit. Jedem Blümchen läuft er zu, das auch noch so ferne von der Straße glänzt. So wenig Einfalt, wahre Natur und ungeschminkte Schönheit, und dagegen, so viel gesuchten Reiz, Flitterstaat und Affectation erinnern wir uns seit langer Zeit in keinem Gedichte gefunden zu haben.

Oft, wir müssen es gestehn, hat uns die Poeterey des Hrn. von Kleist mehr ein Spiel mit Worten und poetischen Phrasen, als ein Spiel der Phantasie geschienen. Er besitzt ganz ohnstreitig einen sehr großen Vorrath der ersten, und setzt sie dann oft so willkührlich zusammen, daß man gar nicht weiß, wie man einen Sinn unter den schönen Worten finden soll. Nicht selten stoßen dann die so zusammengewürfelten Bilder so hart gegen einander

ander, als habe ihr Schöpfer absichtlich die Harmonie seiner Schöpfung vernichten wollen.

Ein solcher Streit der Bilder ist in dem Verse:

auf Blumen rieselt dort der wilde Strom der Zeit.

und in der nächsten Stanze:

Die Seele wallt in ihrem Schatten freyer,
Der Blume gleich, die nur am Abend blüht.

wo wir also eine wallende Seele und eine wallende Blume haben. Aber dieß auch abgerechnet, ist in den beyden Zeilen überhaupt kein Sinn. Str. 20.

Hier schlägt sein Herz unendlich frey, ihm däucht,
als sey sein Geist von neuer Kraft beseelet,
als lebe hier der Mensch in einer Sphärenluft,
als athme jeder Hauch der Winde Balsamduft.

Des einen dieser Verse haben wir schon oben erwähnt. Der folgende übertrift ihn fast noch an Nonsens: denn wenn Zamori in einer Sphärenluft zu leben wähnt, so wähnt er, was bey ihm und allen athmenden Wesen wirklich geschieht.

Auch in ausgeführten Gleichnissen zeigt sich bisweilen dieser Widerspruch im Bild und Gegenbild. Zamori war der Einsamkeit überdrüßig geworden, in welcher er eine Zeitlang zugebracht hatte: er sehnt sich nach menschlicher, vornehmlich nach weiblicher Gesellschaft. Sein Wunsch wird erfüllt. Nach einem heftigen Sturme hört er eine weibliche Stimme in dem benachbarten Walde, und eilt, voll von Neugier und Verlangen, dem Orte zu.

St. 43. So flieht ein Reh, wenn sich die Jäger üben,
und hinter ihm der Hunde Raubgier klaft;
es flieht durch Dorn und Busch, bis es erschöpft an Kraft
verborgen lauscht, wo nun sein Feind geblieben,
Kaum hört es, wie vom Wirbelwind geraft
das Laub sich wälzt, so eilt's von Furcht getrieben
noch schneller fort, steht wieder, horcht und flieht,
bis es im tiefen Wald nichts als Gesträuche sieht.

Wir enthalten uns aller Bemerkungen über die Richtigkeit dieser Vergleichung, um nicht ein unbilliges Mistrauen in die Beurtheilungskraft unsrer Leser zu zeigen.

Beyspiele von Bombast und unbedeutenden Flitterstaat finden sich in diesem ersten Gesange so viel, daß wir über die Wahl unter der Menge in einer wahren Verlegenheit sind. Wir nehmen also gleich einige der nächsten Stanzen; Zamori erblickt Midoren:

St. 45. So stand im May der neugeschafnen Welt
das erste Weib, gemacht von Gottes Händen,
die reizende Natur gleich göttlich zu vollenden;
für sie nur fühlt der Weise wie der Held:
sie lächelt, und aus Feinden werden Brüder,
entflohne Ruh besteigt die Erde wieder;
sie weinet und Apoll verläßt sein Sternenzelt,
und kämpft für sie als Gott mit einer neuen Hider!!!

In den ersten Zeiten der Welt waren alle Menschen der Liebe geweiht; wenn da ein Jüngling ein Mädchen sah — da blieb

St. 57. Der Jüngling noch gefesselt vor ihr stehn —
und sieht nur sie, möcht auch die Welt vergehn,
ihn überall Geächz' der Sterbenden umröcheln,
von Donnersturm erzittern Thal und Wald;
er höret nichts, sieht nur die liebliche Gestalt.

St. 59. Verrätherey des göttlichsten Gefühls,
Dämonen Kunst lehrt Liebe da verschweigen,
wo man sie fühlt; der Mensch muß Mensch sich
zeigen;
der Heucheley des zauberischen Spiels,
bedarf es nicht! wie sich dem Sturme Cedern beugen,
wie Fruchtbarkeit die sieben Ströme Nils
verbreiten, so muß auch, treu den Naturgesetzen,
Der Mensch nie sein Gefühl, sein Heiligthum,
verletzen.

St. 60. Der erste Mensch, er sah sein Weibchen kaum,
so stürzt' er ihr beflügelt in die Arme,
und ward ein Gott, und sah im bunten Schwarme
der Thiere, und im fruchtbehangnen Baum
und in der Rose, in der Feuerblüte
der Lilie, und in dem goldnen Saum
des Morgenrothes, auf dem ganzen Machtge-
biete
der Schöpfung, sah er nur der Liebe hohe Güte.

Der Mangel eines richtigen Geschmacks zeigt sich in dem Misbrauche der poetischen Zierrathen niemals allein. Dieselbe Ursache, welche den Dichter über die Sphäre der Schönheit hinausführt, zieht ihn auch unter dieselbe herab; und nur ein gebildeter Geschmack ist der untrügliche Wegweiser auf dieser gefahrenvollen Bahn. Auch in dem

vor uns liegenden Gedichte ist oft der glänzendste Bombast mit einer fast unbegreiflichen Plattheit gepaart. In einer und derselben Strophe zeigt er uns Auroren, auf einen Rosenstab (?) gestützt, wie sie mit ihren Strahlen das Grün der Fluren und den Kelch des Veilchens mahlt, und ein Hagelwetter, in welchem die kleinsten Körner so groß als Taubeneyer sind, wobey Zamori nichts gewisser glaubt, als daß der jüngste Tag hereinbreche. Nachdem indeß das Wetter vorbey ist, und der vorhin beschriebene glänzende Morgen anbricht, steckt Zamori den Kopf heraus, sieht, daß es wieder heiter geworden, und hört eine Stimme aus dem Walde ertönen, die ihm sagt, daß dort ein weiblich Wesen stecke. Er sucht eine Zeitlang, und erblickt endlich — nicht etwa eine Täuschung, die ihn im Traume der Sehnsucht entzückte; nein —

nein, nein, er sieht, wer wünscht nicht hier zu sehn?
im Jugendreiz ein Weib, halbnackend vor sich stehn.

Wie schalkhaft und wie platt! — Gleich darauf kömmt ein Lob, der süßen Schwachheit

die nur der verachtet,
der Tugenden nach kalten Worten wägt,
im Auge Heiligkeit, im Busen Bosheit trägt,
dem Stolze des Systems erlaubte Freuden schlachtet!! *)

Doch

*) Wir erinnern unsre Leser noch einmal, daß wir die angeführten Beyspiele insgesammt aus dem ersten

Doch es iſt Zeit, dieſen Theil unſrer Kritik zu ſchließen, in welchem wir mit gutem Vorbedachte umſtändlicher geweſen ſind, als es manchem unſrer Leſer nöthig geſchienen haben dürfte. Es war uns nicht nur darum zu thun, den Beweis unſers Urtheils gegen den Verfaſſer ſo vollſtändig als möglich zu führen, und uns gegen allen Verdacht der Unbilligkeit und Parthenlichkeit ſicher zu ſtellen; ſondern uns auch ein für allemal gegen den eben ſo falſchen als verführeriſchen Geſchmack zu erklären, welcher unter unſern jungen Dichtern, und durch ſie in unſrer Leſewelt, von Tag zu Tage mehr über Hand nimmt. Auch Herr von Kleiſt ſcheint durch falſche Muſter verführt zu ſeyn; und ſeine natürli-

erſten Geſange genommen haben. Hätten wir auch in den übrigen Geſängen ſtreifen wollen, ſo würden wir ihnen noch manches unverächtliche Blümchen der Kleiſtiſchen Muſe haben darbieten können. Sie würden dann von Roſenkränzen gehört haben, in die ſich Morpheus Mohrenkron verwandelt; von Liebesgöttern, die ſich im Blüthendufte erſäufen; von der Daphnis, welche Apolls Nachſtellungen flieht. Sie würden gelernt haben, daß es weit leichter iſt, das Urgebirge der Welt an eine andre Stelle zu ſetzen, als gegen die Liebe zu ſtreiten; daß ein Weib niemals ſchöner iſt, als wenn es von Wonne trunken, unbelauſcht, der Liebe Freuden naſcht; und was würden ſie nicht noch mehr gehört und gelernt haben, wenn wir Luſt und Zeit gehabt hätten, ihnen ein ſolches Florilegium zu ſammeln.

chen guten Anlagen, die wir ihm nicht abstreiten wollen, scheinen eine Richtung genommen zu haben, nach welcher er sicherlich nie zu der wahren Vollkommenheit gelangen wird.

Dasjenige, was das Wesentliche eines erzählenden Gedichtes ausmacht, der Zusammenhang und die Wahrscheinlichkeit der Handlung, die Richtigkeit in der Zeichnung der Charaktere, und das aus beyden entspringende Interesse, ist in diesem Werke der Ausführung augenscheinlich untergeordnet. Wir haben daher dasjenige, was den Verfasser vorzüglich beschäftigt zu haben scheint, zuerst in Betrachtung gezogen, und das, worauf er weniger Mühe gewendet hat, für die zweyte Hälfte unsrer Kritik erspart.

Wenn wir behaupten, daß die Handlung dieses Gedichts kein Interesse habe, so wird dieses Urtheil dem Verfasser selbst vielleicht nicht unerwartet seyn. Die wenigen Begebenheiten desselben sollten ihm augenscheinlich nur zu einem Faden dienen, um gewisse Betrachtungen und Raisonnements an dieselben anzuschnüren; und er hielt es vielleicht für unnütz, auf die Festigkeit und Haltbarkeit dieses Fadens einige Mühe zu wenden. Aber eine Erzählung bleibt Erzählung, sie mag nun Zweck oder Mittel seyn. Sie muß also auch für sich schon ein gewisses Interesse haben; sie muß wenigstens wahrscheinlich seyn. Der große Werth der Verbindung des didactischen Gedichts mit der epischen Form besteht eben in dem Scheine der Absichtlosigkeit, welchen das Raisonnement durch die Verbindung mit

mit Situationen bekömmt. Dieser Schein verschwindet, sobald die Situationen nicht genau unter einander zusammenhängen, sondern nur in einer sichtbaren Beziehung auf die anzureihenden Betrachtungen erfunden sind. Der Dichter, welcher auf diese Art verfährt, erinnert mich jederzeit an einen Mann, welcher eine lustige Geschichte wußte, deren Pointe ein Flintenschuß war. In jeder Gesellschaft, mitten im Gespräche fuhr er auf, und fragte: ob man keinen Schuß gehört habe? Wenn dieses verneint wurde, pflegte er zu sagen: Da wir doch einmal von schießen sprechen, so will ich ihnen eine lustige Geschichte erzählen.

Die Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten, welche diesem Gedichte zum Grunde liegen, mögen unsre Leser selbst aus folgendem Auszug beurtheilen. Zamori, ein junger Spanier, findet die Welt nicht nach seinem Geschmack. Er glaubt, daß die Menschen zu sklavisch und egoistisch sind, um ihm gefallen zu dürfen; und daß nur eine völlige Einsamkeit im Stande ist, ihn völlig vergnügt und zufrieden zu machen. Er beschließt eine Einöde aufzusuchen, geht zu Schiffe und bleibt auf der ersten der besten Insel, an welcher das Schiff Wasser einnimmt. Hier ist kein vernünftiges Wesen um ihn, und er glaubt einige Monate hindurch vollkommen glücklich zu seyn. Nach Verlauf dieser Zeit ändert er plötzlich seine Gesinnungen. Die Welt ist ihm nun auf einmal so weit; er versinkt in eine tiefe Schwermuth, und wer weiß, wozu es gekommen wäre, wenn ihm der Himmel nicht ein reizendes Mädchen zur Gesellschaft geschickt hätte.

Diese

Diese neue Gesellschafterinn ist aus Zamoris Vaterland. Ihr Vater hatte mit ihr auf einer Reise nach Amerika Schiffbruch gelitten, und war an ein von Negern bewohntes Land verschlagen worden. Die Einwohner desselben nehmen sie unter sich auf, und nach mehrern glücklich durchlebten Jahren stirbt der Alte und läßt seine Tochter, Midora, einsam zurück. Diese findet einen Freund in Achmeed, einen Mohren von treflichem Charakter, den sie geliebt haben würde, hätte sie nicht im Traum einen reizenden Jüngling gesehn, welcher ihr Herz gewinnt und ihrer Phantasie Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Dieser Schwachheit ohngeachtet, bleibt Achmeed Midorens Freund. Als sie eines Tages zum Vergnügen auf dem Meere fahren, entfernt sich der Kahn von dem Ufer, ein Sturm ergreift ihn, wirft ihn um und führt Midoren an die von Zamori bewohnte Insel.

Es ist leicht zu rathen, daß Zamori der Jüngling ist, welchen Midora im Traum gesehn hatte, und es ist hiebey nichts zu bewundern, als daß Zamori nicht auch einen Traum gehabt hat, der ihn zum voraus mit seiner künftigen Geliebten bekannt machte. Doch auch ohne diese Vorbereitung ist er in dem ersten Augenblick ihr feurigster Anbeter. Sie vereinigen sich zu Freud' und Leid, und ihr Glück dauert einige Gesänge hindurch, aus denen sich nichts erzählen läßt. Zuweilen aber scheint es doch, als fange Zamori an lange Weile zu fühlen, denn er wünscht sich einen Freund. Eines Tages wird die tiefe Stille der Einsamkeit, in welcher

das

das Ehepaar lebt, durch eine menschliche Stimme gestört, welche Midora ruft. Sie glauben, daß man sie trennen will, und laufen, ohne sich umzusehn, durch das Dickigt des Waldes einer Höle zu, in welcher sie die ganze Nacht in einer peinlichen Lage zubringen. Denn der rufende Mann hat auch den Weg zur Höle gefunden, und steht ihnen die Nacht durch gegen über, ohne daß eines das andre sehen kann. Aber — post nubila Phoebus — ein vergnügter Morgen folgt auf die fürchterliche Nacht, und Midora erkennt in dem Fremden ihren alten Freund und Liebhaber Achmeed, der hierher gekommen ist, sie aufzusuchen.

Zamoris Wünsch wird also erfüllt und er findet in Achmeed einen Freund, der ihm um desto theurer seyn muß, da er so recht um seinetwillen vom Himmel gefallen ist. Indessen scheint dieses Glück sehr bald gestört zu werden. Nachdem nemlich Zamori seinem neuen Freunde die Wonne seiner Liebe umständlich beschrieben hat, fällt es ihm ein, mistrauisch gegen Midoren zu seyn, und sie wegen einer heimlichen Neigung zu ihrem ehemaligen Liebhaber Achmeed in Verdacht zu haben. Midora weiß ihn indeß von seiner ungegründeten Eifersucht zurückzubringen, und die drey Einsiedler leben wieder so glücklich wie zuvor.

Jetzt bringt Midora ihrem Zamori einen Sohn zur Welt. Dieser Umstand bewirkt die Katastrophe der Handlung. Zamori findet, daß, wenn er in dieser Einöde bleibt, er seinen Sohn nicht, wie er sollte, erziehen kann. Er sehnt sich also in sein

Vater-

Vaterland zurück, und nichts als der Mangel eines Schiffes steht der Erfüllung seines Wunsches im Wege. Die Freundschaft findet auch hier einen Rath. Achmeeds Canot hat sich erhalten, er fährt nach seiner Insel und bringt in kurzer Zeit ein spanisches Schiff mit zurück. Die ganze Familie schifft sich nun nach Spanien ein. —— ——

Man würde dem Verfasser des Zamori großes Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er habe bey Erfindung dieser Fabel sein Genie in große Kosten gesetzt. Auch hier, wie bey der Verbindung der Gedanken, überläßt er sich den Launen des Zufalls, oder richtet die Begebenheiten nach seinem jedesmaligen Bedürfnisse ein. Wo aber das Bedürfniß spricht, da kömmt es auf einige Gewaltthätigkeiten mehr ganz und gar nicht an.

Wie leicht es sich der Herr von Kleist in allem gemacht hat, was die Wahrscheinlichkeit der Handlung betrift, erhellt schon zum Theil aus diesem kurzen Abriß derselben; aber eine vollständige Ueberzeugung hievon kann nur aus der eigenen Lectüre des Gedichtes geschöpft werden. Nicht einmal den Grund der ganzen Handlung hat er auch nur einigermaasen zu sichern gesucht. Zamoris Entschluß, die Menschen ganz zu meiden, und in einer völligen Einsamkeit, von allen Mitteln, sich gegen die gewöhnlichsten Gefahren zu vertheidigen, entblößt zu leben, ist ganz und gar nicht motivirt. Wenn ihm die verderbten Einwohner der Städte mißfallen, warum sucht er nicht die unverdorbnern Bewohner des Landes auf; oder warum eilt er nicht einer

Gegend

Gegend zu, in welcher die europäischen Sitten das eigenthümliche Gepräge der Menschen noch nicht haben verderben können? So wie Herr von Kl. die Sache darstellt, erscheint Z. als ein unsinniger Schwärmer, der von den Einwohnern Madrids (1. B. 7.) einen Schluß auf die ganze Menschheit macht, und darum in den Zustand einer gänzlichen Wildheit zurückkehrt; aber auch zugleich als ein inconsequenter Schwärmer, der in demselben Augenblick, wo er diesen Entschluß faßt, nichts eifriger wünscht, als

ein gleiches Herz zu finden,
um auf des andern Glück sein eigenes zu gründen.

Ohne Zweifel hätte die Entwickelung des Gemüthszustandes, in welchem sich Z. befindet, als er sein Vaterland zu meiden beschließt, und die allmählige Veränderung desselben als er seiner Einsamkeit überdrüßig wird, unter dem Pinsel eines geschickten Malers ein sehr interessantes Gemälde werden können. Hier aber ist es auf eine höchst dürftige Art ausgeführt. Man sollte sagen, der Vf. habe diesesmal seine Ohnmacht gefühlt und es deshalb nur bey den ersten Strichen bewenden lassen. Nachdem er die Glückseligkeit seines Helden in den ersten Monaten seiner Abgeschiedenheit von der Welt in ganz allgemeinen Ausdrücken angezeigt hat, geht er mit der trivialen Bemerkung, daß man auch des größten Glücks überdrüßig werde, zu der Beschreibung des Mismuths über, der sich Zamoris bemeistert und nun gleich in seiner ganzen Größe sicht-

sichtbar wird. Die hierdurch entstehende Lücke zu verbergen, schaltet der Verfasser einen Gemeinplatz über die Geselligkeit ein.

Daß aber überhaupt die Seelenmalerey, obgleich das einzige, was einem Werke dieser Art ein wahres Interesse geben kann, über die gegenwärtigen Kräfte des Verfassers gehe, hat er in diesem Gedichte durch eine Menge Beyspiele unwiderleglich dargethan. Er besitzt keine Farben als für die Extremen der Leidenschaften, und auch hier haben sie selten Reinheit und Wahrheit genug. Für die feinern Uebergänge aus einem Zustand in den andern hat er gar keinen Sinn. Alles ist auf den Effekt berechnet, welcher aus schnellen Contrasten entspringt. Nachdem er uns zum Beyspiel seinen Helden am Schluß des siebenten Gesangs in der ganzen Fülle der Glückseligkeit gezeigt hat, welche der Besitz einer liebenswürdigen Gattinn und eines edeln Freundes gewährte; läßt er uns denselben im Anfange des achten Gesangs in der ganzen Verzweiflung der Eifersucht sehn:

Hier liegt er, bleich, entstellt, von innrer Qual
geveinigt, ohne Trost, und zuckt von Schlangenbissen
der Eifersucht verwundet, schon den Stahl
des Todes, bebt und fühlt das trennenmüssen
in seiner Seele glühn, und kennt nicht das Gefild,
Auf dem er ruht, und nicht im Bach sein Bild.

So geschwind nun aber die Verwandlung in diesen fürchterlichen Zustand vor sich gegangen ist, so

so geschwind erfolgt auch die Rückkehr zur Zufriedenheit. Midora ist ihm in den Wald nachgeschlichen, und der Dichter läßt sie hier einen Monolog halten, den Zamori hören muß, und der auf diesen Umstand sehr gut eingerichtet ist. Wir setzen den Schluß desselben hier her, als ein Beyspiel wahren und edeln Ausdrucks der Empfindungen:

—— welch' Verbrechen
beging ich denn? O sage mir es Luft,
du kömmst von ihm, du webtest bey den Bächen,
wo er gewandelt hat, entdecke mir's, o! Duft
des Mirtenhains! Daß ihn die Götter rächen,
wenn ich ihn hinterging, daß eine Kluft
der Hölle mir sich öfne, mich verschlinge,
wenn ich durch meinen Tod ihm Ruhe wiederbringe!

Zamori hört diese herzbrechenden Exclamationen, und sieht gleich darauf sie selbst. Diesem Anblick kann er nicht widerstehn. Alles ist vergeben und vergessen, weil sie sich zeigt:

—— ach! dieser Blick
und dieser noch, Midora, und das Feuer
der Zärtlichkeit, das durch den Thränenschleyer
des Auges glüht, o Weib, du Meisterstück
der Schöpfung, nur ein Lächeln deiner Lippe!
Du rührtest selbst den Tod, er bräche seine Hippe.

Dieß heißt bey unserm Dichter Sprache der Leidenschaft; mit solchen Hyperbeln glaubt er die Ungereimtheiten der Handlung bedecken zu können. Aber mit derselben schülerhaften Raschheit verfährt er nicht nur hier, sondern fast überall, wo die Ent-

stehung einer Empfindung gezeigt, oder eine Handlung hervorgebracht werden soll. Zamori und Midora sind in dem ersten Augenblicke, wo sie sich sehn, Mann und Frau. Das Ungestüm des erstern und die Willfährigkeit Midorens ist eine widerliche Erscheinung, die durch alle vorhergegangene Träume um nichts gemildert wird.

Die bishero gerügten Fehler wären schon mehr als genug, um einem jeden Leser von gesunder Beurtheilungskraft die Lectüre dieses Gedichts zu verbittern; aber ihre Wirkung wird noch immer erträglich scheinen, wenn sie mit dem Eindrucke verglichen wird, den die unendlichen, eintönigen, frostigen und unverständlichen Declamationen, welche den hauptsächlichsten Inhalt desselben ausmachen sollen, hervorbringen muß. Gewiß ist noch in keinem Gedichte der Liebe so viel süßlicher Weyhrauch gestreut, und in keinem so unzähligemal wiederholt worden, daß sie das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen sey, ja daß sie mit der Glückseligkeit nur ein einziges Wesen ausmache. Aber auch in keinem Gedichte, wir glauben dieses mit der größten Zuverlässigkeit sagen zu können, ist über diesen Gegenstand so viel deraisonnirt und der Nahme der Philosophie auf eine so unverzeihliche Art gemißbraucht worden. Das ganze dritte Buch, welches die Religion der Liebe enthalten soll, ist ein eben so unverdautes als unverdauliches Gewäsche, wo man nirgends einen Faden, nirgends einen bestimmten oder wahrhaft gesunden Gedanken findet. Und wollte der Himmel, es wäre das der einzige Theil

dieses

dieses Gedichts, von dem man dasselbe sagen muß! Aber so oft der Verf. philosophiren will, und dieß begegnet ihm sehr oft, verwirrt er sich in ein Labyrinth von trivialen, verworrenen und schiefen Begriffen.

Was der Verf. die Philosophie der Liebe nennt, ist nichts weiter, als ein Mischmasch von Wahrheit und Nonsens, wie man von einer Denkerinn erwarten kann, deren Gesetz ein Kuß, deren Wille die Phantasie ist; einer Denkerinn, deren Launen der Dichter auf diese Art schildert:

Oft ist ihr die Natur zu reizend, zu lebendig,
der Baum zu grün, die Blüthe viel zu weiß;
die Frühlingspracht der Blumen zu beständig,
die Nacht zu kühl, der Tag zu heiß,
dies Thier zu sanft und jenes zu unbändig;
nichts ist ihr gut, und thörigt Vater Zeus;
sie lacht bey Werthers Tod und weint bey Wielands Launen,
und sieht aus Eigensinn im Amor einen Faunen.

Es ist fürwahr kein Wunder, wenn diese launenhafte Göttinn, die Muse unsers Dichters, niemals weiß, was sie schwatzt und doch immer schwatzen will; wenn sie den Faden der Begebenheiten immer und immer unterbricht, und auch die alltäglichsten Begebenheiten mit ihrem schiefen Raisonnement begleitet. Wenn z. B. Zamori und Midora einen hohen Berg zusammen besteigen, wahrscheinlich um die Aussicht von demselben zu geniessen, mischt sich sogleich die Liebe ein, um das Warum dieses bey müssigen Leuten so natürli-

chen Unternehmens in vier langweiligen Strophen aufzuklären. Ein andermal wünscht sich Zamori eine Hütte, und auf der Stelle ergreift Midora, das Organ der Liebe, diese Gelegenheit, ihn zu belehren, daß man nichts wünschen muß, was man nicht hat, und an diese Moral einen Panegyr der Liebe anzuhängen, der hierher kommt, man weiß nicht wie, noch woher? Fast immer ist ein Wort genug, eine sogenannte philosophische Declamation herbeyzuführen. Der Dichter hat einmal Zamori Midorens Gatten genannt. Damit sich niemand an den Ausdruck stoßen möge, bemerkt er, daß sie zwar nicht copulirt, aber durch das schöne Band ihrer Seelen verbunden gewesen wären. Dieses giebt Gelegenheit zu fünf Stanzen über die Fesseln, welche die Liebe verträgt oder von sich wirft.

Zu der Philosophie, wo nicht der Liebe, doch unsers Dichters gehören auch zahlreiche Ausfälle auf die Menschen in den Städten. Invectiven dieser Art sind überall angebracht, und selten weiß man recht, wie sie hierher kommen. Ein glänzendes Beyspiel dieser Gattung befindet sich Ges. V. 21. 22. welches wir neugierigen Lesern selbst nachzusehn überlassen wollen.

VIII.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig. Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt von Johann George Sulzer, Mitglied der kön. Akademie der Wissenschaften in Berlin u. s. w. Neue vermehrte zweyte Auflage 1792. Erster Theil. 755 S. Zweyter Theil. 707 S. gr. 8. Der Werth und die Brauchbarkeit der litterarischen Zusätze, mit denen Herr Hauptmann von Blankenburg das schätzbare Sulzersche Werk bereichert hat, sind schon zu allgemein anerkannt, als daß sie noch einer besondern Anpreisung bedürften. Schon in der vorigen Ausgabe konnten diese Zusätze als die beste und zuverlässigste Litteratur der schönen Künste gelten, die es giebt; durch die Vermehrungen und Berichtigungen dieser neuen Auflage aber, und noch zu erwartender künftiger Revisionen, nähert sich dieses Werk immer mehr einer Vollkommenheit, die man kaum von den vereinigten Bemühungen Mehrerer hätte erwarten können, und die einen neuen glänzenden Beweis gibt, was auch in unsern Tagen noch deut-

scher Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit vermögen. Welcher ausländische Litterator würde ein solches Werk geliefert haben, ja, welcher hätte es liefern können? — Die Reichhaltigkeit der Vermehrungen der gegenwärtigen Auflage erhellt schon aus der, bey gleichem Druck, um nicht weniger als 370 vermehrten Seitenzahl. Fast kein einziger Artikel ist unverändert geblieben. Die in der ersten vermehrten Auflage übergangenen, oder seit der Zeit erst erschienenen Schriften sind nachgehohlt; von den wichtigsten theoretischen Werken ist der Inhalt, zum Theil ausführlich, angegeben. Unter den Artikeln Erhaben, Elegie, Fabel, Heldengedicht u. s. w. findet man die merkwürdigsten Definitionen zusammengestellt. Der Zustand und die Eigenheiten der schönen Litteratur und der verschiedenen Zweige derselben bey den mehresten Völkern sind umständlicher auseinander gesetzt worden. Man sehe z. B. die Artikel: Allegorie (Sehr viel trefliche Bemerkungen. Ueber den Ursprung des Hanges zum Allegorisiren bey Wiederauflebung der Wissenschaften. In der Dichtkunst der frühern Völker, besonders in den blühenden Zeitpunkten derselben, sind vorsetzliche ganz allegorische Werke nicht anzutreffen. Wenn auch einzelne Dichtungen Homers ursprünglich Allegorien waren, so werden sie doch unter seiner Behandlung wirkliche Thatsachen; nur Scholiasten und Grammatiker konnten ihm den Vorsatz, allegorisiren zu wollen, andichten. Nur aus einer zugleich die ganze Moral umfassenden Religion konnte sich jene dichterische Lehrsucht,

die

die in den Allegorien jener Zeiten und mehr oder weniger in jeder Allegorie herrscht, entwickeln. Schon in den Schriften der Kirchenväter zeigt sich der Geist des Allegorisirens. Die ersten eigentlichen Schauspiele der europäischen Völker im 12ten Jahrh. wurden aus religiösem Stoffe und zu religiösen Feyerlichkeiten zusammengesetzt, und in ihnen traten immer allegorische Personen, z. B. Sünde, Tod, Glaube u. s. w. auf. Aus dieser Quelle entsprang nun ganz natürlich auch die epische Allegorie. Bey Nationen, die früher und genauer mit den Classikern bekannt wurden, wie die Italiener, wurde das Allegorisiren bey weitem nicht so getrieben, wie bey andern, bey denen das nicht der Fall war, wie z. B. die Franzosen. Diese erhielten mehrere große ganz allegorische Gedichte, worunter der Roman von der Rose der bekannteste ist. Dieser Geist wurde bey den Franzosen durch den immer mehr die Oberhand gewinnenden Geschmack an kleinen Galanterien erstickt. Doch hatte ihre Litteratur bis auf unsre Tage immer noch dann und wann einige Werke dieser Art geliefert. Eines der neuesten und besten finden wir nicht erwähnt: le Temple de la Mode par *M***. Lausanne 1789. 8. zehn Gesänge in Prosa. Auch Merciers Songes et visions gehören zum Theil hieher. Aus Frankreich ging die alleg. Dichtungsart nach England über, wo sie, wie dort, lange Zeit die herrschende war. Durch Chaucer kam sie in vorzügliches Ansehn; durch Spenser wurde sie, in Rücksicht auf Umfang, zur Vollkommenheit gebracht, von der

andern Seite aber verlohr sich mit ihm auch der Geist derselben, und der Geschmack daran; wenigstens zeigen die spätern Gedichte dieser Art nicht mehr so viel Anhänglichkeit an dieselbe. In Deutschland ward auch diese Dichtungsart in frühern Zeiten nur wenig und mit geringem Erfolg getrieben. Das einzige ganz allegorische Gedicht aus der Periode der Minnesinger ist der, — in der Berliner Sammlung gedruckte, — Gott Amur, und überdieß von geringer Bedeutung.) Comödie (den Ursprung des Lustspiels sucht Hr. v. B. in dem natürlichen Hange des Menschen, etwas anders vorzustellen, als er wirklich selbst ist. Dieser Hang offenbart sich, sobald seine Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt wird, und so finden wir bey öffentlichen Feyerlichkeiten und Lustbarkeiten, besonders bey religiösen Festen, schon in dem rohesten Zustande der Menschheit, allenthalben die ersten Keime aller Gattungen des Drama. Das Lustspiel der neuern gebildeten Völker in seiner bessern Gestalt stammt eigentlich von einem einzelnen Volke, den Griechen, ab. Weitläuftig über die Ausbildung der Comödie in Griechenland. Am ausführlichsten und besten über das Lustspiel der Italiener und Spanier. In neuern Zeiten sind die komischen Dichter in Spanier seltener geworden. Man spielt noch immer vorzüglich die Stücke von Lope, Calderon, Diamante, und die französische Regelmäßigkeit und Anständigkeit ist noch immer dem spaaischen Geschmack so wenig angemessen, daß, wie vor einigen Jahren D. Thomas Sebastian y Latre den Pare-

cido

cido en la Corte des Augustin Moreto in diese Form brachte und spielen ließ, die Zuschauer das Ende der Vorstellung nicht abwarteten, und die Schauspieler, um sie zu besänftigen, am folgenden Tage das Stück des Moreto geben mußten. Wenn Flögel den Reichthum des spanischen Theaters auf 24,000 Stücke angiebt, so setzt er ihn wenigstens um fünf Sechstheile zu hoch an. Der Werth der spanischen komischen Dichter wird sehr richtig und gerecht bestimmt. „Die Situationen der spanischen „Lustspiele, so unnatürlich sie auch immer herbeyge„führt seyn mögen, sind an sich öfters äusserst inte„ressant oder komisch, so wie größtentheils sehr „glücklich ausgeführt; und der eigenthümliche frü„here Zustand der Sitten und Lebensweise dieses „Volkes macht jene Unwahrscheinlichkeiten nicht „blos begreiflich, sondern rechtfertigt sie zum Theil „selbst. Sie sind gleichsam Idealisirungen von „dem, was aus Verkleidungen, nächtlichen Zu„sammenkünften, sehr scharfen Bewachungen des „weiblichen Geschlechts, sehr feinem Gefühl von „Ehre u. d. g. entstehen kann, und verhalten sich „zu den in der wirklichen Natur daraus entsprun„genen Misverständnissen, Verwickelungen und „Ebentheuern ohngefähr so, wie in der regelmäßi„gen Komödie der übrigen Völker die Charaktere „sich zu den Menschen der wirklichen Welt verhalten. „Um sie richtig zu beurtheilen, muß man, wegen „des vorher erwähnten frühern Zustandes der Sit„ten in Spanien, sich aller Vergleichungen zwischen „dem spanischen Theater und der Komödie der an-

„dern Völker Europens enthalten; und ein neuerer „spanischer Schriftsteller J. Andres hat daher sehr „Unrecht gehabt, dergleichen zwischen dem spani„schen und englischen Theater, und dem Lope und „Shakspeare anzustellen u. s. w.)“ Erzählung, Fabel, Heldengedicht, Hirtengedicht u. s. w. Mehrere Artikel, welche ohne Zusätze geblieben waren, sind nun damit versehn worden: z. B. Abgüsse, Aramena, Bewegung, Camin u. m. a. Bey verschiedenen die bildenden Künste betreffenden Artikeln (z. B. Aetzkunst) finden sich Verbesserungen der von Sulzer beschriebenen und angegebenen Behandlung des Mechanischen, die von berühmten Künstlern, Hrn. Geyser u. a. herrühren. Vorzüglich aber hat Herr v. B. bey dieser neuen Auflage auf die in Deutschland minder bekannte und doch merkwürdige Litteratur verschiedener Völker, z. B. der Spanier, Rücksicht genommen. Man sehe unter andern den Artikel Comödie. Die musikalischen Compositionen der in den verschiedenen Artikeln angeführten Tonkünstler sind nicht allemahl umständlich angezeigt, „allein „diejenigen (sagt Hr. v. B.) die bey Gelegenheit „der ersten Ausgabe dem Verf. dieß zum Vorwurf „machten, scheinen nicht zu wissen, daß die Titel, „selbst bey gestochenen und gedruckten Musicalien, „selten, oder nie, den Inhalt, das Jahr der Er„scheinung u. d. m. bestimmt angeben, und daß folg„lich selten die Werke eines Tonkünstlers dadurch „hinlänglich von einander unterschieden, oder ge„hörig nachgewiesen, und genau charakterisirt wer-

„den

„den können. Wer hievon nicht überzeugt ist, „mache Versuche, z. B. Sonate, Symphonie „u. s. w. und er wird sehen, wie ganz unmöglich „es fällt, dem ächten Litterator Genüge zu lei„sten."

Leipzig. Neue Thalia herausgegeben von Schiller. Drittes und viertes Stück. 1792. 8. Die beyden ersten Stücke der neuen Thalia sind in des 47. Band. 2ten Stücke dieser Bibliothek ausführlich beurtheilt worden, dieses dritte und vierte, so wie die folgenden, werden wir von Zeit zu Zeit nur kurz anzeigen, und die unbedeutenden Aufsätze, wie diejenigen, die nur in entfernter Beziehung auf die schöne Kunst stehen, ganz mit Stillschweigen übergehn. Im dritten Stück gibt Herr Schiller zuerst den Beschluß seiner metrischen Uebersetzung des vierten Buchs der Aeneide. Auch hier findet die tadelnde Kritik Stoff genug; nur wenige Stanzen sind so ausgearbeitet, daß Verbesserungen nicht dringend nothwendig wären. Häufig sind die Verse, die durch Mangel des Abschnitts, oder was nicht besser ist, durch übelangebrachten Abschnitt, durch Härten, Hiate, Verstoße gegen die wesentlichsten Gesetze der Grammatik, prosaische, dunkle, uneigentliche Ausdrücke oder sonst einen Flecken verunstaltet werden. Der Ausgang der Stanzen, statt sich durch vorzüglich schöne und wohlklingende Verse auszuzeichnen, ist sehr häufig, matt und schleppend. Z. B. St. 83. 86. 87. 98. 102. u. s. w.

Als jetzt, ein Raub der schwarzen Eumeniden,
Elisa sich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weise sich entschieden —

Wie prosaisch!

Tritt sie die Schwester an mit falscher Heiterkeit
Läßt im verstellten Aug (?) der Hoffnung Strahlen
blitzen —

Ein Betrübter kann sich auf einen gewissen Grad heiter stellen, wie aber ein Hofnungsloser aus seinen Augen der Hofnung Strahlen blitzen lassen könne, sehen wir nicht ein. So wie in der 88. St. aus einem Tempus in das andere überzugehen ist ungrammatisch, unpoetisch, und verräth zu sehr das Bedürfniß des Dichters, der die fehlende Sylbe nicht anders zu schaffen wußte:

Am fernen Mohrenland — — —
Wohnt eine Priesterinn aus der Massyler Stamme.
Ihr ist der Hesperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heiligen Zweige,
Besänftigte mit süßem Honigteige
Des Drachen Wuth, und mit dem Schlummerkraut.

(Dieß ist der Ausgang einer Stanze!)

Die rühmt sich, jedes Herz u. s. w.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren
Besorgt sie schlimmres nichts —

St. 91.

Quaeritur et nascentis equi de fronte revulsus,
Et matri praereptus amor —
Auch forscht man nach dem Liebesbissen,

Der

Der auf der Fole jungem Haupt sich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entrissen.

Da Hr. S. doch einmahl frey nachahmte, warum unterdrückte er nicht lieber diesen ekelhaften und den meisten Lesern überdieß unverständlichen Zug?

Gekommen war die Nacht und alle Wesen ruhten —
Erschöpft im süßen Arm des Schlafs. Tief schweigt
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Fluthen,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.

Es ist ganz undeutsch, zwey Substantiva, von denen eins im Singular, das andere im Plural steht, durch Ein Hülfswort mit ihren Verbis verbinden zu wollen. Weh thun einem nur etwas an Harmonie gewöhntem Ohre Verse wie folgende:

Im innern Hof || raum auf || geschichtet —
Auf, auf, reißt aus dem Zeughaus meine Flotten

„Der späten Enkel Brüste entflammte unversöhnte Wuth.“ Virgil sagt von der Amme des Sichäus: Illa gradum studio celerabat anilem. Herr S.

— — sonder Weile
Wankt jene fort mit ihres Alters Eile.
Sie selbst, zur Furie entstellt,
Vom gräßlichen Entschluß, der ihren Busen schwellt,
Mit Blut erhitztem Aug, gestachelt von Verlangen,
Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammroth, jetzt vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich wie eine Büste,
Stürzt in den innern Hof, und Wahnsinn in dem Blick,
Besteigt sie das entsetzliche Gerüste. Dieß

Dieß ist ganz in Hrn. Schillers, aber sehr wenig in Virgils Manier. Die Vergleichung dieser Nachahmung mit dem Original ist überhaupt ein merkwürdiges Beyspiel der Verschiedenheit von antiker und moderner Art und Kunst:

At trepida, et coeptis immanibus effera Dido,
Sanguineam volvens aciem, maculisque trementis
Interfusa genas, et pallida morte futura,
Interiora domus inrumpit, limina et altas
Conscendit furibunda domos —

Herr Schiller ist offenbar zu sehr Originalgenie, als daß er irgend eines andern Dichters Sinn und Geist und Manier, so ganz rein und lauter, in sich aufnehmen und wiederum nachbilden könnte. —

St. 126. Umsonst versucht (aus weitgespaltnem Munde
Pfeift unter ihrer Brust die Wunde!)
Umsonst die sterbende, den schwerbeladnen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten — —
St. 128. — — schnell entflieht
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Zwölf Sonnette von F. Werthing. Die Hälfte original, die andere Nachahmungen des Petrarcha. Hr. W. braucht, wie die italienischen Dichter, durchaus weibliche Reime, allein dieß erzeugt in deutschen Ohren mehr Monotonie als Wohlklang. Die gewöhnlichen poetischen locos communes reimt er ganz artig zusammen, aber von ächter Empfindung und Poesie ist keine Spur.

Daß

Daß ein Gedichtchen just vierzehn Zeilen, nicht mehr und nicht weniger, hat und Sonnett überschrieben ist, giebt ihm wahrlich keinen Werth, wenn es ihn sonst nicht hat. Die Sonnette von Petrarche, wenn dieser unnachahmliche Dichter (unnachahmlich ist er, ohne ein großer Dichter zu seyn) doch nachgeahmt werden muß, sind eben nicht zum besten gewählt. Das 5te nach Solo e pensoso i più deserti campi ist noch das beste, auch am besten, wiewohl fast zu frey, nachgebildet. Hr. W. versuche es einmahl mit dem 178. Sonnett (Grazie ch' a pochi) und dem berühmten Chiare, fresche etc. und wenn er diese so deutsch machen kann, daß sie neben den Originalen bestehen können, so werden wir ihm dieß mehr Dank wissen, als ganze Dutzende, ja ganze Bände voll Sonnette, wie diese hier sind. Das Bildniß, ein artiges Gedicht. Die beyden folgenden sind der Stelle nicht werth. Der Verf. besingt ein Mädchen, auf deren Wangen

Purpurflammen sich
Mit der lichten Schwanenweiße mengen,

eine hübsche Vogelscheuche! Auch treibt er argen Unfug mit der lieben Deutschheit:

Wenn beym Klange deutscher hoher Lieder
Höher sich ihr deutscher Busen hebt — —

Die Franzosen, Engländer, Italiener haben mehr Nationalstolz als wir, aber noch hat unter ihnen kein Dichter, selbst kein Reimer, die kindische Vorliebe für sein Volk und die Geckerey so weit getrie-

ben, von einem französischen, englischen Busen zu sprechen. Ritter von Bayonne an Emma. Eine Heroide, die mit stiller Wuth beginnt und mit lauter Raserey endigt. Der Ritter beklagt, daß nicht „eine Meereswoge an einer Klippe seinen Schädel in Splitter geschlagen," daß er allen Gefahren entronnen, um zu Hause sein Mädchen untreu zu finden:

Zwar fast stürz' ich unter meines Schicksals Schlägen,
Doch mein wacher Grimm, der jede Nerv durchpocht,
Und so heiß in meinen Adern kocht,
Daß sich stürmisch meine Pulse regen,
Flügelt mich empor — —
Dir im Arm, in deinem Brautbett will ich tödten
Deinen Buhlen, dich an seinen Leichnam ketten,
Dann mit dir hinab und ihm hinab
In ein ödes, nie besuchtes Grab — —
Sterben, sterben muß verworfnes Weib,
Dein geschändetes Gedächtniß, wie dein Leib —
Doch für deine Seele will ich beten.

Viertes Stück. Gedichte von verschiedenen Verfassern (von Werthing, Müchler, v. R*, Conz, Seume.) Hr. Schiller ist allzunachgiebig gegen die jungen Versemacher, die unter dem Schatten seiner Flügel das Publikum anzusingen begehren. An die Liebe:

Von dir, o Liebe, will ich singen!
Zwar deinen Reizen, deiner Macht
Sind schon so viele Millionen
Elender Verse dargebracht;
Es dürfte also schwerlich lohnen — —

Gewiß

Gewiß lohnt sich die Mühe nicht, Verse dieses Schlags zu machen, und Herr W. hätte wohl gethan, sich hier zu besinnen, und das Weitere in der Feder zu lassen. Herr Müchler hat schöne Worte, aber Gedanken fehlen ihm. Hrn. v. N. fehlt es an beyden. Das beste Stück ist von Hrn. Conz: die Seele; doch bedarf es vieler Verbesserungen. Gleich der Anfang ist Phöbus:

Wer reicht mir Gottes Urne, daß ich trinke
Erhabnen, lichten Dichtersinn — —

Prometheus in Fesseln. Die drey ersten Szenen im freyen, reimlosen Versen. Die angehängten Bemerkungen, wenn sie gleich nichts neues von Belang enthalten, sind doch ohne Vergleich mehr werth, als die Uebersetzung, von der wir die ersten Zeilen hersetzen:

Kratos.

So sind wir denn einmal am fernen Eiland,
Am scythischen Klooß, in unwegbarer Oede!
Und dir Vulkan liegts ob, genau des Vaters
Befehle zu vollziehen, diesen da
Den Waghals! an den schroff erhabnen Fels,
Mit unzerbrechbar starken Eisen anzuschmieden — —

Vulkan.

Dich soll ich hier mit unzerreißbarn Banden
Zuwider dir und mir zuwider fesseln,
An diesen menschenleeren Felsen, wo
Kein Menschenlaut, nicht einer ihrer Blicke
Dir wird, wo deiner Körperschönheit Bluhme
Von Feuerflammender Sonne ausgedörrt,

Wo zwar nach deinem Wunsch das Sterngewand der Nacht
Das Licht verdunkeln, doch bald wiederum
Den Morgenthau die Sonne theilen wird u. s. w.

Berlin. Compendium der deutschen Litteraturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1781. Von Erduin Julius Koch u. s. w. 1790. 267. gr. 8. Die versprochene Fortsetzung ist bis jetzt nicht erschienen. Das Buch mag also wohl nicht so bekannt geworden seyn, als es verdiente, und wir hohlen daher die Anzeige desselben desto lieber nach. Hrn. Kochs Zweck ist „einen Versuch zu liefern, der in einem weitern Umfange, als bisher geschehen, die Fragen historisch beantworten soll: Welche Fortschritte hat die deutsche Nation in der schriftlichen Bearbeitung der Wissenschaften gemacht? welche Schriftsteller hat sie in jeder Gattung derselben aufzuweisen? unter welchen äußern Umständen lebten diese, und in welchem Zustande sind ihre Werke auf uns gekommen?“ Dieser erste Band liefert erstlich eine chronologische tabellarische Uebersicht der ganzen deutschen Litteratur des genannten Zeitraums, und zweytens den Anfang der Geschichte der schönen Wissenschaften. Poesie. Epopöe, komisches Heldengedicht, Romanze, Ballade, Volkslied, historisches Gedicht, Satyre, Epigramm, Lehrgedicht, poetische Epistel, Fabel, Komödie, Tragödie, Oper, Schäferspiel, Operette, Ballet, Schauspiel (Drama) Monodrama und Duodrama. In chronologischer Ordnung stellt Herr K. die Titel der Schrif-

Schriften auf, gibt einige Notizen von den Lebensumständen der Verfasser oder verweiset auf die von ihnen vorhandenen biographischen Nachrichten, führt die ersten oder wichtigsten Ausgaben, bey Handschriften die Bibliotheken an, in denen sie bewahrt werden. Bisweilen sind auch Urtheile über den Werth und Nachrichten von Uebersetzungen in fremde Sprachen mitgetheilt. Herr K. hat mit großem Fleiß und mit seltner Genauigkeit gesammelt und geprüft, indeß ist er selbst so bescheiden, seinen Versuch nicht für vollkommen auszugeben. Zusätze und Berichtigungen finden zu Werken dieser Art immer Statt. — Daß das Gedicht De prima expeditione Attilae keine vortrefliche Epopoe sey, wie der Verf. sagt, ist schon von andern bemerkt worden. B. Pietsch, C. G. Lindner, v. Scheyb, Buchholz, fehlen unter den epischen Dichtern. — Dusch starb im Dez. 1787. — Von Thümmels Wilhelmine ist eine französ. und italienische Uebersetzung vorhanden. Vom Oberon erschien eine sehr freye Uebers. in französ. Versen Berlin 1784. Wielands verklagter Amor ist in Prosa übersetzt in: Les jeux de Calliope ou Collection de Poemes anglais, italiens, allemands et espagnols en 2. 3. 4. chants. P. I. à Londres et à Paris 1776. Unter den Romanzen fehlt Raspens Hermin und Chunilde. Desgleichen der romanzirte Siegwart u. m. Die Vorrede zu den Romanzen der Deutschen (1. B.) soll vortrefliche historische und theoretische Anmerkungen über diese Dichtungsart enthalten: sie sind aber nur sehr mager und dürftig.

 In

In dem Abschnitt Satyre sind Schriften aufgenommen, die schwerlich jemand hier suchen wird: z. B. Lessings Antheil an den Litteraturbriefen, die antiquarischen Briefe, Weckherlins Chronologen. (S. 150. F. M. Grimm ward geadelt.) Dagegen fehlen viele sehr witzige Satyren und fliegende satyrische Blätter, die als Produkte des Genies auch jetzt noch Interesse haben. Warum sind Stollbergs Jamben angeführt, die doch erst 1784 erschienen? — Das Verzeichniß der deutschen Dichter, die in lateinischer Sprache Epigrammen verfertigt haben, ist sehr unvollständig. Von einem Dichter, der zwey oder drey, vielleicht gar schlechte, Sinngedichte gemacht, kann man wohl nicht sagen: er hat das Epigramm bearbeitet. So aber drückt sich Hr. K. von Haller, Gellert, Campe, Meißner u. m. aus. — Gotter in Gotha ist nicht Legationsrath, sondern Geheimer Secretär. — Fabeln, Erzählungen, epigrammat. u. a. kleine Gedichte. Hamburg und Leipz. 1763 — 64. 8. v. Sucko Versuche in Lehrgedichten und Fabeln. Hamb. 1747. Fabeln, Romanzen und Gedichte. Frf. und Leipz. 1781. F. W. G. Lieder, Fabeln und Romanzen. 1758. 8. Fabeln, Erzählungen und Sinngedichte. München 1768. 8. (Sammlung aus guten und schlechten Dichtern von Braun) Braun prosaische Fabeln (4 Bücher) München.... 8. —

Gotha. Nekrolog auf das Jahr 1791, enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen, gesammelt von Fr. Schlichtegroll. Zweyter

ter

ter Jahrgang, zweyter Band 1793. 388. S. 8. Es ist nicht mehr als Befriedigung der strengsten Gerechtigkeit, wenn wir versichern, daß jeder neue Band dieses schätzbaren Werks die vorigen an Reichthum wichtiger und ungedruckter Lebensbeschreibungen und kurzer biographischer Nachrichten übertrifft. Von den ausführlichen Biographien gehören für diese Bibliothek: 1) Mozart. (geb. zu Salzburg den 27. Jan. 1756. starb den 5. Dez. 1791.) Die Eltern dieses für die Harmonien so ausgezeichnet glücklich organisirten Künstlers galten zu ihrer Zeit für das schönste Ehepaar in Salzburg. Seine Talente entwickelten sich ungemein früh. Schon in seinem fünften Jahre komponirte er kleine Stücke. Er besaß ein ungemein zartes Gefühl und die größte Reizbarkeit. In seinem sechsten Jahre ließ er sich mit dem größten Beyfall an den Höfen von München und Wien hören. Als er sich einst an letztem Orte zum Klavier setzte, sagte er zum Kaiser Franz: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? Der soll herkommen; der versteht es.“ Das Lob der Kunstverständigen war ihm schon damals mehr werth, als der Beyfall der Großen. Jeder Mißklang, ja schon jeder rauhe durch Harmonie nicht gemilderte Ton, war eine Folter für sein Ohr. Bis ins zehnte Jahr hatte er eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, und wenn man ihm ein solches Instrument nur vorhielt, so that es eben die Wirkung auf ihn, als wenn man andern eine geladene Pistole auf das Herz setzt. 1763 that er die erste große Reise durch Deutschland, wodurch der Ruhm des

frühen Künstlers sich allgemein verbreitete. Das Ende dieses und den Anfang des folgenden Jahres brachte er in Paris zu, wo er die ehrenvollste Aufnahme fand. Hierauf ging er nach London, wo er über ein Jahr verweilte. Er that noch mehrere Reisen, die ihm eben so viel Ehre als Geld einbrachten. 1769 ward er Concert-Meister beym Salzburgischen Hoforchester. Auf der Reise, die er 1770—71 durch Italien vornahm, ärntete er die Bewunderung der größten Tonkünstler ein. Im J. 1780 ging er nach Wien und trat in kaiserliche Dienste. Hier reiften seine Talente und er ward der Lieblingscomponist seines Zeitalters. Groß war Mozart als Künstler, aber nicht so in den übrigen Verhältnissen des Lebens. Sein Aeußeres war nicht angenehm, er war klein, hager, blaß, und hatte eine ganz gemeine Physiognomie. Sein Körper war in beständiger Bewegung, immer mußte er mit den Händen oder Füßen etwas zu spielen haben. Seine Phantasie hatte ein großes Uebergewicht über die obern Seelenkräfte. Er blieb, seine Kunst ausgenommen, sonst in Allem Kind, und lernte sich nie selbst regieren. Für Ordnung, Mässigung, vernünftige Wahl im Genuß hatte er keinen Sinn, und bedurfte immer eines Führers und Vormundes, der an seiner Statt die häuslichen Angelegenheiten besorgte. Dieser immer zerstreute, immer tändelnde Mensch schien ein ganz anderes Wesen zu werden, sobald er sich an das Klavier setzte. Dann spannte sich sein Geist und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den Einen

Gegen-

Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonien der Töne. Auch bey der vollständigsten Musik bemerkte er den kleinsten Miston, und sagte zugleich genau, auf welchem Instrument der Fehler gemacht worden, und welcher Ton es eigentlich hätte seyn sollen. Selbst seine Hände hatten eine so feste Richtung für das Klavier, daß er selten und nur mit äußerster Mühe und Furcht im Stande war, sich bey Tische das Fleisch selbst zu schneiden. Ueber das kleinste Geräusch bey der Musik gerieth der sonst so sanfte Mann in den lebhaftesten Unwillen. Von seiner Kindheit an spielte er am liebsten bey Nacht. Wenn er sich Abends um 9 Uhr vor das Klavier setzte, so brachte man ihn sicher vor Mitternacht nicht wieder davon weg, und auch dann mußte man ihn noch halb zwingen, sonst würde er die ganze Nacht fort phantasirt haben. Früh von 6 oder 7 bis 10 Uhr componirte er, und zwar mehrentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, ausgenommen wenn etwas dringendes zu verfertigen war. 2) **Eberh. Friedr. Freyherr v. Gemmingen** (geb. den 5. Nov. 1726. zu Heilbronn. gest. den 19. Jan. 1791.) Ein thätiger und patriotischer Staatsmann, ein gründlicher Gelehrter und guter Dichter! 1755 erschienen von ihm poetische Blicke ins Landleben. Seine besten Gedichte stehen in den Briefen nebst andern poetischen und prosaischen Stücken 1753. Diese Sammlung gab Zachariä 1769 in Braunschweig ohne des Verf. Vorwissen vermehrt heraus, worauf er mit diesem seinen Freund in eine öffentliche,

lebhafte Fehde gerieth, die Gemmingen zuerst abbrach. Er verfertigte sich selbst folgende schöne Grabschrift:

Salvete ossa vicina,
cujuscunque sitis!
Juxta requiescam placide;
vivens enim amicus eram
vicino omni.

3) Joh. Heinrich Just. Köppen. (geb. zu Hannover den 15. Nov. 1755. starb den 9. Nov. 1791 das.) ein gründlicher und geschmackvoller Erklärer der Alten. Seine Arbeitsamkeit war ohne Grenzen. Die allzuheftige Anspannung seiner Kräfte zog ihm eine Krankheit zu, die ihn einige Wochen nach dem Antritt seines neuen Amtes in Hannover in das Grab brachte. Die letzten Tage seiner Krankheit brachte er in heftigen Phantasieen zu. Er lebte ganz in der Welt des Dichters, den er so vortreflich erläutert hat. Die ihm vorschwebende Hauptidee war, er sey zu einem großen Göttermahle geladen und müßte sich anschicken, würdig bey demselben zu erscheinen. Hierzu sah er mit unbeschreiblicher Lebhaftigkeit des Geistes Anstalten machen, und ermunterte seine Gattinn einzupacken und ihn zu begleiten. Zuletzt sah er den Herold kommen, der ihn abrief. Nun wollte er durchaus fort, und nur die Bitten seiner Gattinn beruhigten ihn wieder. Er hielt sie für eine Göttinn, und kein Nahme in der alten Geschichte und Mythologie war so erhaben, den er ihr nicht gab. 4) Ignaz

naz **Edler von Born.** (geb. den 26. Dez. 1742 zu Karlsburg in Siebenbürgen, starb den 28. Aug. 1791.) Er ward früh der Märtyrer seiner Lieblingswissenschaft, indem er in seinem 28sten Jahre in dem Schachte eines ungarischen Bergwerks seine Gesundheit einbüßte. Seine Füße wurden lahm und dorrten nach und nach fast gänzlich ab. Dieses schreckliche und schmerzhafte Uebel konnte aber seinen heitern und frohen Muth nicht dämpfen: er war der angenehmste und geistreichste Gesellschafter. Witz war sein hervorstechendstes Talent. Die geistreichsten Bonmots drängten sich ihm bey jeder Gelegenheit auf, selbst mitten unter den wüthendsten Schmerzen. Daher auch seine Vorliebe für witzige Köpfe, denen er für ihre Einfälle selbst den Mangel an Cultur und Geschmack verzeihen konnte. Gerieth er in Laune Sarkasmen zu sagen, so schien Lucians und Swifts Geist doppelt auf ihm zu ruhen. Schon in seinen jüngern Jahren hatte er in Prag eine kleine satyrische Erzählung die Staatsperücke zum Scherz für seine Freunde geschrieben, welche ohne sein Wissen 1772 gedruckt wurde. Aber den unläugbarsten Beweis seines ausgezeichneten Berufs zum Satyriker enthält die bekannte Monachologie. — **Kurze Nachrichten.** Joh. H. Merk (starb zu Darmstadt den 27. Jun. 1791. im 50sten Jahre) ein in der Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen nicht unbekannter Nahme. Von **Schubart** (der den 10. Okt. zu Stuttgardt im 52. Jahre als Hof- und Theaterdichter starb) und von der berühmten Karschinn (starb zu Berlin

lin den 12. Okt. im 68. J.) verspricht der Nekrolog künftig ausführliche Biographien. Nachtrag, der Berichtigungen und Zusätze enthält. Ein Aufsatz von dem Sohne des Hrn. v. Heinecken, zur Berichtigung und Ergänzung der Nachrichten, die der Nekrolog von diesem berühmten Manne geliefert hat u. s. w.

Leipzig. Ueber die Declamation oder den mündlichen Vortrag in Prose und in Versen. Nach dem Engl. des Hrn. Thomas Sheridan, mit einigen Zusätzen, herausgegeben von R. G. Löbel D. d. Ph. und d. R. Zwey Theile. 1793. 212. u. 280. S. gr. 8. Der bekannte englische Sprachlehrer hat zwey Schriften über diesen Gegenstand geliefert, (Lectures on the art of reading und A Course of lectures on Elocution) die wegen ihres innern Werthes und bey dem Mangel guter deutscher Werke über die so wichtige Kunst des mündlichen Vortrags schon längst eine Uebersetzung verdient hätten. Hr. Dr. Löbel erwirbt sich jetzt dieses Verdienst. Eigentlich ist es die erstere Schrift, die Herr L. bearbeitet und zum Grunde gelegt hat, allein auch aus der zweyten ist alles Wichtige und deutschen Lesern Interessante aufgenommen worden. Mit Recht ist hingegen alles hinweggefallen, was nur auf die englische Sprache anwendbar und Engländern nützlich seyn konnte; z. B. der Versuch einer neuen englischen Prosodie, den Sh. gewagt hat. Hin und wieder hat Herr L. Erläuterungen und Berichtigungen hinzugefügt, die theils eigne Bemerkungen enthal-

ten,

ten, theils aus andern Schriftstellern entlehnt sind. Hinter dem zweyten Bande findet sich ein eigner Aufsatz von dem Hrn. Dr. L. über die Declamation, der zuerst im fünften Bande von Hrn. Prof. Cäsars Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt erschien, in diesem neuen Abdruck aber verschiedene Zusätze und Berichtigungen erhalten hat. Rec. setzt diese Bemerkungen dem Besten an die Seite, was ihm über diese verwickelte Materie bekannt geworden ist. Die Declamation definirt er jetzt, richtiger wie sonst, als die mündliche Darstellung vorgezeichneter Ideen und Empfindungen. Auszüge hieraus, so wie aus dem ganzen Buche, würden zwecklos oder doch höchst unbefriedigend seyn. Man muß beydes ganz lesen, und dieß möchten wir gern unsern Schauspielern, Kanzelrednern, und überhaupt allen, die öffentliche mündliche Vorträge zu halten haben, an das Herz legen. Schade, daß diese nützliche Schrift dem allernachlässigsten oder dem allerkopflosesten Corrector, der sich denken läßt, in die Hände gefallen ist. Nur Ein Pröbchen aus Hunderten! 2. Th. S. 213. „Zu Wien riß sich ein Schauspieler die Haare aus ꝛc. und Eckhof — sein Schatten grūne (soll heißen: zürne) nicht über diese Nachbarschaft u. s. w." — Dem Styl wäre hie und da etwas mehr Geschmeidigkeit und Ründe zu wünschen. Die Uebersetzung (so weit wir sie mit dem Original verglichen haben) fanden wir richtig und treu. Nur an einigen Stellen scheint Herr Dr. L. nicht gleich den adäquatesten Ausdruck gefunden zu haben: z. B. When they speak

ſpeak their *extemporaneous ſentiments* in public. „Wenn man aus dem Stegreiſe und mit Empfindung öffentlich redet.“ — II Th. S. 181. „The power of perſuaſion was the greateſt, which could be poſſeſſed by any citizen; and the *power of perſuaſion*, depending upon the *power of ſpeech* language of courſe became the hief object of attention etc. (Und da die Kunſt zu überreden von der Kunſt zu ſprechen abhängt.) Herr L. überſetzt unſrer Meinung nach hier zu wörtlich: „Die Ueberredungskunſt war daher die größeſte Macht, „welche ein Bürger beſitzen konnte, und da dieſe „Macht von der Kraft der Rede abhängt, ſo „wurde u. ſ. w.“

Erfurt. Grundſätze der Aeſthetik, deren Anwendung und künftige Entwicklung von Carl von Dalberg. *Adde pulchrum bono.* 1791. 163. S. 4. Dieſe Schrift entſtand aus den Vorleſungen, die der erhabene und um die Wiſſenſchaften auf ſo mannichfaltige Weiſe unendlich verdiente Verf. in der Verſammlung der churmainziſchen Akademie zu Erfurt, deren Vorſteher der jedesmalige Statthalter immer iſt, gehalten hat. Die erſte Abhandlung beſchäftigt ſich mit den Grundſätzen der Aeſthetik, (S. 1 — 70.) in der zweyten (S. 71 — 108.) wird von dieſen Grundſätzen Anwendung gemacht, die Vaterlandsliebe als ein äſthetiſcher Gegenſtand betrachtet, und das Buch Ruth nach obigen Grundſätzen geprüft. In dem dritten Aufſatz endlich (109 — 163.) trägt der

Verf.

Verf. seine Gedanken über die künftige Entwickelung dieser ästhetischen Grundsätze und ihre Anwendbarkeit auf eine Menge Gegenstände vor, die man bisher ganz, und wie er glaubt mit Unrecht, aus dem Gebiete des Schönen ausgeschlossen hat. Eine kurze Darstellung von dem System des Verf. wagt Rec. deshalb nicht, weil es ihm einer wiederhohlten aufmerksamen Lectüre ohnerachtet nicht gelingen wollen, sich dasselbe deutlich zu machen, es nach allen seinen Theilen zu übersehen, und dieselben in den gehörigen Zusammenhang zu bringen. Er findet zu viel Dunkelheiten, und, wie ihm scheint, nicht hinlänglich bestimmte Begriffe. Er konnte sich von der Wahrheit und Allgemeinheit mehrerer Sätze und Behauptungen nicht überzeugen, häufig aber fand er doch Veranlassung, den glücklichen Scharfsinn und tief eindringenden Blick des erhabenen Verf. zu bewundern. Der Werth dieser Schrift dünkt ihm mehr auf einzelnen feinen und neuen Bemerkungen, als auf der Gründung und Entwickelung allgemeiner Grundsätze zu beruhen. Als eine Probe des Vortrags und der dem Verf. eigenen Ideen theilen wir folgende Stelle mit: (S. 4.) „Aesthetik ist Wissenschaft des Schönen. „Das Schöne ist das, was im hohen Grad gefällt. „Das Gefallen besteht allemahl im angenehmen Bewußt„seyn angewandter Fähigkeiten; die seltne höchste Stufe „dieses angenehmen Bewußtseyns heißt Schönheitsge„fühl. Das Gefallen hat Beziehung auf Selbstheit und „auf Verbindungen. Selbstheit ist Inbegriff der Eigen„schaften, welche die Menschheit bestimmen. Verbin-

dungen

»dungen sind diejenigen Wirkungen, welche die Kräfte »in der Welt wechselsweise in einander hervorbringen. »Jeder weiß, daß seine schlafenden Fähigkeiten erst durch »Einwirkung der äußern Sinnenwelt in lebende Kraft »übergehen. Die Natur hat jedem Bewußtseyn dieser »Kraft ein Gefühl von Wohlgefallen beygelegt, welches »nur in gewissen Verhältnissen in Mißfallen ausartet. »Dieses Wohlgefallen ist Gegenstand der Aesthetik, so »oft sie einen hohen Grad von Stärke hat. Die wech-»selsweise Verbindung der Seele mit der Sinnenwelt »ist von Lebensfreuden und Leiden unzertrennlich. Die »wohlgefallenden Empfindungen der Selbstheit sind »Bewußtseyn der Seelenkräfte, des Willens, Denkens, »Erkennens, Vorstellens u. s. w. Das Wohlgefallen, »das aus den wechselseitigen Verbindungen unserer Seele »mit dem Körper, mit der Welt und mit Gott entsteht, »ist eben so verschieden, als unsre Fähigkeiten ver-»schieden sind, und als die äußern Kräfte verschieden »sind, welche auf die Seele wirken. Bewußtseyn aller »selbst eigenen Seelenkräfte, in ihrer wirklichen und »möglichen Ausbildung, und alle wirkliche und mögliche »äußere Verbindungen mit der Seele sind für uns Quel-»len des Gefallens und Mißfallens; Zweige und Knos-»pen der Aesthetik, so oft das Wohlgefallen stak und »dauernd ist. Das Wohlgefallen der Selbstheit ist stark »oder schwach, demnach als eigene Seelenkräfte stark »oder schwach sind. Diese Verbindungen sind stark oder »schwach, demnach als die äußern Kräfte ganz oder »zum Theil, einzeln oder vereiniat, auf die Seele wir-»ken. Das Gefallen hat seine Stufen: des Behagens, »des lebhaften Gefallens, des Entzückens; und die »selbsteigene oder äußere Gegenstände, welche diese Ge-»fühle erregen, heißen angenehm, schön, vollkommen

schön,

»schön, erhaben. So hat das Misfallen auch seine »Stufen: des Misbehagens, des innigsten Misfallens, »des Schmerzes; und die selbsteigene oder äußere Ge»genstände, die das Misfallen erregen, heißen unan»genehm, häßlich, abscheulich. In dem innern Be»wußtseyn und in den Verbindungen zwischen äußern »Gegenständen und der Seele sind gewisse Verhält»nisse, in welchen das Gefallen am längsten und stärk»sten bestehet. Diese Verhältnisse sind ästhetische Ge»setze. In dem Gefallen der Selbstheit liegt es, daß »die Seele sich selbst eigne Quelle von Glückseligkeit ist, »daß sie ihre innere, eigene Kräfte zu entwickeln und zu »bilden sucht. In der wechselsweisen Verbindung äus»serer Gegenstände mit der menschlichen Seele liegt es, »daß die Welt zu des Menschen Glückseligkeit beyträgt, »und daß der Mensch die äußern Dinge zu seinen Be»dürfnissen und Lebensfreuden ordnet und bildet. Je »mehr die Seele ihre Kräfte entwickelt, bildet, an»wendet: um so mehr wächst das Wohlgefallen der »Selbstheit. Nebstdem strömen ihr von außen die »Freuden durch die Sinnen zu, werden geläutert und »veredelt durch weise Anwendung der Geistesorganen. »Demnach als ihr Erkenntnißvermögen sich entwickelt »und ausbildet, wird sie auch empfänglich für das äus»sere reine Wohlgefallen des wahren Schönheitsgefühls. »Sie wird im innern vollkommner, und wendet auch »ihre Kräfte an, um solche äussere Unternehmungen zu »Stande zu bringen, welche ihre gefallende Empfindun»gen vermehren. Und so entstehen schöne Handlungen, »Geisteswerke, Kunstwerke. Die beste Stärkung zu »Erreichung innrer Vollkommenheit und damit verbun»denes reines Wohlgefallen des eigenen Bewußtseyns, »ist die Liebe Gottes. Sie ist unter allen möglichen

Ver-

„Verbindungen diejenige, die am meisten beglückt. „Weil ihr Gegenstand unendlich, unerschöpflich ist; „weil sie alle andere Lebensfreuden veredelt, derselben „mäßigen Gebrauch verstattet, und den Keim aller quä„lenden Leidenschaften erstickt. Auch wird Erkenntniß „des Daseyns Gottes als ein ästhetischer Begriff bestä„tigt. Die Aesthetik muß nehmlich immer in Erklärung „der Verbindungen aus empfundenen sichtbaren Wir„kungen, auf das Daseyn unsichtbarer innerer Ursachen „und Kräfte schließen. Die letzte Ursach der Ursachen „und Urkraft ist Gott. Das Bewußtseyn der Selbst„heit verläßt die Seele niemahls. Die Sinnenwelt „umgiebt den Menschen von allen Seiten, und erregt „immer neues Wohlgefallen in ihm. Das Bewußtseyn „der Selbstheit ist erste, wesentliche Eigenschaft der „Seele. Die unvermeidlichste Verbindung der Seele „ist diejenige, die sie an ihre innere Seelenorganen des „Gedächtnisses, der Vernunft, der Vorstellung, des „Willens fesselt. Ihre Sinnen kann sie manchmal „verschließen, aber ihre innern Organen kann sie im „wachenden Zustande nicht entfernen. Auch ist diese „Quelle des Leidens und des Gefallens die stärkste von „allen. Dieses sind die Grundbegriffe von der Aest„hetik." —

Leipzig und Klagenfurt. Numa Pompilius von Alxinger nach Florian. Zwey Theile, 536. S. Mit einem Anhang. 8. Herr Alxinger in Wien fährt fort, einen starken Band voll Verse nach dem andern in das Publikum ausgehen zu lassen, wenn gleich die Aufnahme, die diesen Produkten seines Fleißes zu Theil wird, keineswegs so beschaffen ist, daß ihr Urheber, bey seiner

innigen Ueberzeugung von der hohen Vortreflichkeit seiner Arbeiten, damit zufrieden seyn könnte. Zwar ist ihm „der schmeichelhafteste Beyfall“ der berühmtesten deutschen Schriftsteller, die ihn mit „ihrem ehrenden Zuruf und Lob“ beschenkten, nicht entgangen, allein diese Zurufe geschehen so still, so leise, daß ohne Hrn. As. Verkündigung kein Mensch in Deutschland etwas davon erfahren würde. Die Höflichkeiten, durch welche die erwähnten Männer Hrn. Alxingers Höflichkeit erwiedern, bleiben im Verborgenen, dagegen vernimmt das Publikum deutlich die „Ungezogenheiten“ seiner Kunstrichter, die seine Reimwerke für fleißig gearbeitete und doch immer noch sehr ungefeilte Produkte, und ihn selbst für einen gelehrten aber frostigen Poeten erklären. Dieser Ungezogenheit haben sich erst ohnlängst zwey „nahmenlose Recensenten“ (denn daß sie nicht nur anonymi sondern auch homines obscuri seyn müssen, erhellt unwidersprechlich daraus, daß sie von Hrn. Alxingers Versen nicht so urtheilen, wie — Herr Alxinger) in dieser Bibliothek und den Göttingischen gelehrten Zeitungen schuldig gemacht. Der letztere hat die Bosheit, seine Recension des Bliomberis aus einem Cento der Alxingerischsten Alxingerianismen zusammen zu setzen, und Ersterer hat durch eine Menge Belege die Behauptung erwiesen, daß Hr. A. ein Dichter ohne Phantasie und Gefühl, der durch Belesenheit und Fleiß den Mangel an wahren poetischen Genie ersetzen zu können glaube, und der mehr aus Vorsatz, als aus wahrer innerer Kraft,

aus Drang und Begeisterung dichte. Diese seiner eignen Ueberzeugung so geradezu entgegengesetzten Behauptungen verachtet Herr A. (wie er sich ausdrückt) stillschweigend, (ob er gleich nicht stillschweigt) zumahl, fährt er fort „da ich vermuthen „kann, die Herausgeber dieser kritischen Zeitschrif„ten misbilligen diese Ungezogenheiten selbst, mis„billigen sie eben so sehr zu ihrer eigenen Ehre, „als zu der meinigen.“

Herr A. ist übrigens ein so geschickter, vernünftiger Mann, daß man nicht anders als bedauern kann, daß er zugleich eine so unbändige Eigenliebe besitzt, und das Unglück hat, sich nicht allein für einen Dichter, sondern auch für einen Dichter von so entschiedenem Werth zu halten, daß nur ein Unwissender, ein Mensch ohne Geschmack, oder ein boshafter und neidischer Gegner seinen Beruf zum Dichter und das Verdienst seiner Gedichte läugnen könne. Seine gekränkte Eitelkeit zu retten, verwickelt er sich in die handgreiflichsten Ungereimtheiten und Widersprüche. Er spricht von Ungezogenheit da, wo selbst unter der Voraussetzung, daß seine Gedichte den Werth hätten, den er ihnen beylegt, nur von Ungerechtigkeit die Rede seyn könnte. Er vermuthet, die Herausgeber der Bibliothek und der Göttingischen Anzeigen misbilligten zu ihrer eigenen Ehre die Beurtheilungen seiner Verse, die er ungezogen findet; ohne zu überlegen, daß er ihnen durch diese Vermuthung geradezu entweder die Ehre oder doch die Beurtheilungskraft abspricht. Entweder müssen sie nicht im

Stande

Stande seyn, freymüthiges Urtheil von Ungezogenheit zu unterscheiden, oder wenn die ihm so verhaßten Recensionen wirklich ungezogen sind, so müssen ja die Herausgeber, dadurch, daß sie sie abdrucken ließen, entweder an dieser Ungezogenheit Theil nehmen, oder als Männer ohne Ehre handeln.

Doch genug hievon. Herr A. mag schmähen und schimpfen, wie und so viel er will. Nie wird uns dieß verleiten, in seinen Ton einzustimmen, aber eben so wenig werden wir uns abhalten lassen, auch künftig seine Arbeiten mit vollkommener Freymüthigkeit zu beurtheilen, und zu tadeln, was uns tadelnswürdig dünkt.

Der Numa Pompilius von Florian ist, bey allen einzelnen Schönheiten und Reizen der Diction, im Ganzen doch nur ein ziemlich kahler und uninteressanter politischer Roman von äußerst dürftiger Erfindung und Ausführung. Herr A. hat in seiner Uebersetzung oder metrischen Nachbildung am Plane nichts geändert. Nur einige Nebendinge sind anders und besser modificirt worden. Die vielen leidenschaftlichen Reden, worin, wie Herr A. sehr richtig bemerkt, wir Deutschen die Weitläuftigkeit nicht lieben, hat er abgekürzt; allein (was er nicht erinnert) die Details der Beschreibungen und Erzählungen sind desto mehr erweitert, und dadurch fürwahr nicht immer verschönert worden.

En lisant Numa, sagte ein geistreiches Frauenzimmer, il m'a semblé que je mangeois de la soupe au lait. Herr A. hat die Milchsuppe

beym Aufwärmen so verdünnt, daß sie nun füglich für eine Wassersuppe gelten kann. Man vergleiche z. B. folgende Stelle des Originals mit seiner Paraphrase! 6. Buch. Numa eilt voll Sorgen und Liebesquaal in Egeriens Hain, wo er Hersilien zuerst gesehn hätte.

„Il marche; le jour étoit sur son declin; „il entend des cris plaintifs; il s'approche „et voit Tatius mourant sous les poignards „de quatre assassins. Il immole deux de „ces scelerats et les deux autres prennent la „fuite. Il souleve ensuite ce malhereux roi „et veut le porter jusqu' à Rome. Arrête, „mon fils, lui dit-il, tes soins me sont inu„tiles, et je remercie les dieux, de rendre „mon dernier soupir dans tes bras. Je meurs „des coups de Romulus; j'ai réconnu les „meurtriers: ils sont du corps des Celeres, „et en me frappant, ils m'ont dit, que c' „étoient là les prémices de la paix que je ve„nois de procurer aux Romains... Il me „reste une fille, Numa, et cette infortunée „n'a plus de parent, n'a plus d'appui que „toi. Ses droits au trône des Sabins la ren„dront criminelle; si tu ne la défends, elle „périt. Jure-moi, mon fils, d'être son „protecteur, son soutien, de lui tenir lieu „de frére. Helas! j'avois espéré qu'elle „t'appelleroit d'un autre nom... Je vous „jure, interrompt Numa fondant en lar„mes..., je vous jure d'exécuter votre vo„lonté

„lonté dernière, de devenir l'époux de Ta-„tia, de vivre et de mourir pour elle, de „partager ses périls et de détester à jamais „la famille de votre meurtrier...."

Erster Theil. S. 266.

Gequält von steter Angst, ermattet von der Pein
Der Liebe, lenket er die Schritte nach dem Hain,
Wo er zuerst Hersilien gefunden.
Hier hofft er Linderung für seine Seelenwunden.
Der Ort ist ihm so werth, ist ihm das Traumgesicht
So gegenwärtig noch. Hier, wie er sich verspricht,
Wird ihn Minerva selbst von seiner Unruh heilen.
Die Hoffnung treibt ihn an, dem Tempel zuzueilen.
Doch horch! welch eine Stimme schallt
Zu seinem Ohr beym Eingang in den Wald!
Ihn dünkt, er kenne sie troß den gebrochnen Tönen.
Es scheint ein Sterbender zu seufzen und zu stöhnen.
Er zieht das Schwert und eilt zu Rach' und Ret-
tung kühn.
Ihr Götter! Tatius liegt blutend auf dem Grunde.
Vier Meuchelmörder sind um ihn,
Und eines jeden Dolch bohrt eine tiefe Wunde
In seine Brust. Mit einem lauten Schrey
Fleugt Numa her, durchbohret zwey
Der Ungeheuer, zwey entfliehen.
Zu spät! Zwar ist der Prinz bereits auf seinen
Knieen,
Durchsucht die Wunde, dämmt des Blutes lauen
Strom
Mit seinem eignen Kleid, und will noch nicht ver-
zagen,

Will Hülfe suchen, und nach Rom
Den unglückselgen König tragen.
Doch dieser flehet ihm: Halt ein, mein theurer Sohn!
Der Tod ist nah, ich seh, ich hör' ihn schon,
Und danke noch den Göttern, denn sie laßen
Mich so, wie ich gewünscht, in deinem Arm erblaßen.
Nur wisse, die mich jetzt gemordet, thaten es
Auf Romulus Geheiß und waren Celeres.
Ja einer rief, indem er meine Brust durchstochen:
Thor! nimm den Frieden hin, für welchen du gesprochen.
Du Numa, der du bald des Mörders Eidam bist,
Kannst deines Königs Tod nicht rächen,
Doch etwas fleht er dir, das ihm weit theurer ist:
Für sein verwaistes Kind sollst du ihm Schutz versprechen.
Ihr Adel und ihr Recht an den Sabinerthron
Wird bald vielleicht für sie ein kerkerwerth Verbrechen.
Dafern nicht du, o mein geliebter Sohn!
Für sie als Bruder wachst: wer wird sie retten können?
Als Bruder! ach! sie sollte dich
Mit einem süßern Namen nennen,
So hofft' ich, doch die Hoffnung täuschte mich.
Wie gern hätt' ich mein Kind und meine Königsbürde
Dir anvertraut, und sonder alle Würde,
Als deines Vaters nur, mein Leben hingebracht!
O süßes Bild, als wirklich schon gedacht,
Bis strenger Götter Schluß den Irrthum mir misgönnte,

Der

Der lange Zeit so glücklich mich gemacht,
Und jetzt nur noch den Tod versüßen könnte!
Doch wenigstens erfülle du,
Großmüthiger, die wehmuthsvolle Bitte,
Die ich vor jenem ernsten Schritte
Ins Schattenreich, dein Knie umfassend, thu.
Schutz für mein Kind, für die verlaßne Waise!
Ihr Vater ist durchs Blut mit dir vereint,
War deiner Eltern, dein, und deines Tullus Freund;
Und er beschwöret dich... »Ja, Theurer, fällt dem Greise
Der Prinz ins Wort, ich will ihr Schutz, ihr Gatte seyn,
All die Gefahren, so ihr dräun,
Von ihrem theuern Haupt auf meins zu lenken suchen,
Und ihres Mörders Haus verabscheun und verfluchen."

Wer wird nicht Florians rasche und elegante Prose, solchen wäßrigen, prosaischen, gereimten Zeilen vorziehen? Diese Stelle war nur matt und kriechend, andere sind voll rauher Verse, der unerträglichsten Härten und Mislaute, platter, gesuchter, abentheuerlicher Ausdrücke u. s. w.

Der Priester sorgt mit guter Art
Für alles Nöthige zu der betrübten Reise,
Sogar ein Klümpchen Gold, vom Greise,
Auf einen nicht vorhergesehnen Fall gespart u. s. w.—
— Ein alter Krieger, der den Sieg
Oft bey dem goldnen Flügel faßte —

Dieses von mehrern Dichtern gebrauchte schöne Bild hat Herr A. durch einen burlesken Zusatz de sa façon verunstaltet —

Und an sich riß!! — —

S. 60. Gern stellt' ich dich ihm vor, doch in dem
(9 einsylbige Wörter!) Augenblick — —

S. 53. — die legen nun den Rindern
Das Halsjoch an, hier heult ein Greis mit seinem
Sohn — —

S. 25. Sabiner, soll Blut euer Schwerdt noch röthen,
So kehrt es gegen uns, in diesen Schößen hier
Keimt Römersaame schon — (Fi!)

S. 90. Der Stolze traf mich nicht; ich aber wüthend lief
Mit hohem Schwerdt auf ihn und senkt' es tief
In seinen Busen; noch seh ich den Fleischthurm
fallen — —

S. 93. Wie klebt sein Blick an dieser Augenweide — —

Herr A. ist in seinen Versen ein gewaltiger Prosaist, die poetischen Ausdrücke und Wendungen scheinen ihn gleichsam zu fliehen, an deren Stelle sich die lahmen und schleppenden Nachdem, Hierauf, Sodann, indem, wiewohl u. s. w. herbeydrängen:

S. 238. Im Arm des Pflegesohns starb nun der edle
Greis,
Nachdem er ihm noch die vom Todesschweiß
Bedeckte Hand gereicht, und Liebe zugestammelt.
Der unglückselge Prinz erlag

Dem

Dem schrecklichen, wiewohl vorher gesehnem Streiche.
Er stöhnt und ächzete den ganzen langen Tag,
Verzweifelnd, über Tullus Leiche.
Man mußte sie ihm mit Gewalt entziehn,
Man mußte wachen über ihn.

S. 248. — — — Numa eilt
Das Capitol hinan; wo in dem Siegerstaat
Der freche Romulus den Göttern auf den Knieen
Für all das Böse dankt, das er den Menschen that.
Ein eitel, lasterhaft und lächerlich Bemühen,
Sie gleichsam mit in sein Complott zu ziehen —

S. 281. — den Stolz zu bändigen und den von Hochmuthsrauch
Benebelten ein Ziel zu stecken — —

Der unerträglich harten Zusammenziehungen, wie folgender, sind unzählige:

Ein Knabenschwarm herum, ders anzutreiben sucht —
Die Priesterbinde schmückts blau wie der Himmel ist —
Sich wieder und vertilgts durch Flammen —
Der Weise Metius an seines Volscens Seite (welch ein Ohrenzwang!)
Mit Numa ziehet er in das Mavortsche Feld —

Und so, hatts, wards, sehrs, kehrts. Die so widerrechtlich verbannten e werden andern Wörtern, zumahl den dritten Personen von Verbis, eben so widerrechtlich aufgedrungen.

S. 245. Bey Körpern, welche theils verbrannt sind, theils erstickt

Erscheinen große Haufen Aschen,
Noch mehrere sind von dem Blut verwaschen,
Das hier in Purpurströmen fließt.
Mit heisernem (heiserem) Geschrey zankt eine Schaar
von Raben,
Das einzige was hier noch lebend ist,
Sich um Hersiliens zurückgelaßne Gaben.

Raben, die sich von todten Körpern mästen, sind ein Lieblingsbild von Hrn. A. So sagt er in seinem Bliomberis:

Den ungeheuren Leichen wurde schier
Des Flusses Bett zu klein; ich glaube, daß die
Raben
Sie nicht in einem Jahr ganz aufgezehret haben —

Einzelne Stellen sind schöner, kräftiger, poetischer ausgedrückt, als im Original; einige Beschreibungen und Gleichnisse haben volle, runde, wohlklingende, ächt poetische Perioden: allein das alles ist sehr dünn gesäet.

Berlin. Spiele des Witzes und der Phantasie (von Meyer) 1793. 205 S. 8. Ein grosser Theil der hier gesammelten Gedichte war schon in der Göttingischen Blumenlese erschienen. Der Verf. ist ein Mann von Geschmack, vertraut mit den Werken des Genies der einheimischen und ausländischen Litteratur, selbst aber nur von mäßigen Talenten für die Poesie. Wenige Stücke sind schlecht, die meisten aber nur mittelmäßig. Einige scherzhafte Gedichte zeichnen sich noch am meisten aus (S. 46. 89. 109. 143.) wo der Verf.

hinge-

hingegen galant seyn will, wird er fast immer gezwungen, wenn er Empfindungen ausdrücken will, dunkel und frostig. — In einer übrigens guten malerischen Beschreibung der Aurora (S. 7.) kömmt folgende anstößige Stelle vor:

Ihre Linke hält den blanken Zaum,
Der bis zum Gebiß die Luft durchwallet;
Hoch geschwungen in der Rechten knallet
Ihre Peitsche durch den weiten Raum —

Aurora, die mit der Peitsche knallt! Und wie kleinlich ist die Bestimmung: bis zum Gebiß! Was soll man aus einem Dinge, wie folgendes ist, machen?

An ein sehr junges Mädchen.

Die im Lande der Cythere
Eine Huldgöttinn gepflegt,
Rosenknöspchen! ach erhöre,
Was der Liebe Seufzer trägt!
Einen Wink nur mir zu danken,
Einen leisen Druck — es gilt!
Meine Treue soll nicht wanken,
Bis die Rose sich enthüllt.

Eine feine Galanterie! Einem Mädchen zu sagen: ich bleibe dir so lange treu, als deine ersten Reize dauern! — Unter den epigrammatischen Stücken haben kaum ein paar einigen Werth. S. 96. 101.

Auf einen geschminkten Geistlichen.

Den alten Adam zu ertödten
Hat er vergebens sich verwandt:
Doch seht! er zwang mit schlauer Hand
Den alten Adam zu erröthen.

Ein

Ein großer Theil dieser Sammlung besteht aus Nachahmungen englischer, italienischer, französischer und spanischer Gedichte, Herr M. hat hier manches Stück nach seiner Art gegeben, das wir schon ungleich besser in unsrer Sprache bekommen hatten. Nur ein paar Beyspiele. Wer kennt nicht das niedliche Impromptü von St. Aulaire.

La divinité qui s' amuse
A me demander mon sécret,
Si j'etois Apollon ne seroit point ma Muse,
Elle seroit Thétis, et le jour finiroit.

Gleim hat es so gegeben:

Diese Gottheit, welche spricht
Zu der Musen Ehre,
Wäre meine Muse nicht,
Wenn ich Phöbus wäre!
Hätt' ich aber über sie
Eines Gottes Macht,
Meine Thetis wäre sie,
Und es würde Nacht.

Kürzer, aber wahrlich nicht besser, Hr. M.

Wär' ich Apoll, kein Zauberschlag
Versetzt auf den Parnaß die Dame meiner Ideen;
In ihr würd' ich die blaue Thetis sehen,
Und es versänke der Tag!

Die blaue Thetis nimmt sich in einem galanten Gedichtchen fast so übel aus, als sich eine farrenäugige Juno ausnehmen würde. So vergleiche man auch S. 16. Strafe der Liebe mit dem bestraften Amor (Gotters Gedichte 1r B: S. 146.) und

und S. 26. an Aglae (Nach Voltaire) mit Ramlers Bluhmenlese 1. B. Nr. XI. oder Götz vermischte Gedichte I. B. S. 138. — An den Zephyr nach dem Villegas hat wenig von dem ungemeinen Wohlklang des Originals. Wer sagt Hagelgestöber? Auch das Stück S. 185. ist nach diesem spanischen Dichter; allein wie viel rührender und schöner ist die Simplicität des Originals gegen den oft gesuchten Ausdruck der Nachbildung! Ein Ackersmann hat einem Vogel sein Weibchen und seine Jungen geraubt:

Gattenliebe singt er, Vaterjammer;
Erde, Luft und Himmel, Mitleid fühlend,
Tragen seine bangen Töne weiter;
Und Verzweiflung heißt ihn bald verstummen,
Bald des zarten Busens Adern sprengen!

Von dieser seltsamen Hyperbel ist im Original keine Spur:

Vile tan conjogado
Dar mil quexas al viento,
Para que al cielo santo
Lleve su tierno llanto,
Lleve sa triste acento.
Ya con triste armonia
Esforzando el intento
Mil quexas repitia:
Ya cansado callava,
Y al nuevo sentimiento
Ya sonoro volvia — — —

Nicht viel glücklicher ist der Verf. in der Nachahmung einiger altschottischer und englischer Gedichte

gewesen. Wie weit steht z. B. das Lied von Martin Grau dem Original nach! Wir theilen von beyden die ersten Strophen zur Vergleichung mit:

Zur Hürde sind die Schafe, das andre Vieh zu Haus;
Die müde Welt ruht endlich von ihrer Arbeit aus:
Nun laß ich meinen Zähren den langverhaltnen Lauf,
Sie wecken meinen guten Mann zur Seite mir nicht auf.

Mich liebte Nachbars Wilhelm vor allen auf der Flur,
Doch war sein ganzer Reichthum ein Silbergroschen nur;
Zum Thaler sollt' er werden, darum schifft' er sich ein:
Der Groschen und der Thaler sind nimmer wieder mein!

Er war kein volles Jahr noch hinweg aus unserm Ort,
Da brach des Vaters Achsel, und unsre Kuh lief fort,
Herzmutter lag danieder, lieb Wilhelm trug das Meer,
Und sieh! da kam zur Freyte der alte Martin her u. s. w.

When the ſheep are in the fauld, and the kye at hame,
And all the weary warld asleep is gane,
The waes o my heart fall in ſhowers fra my eye,
While my gude man ſleep ſound by me.

Ja-

Jamy lov'd me weel, and ask'd me for his bride,
But, saving a crown, he had naithing beside.
To make the crown a pound, my Jamy went to sea,
And the crown and the pound were baith for me.

He had nae been gane a year and a day,
When my faither brake his arm, and our cow was
stole away,
My mither she fell sick, and Jamy at the sea,
And auld Robin Gray came a courting to me etc. etc.

Ein paar Gedichte von Flemming mit wenigen und nicht sehr bedeutenden Verbesserungen.

Helmstädt. Ueber Konrad Arnolds Schmidts und Karl Christian Gärtners Verdienste, besonders um die deutsche Litteratur. Eine öffentliche Vorlesung zur Stiftungsfeyer der herz. deutschen Gesellschaft zu Helmstädt am 20. Jun. 1792. von Theodor Rose der A. B. und d. d. Ges. ord. Mitgliede. 1792. 44. S. 8. Der Verf. ist ein Schüler dieser beyden würdigen Männer, deren Verdienste er mit Wärme und Dankbarkeit, für den unbefangenen Beurtheiler nur etwas zu übertrieben, preißt. Als Lobrede von Seiten der Beredtsamkeit und des Vortrags ist diese Vorlesung ganz unbedeutend; einigen Werth geben ihr nur die, wiewohl doch nur magern, zum Theil schon bekannten, biographischen und litterarischen Notizen. Von Gärtner haben wir schon bessere Nachrichten im 1sten Bande des Nekrologs für 1791 erhalten, und von Schmid hat Herr Hofr. Eschenburg ein Denkmahl, so wie eine Sammlung seiner Gedichte, zu liefern versprochen.

Re-

Regensburg. Das Grab aus dem Englischen des Robert Blair nebst Grays Elegie auf einem Dorfkirchhof. 1793. 108. S. 8. Eine ziemlich steife prosaische Uebersetzung eines ziemlich unbedeutenden englischen elegischen und moralischen Gedichts. Der Herausgeber der neuen Auflage des Originals hing, nicht sehr weislich, Grays meisterhafte Elegie auf einem Dorfkirchhofe diesem ohne allen Vergleich schwächern Stücke an, und der deutsche Uebersetzer thut es mit der vortreflichen Verdeutschung dieser Elegie von Gotter nach.

Stutgart. Verwandelte ovidische Verwandlungen. Ad modum Blumaueri. Mit Anmerkungen. Sechstes, siebendes und achtes Buch. 1792. 334. S. 8. Der ungenannte Verf. fährt rasch genug fort, den guten Ovid nach seiner Weise zu verbilden, und den Witzling in einen Possenreißer zu verwandeln. So heißt es in der Fabel von Philemon und Baucis:

Sie setzt' ans Feuer Sauerkraut,
Geräuchert Fleisch und Schwarten,
Gedörrtes Saublut in der Haut,
Und Mangold frisch vom Garten —

Die Götter geben sich zu erkennen, und Jupiter sagt:

Zur Rache sind wir beede hier;
Verflucht sey von uns die Revier
Und wer darinnen siedelt:

Euch

Euch beeden aber bleiben wir
Gewogen stets in Gnaden;
Zum Dank für euer Nachtquartier,
Und Sauerkraut und Fladen u. s. w.

Aus der Fabel vom Aeolus und Orythia:

»Ich Windegott will mit Gewalt
Mein Schätzchen nun gewinnen.«
Sprachs und ging ab in Windsgestalt,
Orythien zu minnen;
Ein Staub erhob sich, wo er ging,
Und selbst die klare Sonne fing
Dadurch die schwarzen Flecken.

Schwarz von Natur und schwarz von Staub
Wie konnt' er ihr behagen?
Doch durch Gewalt ward sie, ein Raub
Des Windes, fortgetragen,
Und — denkt es — mitten in der Luft
Geschwängert von dem schwarzen Schuft
Und drauf des Lands verwiesen.

Mamma ward sie in kurzer Zeit
In einem fernen Lande,
Auch er hieß Papa weit und breit
Zu seiner größten Schande u. s. w.

Die Fabel von der Arachne hat, wie mehrere andere, sehr gute komische Züge, die freylich immer etwas rohes und derbes haben. Für seinen Witz hat der Verf. keinen Sinn:

Arachne war so schnell wie sie (Pallas)
Mit ihrer Arbeit fertig,
Und nun Minervens Jalousie

Und ihres Zorns gewärtig;
Zwar nicht gar sehr erbaulich war
Was sie gestickt, denn offenbar
Ziel' alles auf Satyren.

Hier zeigte sich als wahrer Stier
Fürst Jupiter und freute
Mit ungesättigter Begier
Sich seiner schönen Beute.
Sie aber hob in schnellem Lauf
Die Augen und — das Röckchen auf,
Aus Furcht es naß zu machen.

Dort kämpft er mit Asterie
Als Adler auf dem Hügel!
Hier deckt er Leden noch am See
Als Schwan mit seinem Flügel;
Dort zeigt er sich als Satyr gar,
Und macht von einem Zwillingspaar
Antiopen zur Mutter.

Hier zeigt er sich im Wettersturm
Und dort im goldnen Regen,
Um Liebe selbst im Eisenthurm
Mit Danaen zu pflegen.
Hier täuscht er als Amphytrion
Allmenen, und zeugt einen Sohn
In sechs und dreyßig Stunden.

— — — — —

Auch Vater Bacchus ließ sich sehn
In sonderbarem Raube,
Wie er getäuscht Erigonen,
Sogar im Bild der Traube;
Saturnus kömmt als Pferd und steigt
Auf weiß nicht wen? und wie? und zeugt
Den ersten Apotheker. (Chiron.)

Leip-

Leipzig und Altona. Klopstock. Er; und über ihn, herausgegeben von C. F. Cramer. Fünfter Theil. 1755. 1792. 434. S. 8. Dieser Theil enthält den neunten und zehnten Gesang des Messias, mit Hrn. Cramers Commentar. In demselben bleibt er sich durchaus gleich, kramt eine Menge unnütze, gar nicht zur Erklärung dunkler Stellen dienliche Sachen aus, zankt sich mit seinen Recensenten, bringt sogar Politica vor; schreibt den Moniteur ab — kurz es ist Cramer, wie er immer war, und immer seyn wird. Einige Briefe von Margaretha Klopstock, Rabener, Gellert, J. A. Cramer, Ebert — alles sehr unbedeutend und leer. Anekdoten von Funk, Alberti: von Klopstock — nichts. Der Tod Adams, mit untergesetzter Versificirung von Gleim. Ein paar ächte Cramerianismen müssen wir doch den Lesern auch aus diesem Bande zum Besten geben. „Gellerts unklopstockische Sprachunkühnheit!!“ Ifflands Schauspiele seyen gut für den — Janhagel! S. 295. „Funk übersetzte Schlegels Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen, und hängte derselben eine noch viel tiefsinnigere über die unveränderlichen Adjectiva an, die einem künftigen deutschen Grammatiker unentbehrlich ist. Notiz für Adelung!!!“ 297. „Außer Klopstock „und Voß zeigt Deutschland vielleicht keinen ähnlich „tiefsinnigen und wahren Sprachenkopf auf.“

Englische Litteratur.

A Mock Elegy, in irregular Verse, on the supposed demise of P. P. Esq. M. D. London, Hookham. 1792. 50. p. 4. Von allen Gegnern, die wider den berühmten Spötter Woolcot aufgestanden sind, ist dieß der erste, der ihm einigermaaßen gewachsen ist. Er verfährt zwar keinesweges säuberlich mit seinem Antagonisten, seine Fictionen sind eben so boshaft und ehrenrührig als witzig und geistreich; wie könnte aber auch ein Mann, der nichts verschont, Schonung erwarten? In einer ganz besondern Versart, die zwar durchaus unregelmäßig, aber doch zugleich sehr harmonisch ist, beschreibt der Verf. die äußere Gestalt seines Helden, seine geistigen Eigenschaften, und die Art und Weise, wie er seinen Hunger nach Speise und Ruhm zu stillen sucht. Nachdem er den Schatten des Dichters in die Unterwelt vor den Richterstuhl Rhadamanths gebracht hat, der ein schreckliches Urtheil über ihn fällt, ruft er die Musen, Grazien, Gnomen, Tritonen, Dryaden, die Bewohner des Waldes und alle lebendigen Geschöpfe an, seinen Schmerz zu theilen, that with such excellence the world should part. Zur Probe theilen wir die Anrufung der Vögel mit.

»Ye winged choristers that high in air
On downy pinions borne,
To chirp your matin song begin,
(Haply of praise a pittance scant to win)
Whou, with your strain melodious, greed

The

The lover ſad,
Or captive in his dark retreat,
Whoſe priſon drear
Of ſouls refulgent beam
Admits no gleam
His penſive ſoul to cheer:
Ye that inhale,
When ambient ſweets perfume the morn,
The ſpicy gale,
That no obtruſive blows,
Or from the violet ſweet, or fragrant roſe,
With grief of heart,
Ye, too, a penance I enjoin
For Pindar, bard divine!
That for a certain ſpace,
Till lingering time
Shall from the mind his memory raſe,
Ye, thro' the vaſt expanſe of air,
Your circuit ſhall forego;
And, like the widow'd dove,
That mourns her early love,
Nor joy, nor comfort know,
But on ſome melancholy ſpray,
Stripp'd of your plumage gay,
With plaintive dirges, tremulous and ſhrill,
The liſtning ear with bitter anguiſh fill.«

The Tears of St. Margaret: alſo Odes of Condolence to the High and Mighty muſical Directors, on their downfall. To which is added the Addreſs to the Owl. Likewiſe Mrs. Robinſon's Handkerchief and Judge Buller's Wig, a Fable. Alſo the Church-

Churchwarden of Knightsbridge; or the feast on a Child. By *P. Pindar.* London, Symonds 1792. 47. p. 4. Diesesmahl ist der Gegenstand der Satyre des Dichters von der leichten, komischen Art, und das Ganze in lustigem, muthwilligen Ton gedichtet. Der Hauptpunkt ist die getäuschte Erwartung und der Verdruß der Directoren der musikalischen Aufführungen in der Westminsterabtey, die von dem Oratorio in der St. Margarets-Kirche ganz ausgeschlossen wurden. Der Dichter räth den Directoren, sich in ihr böses Schicksal geduldig zu ergeben, und versichert, daß sie sich mit den Dichtern trösten könnten, denen es eben nicht besser gehe. Selbst gekrönte Häupter wären in unsern Tagen vor Demüthigungen nicht sicher. Er warnt sie, der Rachsucht nicht Eingang zu ihren Herzen zu lassen:

'T is very wicked with revenge to burn.
The Sun's a bright example let me say —
Obliges the black clouds that veil his ray;
Oft makes them decent figures to behold,
And covers all their dirty rags with Gold.
But let us not an idle pother keep,
And, ass-like, at a revolution bray;
Lo, kings themvelfes, like cabbages, grow cheap:
Thus ev'ry dog at last will have his day —
He, who this morning smild, at night may sorrow;
The grub to day's a butterfly to-morrow.«

A Morning Walk. In Blank verse. Addressed to an eminent Clergyman. 1792. Kearsly. 1792. 16. p. 8. Diese eleganten Verse,

Verse, die die Seele des Lesers zu stiller Betrachtung und ruhigem Genuß des Lebens einladen, sind offenbar die Frucht der Muße eines Mannes von Geschmack und Gefühl. Sie beschreiben in Zeilen, die von kahler Simplicität und Affectation gleich weit entfernt sind, die Vergnügungen und Vorzüge ländlicher Eingezogenheit.

Virginius and Virginia; a Poem in six parts. From the Roman History. By Mrs. *Gunning*. Dedicated to supreme Fashion, but not by Permission. 1792. Hookham. 65. p. 4. Die Geschichte des Virginius ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, den Inhalt dieses Gedichts näher anzugeben. Im Allgemeinen ist die Verf. der historischen Wahrheit treu geblieben, durch die Darstellung der verschiedenen Auftritte und Charaktere in detaillirten Beschreibungen, durch die Gesinnungen und Empfindungen, die die verschiedenen Personen in ihren Reden äußern, ist das Ganze zu einer poetischen Erzählung geworden, die mehr einem neuern Roman, als einem Stück aus der alten Geschichte gleich sieht. Wir setzen nur vier Zeilen zum Beweis her, wie verschwenderisch die Verfasserinn mit einer Sache umgeht, womit die Damen gewöhnlich zu geizen pflegen, mit Comma's und Unterscheidungszeichen aller Art:

Perfidious fate! to lead her steps, that way,
At such, an hour! ah! black! disastrous, day!
At thy, return, shall virgins eyes, run o'er,
Maids, shun the danger, you with tears, deplore!

Monody to the memory of Sir Josua Reynolds, late President of the Roy. Acad. By *Mrs. Mary Robinson.* 1792. 16. p. 4. Es läßt sich kein edlerer Gebrauch der Muse denken, als Feyer des Andenkens verdienter Männer, und unter diesen ist gewiß Sir J. Reynolds einer, der Anspruch auf eines ihrer schönsten Lieder machen kann. Die Dichterinn zeigt, daß sie die Würde des gewählten Gegenstandes kennt: sie hat ihre ganze Kraft aufgeboten, mit ihrem Gesang nicht unter demselben zu bleiben. Und doppeltes Lob verdient es, daß sie den natürlichen Hang ihres Talents zu Schmuck und Zierrath gezügelt, und in den meisten Stellen ächtes, warmes Gefühl in der einfachsten Sprache ausgedrückt hat. Zum B. S. 11. in der Anrede an die Muse:

But leave, oh, leave thy fond lamenting song,
The feeble echo of a wond'ring throng: —
Canst thou with brighter tints adorn the rose,
Where nature's vivid blush divinely glows?
Say, canst thou add one ray to heav'n's own light;
Or give to Alpine snows a purer white?
Canst thou encrease the diamond's burning glow,
Or to the Flow'r a richer scent bestow?
Say, canst thou snatch, by Sympathy sublime,
One kindred bosom from the grasp of Time?
Ah no! then bind with cypress boughs thy lyre,
Mute be its chords, and quench'd its sacred fire;
For dimly gleam the poets votive lays,
'Midst the vast splendours of a Nations praise.

Nur

Nur hier und da, stößt man mit Verdruß auf gespielte und spitzfindige Ideen und falsche Bilder, z. B. wenn die Dichterinn „die Saiten mit einer Feder aus den Flügeln der Phantasie rührt“ oder beklagt, daß der Mahler „jede Blume der Natur entwendet, und der Muse nichts als den Dorn des Kummers gelassen habe, ihren Busen damit zu durchbohren.“

Views taken on and near the River Rhine, at Aix la Chapelle and on the River Maese. By the Rev. *I. Gardnor*: engraved in Aquatinta by the Rev. I. Gardnor and Richard Gardner jun. 156. p. klein 4. und 32 Kupf. 1 Pf. 11 Sh. (Der Preis der besten gefärbten Probeabdrücke auf großem Papier ist 25 Pf. St. 4 Sh.) Der Text enthält einige ziemlich unbedeutende Nachrichten, und einige, etwas bessere, aber doch nur flüchtig hingeworfene, Bemerkungen über die Landschaftsmahlerey. Verschiedene von den Aussichten sind romantisch und selbst erhaben, oder richtiger, sie geben der Phantasie Veranlassung und Winke sich selbst Szenen zusammenzusetzen, in deren Beschauung sie sich gefällt; denn weder in der Zeichnung noch in der Färbung der Kupfer herrscht Geschmack. Der Contrast von Licht und Schatten ist im Ganzen auf eine die Augen beleidigende Weise angebracht, und das Uebergewicht des letztern gibt mancher großen Naturscene und manchem in Trümmern zerfallenem Werke der Kunst, statt eines düstern aber mahlerischen Ansehns, die widerliche Miene von Plumpheit und Schwerfälligkeit.

Physiognomy, or the corresponding Analogy between the conformation of the features and the ruling passions of the mind. Translated from the original Work of I. C. Lavater. By Samuel Shaw Esq. 1792. Symonds 280. p. 12. with 5 plates. Auszüge aus großen Werken, mit Verstand gemacht, können sehr nützlich seyn; das angezeigte Buch hingegen ist kein Auszug, sondern Herr Sh. hat nichts gethan, als nach Gutdünken, aber auf eine Art, die wenig Geschmack und Beurtheilungskraft beweist, aus Holcrofts Uebersetzung Stellen abzuschreiben. Schon der Titel beweist, daß dieser angebliche Abkürzer selbst nicht einmahl einen Begriff von Lavaters Systeme hat. Lavaters Bemerkungen gründen sich nicht auf die Einwirkung herrschender Leidenschaften auf die Gesichtszüge; im Gegentheil erklärt er an mehrern Orten ausdrücklich, daß er hauptsächlich von der Physiognomie (der ursprünglichen Bildung der festen Theile) und keinesweges nur von der Pathognomie zu handeln gesonnen sey.

'M. Fingal: a modern epic poëm in four Cantos. The fifth Edition with explanatory Notes. 1792. 142. p. 8. Der Verf. dieses Werks ist, wie wir aus der Vorrede ersehen, John Trumbull Esq. in Connecticut, Verf. eines satyrischen Gdichts The Progress of Dulness, einer Elegie On the Times (1774) und verschiedener politischer Schriften, sämmtlich in Amerika gedruckt, wo seine Arbeiten sehr geschätzt seyn sollen. Diese neue Auflage (die erste in Eu-

ropa)

ropa) seines letzten Werks beweist, daß seine Landsleute ihn mit Recht achten. Das Gedicht ist in einer Versart wie der Hudibras geschrieben, übrigens aber sowohl in Rücksicht auf den Gegenstand, als den Styl, wesentlich von diesem berühmten Werke verschieden. Butler schrieb seinem Hudibras in der Absicht, republikanische Grundsätze lächerlich zu machen, und die monarchische Gewalt von der angenehmsten Seite zu zeigen. Herrn Trumbulls Zweck ist im Gegentheil, den Despotismus lächerlich zu machen, und Grundsätze, durch die bis jetzt der größte Theil der Menschen in einer Art von Knechtschaft erhalten worden, der Verachtung Preiß zu geben. Der Charakter des Hauptheldencvon diesem Gedichte M'Fingal scheint nicht nach einem Individuo gezeichnet zu seyn, sondern ist ein Bild der Tory Parthey im Allgemeinen, eben dieß gilt von Honorius dem Verfechter der Whigs. Die Szene der Handlung ist eine nicht näher bestimmte Stadt in der Provinz Massachusets: die Zeit der Handlung fällt in die letztere Hälfte des Sommers 1775. nach der Schlacht von Bunkershill und vor Montgomerys Belagerung von St. Johns. Der erste Gesang beschreibt mit viel Geist und Laune eine Bürgerversammlung (a town meeting) in welcher die Häupter beyder Partheyen in einer Kirche ihre Vorträge halten. Dieser Gesang entwickelt die Hauptgrundsätze beyder Parteyen, und einige wichtige Triebfedern, die beym Ausbruch des amerikanischen Kriegs wirkten. Aus der Rede des Honorius stehe folgende Stelle

als

als eine Probe der scharfen Satyre, die in dem Gedichte herrscht, hier:

And are there in this free-born land
Among ourselves a venal band,
A dastard race, who long have sold
Their soules and consciences for gold;
Who wish to stap their countrie's vitals,
If they might heir surviving titles;
With joy behold our mischiefs brewing,
Insult and triumph in our ruin?
Priests, who if Satan should sit down,
To make a bible of his own,
Would gladly of the sake of mitres,
Turn his inspir'd and sacred writers;
Lawyers, who, should be wish to prove
His title t'his old seat above,
Would, if his cause he'd give 'em fees in,
Bring writs of *entry sur disseisin*
Plead for him boldly at the session,
And hope to put him in possession,
Merchants, who, for his kindly aid,
Would make him partners in their trade,
Hang out their signs in goodly show,
Inscrib'd with »*Beelzebub and Co.*«
And judges who would list his pages,
For proper liveries and wages;
And who, as humbly cringe and bow
To all his mortal servants now.

Im zweyten Gesang wird eine zweyte Versammlung beschrieben, in welcher M'Fingal die großen Dinge erhebt, die Gage, Howe, Clinton und Bourgoyne gethan hätten oder noch thun würden.

den. Honorius antwortet hierauf in einer beißenden Rede. Die Debatten werden endlich so stürmisch, daß

No chaos heard such jars and clashes
When all the el'ments fought for places.
Each bludgeon soon for blows was tim'd;
Each fist stood ready cockd and prim'd;
The storm each moment louder grew;
His sword the great M' Fingal drew,
Prepar'd in either chance to share,
To keep the peace, or aid the war.
Nor lack'd they each poetic being,
Whom bards alone are skill'd in seeing;
Plum'd victory stood perch'don high,
Upon the pulpit-canopy,
To join, as in her custom tried,
Like Indians, on the strongest side;
The destinies with shears and distaff,
Drew near, their threads of life to twist off;
The furies 'gan to feast on blows,
And brocken heads or bloody nose;
When on a sudden from without,
Arose a loud terrific shout;
And strait the people all at once heard
Of tongues an universal concert;
Like Aesop's times, as fable runs,
When ev'ry creature talk'd at once;
Or like variegated gabble
That craz'd the carpenters of Babel.

In dem dritten Gesange erhebt eine Gesellschaft Whigs um eine Freyheitsstange einen heftigen Tumult, der für den Helden M' Fingal und den Constabel,

ſtabel, der ihn begleitet, ein trauriges Ende nimmt, in dem über beyde förmlich das Urtheil gefällt wird, mit Theer beſtrichen und in Federn gewälzt zu werden. Der vierte Geſang beſteht aus einer Prophezeihung des M' Fingal, in der die Niederlage der königlich Geſinnten auf eine launige Weiſe verkündigt wird. Dem Dichter und General Bourgoyne wird hier übel mitgeſpielt.

Behold that martial Macaroni,
Compound of Phöbus and Bellone,
With warlike ſword and ſing-ſong lay,
Equipp'd alike for feaſt or fray,
Where equal wit and valour join;
This, this is he, the fam'd Bourgoyne:
Who pawn'd his honour and commiſſion,
To coax the patriots to ſubmiſſion,
By ſongs and balls ſecure obedience,
And dance the ladies to allegiance.
Oft his camp muſes he'll parade,
At Boſton in the grand blockade,
And well invock'd with punch of arrack
Hold converſe ſweet in tent or barrack,
Inſpir'd in more heroic faſhion
Both by his theme and ſituation;
While farce and proclamation grand,
Riſe fair beneath his plaſtic hand.
For genius ſwells more ſtrong and clear
When cloſe confin'd, like bottl'd beer;
So Priors wit gain'd greater power
By inſpiration of the Tow'r;
And Raleigh, faſt in priſon hurl'd,
Wrote all the hiſt'ry of the world;

So

So Wilkes grew, while in goal he lay
More patriotic ev'ry day;
But found his zeal, when not confin'd,
Soon sink below the freezing point,
And public spirit, once so fair,
Evaporate in open air.
But thou, great favorite of Venus,
By no such luck shalt cramp thy genius,
Thy friendly stars till wars shall cease,
Shall ward th'ill fortune of release,
And hold thee fast in bonds not feeble,
In good condition still to scribble.
Such merit fate shall shield from firing,
Bomb, carcase, langridge, and cold iron,
Nor trusts thy doubly laureld head,
To rude assaults of flying lead.
Hence in this Saratogue retreat,
For pure good fortune thou 'lt be beat;
Not taken oft, releas'd or rescu'd,
Pass for small charge, like simple Prescot;
But captur'd there, as fates befal,
Shall stand thy hand for 't, once for all.
Then rise thy daring thoughts sublime,
And dip thy conqu'ring pen in rhyme,
And changing war for puns and jokes,
Write new Blockades and Maids of Oaks.«

Diese Stellen sind mehr als genug die lebhafte Phantasie, die reiche Ader von Laune und den klassischen Geschmack des Dichters zu erweisen. Das ganze Gedicht ist reich an originellen Ideen und glücklichen Anspielungen, die beydes das große Talent und die Belesenheit des Verf. außer Streit setzen.

An

An Heroic Epistle to Thom. Payne 1792. 18. p. 4. Diese ironische Lobschrift gleicht einem polirten Scheermesser, dessen Oberfläche zwar glatt, dessen Schärfe aber desto einschneidender ist. Die theilnehmende Besorgniß des Verf. läßt ein Heer von Schrecknissen sich um das Haupt seines Helden erheben, den seine schwarze Phantasie erst an den Pranger, dann nach Temple-bar bringt. Diesem Schicksal wäre er nun zwar vor der Hand entgangen; was ihm aber in Frankreich bevorsteht, muß die Zukunft lehren.

The intrigues of a Morning. In two acts. As performed at Covent-Garden. By Mrs. *Parsons* Author of the Errors of education and Miss Meredith. 1792. 31. p. 8. Wie tausend andere Stücke dieser Art besteht das gegenwärtige aus einer Reihe von Listen und Intriguen, den Befehl eines geizigen Vaters zu eludiren, und den Wunsch eines begünstigten Liebhabers zu krönen. Der Dialog ist leicht und natürlich und nicht ganz ohne Witz und Laune.

Juvenile excursions in Literature and Criticism. Consisting of I. brief observations on Men, Manners, Opinions and Books, with Anecdotes and Extracts. II. Critical Remarks on Poetry, ancient and modern. III. Short descriptions on some picturesque Scenes on the Northern Lakes. By W. Tindal A. M. Rector of Billingford in Norfolk. Colchester Keymer, London, Robinsons 1791. 239. p. 12. Der Vorrede zufolge sind die meisten

hier

hier gelieferten kurzen, unverbundenen Aufsätze, Fragmente eines entworfenen größern Werks, das aus Mangel an Muße unvollendet geblieben ist. Wenige derselben haben ausgezeichneten Werth, die meisten verdienen unter die Rubrik unterhaltender Kleinigkeiten zu kommen. Die Gegenstände, die in dem ersten Theil mehr berührt, als behandelt werden, sind: lehrende Kritik (didactic criticism) — Eitelkeit — unbegrenzte Gefälligkeit — die Wirkung eines bösen Gewissens auf das äußere Betragen — litterarischer Neid — einige besondere Eigenschaften der Musik — über einige Stellen in Miltons Penseroso — über eine Stelle in Gibbons Geschichte — der Einfluß der Musik auf die Seele — über das Philosophiren in Gedichten — Betrachtung der Alterthümer — Verbindung zwischen Geschmack und Moral — Theokrit — eine Stelle des Tacitus — der Verfall des Geschmacks und Genies — die verschiedenen Style in der Musik — Livius u. a. m. — In kritischen Materien ist der Verf. glücklicher in allgemeinen Bemerkungen, als im Urtheil über einzelne Gegenstände. Gut hat er auseinandergesetzt, daß der Grund der anerkannten Vortreflichkeit Homers in seinem ächten Pathos liege. Daß das Streben der Imagination und des Genies nicht durch die künstlichen Regeln logischer Bestimmtheit gefesselt werden dürfe, ist gut erwiesen. Wenn der Verf aber unternimmt, einen Dichter, wie Milton, zu verbessern und zu berichtigen, so hat er sich offenbar einem Geschäfte unterzogen, das

seine Kräfte geht. Wenige Leser werden in seine Behauptung einstimmen, daß Miltons Styl schöner seyn würde, wenn man seine vollen, tönenden Perioden, die so viel zur Größe seiner Diction beytragen, in kurze Sätze nach dem neuern Geschmack zerstückelte. — Die Beschreibungen einiger mahlerischen Szenen der nördlichen Seen sind während eines eilfmonatlichen Aufenthalts in jenen Gegenden entworfen, und werden mit Vergnügen von denen gelesen werden, die selbst Gelegenheit gehabt haben, diese Schönheiten in der Natur zu bewundern.

The Voyage of Life: a Poem. In nine bocks. By the Rev. D. *Lloyd*, Vicar of Llanbister. 1792. 221. p. 12. Der Titel und die Idee, das menschliche Leben unter dem Bilde einer Reise darzustellen, läßt ein allegorisches Gedicht erwarten, allein in dem Buche selbst hat der Verf. diesen Gedanken nicht so anhaltend und genau befolgt, die Aehnlichkeiten, die sich fast von selbst darboten, bey weitem nicht so benutzt, als hätte geschehen müssen, wenn sein Werk diesen Nahmen verdienen sollte. Auch unter die Klasse satyrischer Gedichte kann es nicht ganz gezählt werden, so voll von Ausbrüchen des Unwillens es auch gegen die Papisten, Unitarier, neuere Metaphysiker und reformirende Politiker ist; denn der Verf. besitzt von den Eigenschaften eines Satyrikers nichts als Galle siccum jecur ardet ira. Unter die moralischen Gedichte kann es gleichfalls nicht gerechnet werden, denn, wenn schon ein Theil desselben

dieser

dieser Bestimmung entspricht, so ist es doch wiederum zusehr mit anderen ganz heterogenen Dingen, vorzüglich mit systematischer Theologie, überladen. Die passendste Benennung ist daher ohne Zweifel die eines ethico-theologischen Gedichts. Einzelne Stellen sind wirklich nicht ohne Schönheiten. Seine Erbitterung gegen die Unitarier macht ihn zum Propheten; wir fürchten nicht, zum wahren:

»These seeming wise, but fools in fact, deny
The God that bought them — they aspire
To undermine the church, 'gainst which the gates
Of hell shall not prevail, and toil to raise,
In contradiction proud, aloft to heav'n,
A Temple to CONFUSION dedicate,
In which, exalted, ERROR sits inshrin'd.
Church, apparatus, they durst leave for this,
To prosecute the arduous design.
How stable, how sublime the pillars seem!
Nor ought suspect they the foundation false:
Tho 'deem'd impregnable. Time yet will come,
When down the fabric all, with sudden crash,
Rebounding, lays them in the ruins deep!«

A Collection of Poems. By a young Lady. 1792. Rochester Gillmann and Comp. London, Evans 194. p. 8. Die hier gesammelten Gedichte von der erzählenden, elegischen und epistolischen Gattung, werden dem Publikum mit großer Bescheidenheit überreicht. Ohne die kritische Strenge zu weit treiben zu wollen, muß man doch gestehen, daß sie nicht Spuren poetischen

Talents genug verrathen, um die Verf. aufzumuntern, diesen betretenen Weg weiter zu verrfolgen.

A poetical Epistle to the Right Honourable Lord Thurlow, Lord High Chancellor of Great Britain etc. 1792. 23. p. 4. Eine ernstliche Bittschrift, in guten Versen, zum Besten der unglücklichen Personen, die Schulden wegen im Gefängniß sitzen. Der Verf. giebt mehrere Ursachen des außerordentlichen Elends unter gewissen Volksklassen an. Da das Parlament eine Committee niedergesetzt hat, so ist zu hoffen, daß man den schändlichen Unterdrückungen, die seit einiger Zeit, zur Schande des Zeitalters, eingerissen und ans Licht gekommen sind, mit Nachdruck steuern wird.

The fate of Empire: a poem. By the Rev. *I. Palmer*. 1792. 28. p. 4. Dieß Gedicht scheint seinen Ursprung einer finstern, schwermüthigen Laune, erzeugt durch die Betrachtung der Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge, zu verdanken. Es predigt die trostlose Lehre, daß es der menschlichen Weisheit unmöglich sey, den Plan zu einer Verfassung zu entwerfen, die vermögend sey, die gesellschaftliche Glückseligkeit zu sichern. Nach den melancholischen Begriffen dieses Verf. müssen Anarchie und Despotismus, nach kurzen Perioden, abwechselnd die Schicksale der Menschen beherrschen, und die Idee, das Reich der Vernunft und Freyheit allgemein zu verbreiten und dauernd zu erhalten, sey nichts als eine Schimäre. Wären diese Behauptungen in der Natur der Dinge gegründet,

und

und von der Erfahrung bestätigt, so müßten freylich alle Versuche, die Welt zu verbessern, als pure gutmüthige Donquixotterey aufgegeben werden. Was man aber auch von dieser Philosophie denken mag, so ist doch der poetische Werth dieses Versuchs nicht gering.

Tho' Man may labour through his mortal date,
To give stability, denied by fate,
Denied but to perfection, which on high
Above all human daring treads the sky;
Experience mocks th'attempt, and whispers Pride,
That human Art and Nature are allied:
The fate of either various cases sway,
Here't is a sudden death, here slow decay;
The genial current of each system flows
Capricious, varying on each varying cause;
And Empires are by Empires swept away,
As stronger Animals on weaker prey.
Dark is the origin, that empires claim
By slow gradations rising into fame.
Dark is their exit, shifting modes of power,
Awhile they shine, then sink to rise no more.
Some in their fall, their cumbrous ruins wide
Outspread, sad monuments of human pride.
Some to their base o'ertur'nd, no trace behind
Leave of their splendour to instruct mankind:
Here man appears an embryo, void of form,
Here licks the dust, and abject crawling worm;
Here quits his base integuments, to spring
Free as the air aloft on sportive wing;
Here languid to the earth again declines,
And all his pride to endless night resigns.

The Comparison; or England greatest and hapiest. A poëm. By *William Whitmore*. 1792. 12. p. 4. Wenn dieser Versemann Recht hat, so sind die Engländer allein glücklich und wohl daran, und in England ist allein ein vergnügtes und wahres Leben möglich.

France, late conspicuous on the roll of fame,
Is fallen, for ever fallen, and *known but by the name*;

Was das wohl für einen Sinn haben mag?

Reformers are adangerous crew, false, and base,
Whom heav'n must be invok'd to banish from its favoured race.

Dieß ist freylich nicht ohne Ausnahme, aber doch von den meisten wahr. Das poetische Verdienst dieser Composition ist übrigens nicht sehr beträchtlich.

The Fugitive. a Comedy as it is performed at the Kings Theatre in the Haymarket. By *Joseph Richardson* Esq. Barrister at Law. 1792. 8. p. 8. Der Verf. gehört unter die Schriftsteller, die in der modischen Ars dramatica wohl bewandert sind, d. h. er arbeitet seine Stücke, so wie die meisten seiner Collegen, und nach Art italienischer Dichter, weniger nach dem innern Bedürfniß einer zusammenhängenden, wohlmotivirten Handlung, als nach den Forderungen, den Talenten rc. der eben in der Gunst des Publikums schwebenden Schauspieler aus. Stücke dieser Art finden gewöhnlich beym Aufführen, und selten oder nie beym Lesen Gnade.

All

All in good Humour. A dramatic Piece in I. A first performed at the Theatre-Royal, Haymarket 1792. By *Walley C. Oultoe.* 22. p. 8. Ein kleines drolliges Stück, das bey der Aufführung sehr gefallen hat, und auch beym Lesen eine halbe Stunde sehr angenehm ausfüllen kann.

Cursory Remarks upon the Arrangement of the Plays of Shakspeare: occasioned by reading Mr. Malone's on the chronological Order of those celebrated Pieces. By the Rev. *James Hurdis M. A.* Fellow of Magdalen College Oxford. 1792. 55. p. 8. Der Verf. findet eine neue Stellung der Werke des Dichters sehr nöthig, und liefert über jedes Stück einige Bemerkungen, die den Zweck haben, so viel möglich die Stelle zu bestimmen, die es in der chronologischen Ordnung einnehmen müsse. Das Resultat dieser in der That sehr sinnreichen Bemerkungen ist folgende neue Stellung der Shakspearschen Schauspiele. Antony and Cleopatra. Winter's Tale. Cymbeline. Coriolanus. Timon of Athens. The Tempest. Measure for Measure. The Taming of the Shrew. Romeo and Juliet. The Midsummer Nights Dream. Much ado about nothing. Othello. The Comedy of Errors. Love's labour lost. The two Gentlemen of Verona. Troilus and Cressida. All's well that ends well. Twelfth Night. King John. Richard II. Henry IV. P. 1. Henry IV. P. 2. Henry V. Henry VI.

P. 1. Henry VI. P. 2. Henry VI. P. 3. Richard III. Henry VIII. The Merry Wives of Windsor. The Merchant of Venice. As you like it. Macbeth. King Lear. Julius Caesar. Hamlet. — Diese Bemerkungen sind dem Aldermann Boydell und seinen Subscribenten zugeeignet, um sie von der Nothwendigkeit einer Verbesserung zu überzeugen, die ihnen vorzüglich wichtig seyn muß.

Three Essays; on picturesque Beauty; on picturesque Travel, and on sketching Landscape. To which is added a Poem on Landscape Painting. By *William Gilpin M A.* etc. 1792. 150. p. and six plates. 8. Von dem V., der selbst verschiedene mahlerische Reisen geschrieben, konnte man endlich eine genaue Bestimmung dieses so schwankenden, und oft so sonderbar gebrauchten Wortes erwarten: wir zweifeln aber, daß der Verf. in seinen Bemühungen ganz glücklich gewesen. Indeß hat er doch mehrere gute und brauchbare Bemerkungen gemacht, die allen Dank verdienen. Wir zeichnen einiges, und um desto gewisser zu seyn, seinen Sinn auch in Kleinigkeiten nicht zu verfehlen, mit den Worten des Originals aus. S. 3.

»Disputes about beauty might perhaps be inval-»ved in less confusion, if a distinction were established, »which certainly exists, between such objects as are »*beautiful* and such as are *picturesque* — between tho-»se, which please the eye in their *natural state*; and »those,

»those, which please from some quality, capable of »being *illustrated in painting*.«

»Ideas of beauty vary with the object, and with »the eye of the spectator. Those artificial forms ap»pear generally the most beautiful, with which we »have been the most conversant. Thus the stone»mason sees beauties in a well-jointed wall, which »escape the architect, who surveys the building un»der a different light. And thus the painter, who »compares his object with the rules of his art, sees »it in a different light from the man of general taste, »who survey's it only as simply beautiful.« — — —

»In examining the *real object*, we shall find, one »source of beauty arises from that species of elegance, »which we call *smoothness* or *neatness*, for the terms »are nearly synonimous. The higher the marble is »polished, the brighter the silver is rubbed, and »the more the mahogany shines, the more each is »considered as an object of beauty: if as the eye de»lighted in gliding smoothly over a surface.«

»In the class of larger objects the same idea pre»vails. In a pile of building we wish to see neatness »in every part added to the elegance of the architec»ture. And if we examine a piece of improved plea»sure-ground, every thing rough and slovently »offends.«

»Mr. *Burke*, enumerating the properties of beau»ty, considers *smoothness* as one of the most essential. »A very considerable part of the effect of beauty, »says he, is owing to this quality: indeed the must »considerable: for take any beautiful object, and give »it a broken, and rugged surface, and however well»formed it may be in other respects, it pleases no

»longer. Whereas, let it want ever so many of »the other constituents, if it want not this, it beco»mes more pleasing, than almost all the others wi»thout it.« — How far Mr. *Burke* may be right in »making smoothness the *most considerable* source of »beauty, I rather doubt. A considerable one it cer»tainly is.«

»Thus then, we suppose the matter stands with »regard to beautiful objects in general. But in pic»turesque representation it seems somewhat odd, yet »we shall perhaps find it equally true, that the re»verse of it is the case; and that the ideas of neat »and smoth, instead of being picturesque, in fact dis»qualify the object, in which they reside, from any »pretensions to picturesque beauty. — Nay further, »we do not scruple to assert, that *roughness* forms »the most essential point of difference between the »beautiful and the picturesque, as it seems to be that »particular quality, which makes objects chiefly plea»sing in painting — I use the general term *rough»ness*; but properly speaking, roughness relates only »to the surfaces of bodies: when we speak of their »delineation we use the word *ruggedness*. Both ideas »however equally enter into the picturesque; and »both are observable in the smaller, as well as in »the larger parts of nature — in the outline, and »bark of a tree, as in the rude summit, and craggy »sides of a mountain.«

S. 13. »Animal life, as well as human, is, in »general beautiful both in nature and on canvas. »We admire the horse, as a *real object*; the elegance »of his form, the stateliness of his tread; the spirit »of all his motions; and the glossiness of his coat. »We

»We admire him alho in *representation*. But as an »object of picturesque beauty we admire more the »worn-out cart-horse, the cow, the goat, or the ass, »whose harder lines and rougher coats exhibit more »the graces of the pencil. For the truth of this, »we may examine *Berghems* pictures: we may examine »the smart touch of Rosa of Tivoli. The lion with »his rough mane; the bristly boar; and the ruffled »plumage of the eagle, are all objects of this kind. »Smooth-coated animals could not produce so pictu»resque an effect.«

»The *art of Sketching* (sagt der Verf. im dritten »Versuch) is to the picturesque traveller, what the art »of writing is to the scholar. Each is equally neces»sary to fix and communicate it's respective ideas.« S. 85. »After all, however from the mode of sket»ching here recommended (which is far as I should »wish to recommend drawing landscape to those, who »draw only for amusement) no great degree of accu»racy can be expected. General ideas only must be »looked for; not the peculiarities of portrait. It ad»mits the winding river — the shooting promon»tory — the castle — the abbey — the flat distan»ce — and the mountain melting into the horizon. »It admits too the relation, wich all these parts bear »to each other. But it descends not to the minu»tiae of objects. The fringed bank of the river — »the gothic ornaments of the abbey — the chasms »and fracture of the rock and castle — and every »little object along the vale, it pretends not to deli»neate with exactness. All this is the province of »the finished drawing and the picture; in which the »artist conveys an idea of each minute feature of the

»coun-

»country he delineates or imagines. But *high fini-»shing*, as I have before observed belongs only to a »master, who can give *expressive touches.* The dis-»ciple, whom I am instructing, and whom I instruct »only from my own experience, must have humbler »views; and can hardly expect to please, if he go »farther than sketch, *adorned* as hath been here de-»scribed.« —

Auch das angehängte Gedicht über die Landschaftsmalerey können wir angehenden Künstlern empfehlen, wenn wir gleich sonst diese Einkleidung wissenschaftlicher Ideen nicht billigen können. Der Verf. sagt, daß Herr Mason die Versification verbessert, und besonders viel Schwierigkeit gefunden habe, die Kunstwörter beyzubehalten. Das glauben wir gern, aber eben deshalb behaupten wir auch, daß wissenschaftlicher Unterricht nie der Zweck eines poetischen Werks seyn solle.

Ancient Songs from the time of King Henry the Third to the Revolution. London Johnson 1792. 332. p. 8 mit sechs Vignetten. Sammlungen dieser Art besitzen einen höhern Werth, als der innere Werth der gewählten Stücke ihnen geben kann. Sie erläutern die Geschichte, Dichtkunst, Gebräuche, Sprache, Belustigungen u. s. w. unserer Vorfahren. Zu diesem Zweck ist aber nöthig, daß sie unbezweifelt und einleuchtend ächt sind. Diese Eigenschaften besitzt gegenwärtige Sammlung. Bey jedem Stücke ist die Quelle, aus welchem es geschöpft worden, genau angegeben, und diese sind größtentheils öffentlich

lich und zugänglich. Zwey Abhandlungen sind dem Werke vorgesetzt. Die erste enthält Bemerkungen über die alten englischen Minstrels, die zweyte beschäftigt sich mit den Liedern, Gesängen und der Vocal- und Instrumentalmusik der alten Engländer. In der ersten sucht der Verf. den Ungrund der Vorstellung zu zeigen, die D. Percy in seinem Versuch vor den Reliques of ancient poetry von den alten englischen Minstrels gegeben hat. Diese Minstrels, von denen D. Percy eine so reizende Beschreibung macht, sind, unserm Verf. zufolge, keine englischen Tonkünstler, sondern provenzalische Troubadours, oder normännische Minstrels gewesen, die zur Zeit der Eroberung der Normannen häufig nach England kamen. Nachdem der Verf. die von D. Percy vorgebrachten Thatsachen geprüft, und ihre wenige Beweiskraft dargethan hat, setzt er hinzu: „Bis jetzt also hätten wir keine einzige „Autorität gefunden, die uns zu der Annahme be„rechtigen könnte, daß je auch nur ein einziger Eng„länder die Kunst der Poesie und Musik vereinigt, „und Lieder von seiner eignen Arbeit zur Harfe ge„sungen habe. Hätten die Schriftsteller, welche „Geschichtschreiber oder Panegyristen der provenç. „Troubadours oder der französischen Minstrels wa„ren, keine bessern Beweise vorbringen können, „als wir aufzuweisen haben, so wäre gewiß selbst „das Daseyn eines solchen Standes bis jetzt ganz „unbekannt geblieben. Die Tensons, sirven„tes, pastourelles der erstern, die lais, con„tes und fabliaux der letztern sind unzählig, und

verwei-

„erweisen nicht allein ihre Existenz, sondern liefern „auch hinreichende Materialien zu ihrer Geschichte „und Beschreibung. Dieß ist aber keinesweges der „Fall mit den englischen Minstrels, von denen wir „nichts mehr übrig haben, als einige wenige rohe „Balladen, die nichts weniger als ihren Ursprung „beweisen. Kein einziges Stück ist vorhanden, in „dem ein englischer Minstrel von sich selbst spräche: „da hingegen die französischen Minstrels, die sich „wichtiger fühlten oder aus Eitelkeit, immer ihrer „eigenen Person und Profession erwähnen, und „ihre Thaten und Talente rühmen. Daß es in England eine Klasse von Menschen gab, die Minstrels „hießen, ist gewiß; eben so einleuchtend ist es aber „auch, daß das Wort nie von einem englischen „Schriftsteller in der Bedeutung von einem, der „die Kunst der Poesie und Musik verbindet, und „selbstverfertigte Gedichte zur Harfe sang (wie „D. Percy so oft wiederhohlt) gebraucht wurde. Im „Gegentheil es bedeutete nie mehr, als einen, der „ein Instrument zu spielen verstand (an instrumental performer) gewöhnlich einen Violinspieler, oder sonst einen gemeinen Musicanten. „(a fidler or such like base musician.)“ —— Gleichwohl hatte D. Percy das Glück, eine alte Handschrift in Folio aufzufinden, das an zweyhundert Gedichte, Lieder und metrische Romanzen enthielt. Sie war in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts geschrieben, und enthielt dennoch Compositionen aus allen Zeiten, aus den Tagen vor Chaucer bis ans Ende der Regierung Karls I. Aus diesem

diesem Fund entlehnte D. P. den größten Theil seiner Reliques of ancient poetry, vorzüglich die Minstrel Balladen. „Diese Handschrift, sagt „der ungenannte Verf., war ohnstreitig das sonder„barste Ding in seiner Art, von dem man je gehört „hat. Wie eine so mannichfaltige Sammlung so „spät als im Jahre 1650 aus Compositionen, die „zum Theil noch über Chaucers Zeitalter hinaus„gehen, und von denen die meisten, wo nicht alle, „nie vorher gedruckt waren, möglicherweise habe „zusammengebracht werden können, ist freylich den „Kennern alter Handschriften, denen schwerlich „weder in öffentlichen, noch in Privat-Bibliothe„ken ein ähnliches Beyspiel vorgekommen seyn mag, „so ziemlich ein Räthsel. Was das Auffallende „vermehrt, nie hat irgend ein anderer Schriftsteller „sich gerühmt, diese Handschrift gesehen zu haben. „Der verstorbene Tyrwhitt, ein treflicher Richter „und fleißiger Forscher alter Handschriften, der „vertraute Freund des Besitzers, hat es nie zu se„hen bekommen. D. Percy erzählt, es sey ein „Geschenk von Humphrey Pitt, Esq. aus Priors „Lee in Shropshire. Ein Bekannter des Doktors „hat dagegen versichert, er habe es aus den Hän„den einer Magd in einem Dorfgasthofe, die ge„wöhnlich damit Feuer anmachte, zum Theil noch „gerettet: gleichwohl wird nie eines Defects oder „einer Verstümmelung des Manuscripts gedacht.“ Der Verf. folgert deshalb aus der Art, wie die Handschrift dem Publikum bekannt gemacht worden, daß wenn sie auch ächt wäre, und wirklich

alles

alles enthalte, was vorgegeben wird, gleichwohl die Aechtheit von keiner von D. Percy bekannt gemachten Minstrel Ballade (falls sie auch nicht sonst wo anzutreffen sey) zugestanden werden könne. Von einigen Stücken dieser Art räumt es der Verf. indessen ein, daß sie ursprünglich für das Accompagnement mit der Harfe geschrieben, und auch wirklich dazu gesungen worden. „Sollte je eine Samm„lung ächter Minstrel Balladen aufgefunden wer„den, so würde sie gewiß ein sehr unterhaltendes „und interessantes Werk seyn: nur darf man hof„fen, daß ein Herausgeber sie bekannt machen „wird, der die Wahrheit Hypothesen, und die äch„ten Ueberbleibsel der Minstrel Dichter, wie ver„stümmelt und roh sie auch seyn mögen, den Er„gießungen seiner eignen poetischen Ader, so sanft „und rein ihr Fluß seyn mag, vorzieht.“ Wir haben diese Behauptungen unsern Lesern mitgetheilt, ohne in der Sache selbst etwas entscheiden zu wollen. Die zweyte Abhandlung sammelt die dürftigen, zerstreuten Nachrichten, die einem fleißigen Sammler zur Geschichte der alten englischen Musik und des alten Gesanges hie und das vorkommen. Die Gedichte selbst sind nach ihrem Datum nach Klassen geordnet. Die erste geht von Heinrich III. bis Richard II. Die zweyte von Heinrich IV. bis Heinrich VI. Die dritte von Eduard IV. bis Heinrich VIII. Die vierte von Eduard VI. bis Elisabeth. Die fünfte und letzte von Jacob I. bis Jacob II. Angehängt ist ein Glossarium, dessen Mängel der Verf. selbst mit vieler Bescheidenheit

zuge-

zugesteht. — Wie es heißt, soll dieses Werk von Hrn. Ritson herrühren, dem man schon eine Collection of English Songs 3 Voll. 1783 verdankt.

Transactions of the Royal Irish Academy, MDCCLXXXIX. London 1791. 4 Voll. III. Den zweyten Band dieser Verhandlungen für das Jahr 1788 haben wir im 48. B. dieser Bibliothek. 2 St. S. 323 u. f. f. angezeigt. Aus diesem Jahrgang gehört hieher: 1) Thoughts on the History of Alphabetic Writing. By M. Kearney etc. Des Verf. Bemerkungen sind kurz, wenige, und nicht sehr bedeutend. Die Buchstaben deuteten erst Dinge, hierauf Töne an (?) endlich brauchte man sie, wie Goguet sagt, zu Bezeichnung der Sylben oder der zusammengesetztern Wortelemente. „To this syllabic alphabet, it appears to me, that one entirely composed of consonants succeeded. The mind being now accustomed to analysis, the resolution of words into syllables would in time be followed by that of syllables into their component elements. But the variety of syllabic sounds chiefly arising from organic articulations or consonants; and the number of vowels or simple breathings being few, men would be contented to give marks to the first, leaving the others to be furnishd by the reader. This conjecture becomes more probable, if, according to the opinion of Lord Monboddo, syllables in

in the primaeval languages contained each only one consonant. It is allso supported by, and accounts for the nature of the hebrew and some other oriental alphabets, which have no characters denoting vowels, the Masoretic punctuation being novel. In all the western Alphabets both consonants and vowels have letters appropriated to them; because the art of writing was not inported from Asia into Europe, until the want of vowel marks had been found to be inconvenient. The addition of such marks brought this wonderful art to its present state of perfection." — 2) Strictures on certain Observations of Lord Monboddo respecting the greek Tenses. By Arthur Browne. Einige richtige Bemerkungen, unter manchen Spitzfindigkeiten und ganz willkührlich angenommenen Sätzen. Eines Auszugs ist dieser Aufsatz nicht fähig. 3) Evil effects of Polytheism on the Morals of the Heathens. Von einem jungen Mann (an Vnder-graduate) auf der Universität Dublin. Ganz unbedeutend. 4) Account of a singular custom at Metelin with some conjectures on the Antiquity of its Origin. By the Right Hon. James Earl of Charlemont President R. I. A. Metelin ist das alte Lesbos. Das weibliche Geschlecht hat sich hier aller Rechte und Privilegien des männlichen angemaßt, und hält dasselbe in drückender Sklaverey. Ihr Charakter ist sehr männlich: die Männer führen die

Namen der Weiber, die älteste Tochter ist Universalerbe u. s. w. Den Ursprung dieses Amazonenstaats leitet der Verf. etwas weit, ohngefähr 1700 Jahre vor der christl. Zeitrechnung von einer Colonie Pelasger, die aus Lycien nach Lesbos übergegangen seyn — konnten. 5) Obſervations on the deſcription of the Theatre of Saguntum as given by Emanuel Marti, Dean of Alicant in a Letter to D. Antonio Felix Zondadorio. By the Right Hon. William Conyngham &c. Letter to I. Walker, Eſq. M. R. I. A. from the R. H. W. Conyngham; being an Appendix to his Memoir on the Theatre of Saguntum. Zwey sehr lehrreiche Aufsätze, die aber ohne die beyliegenden Plane und Zeichnungen in einem Auszug nicht verständlich seyn würden. 6) Letter from Mr. W. Beauford A. M. to the Rev. George Graydon LL. B. Dieser Brief enthält einen Commentar über die Nachrichten, die Ptolemäus vom alten Irland gibt. Er ist mit zwey Karten begleitet. Eine stellt das alte Irland aus dem ersten Jahrhundert nach dem Ptolemäus, die andere dasselbe Land von derselben Zeit nach den Ueberlieferungen der Eingebornen vor. 7) A memoir reſpecting the Antiquities of the Church of Killoſſy in the county of Kildare; with ſome conjectures on the Origin of the ancient Iriſh Churches. By Mr. W. Beauford. Die Hauptkirche von Killossy ist wegen der Bauart ihres Thurms merkwürdig, von dem hier eine Abbildung gegeben wird. —

Diesem dritten Bande ist ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der Akademie vorgesetzt.

Essay on the Life and Character of John Lord Somers, Baron of Evesham etc. By Richard Cooksey Esq. of the Inner Temple. 1792. 4. Man weiß, daß Swift in England fast durchgehends nicht für den wahren Verf. des berühmten Tale of a Tub gehalten wird. Einige schreiben es diesem, andere jenem zu. Der Verf. der hier angezeigten Schrift glaubt den wahren Urheber in Lord Somers entdeckt zu haben. Er soll dieses berühmte Mährchen in Gesellschaft mit dem Earl of Shrewsbury verfertigt haben. Wie unwahrscheinlich aber ist die Erzählung des Verf. die er in folgenden Worten macht! „Swift found among Sir William Tempels papers the only copy Mr. Somers ever made of this boyish amusement; which in hours of unreserved and social conviviality (of which no man was more fond) he had comunicated to his friends, Lord Shaftesbury and Sir William, but to whom he had forgotten he ever intrusted it. This Swift copied; and by servile adulation and professions of zeal and attachment, prevailed on them, after striking out some reflexions on kingly government, to which the young authors were not, at the time of writing it, much attached, to suffer him to publish it as his own, which he did, with a dedication to Lord

Lord Somers, and is the chef d'oeuvre of his prose writings — preferring the reputation of a witty writer to that of a serious and conscientious member of the church, to his admission into the higher orders of which this publication was urged as a perpetual bar." Diese Zeilen athmen, wenn gleich sanft und leise, den Geist der anglicanischen Orthodoxie und des Nationalhasses, der mehr ähnliche Mährchen erdichtet hat. Das Meisterwerk eines der größten Genies zur Jugendarbeit eines ganz gewöhnlichen Mannes machen!

A Poem on a Voyage of Discovery, undertaken by a brother of the Author's, with Sonnets etc. 1792. 59. p. 8. Eine Entdekkungsreise eröffnet ein weites Feld für poetische Imagination und Empfindung. Die mannichfaltigen Szenen der Natur, die Verschiedenheit menschlicher Charaktere auf den verschiedenen Stufen der Cultur; die traurigen Wirkungen des Ehrgeizes, der Politik und der Habsucht des Handelsmannes; die Vortheile, die der Verkehr mit neuentdeckten Völkern der Erweiterung menschlicher Kenntnisse verspricht u. s. w. alles das sind reiche Gegenstände der poetischen Darstellung, und der Verf. dieses Gedichts hat sie mit gutem Glück benutzt. Folgende Zeilen zum Ruhm des unglücklichen Cook mögen eine Probe von dem Talent des Dichters geben:

Where endless snows on cloud-capt mountains lie
Rise white in air, and mark a colder sky,
Bold from the waves the Sandwich-Islands stand
In clusters circling that disastrous land,
Where ne'er will Europe's generous sons forget
To shed the tears of vain, tho' just, regret,
While virtuous efforts claim the world's applause,
Or merit suffering in the public cause;
Here fell the ill-fated Chief, who strove to save
The savage race that sunk him to the grave.
Was it for this he scorn'd a life of ease,
Twice brav'd the horrors of antarctic seas;
Heard the dire crash of ice by tempests tost,
And waves impatient of the incumbent frost
Where shiv'ring famine holds her joiless reign,
And the dull blood scarce warms the frozen vein?
Was it for this applauding Europe view'd
His daring course, thro' seas unknown, pursu'd;
And fondly hop'd, that when complete his toil,
With eager gaze he ey'd his native soil?
That his great mind the passage had reveal'd,
As yet by Nature's bounds from man conceal'd;
That wand'ring tribes, by his persuasion, mov'd,
A milder line of social life had prov'd;
Had dropt th' ensanguin'd arms which late they wore,
Nor stain'd th' envenom'd lance with captives gore,
All these fond hopes were vain! No friendly tear
Of sorrowing mourners grac'd his honourd bier;
By savage hands his corse was rudely torn,
With savage yells his limbs in triumph borne;
Yet shall his fame a great example give,
Glow in his deed's and in remembrance live;
Then ages hence, when Reason shall unfold

The

The ſenſe that lurkes obſcur'd in ſavage mold,
Th' enlighten'd offſpring of the preſent race,
Sad and aſham'd, ſhall bear their ſire's diſgrace;
Shall ſhun the fatal ſpot, or weeping tell,
Where their great friend and common patron fell.

Die angehängten kleinern Gedichte ſind von nicht geringerm Werth.

Chriſtianity, a Poem. 1791. 17. p. 8. Daß der Titel faſt nicht den geringſten Bezug auf den Inhalt hat, wäre noch der kleinſte Fehler, wenn dieſes ſogenannte Gedicht ſonſt nur Werth hätte. Allein man höre, was der ungenannte Verf. für Verſe verkauft:

When all things haſten to the *final end*,
Thus ſhall corruption on mankind attend;
Religious trammels are no longer borne,
And ev'n the femals all her precepts ſcorn.
Luſt, Rapine, Murder revel thro' the land,
And brother againſt brother lifts his hand;
The hoary father muſt reſign his wealth,
Dagger or poiſon gain his gold by ſtealth etc.

The Architecture of M. Vitruvius Pollio, translated from the original latin. By *W. Newton*, architect. 1791. fol. p. 123—280. Seit der Herausgabe des erſten Bandes dieſer ſchätzbaren Ueberſetzung ſind volle zwanzig Jahre verfloſſen. Der Verf. ſtarb, ehe dieſer zweyte Band ganz abgedruckt war, deſſen Herausgabe nun ſein Bruder, Herr James Newton, übernahm. Die Ueberſetzung iſt treu, und ſo deutlich,

als, der oft dunkele und verdorbene Text es nur verstatten wollte. An einigen Orten hat Herr N. Verbesserungen gewagt, die sehr scharfsinnig, wenn auch nicht immer überzeugend sind. Dunkeln Stellen sind Erläuterungen beygefügt: dergleichen ist eine ausführliche zu Kap. XV. Buch 10. über die Einrichtung der Katapulten. Das Werk ist mit zwanzig gutgerathenen Kupfertafeln geziert, die eine ziemlich deutliche Vorstellung von den beschriebenen Gegenständen geben.

Poems. Chiefly by Gentlemen of Devonshire and Cornwall. 1792. 2 Voll. 445. p. 8. Zu dieser Sammlung haben nicht weniger als sieben und zwanzig verschiedene Verf. Beyträge geliefert. Ist ein so kleiner Winkel dieser Insel so reich an Dichtern, so kann man leicht denken, wie hoch die Anzahl derselben in ganz Großbrittannien sich belaufen mag. Hier ist nicht der Ort, den poetischen Werth jedes einzelnen Beyträgers genau abzuwägen; alles, was wir thun können, ist die schönsten und hervorstechendsten Stücke auszuzeichnen, und einige Proben zu geben. Das meiste Verdienst haben unstreitig die Gedichte von Hrn. Hole: seine schönen Oden To Melancholy und To Terror verdienen vor allen andern genannt zu werden. Sie besitzen in einem ungemeinen Grade ächtes poetisches Feuer und die wohlklingendste Versification, ohne den mühsam künstlichen Schwung und Wortprunk, durch die die meisten englischen Dichter dieser Gattung ihre Leser mehr betäuben und erkälten, als zu Beyfall und Bewunderung hinreis-

reißen. Zum Beweis dienen folgende Stanzen aus der Ode an die Schwermuth.

Sweet matron of the penſive brow!
Myſterious power! to thee I bow,
Whoſe charms a mournful joy impart,
That thrills my ſoul, and melts my heard.
I am thy ſlave, yet would not freedom gain;
I feel thy magic bonds, yet glory in my chain.

Now at Midnights awful hour
I own the greatneſs of thy power! —
Thought after thought ſwells in my ſoul,
And waves on waves ſucceſſive roll,
Then break againſt the ſhore;
And my revolving mind diſplays
Sages and kings of ancient days,
And mighty empires, that exiſt no more.

Palmyra, queen of cities! I behold
Thy faded glories: from the time-worn baſe
Thy pillars now are fall'n; no fretted gold
Inlays thy roofs; thy walls no ſtatues grace.

The ſun direct pours down his fervid rays
And the parch'd ſoil ſeems kindled with the blaze.
Spreading wide its ſhadowy ſcreen,
No trees adorn the cheerleſs ſcene.
Where the grain waved, and verdure ſmiled,
Behold a barren, ſandy wild;
Sands, that when eddying winds ariſe,
In clouds of darkneſs ſweep the plain,
As billows roll along the ſtorm-vex'd main —
The traveller marks their courſe — in horror ſhrinks and dies.

Beneath this mouldring arch I'll lay me down,
And muſe upon the awe-inſpiring ſcene —
Where is thy former pride, thy old renown?
Extinct, forgot, as if it ne'er had been.

Here once the buſy courtiers throng'd around
Their purpled monarch: here the ſons of war
At peaceful pomp and dull inaction frown'd,
Or call'd to arms, and ſhook the threat'ning ſpeer.

Mark, where yon broken pillars ſtrew the plain!
There roſe a ſtately dome in ancient time:
There oft was heard the ſoul-entrancing ſtrain,
And laurell'd bards awoke the ſong ſublime.

In choral dance gay youths and maids appear'd,
And light they tript to many a ſprightly ſound:
Nor dance nor ſong nor ſprightly lay is heard,
But more than midnight ſilence reigns around.

Where crouds oppoſing crouds have often toil'd,
Like mingling ſtreams, athwart the ſtreet to paſs,
In endleſs tides, is now a vacant wild,
With hoary moſs beſpread and ſpiry graſs.

Through royal palaces now ſerpents glide —
Heard you that diſmal hiſs? — It ſpoke them nigh;
They wreathe around yon column's ſhatter'd pride,
And their ſcales glitter in day's fiery eye.

Through ſtately temples, where the ſacred light,
By crowds ador'd, diffuſ'd perpetual day;
Wounding with horrid yells the ear of night,
The gaunt Hyaena roams in vain for pray.

Oh!

Oh! what is pomp, and sublunary power?
And what is man, who boasts himself so high?
The sport of fate — the tenant of an hour:
Dust animated dust, that breathes to die!

Yet man, unthinking man!
Dreams not, that, swift as glides away
Each hour unmark'd, he hasten's to decay:
Still busied with some idle plan
To spend in scenes of joy the coming years,
Or leave a bootless fame to grace his unknown heirs. —
Those heirs, who soon like him shall be no more,
Borne by the tide of fate to dark oblivion's shore.

Nächst diesen zeichnen sich vorzüglich aus Dr. Downman's Oden an die Ehre und den Genius des alten Griechenlands — Hrn. Emetts Ode an das Genie — eine Ode an die Phantasie in Collins Manier nur mit mehr Feuer; The Incantation of Nerva, K. unterzeichnet; Ossian, der zu seinen Vätern geht, und eine Ode, geschrieben in einer Gemähldegallerie von Polwhele. Aus der Ode an die Phantasie heben wir folgende schöne Verse aus, an denen man schwerlich den Reim vermissen wird:

Yet should my pensive mind delight to rove,
What time the star that marks with fond regret
Her sire's declining light,
Faintly illumes the glade;
Then lead me where the lonely nightingale,
Whose plaintive numbers stealing through the shades

Of

Of eve may gently make
Responsive echo's shell,
And lull my raptur'd soul to extacy,
In tones that sigh, and strains that warbling weep;
While from their green retreats
The nymphs and dryads sweet,
And many a maid that woo'd the chaste-lip'd moon,
Or mutily listen'd to the love-lorn tale,
»In deep attention hang
Murmuring their soft applause.«
But, when rude winds deform the soothing scene,
And from the darkening valley Cynthia meek
Withdraws her silver beams;
Be mine the mouldering pile,
Whose awful ruins on the impending point
Of some highrugged cliff, sublimely frown
Upon the gloomy wood
That shades the stream below.
There while the maddering tempest howls around,
And the big thunder rolls his length'ned voice;
There by thy magic spells
And witching sorceries,
Spectres and all the visionary shapes,
I view, that wildly glare and loudly shriek,
As by the light'ning's flash
The wing their devious way;
Till the chill'd blood creeps through my shudde-
ring veins,
And hails the terrors of thy mighty hand,
Enchantress sweet! chaste Queen
Of Harmony and Grace!

Eine Menge Stücke dieser Sammlung lassen sich einmahl nicht ohne Vergnügen lesen, reizen aber nicht

zur

zur zweyten Lectüre. Hieher gehören die meisten Elegieen und Sonnette. Die launigen Stücke haben den geringsten Werth. Polwheles Uebersetzung von zwey Büchern von Claudians Raub der Proserpine verdient mit Beyfall erwähnt zu werden.

Some Reflexions on Cruelty towards the brute Creation. To which are added Animadversions of several Authors on the subject 1791. 110. p. 12.

— — in this delicate, refined age
When notions of the dignity and worth
Of man, inspire more, to cultivate
The nice susceptibility of taste,
And Sentiment, than cherishing the sense
The self-approving conscience of our deeds,
(Which is no more than even brutes may do)
Whom shall the Muse address, with any hope
To stem this raging tide of cruelty?

Hierauf wissen wir so wenig eine Antwort, als die Muse des Verf. welcher daher sehr zu rathen wäre, daß sie sich alle fernere Mühe ersparen möchte. Die Anmerkungen enthalten einige gute Ideen.

A Pair of Lyric Epistles to Lord Macartney and his Ship. By P. Pindar Esq. 1792. 22. p. 4. P. Pindar ist der wahre Demokrit unsrer Tage: er lacht über Alle und über Alles. Dießmal sind die Gegenstände seines Spottes, Lord Macartney mit seiner Gesandtschaftsreise nach China und seinem Löwen (das zu dieser Expedition bestimmte Kriegsschiff) der Duke of Richmont

mont und die Bagshot Comp. Der Dichter prophezeiht dieser großen östlichen Mission den traurigsten Erfolg. Der Kaiser, prophezeiht P., werde es sehr übel nehmen, wenn der Gesandte ein Wort von Präsenten fallen ließe, die nach England geschickt werden müßten. (Eine Anspielung auf den Geiz, dessen das königliche Ehepaar beschuldigt wird.) Präsente! ruft der Kaiser Kien-long aus:

Presents! present the rogue a bastinade!
In short behold, with dread Macartney stare;
Behold him seiz'd, his seat of honour bare;
The bamboo sounds—alas! no voice of Fame:
Stripp'd school-boy like, and now I see his train,
I see their lily bottoms writhe with pain,
And, like his Lordship's blush with blood and shame.

Ah, what avails the coat of scarlet die
And collar blue, around their pretty necks?
Ah, what the *Epaulettes*, that roast the eye,
And loyal buttons blazing with *George Rex*?
Heav'ns! if Kien-Long resolves upon their stripping,
These are no talismans against a whipping.

Now with a mock solemnity of face,
I see the mighty Emp'ror gravely place
Fool's-caps on all the poor degraded men —
And now I hear the solemn Emp'ror say,
'T is thus we Kings of China *folly* pay;
Now, Children, ye may all go home again.

Tea

Tea and Sugar, or the Nabob and the Creol; a poem in two Cantos. By *Timothy Touchstone*, Gent. 1792. 4. Ein schreckliches Gemälde asiatischer Raubsucht und europäischer Grausamkeit; desto schrecklicher, da es das Ansehn hat, ganz nach dem Leben entworfen zu seyn. Die Versifikation ist nicht ganz korrekt, der Zweck des Gedichts aber edel, und der Eindruck, den es auf die Phantasie und das Herz macht, stark und sprechend für die Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

The Metres of Boethius on the Consolation of Philosophy. London, Robinsons 1792. 217. p. 8. Die Elegieen des unglücklichen Boethius (denn es sind wahre Elegieen, wenn schon mehrere derseben nicht in der gewöhnlichen elegischen Versart, dem Hexameter und Pentameter, geschrieben sind) sind voll rührender Empfindungen, anziehender Melancholie, und sinnvoller Moralitäten; selbst die Sprache derselben ist für die Zeit, in welcher B. lebte, so rein und elegant, daß man sie in jedem Betracht nicht ohne Vergnügen liest. Sie verdienten daher gewiß eine Uebersetzung, und eine bessere, als die gegenwärtige, die weder treu noch schön ist. Die lange lateinische Vorrede von Petrus Bertier (mit beygefügter englischer Uebersetzung) die einige Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Boethius enthält, nimmt die Hälfte des Buchs ein.

Sedition, an Ode. Occasioned by his Maj. late Proclamation. By *I. Delap* D. D. Ri-

Rivingtons 1792. 4. Der Dichter erblickt mit Schrecken „ein furchtbares Gespenst, in giftige Dämpfe gehüllt, das einen Feuerbrand schwingt, mit dem es einen bunten Schwarm erhitzter Empörer beherrscht, deren Losung ist:

That cobler and king are Adam's heirs.„ Er jubilirt über die wunderbare Kraft königlicher Proclamationen, Clubs und Neuerungen zu erstikken, und gründet triumphirend seine Hofnungen auf „den Erben des Königreichs, den Hüter (guardian) und Freund des Volks“ dem diese Ode gewidmet ist.

Croſs Partners. A Comedy in 5 acts. As performed at the Theatre Royal in the Haymarket. By a Lady. Kearsly 1792. 110. p. 8. Als natürliche Darstellung von Charakteren und Sitten in ächter Conversationssprache, als interessante Verbindung von Szenen, die gut erfunden und geschickt angelegt sind, Neugierde zu erwecken und die Aufmerksamkeit zu fesseln, hat dieses Stück keinen geringen Werth. Verschiedene von den Charakteren sind mit starken, eigenthümlichen Zügen entworfen und gut gehalten. Der Dialog wird eben nicht durch viel witzige Einfälle beseelt, doch wird er auch nicht durch Haschen nach Witz unschmackhaft und widerlich, und einzelnen Szenen fehlt es gar nicht an komischer Laune.

The enchanted wood, a Legendary Drama in three acts, as performed at the Theatre R. Haymarket. Debrett. 1792. 56. p. 8. Eine Jugendarbeit des Verf. der sich als einen

einen nicht unglücklichen Nachahmer Shakspears in dieser Gattung zeigt. Die komischen Szenen, wenn schon an sich nicht ohne Wirkung, stimmen mit dem Ton des übrigen wenig zusammen. Der Verf. scheint überhaupt mehr Talent zur beschreibenden als zur dramatischen Poesie zu haben.

A Selection of greek Epigramms or Inscriptions from Brunk's Anthologia: to which is annexed a Translation in english verses, with Notes. Oxford, Cook. 1792. 144. p. 12. Die Auswahl ist mit Beurtheilungskraft gemacht, und der Bestimmung für junge Leute gemäß. Die Uebersetzung scheint die Frucht der Muße eines Mannes von Geschmack zu seyn. Sie ist nur zu oft Umschreibung, und mit neuern Nahmen könnte sie eher für eine Nachahmung des Originals gelten. Die Noten sind belehrend, ohne gelehrten Prunk und Pedanterey. Zur Probe schreiben wir das Epigramm auf das Podagra ab: *Μισοπτωχε θεα, μουνη πλουτου δαμαστειρα κ.τ.λ.*

Goddess who shunn'st the cottage gate,
Companion of the rich and great;
To feet of strangers you confide;
Your arms a crutch on either side:
Whilst tottering round the gilded room
You fling the costly rich perfume;
To you the table's sumptuous fare
And rose-encircl'd wreath are dear;
For you the mantling bowl shall flow,
(Joys, which the poor can never know)
In whose sad path, with thorns o'erspread,

Your pamper'd form shall never tread;
But to the purple couch shall go,
Where lies in state the great man's toe.

The Bouquet; a Selection of Poems from the most celebrated Authors, with some Originals. 2 Voll. 1792. 392. p. 12. Der größere Theil dieser Sammlung besteht aus Gedichten, die längst allgemein als die Meisterstücke der englischen Dichtkunst in der kleinern Gattung bewundert worden. Neben ihnen findet man einige von geringerm Werth, aber immer von der Art, daß sie weder den Einsichten des Sammlers Schande machen, noch das sittliche Gefühl oder den kritischen Geschmack der Leser beleidigen. Die Stücke sind nicht methodisch geordnet, sondern ernsthafte und launige sind angenehm gemischt, und lesen sich mit desto reinerm Vergnügen, da Druck und Papier äußerst sauber und geschmackvoll sind. Wir pflücken eine schöne Bluhme aus diesem Strauße!

The African.

Wide over the tremulous sea,
The moon spread her mantle of light,
And the gale gently dying away,
Breath'd soft on the bosom of night.

On the forecastle Maraton stood,
And pour'd forth his sorrowful tale;
His tears fell unseen in the flood,
His sighs past unheard on the gale: —

Ah!

Ah! wretch! in wild anguish he cry'd,
From country and liberty torn!
Ah, Maraton, would thou haſt dy'd,
Ere o'er the ſalt waves thou wert born.

Thro' the groves of Angola I ſtray'd,
Love and hope made my boſom their home,
For I talk'd with my favourite maid,
Nor dreamd of the ſorrow to come.

From the thiket the man-hunter ſprung,
My cries echoed loud thro' the air;
There was fury and wrath on his tongue,
He was deaf to the ſhrieks of deſpair.

Accurs'd be the mercileſs band,
That his love could from Maraton tear;
And blaſted this impotent hand,
That was ſever'd from all I held dear.

Flow ye tears — down my cheeks ever flow —
Still let ſleep from my eye-lids depart,
And ſtill may the arrow of woe
Drink deap of the ſtream of my heart.

But hark! on the ſilence of night
My Adila's accents I hear;
And mournful, beneath the wan light,
I ſee her lov'd image appear.

How o'er the ſmooth ocean ſhe glides,
As the miſt that hangs light on the wave!
And fondly her lover ſhe chides,
That lingers ſo long from his grave.

"O Maraton! haste thee, (she cries)
Here the reign of oppression is o'er;
The tyrant is robb'd of his prize,
And Adila sorrows no more."

Now sinking amidst the dim pay,
Her form seems to fade on my view:
O stay thee — my Adila stay!
She beckons, and I must pursue.

To — morrow the white man in vain
Shall proudly account me his slave:
My shakles I plunge in the main,
And rush to the realms of the *Brave!*

A new Translation of Telemachus in english Verse. By *Gippons Bagnal*, A. M. Vicar of Home-Lacy, Herefordshire. I. II. Voll. 1790. 723. p. 8. Der Verf. wünscht bescheiden, daß diese Arbeit, die ihm während der Vollendung einige einsame und melancholische Stunden ausgefüllt, seinen Lesern denselben Dienst leisten möge; zugleich aber äußert er die Besorgniß, ob sie nicht vielleicht mehr als ein Schlaftrunk auf sie wirken, und blos denjenigen frommen möchte, die von der Schlaflosigkeit geplagt würden? Der Geschmack ist verschieden, und so wäre es leicht möglich, daß das Buch beyde so verschiedene Wirkungen hervorbrächte. Das cui bono? dieses Werks möchte etwas schwer aufzufinden seyn. Wer hat den Telemach nicht im Original gelesen? Die wenigen, die das nicht können oder mögen, haben mehr als eine gute prosaische Uebersetzung (wir reden von

von England, denn von den deutschen Uebersetzungen des T. ist auch nicht Eine nur erträglich) die sie gewiß mit mehr Vergnügen lesen werden, als zwey starke Bände gereimter Verse. Ermüdung und Ekel ist hier unvermeidlich, wenn auch gleich die Verse nicht schlecht sind, wie man aus folgender Stelle sehen kann (zweyter Band, S. 158. Beschreibung des Pluto, vor dem Telemach erscheint.)

High on an ebon throne in regal ſtate,
With pallid looks ſevere the Godhead ſtate.
His eyes were flames, his forehead wrinkled o'er,
An air of threatning and defiance wore:
A living object odious was to him,
As light to animals of optics dim;
Who ſhun its rays unable to endure
Nor leave their manſions but in night obſcure.
Cloſe at his ſide fair Proſerpine was plac'd,
Whom oft admiring fondly he embrac'd:
She his affection could alone engage,
Could ſooth his breaſt and mitigate his rage.
Her youth and charms perpetual ſeem'd and new,
Yet beauteous thus, and lovely to the view;
Her brow contracting ſeem'd moroſeneſs ſour,
From this her fierce and cruel paramour.
Devouring death beneath him took his ſtand,
With meagre pallid face and ſcythe in hand;
Which ever and anon more keen he made,
And with a wheтſtone ſharpen'd all the blade.
Near him Diſtruſt and blak corroding Care,
And Vengeance all athirſt for blood and war etc. etc.

Odes to Kien Long, the preſent Emperor of China; with the Quakers, a Tale;

Y 3 To

To a fly drowned in a bowl of Punch; Ode to Macmanus, Townsend and Jealous, the Thieftakers — To Caelia — To a pretty Milliner — To the fleas of Teneriffa — To Sir William Hamilton — To my Candle etc. etc. By *Peter Pindar* Esq. Symonds 1792. 77. p. 4. Die Laune und der Humor dieses Dichters ist unerschöpflich, und seine Manier bleibt sich durchaus gleich. Wir gehen nicht in die Details dieser Satyren, die dem allergrößten Theil nach Ausländern entweder unverständlich seyn müssen, oder doch bey weitem nicht so witzig und treffend vorkommen können, als sie in der That sind. Einzelne Stücken, z. B. die Ode an die Fliege, an mein Licht ꝛc. sind allgemein verständlich, und werden jedem gefallen, der Sinn für ächte Poesie, und nur keinen allzu verzärtelten Geschmack hat. Hier ist die Ode

To my Candle.

Thou lone companion of the spectred night,
I wake amid thy friendly — watchful light,
To steal a precious hour from lifeless sleep —
Hark the wild uproar of the winds! and hark,
Hell's genius roams the regions of the dark,
And swells the thund'ring horrors of the Deep.
From cloud to cloud the pale moon hurrying flies;
Now blacken'd and now flashing through her skies.

But all is silence here — beneath thy beam,
I own, I labour for the voice of praise —
For who would sink in dull oblivion's stream?
Who would not life in songs of distant days?

Thus,

Thus, while I wondring pause o'er Shakspear's page,
I mark, in visions of delight, the Sage,
High o'er the wrecks of man, who stands sublime;
A column in the melancholy waste
(Its cities humbled and its glories past)
Majestic, 'mid the solitude of Time.
Yet now to sadness let me yield the hour —
Yet let the tears of purest friendship show'r.

I view, alas! what ne'er should die,
A form, that wakes my deepest sigh;

A form, that feels of death the leaden sleep —
Descending to the realms of shade,
I view a pale ey'd panting maid;
I view the Virtues o'er their fav'rite weep.

A! could the Muse's simple pray'r
Command the envied trump of fame,
Oblivion should Eliza spare:
A world should echo with her name.

Art thou departing too, my trembling friend?
Ah! draws thy little lustre to its end?
Yes on thy frame fate too shall fix her seal —
Oh let me, pensive, watch thy pale decay;
How fast that frame, so tender, wears away!
How fast thy life the restless minutes steal?

How slender now alas! thy thread of fire!
Ah, falling, falling, ready to expire!
In vain thy struggles — all will soon be o'er —
At life thou snatchest with an eager leap:
Now round I see thy flame so feeble creep,
Faint, less'ning, quiv'ring, glimm'ring — now no more!

Thus shall the sons of science sink away,
And thus of beauty fade the fairest flow'r —
For where 's the Giant who to Time shall say:
»Distructive tyrant, I arrest thy pow'r?« —

Bagshot Battle; a humorous poetical Burlesque, designed for the amusement and Entertainment of Ladies, who were not present at the late Military evolutions. 1792. Rivingtons 64. p. 4. Einige wirklich launige Stellen abgerechnet, eine ziemlich schwerfällige und langweilige Erzählung. Der Gegenstand dieser Satyre, die Uebungen der englischen Landmiliz, ist schon so oft von den Spöttern dieser Nation behandelt worden, daß es schwer fallen dürfte, viel Neues über ihn zu sagen.

Casino; a mock heroic Poem. Dedicated by Permission to her Grace the Duchess of Belton. London, Bell, 1792. 30. p. 4. Die Benennung eines heroischen Gedichts kömmt diesen Versen keineswegs zu, die nichts als eine beschreibende Nachricht von einer Art Kartenspiel enthalten. Es hält schwer, aus der Beschreibung des Verf. sich einen deutlichen Begriff von diesem Spiel zu machen; nur so viel sieht man deutlich, daß er ein sehr guter altenglischer Patriot und ein sehr mittelmäßiger Versemacher ist.

Transactions of the London Methodist Parsons. In three poetical Epistles. 1792. Stalker. 20. p. 8. Wesleys Nachfolger werden hier verklagt, daß sie das Tanzen als eine schreckliche Sünde verschrieen, große Freunde von

gutem

gutem Essen und Trinken wären, und die Ruhe der Gesellschaft durch ihr Streben nach Herrschaft störten. Der Verf. fürchtet, daß ihr Betragen bald eine Verbindung von Personen zerreissen werde, die bey Lebzeiten ihres ehrwürdigen Stifters ihrer Einigkeit wegen zum Muster dienen konnten. Dieß ist der gewöhnliche, allgemeine Lauf der Dinge. Der poetische Werth dieser Episteln ist nicht groß.

Nehemiah, a sacred Drama in six parts. To which is added a Paraphrase on the seventy-third Psalm. Consideration on the 53. chapter of Isaiah, and a paraphrase of the Lords prayr. By *John Mackett*. Evans 1792. 52. p. 8. Strenge Kritik wäre unbillig gegen einen Schriftsteller, der mit so viel Bescheidenheit sich ankündigt, und der nur die wenigen Stunden und Augenblicke, die ihm von seiner täglichen Handarbeit frey bleiben (Herr Mackett ist ein Zimmermann) auf die Bildung seines Geschmacks und den Umgang mit den Musen wenden kann.

Painting: a Poem in four Cantos. With biographical Notes 1792. 74. p. 8. Der Ursprung und die Fortschritte der Mahlerey sind ein glücklicher Stoff für die Poesie, und der Verf. dieses Gedichts scheint demselben vollkommen gewachsen zu seyn. Er besitzt poetisches Talent und zugleich die nöthigen gelehrten und praktischen Kenntnisse von dieser schönen Kunst. Aus der Geschichte derselben in der ältern sowohl als neuern Zeit hat der Verf. mit feinem Gefühl und Beurtheilungskraft die interessantesten und der dichterischen Be-

handlung angemessensten Züge ausgewählt. Lebhafte Bilder, Kraft des Ausdrucks, glückliche Anspielungen und andere poetische Zierrathen geben dem Ganzen ein Interesse, das den Leser nicht ermüden läßt. Den poetischen Werth abgerechnet, wird dieß Gedicht vorzüglich den Mahlern wegen der Genauigkeit und Deutlichkeit, womit der Verf. den Charakter der verschiedenen Schulen und der berühmtesten Künstler entwirft, schätzbar seyn. Wie schön sind folgende Verse zu Raphaels und Angelos Ruhme.

Chief of the Roman ſchool, deſcend and ſing;
Loud and yet louder ſtrike the brazen ſtring,
Till the ſtrong tones from heaven's high arch re-
bound,
And earth reverberates the burſting ſound:
Strains all divine great Angelo inſpire,
Thy hand of iron, and thy ſoul of fire;
Whoſe nervous line with ſkill profound combin'd
Each playful muſcle and its place aſſign'd;
From thee firſt Raphael ſeiz'd the glowing flame,
Which o'er him ſwift like burſting lightnings came:
Raphael! whoſe more than mortal pencil caught
The ſoft emotions of the lightſome thought;
Skill'd to arreſt the paſſions as they roll,
And ſnatch Expreſſion, touchſtone of the ſoul!
To bid with grace the bending neck decline,
To float looſe drap'ries with the flowing line;
The wanton locks in waving braids to turn;
Inſtruct the raptur'd Magdalen to mourn;
Beauty with added luſtre warm, and ſhed
The ſtream of glory round the ſacred head.

Die

Die Spanische Schule wird in eben so kräftigen als harmonischen Versen geschildert. Nachdem der Dichter einen ziemlich kalten Blick auf

»The studious labours of the sons of France.«

geworfen hat, fährt er fort:

More strong, more pure, more fraught with living fire
To snatch the pencil, Spain's proud son' aspire;
Whose vales uncultur'd no rude plough divides,
Nor forest undulates the mountain sides;
Where sun-burnt plains their russet length extend,
And black-brow'd rocks in solemn pomp ascend;
The brook its scanty stream unnotic'd pours
And sullen Nature o'er the landscape lours:
But gloomy, mid her cloudless skies, beholds
The spanish features cast in strongest moulds;
Enrob'd in Moorish garb, her youth's advance,
While cymbals stimulate the antick dance;
In light fandangos tost, they tread in air,
As sounds the dulcet flute, or shrill guitar,
Till drapery, passion, attitude combine,
And breathe Perfection in one great design etc. etc.

Essays on the Lives and Writings of Fletcher of Saulton and the Poet Thomson: biographical, critical and political. With some pieces of Thomson's never before published. By D. S. Earl of Buchan. Debrett 1792. 280. p. 8. Andres Fletcher von Saulton, geb. 1653. und von D. Burnet erzogen, war ein berühmter und vortreflicher schottischer Parlaments-

lamentsredner. Sein edler und reiner Patriotismus glich seinen rednerischen Talenten, aber die wenigsten seiner Plane gelangen ihm, weil Tugend und Vernunft im Kampfe mit Vorurtheil, Gewalt und Eigennutz fast immer unterliegen. —— Von Thomson werden einige Umstände aus der frühern Periode seines Lebens erzählt. Er brachte die Jahre seiner Kindheit und einen Theil seiner Knabenjahre in der arkadischen und mahlerischen Gegend von Tiviotdale zu. Verschiedene Landedelleute in der Nähe bemerkten das Talent des Jünglings und wurden seine Gönner und Freunde. Thomson sendete einem derselben, dem Sir Gilbert Elliot, ein Exemplar von der ersten Ausgabe der Jahreszeiten zu. Dieser zeigte es einem Verwandten des Dichters, der Gärtner zu Minto war. Der ehrliche Mann nahm das schöngebundene Buch in die Hand, kehrte es nach allen Seiten und betrachtete es eine Weile aufmerksam. „Nu, David, sagte Sir Gilbert, was denkt Ihr nun von Jacob Thomson? Das ist ein Buch, das ihn in der ganzen Welt berühmt und seinen Namen unsterblich machen wird." — „Ja, Sir, erwiederte David, das ist ein schönes, großes Buch. Ich hätte dem Burschen nicht den Kopf zugetraut, so ein schön Stück Arbeit zu machen." — So manche Freunde Thomson sich gemacht hatte, so war doch die Unterstützung, die er von ihnen erhielt, nicht so beschaffen, daß er allen weitern Planen hätte entsagen können. Er ging deshalb nach London, dort sein Glück zu suchen. Da die weitern Umstände seines

Lebens

lebens von dieser Zeit an bekannt genug sind, so hat der Verf. sie übergangen und theilt statt dessen einige Originalpapiere mit, die er zum Theil in seiner eignen Sammlung aufbewahrt, zum Theil aus den Händen seiner Verwandten erhalten hat. Die prosaischen bestehen aus Briefen an verschiedene Freunde und Verwandte; die poetischen aus Versen auf den Tod seiner Mutter; einer Elegie auf den Tod des Mahler Aikmann; einer Epistel an den D. de la Cour in Irland über seinen Prospect of Poetry; und noch einigen kleinen Stücken. Am meisten vollendet ist folgendes schöne Gedicht:

Elegy on the death of Aikman, the Painter.

Oh could I draw, my friend, thy genuine mind,
Just as the living forms by thee design'd,
Of Raphael's figures none could fairer shine,
Nor Titian's colours longer last than mine.
A mind in wisdom old, in lenience young,
From fervent truth where every virtue sprung;
Where all was real, modest, plain, sincere;
Worth above show and goodness unsevere;
View'd round and round, as lucid diamonds throw
Still as you thurn them a revolving glow;
So did his mind reflect with secret ray,
In various virtues, heav'ns internal day.
Whether in high discourse it soar'd sublime,
And sprung impatient o'er the bounds of time,
Or wandring nature through with raptur'd eye,
Ador'd the hand that turn'd yon azure sky:
Whether to social life he bent his thought,

And

And the right poise of mingling passions sought
Gay converse bless'd; or in the thoughtful grove
Bid the heart open ev'ry source of love.
New varying lights still set before your eyes
The just, the good, the social or the wise.
For such a death who can, who would, refuse
The friend a tear, a verse the mournful muse?
Yet pay we just acknowledgment to Heaven,
Though snatch'd so soon, that Aikman o'er was giv'n.
A friend, when dead, is but remov'd from sight,
Hid in the lustre of eternal light:
Oft with the mind he wonted converse keeps
In the lone walk, or when the body sleeps
Lets in a wandring ray, and all elate
Wings and attracts her to another state;
And when the parting storms of life are o'er,
May yet rejoin him on a happier shore.
As those, we love, decay, we die in part,
String after string is sever'd from the heart;
Till loosen'd life at last — but breathing clay,
Without one pang, is glad to fall away.
Unhappy he who latest feels the blow,
Whose eyes have wept o'er ev'ry friend laid low,
Dragg'd ling'ring on from partial death to death,
And dying, all he can resign is breath.

Die Briefe sind natürliche und zwanglose Ergüsse einer muntern Laune, oder eines freundschaftlichen zärtlichen Lebens. — Im Sept. 1791 feyerten einige Verehrer der Muse des Dichters zu Ednamhill sein Andenken, bey welcher Gelegenheit der V. eine Lobrede auf Thomson hielt, und die erste Ausgabe der

Jah-

Jahreszeiten mit einem Lorberkranz krönte. Dieses sogenannte Elogium ist hier mitgetheilt, verdient aber eher den Namen einer gemeinen und muthwilligen Satyre auf D. Johnson, als einer eleganten und ausgearbeiteten Lobrede auf Thomson. Hingegen verdienen die von einem gewissen Robert Burns bey dieser Gelegenheit verfertigten Verse aufbewahrt zu werden.

Addreſs to the Shade of Thomſon.

On crowning his Buſt with a wreath of Bays.

While virgin Spring, by Eden's flood,
Unfonds her tendner mantle greee;
Or pranks the ſod in froolic mood,
Or tunes Eolian ſtrains between:

While Summer with a matron grace
Retreats to Dryburgh's cooling ſhade,
Yet of delighted ſtops to trace
The progreſs of the ſpiky blade;

While Autumn, benefactor kind,
By Tweed erects her aged head,
And ſees, with ſelf-approving mind,
Each creature on her bounty fed;

While maniac Winter rages o'er
The hills whence claſſic Yarrow flows
Rouſing the turbid torrents roar,
Or ſweeping wild a waſte of ſnows;

So long, ſweet poet of the year
Shall bloom that wreath thou well haſt won,
While Scotia with exulting tear
Proclaims that Thomſon was her ſon.

Thom-

Thomsons höchstes Verdienst besteht, nach der Meinung des Verf., in seiner festen Anhänglichkeit an der Sache der politischen und bürgerlichen Freyheit. „It is glorious for Thompsons memory that he should have described the platform of a perfect government, as Milton described the platform of a perfect garden — the one in the midst of gothic institutions of feudal origin, and the other in the midst of clipped yews and spouting lions."

Of the Origin and Progress of Language. Vol. VI. London, Cadell, 1792. 473. p. 8. In diesem Bande beschäftigt sich der gelehrte und sonderbare Lord Monboddo mit der Rhetorik, die er, wie man denken kann, ganz nach seinem Aristoteles vorträgt. Doch tritt er nicht sklavisch in die Fußtapfen seines Vorgängers, im Gegentheil hat er keine geringe Anzahl sinnreicher und fruchtbarer Bemerkungen, die Früchte eigner Lectüre und Nachdenkens sind, eingestreut. Die Hauptabschnitte dieses Bandes sind: Materie und Gegenstand der Rhetorik; rhetorischer Styl; Vortrag (action) oder Pronunciation; Charaktere derjenigen, die sich in der rhetorischen Kunst hervorgethan haben; Demosthenes Rednerkunst, Bemerkungen über seinen Stoff und Styl. An Paradoxen und wunderbaren Behauptungen ist dieser Theil so reich, als einer der vorhergehenden. Wer hätte vom Lord Monboddo erwarten sollen, daß er ein Nachbeter Chesterfields werden, und das Lachen für unanständig

ständig und mit seiner Lebensart durchaus unverträglich sey? Man höre die Diatribe des Lords, die schwerlich gegen die Mösersche Apologie aufkommen wird! „Das Lächerliche, sagt er, ist eine Art „des Styls, die, soviel ich bemerkt habe, von „Tage zu Tage sowohl in Privatunterhaltungen, „als in öffentlichen Reden gemeiner wird, und die „Leute lachen jetzt über so mancherley ganz verschie„dene Dinge, daß es nicht leicht wird zu sagen, „worüber sie eigentlich lachen. Quinctilian hat „dem Lächerlichen ein langes Kapitel gewidmet, „allein ich glaube, er hat das Wesen desselben mit „seinen vielen Worten nicht so gut erklärt, als Ari„stoteles mit zweyen. Τὸ γελοιον, sagt er, ist „αισχος ανωδυνον. Das Lächerliche ist eine Unge„staltheit ohne Schmerz. Mit dieser Erklärung „des Aristoteles stimmt auch Cicero überein, wenn „er sagt: Locus autem et regio quasi ridiculi, „turpitudine et deformitate quadam conti„netur. Es ist folglich das Entgegengesetzte des „Schönen, hieraus folgt (vermöge der Lehre von „den entgegengesetzten Dingen, in dem wir keine „Sache kennen können, ohne zugleich ihr Entge„gengesetztes zu kennen) daß das Lachen unsrer Gat„tung eigenthümlich sey; so wie kein Thier auf „dieser Erde, der Mensch allein ausgenommen, „den mindesten Sinn für Schönheit oder Häßlich„keit hat. Je feiner und geübter unser Sinn für „das Schöne ist, desto lebendiger und richtiger „wird auch unser Gefühl für das Lächerliche seyn, „so wie diejenigen, die keinen richtigen Geschmack

„für das Schöne haben, geneigt sind zu lachen, „ohne zu wissen warum und worüber? Lachen ist „daher unter dem großen Haufen so gemein. Seelen von höherer Art hingegen, und Personen, die „ein lebhaftes Gefühl für das Schöne und Edle in „Charakteren und Sitten haben, sind selten zum „Lachen aufgelegt; denn ob sie schon das Lächerliche „bemerken, so ergötzen sie sich doch nicht an dem„selben. Dieß können wir an den nordamerikani„schen Indianern sehen, die wir Wilde nennen; „denn nicht allein herrscht in ihren öffentlichen Ver„sammlungen, in denen sie sich über Staatsge„schäfte berathschlagen, die größte Gravität und „der ernsthafteste äußere Anstand; auch in ihren „Privatunterhaltungen sieht man nie ein lautes und „heftiges Gelächter ausbrechen, welches bey uns „so häufig geschieht, noch vielweniger sieht und „hört man in ihren Gesellschaften so viele Personen „auf einmal sprechen und lachen, so daß man Mühe „hat zu hören, was gesprochen wird, oder was „die Veranlassung zu dem Gelächter gab. Hier„aus, fürchte ich, folgt nur zu deutlich, daß diese „Völker einen höhern und richtigern Sinn für das „Schöne, Anständige und Gefällige in Gesinnun„gen und im Betragen besitzen, als wir. Der „große Haufe von Menschen unter uns ist so ge„neigt zum Lachen, daß sie wenig oder keinen Un„terschied zwischen den Gegenständen des Lachens „und der Bewunderung machen. So lachen wir „gewöhnlich über einen witzigen oder treffenden Ein„fall, da wir ihn doch bewundern oder mit einem

„lächeln,

„lächeln, das Wohlgefallen und Vergnügen aus„drückt, billigen sollten. Solche Personen schei„nen nicht zu wissen, daß die Leidenschaft, die „Lachen erregt, Verachtung ist, und der Gegen„stand der Verachtung ist Eitelkeit (vanity) ohne „die selbst das geringste Thier, das Gott erschaffen „hat, nicht verächtlich ist, und deshalb lachen wir „über das alberne ungereimte Geschwätz eines „Dummkopfs nicht, sondern nur dann, wenn er „eitel ist, und sich einbildet sehr klug und weise „zu sprechen und zu handeln, verachten und verla„chen wir ihn. Die Gegenstände des Lachens „schränken sich daher eben so wohl, als der Sinn „desselben, auf unser Geschlecht ein; (Welch eine Behauptung!) „und auf diese Weise verstehe ich „das, was Aristoteles und Cicero hierüber sagen. „Ich wünschte, daß diejenigen, die sich ihrem Hang „zu lachen überlassen, sich selbst im Spiegel sehen „und auf das Geräusch hören möchten, so oft sie la„chen. Denn viele Personen sehen nicht eher wi„derlich aus, als wenn sie ihre Gesichtszüge durch „das Lachen entstellen; und einige machen in diesem „Fall ein Geräusch, das höchst unangenehm und „kaum menschlich ist. Es ist wahr, das dulce „loqui und das ridere decorum (Eigenschaften, „die Horaz in seiner Jugend besessen zu haben ver„sichert) sind Gaben der Natur; allein Personen „jener Art sind freylich genöthigt zu sprechen, wie „auch der natürliche Ton ihrer Stimme seyn mag, „lachen aber müssen sie nicht. Sie sollten beden„ken, daß Männer von Genie und erhabenen Geist

„keinesweges sich am Lächerlichen ergötzen, ob sie „gleich dasselbe, wie ich erinnert habe, fühlen und „bemerken. Ihr Vergnügen finden sie am Schö„nen, das, wie ich an einem andern Orte gezeigt „habe, das einzige Ergötzen unserer geistigen Na„tur ist." — So übertrieben, einseitig und offenbar falsch diese Behauptungen zum Theil sind, so werden doch einige Körnchen Wahrheit dem geübten Auge darin nicht entgehen.

Poems. By *G. Dyer*. B. A. late of Emanuel College, Cambridge. Johnson 1792. 54. p. 4. Es ist viel Sinn und Kraft in den Gedichten dieses Verfassers, allein sie sind nicht reich genug mit Phantasie und Empfindung ausgestattet. Ein Fehler, der das Vergnügen, das sie gewähren könnten, sehr schwächt, besteht in den häufigen Anspielungen auf Stellen griechischer und römischer Dichter, die oft kaum zu errathen gewesen, wenn der Verf. sie nicht in Anmerkungen zu jeder Seite angeführt hätte. Aber auch so geben sie immer noch manchem sonst guten Stücke ein gezwungenes Ansehn, zerstreuen die Aufmerksamkeit und thun der Wirkung des Ganzen Eintrag. Viele Dichter haben sich nur zu sehr darein verliebt, einzelne Schönheiten alter Schriftsteller in ihre Compositionen einzuflechten. Oft gibt dieß freylich ihren Arbeiten eine gewisse Anmuth und Werth, überhaupt aber ist diese Sitte doch nicht unbedingt zu billigen. Und wenn dergleichen Nachahmungen eher verziehen werden, als Copien neuerer Dichter, so hat dieß keinen andern Grund, als weil die leztern

tern gewöhnlich unbekannter, und weniger Lesern im Andenken sind. Zur Probe der Manier des Verf. kann die Ode an den Morgen dienen;

Child of the light, fair morning hour,
Who ſmileſt o'er yon purple hill!
I come to woo thy cheering pow'r
Beſide this murm'ring rill.
Nor I alone — a thouſand ſongſters riſe
To meet thy dawning and thy ſweets to ſhare;
While ev'ry flow'r that ſcents the honied air,
Thy milder influence feels, and ſhets its brighteſt dies.

And let me hear ſome village ſwain
Whiſtle in ruſtic glee along;
Or hear ſome true love's gentle pain
Breath'd from the milkmaid's ſong.
Wild are ſuch notes, but ſweeter far to me
Than the ſoft airs borne from Italian groves,
To which the wanton muſe and naked loves
Strike the wild lyre, and dance in gameſome glee.

And roſy health, for whom ſo long
Mid ſleepleſs nights I've ſigh'd in vain;
Shall throw her airy veſtment on,
And meet me on the plain.
Gay laughing nymph, that loves a morning ſky,
That loves to trip acroſs the ſpangled dews;
And with her finger dipp'd in brighteſt hues,
My faint cheek ſhall ſhe tinge and cheer my languid eye.

Then will I taſte the morn's ſweet hour
And, ſinging, bleſs the new-born day,
Or wandring in Amanda's bow'r,
Rifle the ſweets of May:

And to my song Amanda shall attend;
And take the posie from the sylvan muse;
For sure the virtuous fair will not refuse
The muse's modest gifts, her tribute to a friend.«

The Robbers. A Tragedie. Translated from the German of Frederic Schiller. London. Robinsons 1792. 220. p. 8. Mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, die nicht ganz richtig gefaßt und ausgedrückt sind, eine treue und schöne Uebersetzung der Schillerschen Räuber. Da wir es uns zum Gesetz gemacht haben, die Urtheile der Ausländer über deutsche Werke des Genies, wenn sie nur einigermaßen gründlich und treffend sind, in dieser Bibliothek zu sammeln, so dürfen wir unsern Lesern dasjenige nicht vorenthalten, was der Uebersetzer dieses Schauspiels von seinem Originale sagt. „Wahrscheinlich werden die Urtheile der Kritiker „über diese höchst ungewöhnliche Erscheinung sehr „verschieden ausfallen, je nachdem der Maasstab „verschieden ist, nach welchem jeder den Werth dra„matischer Compositionen zu bestimmen gewohnt „ist. Diejenigen, die ihren Geschmack nach Ari„stotelischen Regeln, die von dem magern griechi„schen Drama abgezogen sind, oder nach den eben „so regelmäßigen, wenn gleich mannichfaltigern Com„positionen der französischen Bühne, die nach eben „diesen Regeln gearbeitet sind, gebildet haben, wer„den dieses Stück, das zwey Haupteinheiten, die der „Zeit und des Orts, verletzt, für ein sehr fehlerhaf„tes Produkt erklären. Selbst diese aber wer„den,

„den, wenn sie anders wahren Sinn und Gefühl „für das Schöne und Erhabene besitzen, nicht läug„nen können, daß dieses Stück, troß der Unregel„mäßigkeit des Ganzen, einen Reichthum an „Schönheiten vom ersten Range, und Situationen „habe, die die Phantasie nicht kühner und interes„santer ersinnen kann. Von der andern Seite „werden diejenigen, welche die strenge Beobach„tung der Einheiten als ein ganz untaugliches Cri„terium dramatischer Vortreflichkeit betrachten, das „weder in der Natur noch in der Vernunft gegrün„det sey, und auf eine nachtheilige Weise die Sphäre „des Drama verenge, indem es die interessantesten „Handlungen und Vorfälle, die sich mit dieser „Regel nicht vereinigen lassen wollen, ausschließe, „diesem Trauerspiel einen Werth einräumen, der es „in die erste Klasse dramatischer Compositionen „setzen muß. In ihm sind die beyden Haupttrieb„federn des Tragischen, Furcht und Mitleid, gleich „sehr wirksam. Es zeigt uns einen Kampf von „Leidenschaften, der so stark, so mannichfaltig und „so rührend ist, daß die Seele nie in Ruhe kömmt, „sondern vom Anfang bis zum Ende durch die ab„wechselnden Empfindungen des Mitleids und Ab„scheus, von Bangigkeit und Schrecken, Bewun„derung und Widerwillen fortgerissen wird. Auch „die Sprache ist kühn und energisch, höchst leiden„schaftlich, und dem Ausdruck jener Höhe des Ge„fühls, das sich in ihr abspiegeln soll, vollkommen „angemessen. Eine auszeichnende Eigenschaft die„ses Stücks ist eine gewisse Wildheit der Phantasie,

„die sich nicht blos in der Zeichnung der Personen „des Stücks, sondern auch in der Schilderung der „Szenen, in denen die Handlung des Stücks vor„geht, verräth. Diese eigenthümliche Schönheit „der Räuber ward von einem Kunstrichter von äch„tem Geschmack, der in seinem Versuch über das „deutsche Theater dieses Trauerspiel mit vorzügli„cher Genauigkeit zergliedert hat, nicht übersehen. „Er sagt: „The intrinsic force of this drama„tic character (the hero of the piece) is heigh„tened by the singular circumstance in which „it is placed. Captain of a band of inexo„rable and sanguinary banditti, whose fu„rious valour he wields to the most despe„rate purposes; living with those associates „amidst woods and deserts, terrible and sa„vage as the wolves they have displaced; „this presents to the fancy a kind of preter„natural personage, wrapped in all the gloo„my grandeur of visionary beeings." (*Account of the German Theatre, by Henry Mackenzie Esq. Transactions of the Royal Society of Edinburg, Vol. II.*) „Ein Umstand aber, der „mehr als alle andere das hohe Interesse dieses „Stücks hervorbringt, und den meisten Szenen „desselben den Stempel der Originalität aufdrückt, „ist der Grundsatz des Fatalismus, der durch das „ganze Stück herrscht, und Einfluß auf das Be„tragen der Hauptpersonen desselben hat. Das „Gefühl der sittlichen Freyheit ist in dem Herzen „der Menschen so fest gewurzelt, daß selbst die skep-

tischen

„tischen Sophismen der scharfsinnigsten Köpfe es „nicht herausreissen können, und es ist eine auffallende „Erscheinung, daß das ihm entgegenstehende Prin„cip der unbedingten Nothwendigkeit, in demselben „Augenblick, wo es zur Verübung der empörend„sten Verbrechen reizt, gleichwohl das moralische „Gefühl nicht zu schwächen oder die Reue und Ge„wissensbisse zu verringern vermag, die mit der „Ausübung der Laster verbunden sind. Aus diesem „Grunde wird das leidenschaftliche Interesse, das die „Seele an den Empfindungen und Leiden des Schuldi„gen nimmt, nicht durch die Bemerkung geschwächt, „daß er unter dem Einfluß eines unvermeidlichen „Schicksals handelt. Im Gegentheil liegt etwas „in unserer Natur, das unser Mitleid mit dem „Werkzeug dieser Verbrechen nur desto mehr erhöht, „daß er uns gleichsam an die Schuld mit Fesseln „gebunden scheint, die er zu brechen stets den „Wunsch, aber nie die Kraft hat. Der Held „dieses Stücks, von Natur mit den edelsten Gefüh„len ausgestattet, von dem höchsten Ehrgefühl be„seelt und fähig der zärtlichsten Empfindungen, wird „durch Verrätherey und den Wahn, von den Per„sonen, die ihm am liebsten auf der Welt sind, un„menschlich behandelt zu werden, in einen Zustand „von entschlossenem Menschenhaß und Verzweiflung „gestürzt. In dieser Lage wird er zur Begehung „einer Reihe von Verbrechen hingerissen, die eben „durch ihre Größe und Schrecklichkeit seinem ver„stimmten Geiste sich empfehlen. Er dünkt sich „selbst ein Rachewerkzeug in der Hand des Allmäch-

„tigen zur Bestrafung der Verbrechen anderer; er „fühlt eine Art von wildem Vergnügen, so die „schreckliche Bestimmung, die ihm zu Theil wor„den, zu erfüllen. Da er aber zugleich seine „Schuld in dem ersten Abweichen von dem Pfad „der Tugend erkennt, so betrachtet er sich durch ein „gerechtes Gericht zu einer Rolle des Lebens ver„dammt, die sein Andenken der Schande und seine „Seele dem Verderben überliefern muß. Wer wird „nicht einräumen, daß die Einbildungskraft unmög„lich ein Schauspiel erdenken könne, das höheres In„teresse und tiefere Rührung in dem menschlichen „Herzen hervorbringen könne, als die Betrachtung „eines so charakterisirten und unter solchen Eindrücken „handelnden menschlichen Wesens?“ —

Charlotte or a Sequel to the Sorrows of Werter. A struggle between Religion and Love in a Epistle from Abelard to Eloisa. A Vision or Evening Walk and other Poems. By Mrs. *Farrel* 1792. 8o. p. 4. Indeß Werther und Lotte in Deutschland ruhig und von der großen Lesewelt vergessen im Grabe schlummern, setzen sie die englische Schriftstellerwelt, zumahl die weibliche, die sich besonders für dieses Paar enthusiasmirt zu haben scheint, noch fortwährend in Bewegung. Diese Fortsetzung des deutschen Romans ist in gereimten Versen, und gleichwohl sehr unpoetisch. Einige rührende Stellen machen die lange Weile nicht gut, die das Ganze erregt. Unter den angehängten kleinern Gedichten sind einige artig.

Sir

Sir Thomas More: a Tragedie. By the Author of the Village Curate and other Poems. London, Johnson 1792. 132. p. 8. Daß die Geschichte des berühmten Thomas Moore ein sehr interessanter Stoff für das tragische Theater sey, werden nur wenige bestreiten wollen. Der beste Beweiß dafür ist die Bearbeitung desselben von einem deutschen Dichter (Leipzig 1786.) Der Verf. des hier angezeigten Stücks scheint dasselbe nicht für die Bühne, sondern für das Kabinet bestimmt zu haben, wofür es auch in jeder Rücksicht mehr geeignet ist. Die Handlung im Ganzen ist schleichend, matt und zu sehr in episodische Szenen verschlungen: die Charaktere aber vortreflich und abstechend gezeichnet. Der Dialog hat große Schönheiten, nur ist die Sprache oft zu geschmückt und etwas schwülstig, an andern Stellen für den Vers zu prosaisch. Die interessanteste Person des ganzen Stücks ist Cecilia, Moores jüngste Tochter. Wir hoffen, unsre Leser sollen uns danken, wenn wir ihnen eine der schönsten Szenen ganz mittheilen. Cecilie ist noch in der angenehmsten Ueberraschung über das Geständniß der Liebe, das ein vortreflicher Jüngling, der längst in ihrem Herzen Eingang gefunden, ihr so eben gethan, als ihr Vater sich nähert. Wie Cecilie ihn kommen hört, schickt sie den jungen Heron (so heißt er) fort:

I 'm glad, he 's gone. His looks would have betray'd us.
What ſhall I do? I feel my face on fire.
My father may not mark it, for my glaſs

Tells

Tells me, I blush, like the dark Ethiop,
Invisibly. I hope, it is so. Hem,
(Good Morning, Sir. (enter *Sir Thomas*)
Sir Thomas. Good Morning to Cecilia.
You rise betimes. I heard your chamber door
Creak to the orient sun some hours ago.
What, has my daughter walk'd so long alone?
Something disturbes her peace. Her mind is vex'd
With care of love. Perhaps the rhyming fit
Makes pris'ner her attention. Poet like
She could not sleep for thinking, but stole out
To ring the chimes of fancy undisturb'd
In the still ear of morning. Else perhaps
She would have tap'd her father's door as wont,
And waited till he met her.
Caecilia. Sir I thought
You might be wearied, and in want of rest
After your journey.
Sir Thomas. Why in want of rest?
I rode no farther than from Hampton Court.
Was that a journey for a summers day?
'T was hardly exercise. No, no, Cecilia,
I see the reason. An old father's arm
Is not so welcome as a younger man's.
Who left you and withdrew this moment?
Caecilia. Sir?
Sir Thomas. Was it not Heron?
Caecilia. Yes, Sir.
Sir Thomas. Then his arm
Supported your's to-day, and 'twas for him
You rose so early and forgot your father.
Well, well, let youth associate with the young,
And leave the grey head to his sober task

Of

Of contemplation. Met you by appointment?
Cecilia. Sir?
Sir Thomas. Met you by appointment?
Cecilia. With much ſhame
I own, we did, Sir.
Sir Thomas. See, the truth will out.
And what have you converſ'd of?
Cecilia. Nothing, Sir —
Worth your attention.
Sir Thomas. But perhaps it was.
I love to hearken to the ſimple chat
Of prattling infants. From the lip of youth
I draw a ſweeter pleaſure, to remark
How reaſon dawns toward her perfect day,
How paſſion kindles and impels the ſoul
To all the uſeful purpoſes of life;
Come, be no longer ſecret. Make a friend
Of him who moſt regards you. Tell your father
What was your converſation. Was it love?
Be not aſham'd to own it. He lov'd once,
And ſtill remembers with a lover's ſigh
Your poor departed mother. She lov'd him,
And had a brow as full of woe as yours,
Till by entreaty he extorted from her
The ſecret, you conceal. What ſaid the youth?
Cecilia. He told me of a maid he long had lov'd —
Sir Thomas. And told you 't was yourſelf?
Cecilia. He did, Sir.
Sir Thomas. Well,
And what ſaid you?
Cecilia. I told him of a youth
Whom I regarded —
Sir Thomas. And that youth was Heron?

Honneſt

Honneſt confeſſion! Was it true, Cecilia?
Cecilia. Moſt true, Sir.
Sir Thomas. What ſaid he?
Cecilia. He took my hand,
And ſaid I ſhould be his.
Sir Thomas. And did your heart
Warmly conſent?
Cecilia. As warmly, as it could, Sir,
My father's leave not aſk'd.
Sir Thomas. Suppoſe that leave
Withheld for ever; could you ſhun the youth
And ſtifle love, your father diſſapproving?
Tell me the truth.
Cecilia. Sir, 't were an arduous taſk.
I'd try and be obedient, tho' I died.
Sir Thomas. I know, it well. It ever was your care
To be obedient. I will not withhold
Leave ſo deſerved. I give you free conſent,
And am moſt happy you have won a youth
Worthy your love. When daughters make a choice
Wiſe as Cecilia's, 't is the father's pride
To crown it with ſucceſs.
Cecilia. Dear Sir, I thank you.
Sir Thomas. Be cheerful then. You may, if Heron pleaſes
To day be wedded. There will be at church
A couple not unknown to you or him,
I ſay to-day, becauſe this afternoon
I muſt away to Greenwich to the king,
And know not, when I ſhall return. What ſay you?
Cecilia. Sir, I am much perplex'd. If I conſent
Muſt I forſake your houſe?

Sir

Sir Thomas. Heron perhaps
Will not dislike to live with you and me.
My house is roomy and will hold us all
Make him proposals. When your father dies
You must have other homes — but while he lives,
He is content to lodge and feed you all
And all your husbands.

Cecilia. Sir, I'ill go directly.

Sir Thomas. Go. It my Lady tells you breakfast waits
Tell her, I come. *(Exit Cecilia.)* Poor girl, how large a load
Of secret, trouble has thy mind escap'd
In a few momets. When I met her here,
She could no more have tripp'd so gaily home,
Than the tir'd traveller whose weary limbs
A feather almost crushes. A light heart
Quickens the pace, and makes the foot alert.
It teaches it to mock the poet's art,
To move in numbers, and express the mind
In measur'd dance, which has a tongue to sing
Almost as sweetly as the lyre itself. — —

The Orlando of Ariosto reduced to twenty four books, the narrative connected and the stories disposed in a regular series. By *John Hoole*, translator of the original work in forty-six books. London Dodsley 1791. 2 Voll. 8. Man kennt die Manier Ariosts, seine Gesänge in dem interessantesten Moment der Erzählung abzubrechen, und statt im folgenden Gesang den Faden wieder aufzunehmen, den Leser zu einer neuen Reihe von Abentheuern zu führen

führen, die er wiederum in der Mitte liegen läßt, um eine Geschichte auszuerzählen, die er früher angefangen hatte. Dieser Umstand zerstört für die meisten Leser einen großen Theil des Vergnügens, den ihnen das Gedicht sonst gewährt haben würde. Diese häufigen Unterbrechungen lösen für sie den Zauber auf, den sein Genius erregt hatte, und legen den anmuthigen Täuschungen der Phantasie lästige Fesseln an. Dieses ist eine von den Ursachen, aus denen das befreyte Jerusalem von Tasso außerhalb Italien weit mehr Leser findet, als der rasende Roland. Leidenschaftliche Liebhaber der Poesie verzeihen zwar dem Dichter gern seine übertriebenen Freyheiten und folgen ihm mit dem Enthusiasmus der Bewunderung durch alle seine Irrgänge; gewöhnliche Leser aber werden durch diese Zerstreuung ihrer Aufmerksamkeit ermüdet, und werfen das Buch unwillig aus der Hand. Herrn Hooles Zweck bey dieser Arbeit ist, alle Steine des Anstoßes hinwegzuräumen, dem Werke eine größere Regelmäßigkeit zu geben, und ihm auf diese Weise mehr Leser zu verschaffen. So viel sich auch gegen eine solche Behandlungsart mit Fug und Recht einwenden läßt, so giebt es doch auch einen Gesichtspunkt, aus dem betrachtet sie sich allerdings rechtfertigen läßt. Mancher Leser wird Hrn. H. seine Mühe danken, und sehr mit der Abkürzung mancher zu langen Episode, so wie mit der gänzlichen Unterdrückung anderer, die in sehr geringer Verbindung mit der Haupthandlung stehen, zufrieden seyn. Die langen und für Ausländer höchst unin-

uninteressanten und langweiligen Panegyre der Familie von Este sind ganz hinweggefallen, so wie die allzufreyen und schlüpfrigen Stellen, in denen die Muse des großen Dichters sich nur zu sehr gefiel.

Französische Litteratur.

Die Franzosen, die gegenwärtig ihren größten Stolz darin finden, schlechterdings das Gegentheil von dem zu thun, zu sagen und zu empfinden, was sie bis zu dem Jahre 1789 thaten, sagten und empfanden, gefallen sich jetzt auch in Lobsprüchen auf den bisher von ihnen so wenig geachteten Liebling der Engländer, den Shakspeare. So kalt sonst die Bearbeitungen seiner Stücke von Ducis und andern aufgenommen wurden, so sehr werden sie jetzt bewundert, oder, was bey den Franzosen eins ist, beklatscht. Ducis heißt der französische Sophokles. Gleichwohl dürfte mancher, der der Sache etwas näher auf den Grund gehen will, noch sehr zweifeln, daß die Neufranken wirklich den eigenthümlichen Geist und Charakter des Britten gefaßt, und wahren Sinn für das haben, was ihn eigentlich zu einem so großen und originellen Dichter macht. Die neue Bearbeitung des Othello von Ducis, die auf dem Theatre de la Republique mit großem Beyfall gegeben worden, dürfte geschickter seyn, diese Zweifel zu verstärken, als zu heben. Hier ist der Plan derselben. „Der Mohr Othello, der sich durch seine Tapferkeit emporgeschwungen, und der Republik

Venedig große Dienste geleistet, hat das Herz der schönen Edelmone, der Tochter des Senator Odalbert, gerührt, und zugleich die heftigste Leidenschaft für sie gefaßt. Odalbert, ein ehrgeiziger und rachsüchtiger Greis, glaubt seine Tochter heimlich mit Othello verbunden (beym Shakspeare sind sie wirklich verheirathet) Odalbert begehrt vom Senat, daß Othello wegen seiner Liebe, die er Verführung, Raub nennt, gestraft werde. Der Senat weißt ihn mit seiner Klage ab, worüber er in Wuth geräth, seine Tochter mit Verwünschungen überhäuft, und endlich in Othellos Herz den Keim zur Eifersucht legt (Er sagt ihm:

Cette fille si chere,
Peut tromper son époux, ayant trompé son pere.).

Unterdessen hat auch Loredan, der Sohn des Doge (hier hebt die Episode des französischen Dichters an) sich ins Geheim unsterblich in Edelmonen verliebt. Loredan beschließt unter Othello zu streiten, und den Tod aufzusuchen; er sagt Edelmonen, daß ihr Vater, seiner unbesonnenen Reden wegen, Gefahr laufe, von dem Rathe der Zehner verurtheilt zu werden. Schon ist er in die schrecklichste Dürftigkeit gerathen. Edelmone, in Verzweiflung, die Vergehungen und das Unglück ihres Vaters veranlaßt zu haben, gibt Loredan eine Stirnbinde mit Diamanten besetzt, die sie von Othello bekommen, zum Geschenk, ja sie vertraut ihm ein schriftliches Versprechen, dem Othello zu entsagen, das ihr Vater ihr mit Gewalt abgedrungen hat, an,

und

und ersucht ihn, bey seinem Vater davon Gebrauch zu machen. um Verzeihung für Odalbert zu erhalten. Der verliebte Jüngling aber verläßt sie mit dem Versprechen, ihr bis an den Fuß des Altars zu folgen, an den Othello sie zu führen im Begriff ist. Unterdessen erfährt Othello, daß Edelmone geheime Zusammenkünfte mit einem jungen Menschen halte. Die Eifersucht bemächtigt sich seines Geistes, und ein treuloser Freund, Namens Pezare, nährt sie in seinem Herzen, und bringt ihn auf das äußerste, indem er ihm die Stirnbinde und ein Billet einhändigt, das er bey Loredan, den er so eben ermordet, gefunden zu haben vorgibt. Othellos Eifersucht verwandelt sich nun in Wuth. Er stürzt mitten in der Nacht in Edelmonens Schlafzimmer, heißt ihr, sich zum Tode bereiten, und zeigt ihr die Beweise ihrer Untreue. Vergebens rechtfertigt sich die unglückliche Edelmone vollkommen. Da sie hört, Loredan sey ermordet, so betheuert sie, er sey unschuldig. Othello zeigt ihr voll Wuth einen Dolch: Edelmone wiederhohlt ihre Betheuerungen von Loredans Unschuld, und der erbitterte Othello stößt ihr den Dolch in das Herz. Nicht lange, so erscheint der Doge und Loredan selbst. Othello wird zu spät überzeugt, daß Pezare ihn hintergangen hat, und Reue und Verzweiflung geben ihm den Tod." Dieses Stück ist, wie gesagt, im Ganzen mit vielem Beyfall aufgenommen worden, allein, wer sollte glauben, daß man in Paris, jetzt die Catastrophe desselben abscheulich, empörend finden könnte? Bey der ersten

Vorstellung ließ sich eine klägliche Stimme aus dem Parterre hören: C'est un Maure qui a fait cela; ce n'est pas un Français! —!! —

Lettre au Citoyen la Harpe, sur le college de France. Par *Selis*. Paris 1792. 8. Eine Oratio pro domo! La Harpe hatte in dem Mercure die gegenwärtige Entbehrlichkeit des College de France erweisen wollen und unter andern Reformen auch die Abschaffung des Lehrstuhls der alten Poesie vorgeschlagen. Selis, der denselben seit 15 Jahren, d. i. seit Delille's Tode inne hat, sucht die Gründe La Harpe's zu widerlegen, und es ist ihm sehr gut gelungen. „Les veritables poëtes, sagt der Verf. unter andern, ont de quoi satisfaire à tous les besoins de notre ame, dont le premier est d'être instruite, et le second d'être émue, qui exige des lumieres, qui desire des plaisirs, qui demanda tout à-la fois qu' on lui révèle le secret des sciences, qu' on lui offre des vérités, qu' on l'amuse par des fictions, qu' on la frappe par des images, qu' on la recrée par l'harmonie, qu' on lui fasse sentir sa force, qu' on lui rappelle sa foiblesse, qu' on la tienne, pour ainsi dire, en haleine, par le charme de la diversité, qu' enfin on l'avertisse sans cesse de son existence. Après cela, si l'on me dit encore: à quoi sont-ils bons? Ma réponse sera celle d'Horace, qui, en deux mots, montre l'esprit constant de leurs travaux et fait tout à-la fois leur pa négy-

négyrique et leur apologie: *Prodesse volunt et delectare.*

Almanach Littéraire ou Etrennes d'Apollon, année 1793. Par *Rabelais d'Aquin*, petit 12. 240 p. Paris chez l' Auteur etc. Dieser Almanach erschien zuerst 1777. und erhielt sich so ziemlich in seinem Werthe. Nur die vier letztern Jahre sind gegen die frühern etwas dürftiger ausgefallen, wiewohl auch in dieser für die Musen so traurigen und unfruchtbaren Periode hat diese poetische prosaische Bluhmen- und Anekdotenlese weniger verloren, als verhältnißmäßig die meisten ähnlichen Sammlungen. Eines der schönsten Stücke des gegenwärtigen Jahrgangs ist eine prosaische Novelle *L'Assassin par amour* von Frau de Laugier, gewesenen Mademois. de Gaudin. — *Le Parnasse Moderne* ein kleines satyrisches Gedicht aus Voltärs jüngern Jahren, das in keiner Ausgabe seiner Werke steht. Voltaire soll dieses Gedicht in seinem 17ten Jahre verfertigt haben, um sich an der Akademie zu rächen. Die Veranlassung erzählt er selbst also: „Je fis à l'âge de 17. ans une ode pour le prix de l'académie française. Il est vrai que ce fut l'abbé Dujarry, qui remporta le prix. Le public ne souscrivit pas au jugement académique. Je me souviens qu'entre autres fautes assez singulieres, dont le petit poëme couronné étoit plein, il y avoit ce vers:

Et des poles brûlans jusqu' aux pôles glacés.

Houdart la Motte, qui ne se piquoit point de science, avoit par son credit fait donner ce prix à l'abbé Dujarry. Quand on lui reprochoit ce jugement, et surtout le vers du *pôle glacé* et du *pôle brulant*; c'est repondoit-il une affaire de physique, qui est du ressort de l'académie des sciences et non de la nôtre. D'ailleurs je ne suis pas bien sûr qu'il n'y ait point de pôles brûlans; enfin l'abbé Dujarry est mon ami." Noch findet man ein anderes Stück hier, eine Ode prophetique, die dem alten Dichter zugeschrieben wird, allein seiner durchaus unwerth ist. — Echo et Narcisse, nach Ovid von Dixmerie. Eine glückliche Nachbildung. — Von Selis unter mehrern artigen Stücken folgendes niedliche Gedichtchen auf eine Hochzeit:

A votre avis quel fut le prêtre
Qui maria ces deux époux?
Parbleu! ce fut, repondez-vous,
Quelque homme d'Eglise peut-être.
Vous vous trompez: l'amour par un trait délicat,
Voulant que ce hymen se fit, sous son auspice,
Ce jour-là prit exprès l'étole et le rabat
Du bon curé de Saint Sulpice.

Von dem verstorbenen Chabanon drey Fabeln, oder richtiger Allegorieen — Von Cailleau (Buchdrucker und Buchhändler) eine Fabel, die ausgehoben zu werden verdient:

La

La Guenon et le miroir.

Un jour une guenon apperçut un miroir;
C'étoit le miroir de toilette
D'une coquette, archi-coquette
Et qui le consultoit du matin jusqu' au soir.
La Guenon à son tour voulût aussi s'y voir.
Elle se mit devant la glace,
Fit des mines et puis une horrible grimace,
Surprise d'y trouver un visage aussi laid,
(Car toute guenon se croit belle,
En dépit du miroir même le plus parfait.)
Elle juge aussi-tôt la glace peu fidelle;
Elle entre en fureur, et soudain
Trouvant un bâton sous la main,
En frappe le miroir, et le casse et le brise.
Qu' arrive-t-il de sa sottise?
Brisant le miroir importun,
Elle s'en fit trente pour un,
Et retrouva sa sotte image,
Dans chacun des morceaux épars sur le plancher.
Dorimene, soyez plus sage:
Fuyez tous les miroirs, mais gardez d'y toucher.
Aux faux dévots, lorsque Moliere
En public montra le miroir;
Chacun d'eux outré de s'y voir,
Voulût briser la glace trop sincere.
Que produisirent les excès
Où se porta leur troupe mutinée?
La piece mieux examinée
N'en eut qu'un plus brillant succès.
Si notre amour propre murmure
En voyant un miroir qui nous rend trait pour trait;
Loin de l'accuser d'imposture

Corrigeons chez nous la nature,
Et nous ne craindrons plus de voir notre portrait.

Von Pillet L'exclamation équivoque ein drolliger Einfall gut eingekleidet:

Un ci-devant baron, grand amateur d'abus,
Mais qui sait à nos mœurs plier son caractere,
S'écrioit en payant les civiques tributs:
A tous les coeurs bien nés que la patrie est chere!

Ein Fragment von Mirabeau (in Prosa) über J. J. Roußeaus Charakter. Schön und wahr. „Tout le monde n'etoit pas fait pour concevoir la sublimité de cette ame, et l'on n'est bien jugé que par ses *pairs*. Und das ist wahrlich weder von Roußeau noch von Mirabeau derjenige, der den ersten dieser großen Männer für einen Narren und Bösewicht, und den letztern für einen ganz gewöhnlichen Wortkünstler und Schönsprecher verschreyen möchte. — Von St. Ange: la descente d'Orphée aux enfers, aus dem zehnten Buche der Metamorphosen. — Von dem Herausgeber La Clef d'amour, Erzählung — Unter den übrigen zeichnen sich noch die Beyträge von Charle-Villette, J. M. Chenier, Le Brun, Palissot, de la Place, Roussel, Andrieux, Grainville, Mad. Monnet, Legier, Mercier (de Compiegne) und Picard aus.

Etrennes lyriques anacréontiques pour l'année 1793.

Les vers sont enfans de la lyre;
Il faut les chanter, non les lire.

Paris

Paris chez l'Auteur, rue des Droits de l'Homme. Die Sammlung konnte dieses Jahr, das an guten Chansons nicht fruchtbar gewesen, unmöglich sehr interessant werden. Der Herausgeber wählte aus der Menge das leidlichste. Die Verf. deren Namen hier vorkommen, haben fast ohne Ausnahme auch zu dem Almanac des Muses Beyträge geliefert.

Alexis ou la Maisonnette dans les bois; manuscrit trouvé sur les bords de l'Isere. Paris 1792. Troisième edition. 4. vol. petit 12. Dieser unterhaltende und anziehende Roman verdient die wiederhohlten Auflagen, die er erhält. Der Verf. desselben ist Ducray-Duminil, der mehr in dieser Gattung geliefert hat, was Beyfall verdiente und fand: z. B. Lolotte et Fanfan, Petit Jacques et Georgette etc. Vom Alexis ist auch schon eine deutsche Uebersetzung erschienen: Alexis oder das Häuschen im Walde. 2 Bände. Leipzig 1792. 304 u. 436. S. 8.

Almanach des Muses année 1793. Paris chez Detalain. 12 Wir führen hier nur mit wenig Worten diejenigen Stücke an, die sich vor der Menge vortheilhaft auszeichnen. Collin d'Harleville hat ein Kapitel aus Sternes empfindsamer Reise glücklich versificirt, eine Fabel les deux rats nach dem Horazischen Rusticus urbanum — und einen schönen Dialog über Chabanons Tod geliefert. Von Thomas findet man eine Epistel, die sehr schöne Stellen hat. Fontanes, Fragment eines Gedichts Sur les montagnes.

Desangiers, die Fabel von der Dryope nach Ovid. Florian, Ganzal et Zélinde, eine maurische Romanze. Der Dichter will eine ganze Sammlung-Gedichte in diesem Geschmack herausgeben. Choisy, l'Absence, und eine niedliche Kleinigkeit an eine Dame auf einem Ball. Despaze, der Sohn, einige witzige Gedichtchen. Wir geben eins zur Probe.

A une jolie femme, en lui envoyant un lievre.

Ce fameux destructeur de choux,
Et l'épitre qui l'accompagne,
Paroîtront peu dignes de vous.
Ce n'est là, j'en conviens, qu'un présent de campagne,
Sans doute il eût eu plus de prix,
Si moins fier de son manteau gris,
L'Animal à patte velue,
S'étoit offert à votre vue,
Sous l'escorte de deux perdrix.
Les perdrix, je le sais, ont un double mérite;
Mais hélas, envain chaque jour
L'espoir m'entraine à leur poursuite,
Leur troupe m'apperçoit, se disperse et m'évite,
Comme vous évitez l'amour.
La reine des forêts refuse de m'entendre,
Quand j'implore pour vous le secours de son bras;
Tous mes efforts sont vains; il n'en faut rien attendre;
Les déesses ne s'aiment pas.
Vous ne recevrez donc avec ma dedicace,
Que ce matois fort peu rusé,
Qui sottement s'est avisé,
De me venir braver en face,

Sa

Sa chute me fait grand honneur.
Je suis, je l'avoûrai, tout fier de ma conquête.
Mais votre critique s'apprête
A railler sans pitié le héros et l'auteur.
Trouvant le ton mesquin, et l'épitre imparfaite,
Vous allez, j'en suis sûr, dire d'un ris moqueur.
»Cette chasse est bien d'un poëte,
»Ces vers là sont bien d'un chasseur.«

Andrieux, an Deschamps, Vers. de la revange forcée. Charlemagne (dieß scheint doch der wahre Nahme zu seyn, woran wir erst zweifelten; s. 49. B. 2. St.) Außer den beyden schon von uns mitgetheilten Satyren Sur quelques gravures, und la nouvelle manie, ein anders nicht minder witziges Gedicht les deux freres. Dorat-Cubieres mehr Politik als Poesie ist in seinen Beyträgen: Les Passe-ports, le nouveau Baptême et le pape malgré lui, moralité historique. Castera, le café du Diable, ein kleines satyrisches Gedicht voll Salz und Originalität. Trouvé, eine Ode über die Gleichheit. Lilleferme, Ode an die Emigrirten. Gamas, eine schöne Ode Sur la mort de Simoneau, maire d'Etampes. Hier sind einige Strophen daraus:

Loin d'associer ma mémoire,
Au nom de ces brigands fameux
Dont tous les titres à la gloire
Ne sont que des forfaits heureux;
A l'amour des loix, au civisme,
J'offre l'essai de mes pinceaux:
Sans la vertu, point d'héroisme,
Et je veux peindre des héros.

Un magistrat de la patrie,
Au milieu d'un peuple égaré,
Des loix, aux dépens de sa vie,
Ose être l'organe sacré.
Il meurt et son trépas sublime
Opere un prodige nouveau;
Les bourreaux honteux de leur crime,
Vont l'expier sur son tombeau.

— — — —

Vous que l'amour de la patrie
Echauffe de ses nobles feux,
Redoublez encor d'énergie,
En combattant les factieux.
Jurez en ce jour de défendre
Les loix dont il mourut l'appui.
Amis, c'est payer à sa cendre
Le seul tribut digne de lui. — — —

Außer den Beyträgen von La Harpe, Ducis, François de Neufchateau, findet man auch noch einige lesenswürdige Stücke aus dem Nachlaß von Turgot, Colle, Piron u. a.

Ma prison, épitre irréguliere à Zulmé, composée en 1767. par E. P. F. R...t.. Paris chez les libraires du Jardin de la liberté. 1792. 8. Der Verf. hatte das Schicksal des berühmten Chapelle, der in seinem zwanzigsten Jahre, eines unbedeutenden Liebeshandels wegen, durch den er aber einem Mächtigen in den Weg getreten, in St. Lazare eingesperrt wurde. In dasselbe Gefängniß wurde der Verf. in seinem 18ten Jahre aus gleicher Ursache gesetzt. So weit, aber auch nicht viel weiter geht die Aehnlichkeit beyder Dich-

ter. Der Ungenannte ist an Geist und Talent sicher kein Chapelle, doch kommen in der Schilderung seiner Leiden und seiner Mitgefangenen gute Stellen vor. z. B. das Portrait eines unglücklichen Dichters,

Qui, victime de la disette,
Préparoit déjà ses adieux
A sa poëtique retraite,
Pour aller joindre ses aïeux,
Quand par un reste de tendresse
Pour la vie et ses déplaisirs,
Avant sa derniere heure, aux Nymphes du Permesse,
Il voulut consacrer encor quelques loisirs:
Mais il n'avoit point de maitresse
Qui pût lui servir de sujet:
Car autour du malheur rarement on se presse:
Chacun craint de se voir le ridicule objet
Des vers d'une muse affamée!
Enfin sa triste renommée
N'étoit pas dans ses plus beaux jours,
Et ne pouvoit donner grand cours
A quelque écrit frivole, à quelque froid ouvrage.
Partant, il écrivit sur le gouvernement;
Trop heureux de pouvoir faire un certain tapage,
Et calmer pour un temps sa famelique rage,
Son livre eut du debit: mais, pour remerciement
De ses sages conseils à d'indignes ministres,
Il vit fondre chez lui nombre de gens sinistres,
Qui farfadets soumis d'un pouvoir odieux,
Le transporterent dans ces lieux,
Ou sans cesse on l'entend maudire
Le moment, ou quittant la lyre,
Il crut devoir céder à l'orgueil d'enseigner

Des gens, qui dans l'art de regner,
Ne pardonnent jamais qu'on puisse les instruire.
Jamais vous n'entendez ces langoureuses voix
Former en choeur des chants de joie et d'allégresse,
Jamais la flûte enchanteresse,
L'harmonique guitarre, ou le plaintif hautbois,
Ne viennent par leur mélodie,
Suspendre nos cruels abois.
L'Amour est envolé: sa plus fiere ennemie,
L'Absence, a brisé son carquois,
Rompu son arc!... Adieu tout plaisir dans la vie etc.

Le Paradis perdu, poëme par Milton, edition en anglois et en François, ornée de 12. estampes, inprimées en couleur d'après les tableaux du Citoyen Schall. 1792. 2 Voll. 4. Paris chez Defer de Maisonneuve. Zu verwundern ist es, daß irgend jemand sich finden kann, der bey den gegenwärtigen Umständen in Frankreich es wagt, solche prächtige und kostbare Ausgaben zu unternehmen. Lettern und Papier sind von der größten Schönheit, die Anordnung des Drucks sehr geschmackvoll, und was, da es am wenigsten erwartet werden konnte, am meisten Lob verdient, selbst der englische Text ist äußerst korrekt abgedruckt.

Contes et Poésies du C. Collier, Commandant General des Croisades du Bas-Rhin. à Saverne. 1792. T. I. 168. p. T. II. 156. 12. Eine Sammlung freyer, zum Theil sehr schlüpfriger Erzählungen und Lieder, die, man kann denken mit welchem Grunde, dem bekannten Cardinal Rohan zugeschrieben werden. Rec. stieß auf verschiedene Stücke, die ihm schon aus ähnlichen Sammlungen bekannt

bekannt waren, und da der Herausgeber nicht die mindeste Auskunft gibt, was schon gedruckt war, und was hier zum erstenmahl ans Licht tritt, so müssen wir unsre Leser gleichfalls über diesen Punkt in Ungewißheit lassen. Für genauere Nachforschungen ist der Gegenstand zu unwichtig. Unter den Erzählungen haben einige äußerst glückliche und komische Wendungen z. B.

La confession révélée.

Ce n'est pas assez pour un Curé
D'être pieux, austère et charitable,
Sobre, continent, éclairé;
Il faut pour être respectable
Encore qu'il soit modéré.

A la preuve un Pasteur d'un assez gros village
Eut querelle le mois passé,
Après Vêpres avec la commere Macé
Dont le mari de lui tient à fermage
Une maison avec tout l'héritage.
C'est je pense pour un paiement
Qu' il lui demande et que résolument
La commère Macé refuse
Disant avoir payé précédemment.
»Nous vous payerons, deux fois vraiment,
»Allez, je ne suis pas si buse,
»Guillot ne vous doit rien ni moi;
»Et vous n'aurez rien par ma foi.
»C'est pour faire briller sa nièce
»Qu'il veut piller les pauvres gens.
»Je ne veux pas qu' à nos dépens
»Se carre cette bonne pièce.«
A ce propos le bon Pasteur,
Qu'elle poingt par l'endroit sensible,

Ne

Ne peut retenir sa fureur;
Et lui lançant une oeillade terrible:
»Il vous sied bien, langue de Lucifer,
»Suppôt du diable et vrai tison d'enfer
»De répandre sur moi vôtre venin caustique;
»Vous qui ne connoissant nul frein,
»Par votre conduite impudique,
»N'etez qu'une... achevez... qu'une franche catin...
»»— — Catin, vous l'entendez; j'en demande justice:
»»Voisins, soyez témoins de l'execration;
»»Ce prêtre digne du supplice
»»Révèle ma confession.««

Antiquités nationales ou Receuil des monumens, pour servir à l'histoire générale et particuliere de la France, tels que tombeaux, inscriptions, statues, vitraux, fresques etc. tirés des abbaies, monasteres, chateaux et autres lieux devenus domaines nationaux. Par Aubin Louis Millin. Quatrieme Volume. Paris chez Drouin. 500. p. 60. estamp. 4. In diesem Bande liefert der Vf. die Geschichte und Beschreibung der Stadt Berg Saint Winor in dem Departement du Nord (ehemaligen Gouvernement Flandern) der Stadt und des Schlosses Gisors (in der ehemaligen Normandie) der Carmeliterkirche auf dem Platz Maubert u. s. w. Der Herausgeber besorgt jetzt auch eine Ausgabe in Folio, von der aber nur hundert Exemplare auf dem schönsten Papier abgezogen werden sollen. — Es ist sehr zu wünschen, das dieses prächtige und lehrreiche Werk durch die traurigen Zeitumstände nicht unterbrochen werden möge.

Kunst-

Augsburg. Vierzehnte Nachricht an das Augsburgische Publikum, von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadt-Akademie, und der mit derselben, zu Ermunterung der Künste verbundenen Privatgesellschaft; mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede 1793. Der Redner, der sich in seinen bisherigen Vorträgen an die Augsburgischen Akademischen Zöglinge mit dem Umfange der Kunst beschäftigt hat, sucht sie im gegenwärtigen auf Sculptur und Bildhauerkunst aufmerksam zu machen. Er handelt also zuerst von dem Ursprunge derselben, und liefert in einer kurzen Uebersicht ihre Geschichte bey den Chaldäern, Aegyptiern, Hetruskern — ihren Fortschritt zur Vollkommenheit unter den Griechen, ihren Uebergang zu den Römern, nebst den Veranlassungen des Steigens und Fallens dieser Kunst, nach den verschiedenen politischen Lagen der blühenden Staaten und Regierungsformen: von dem Verfalle derselbigen bey der einreißenden Barbarey des abendländischen Reichs, wo sie in ein geschmackloses mechanisches Schnitzwerk überging: von ihrem Aufleben und ihrer Wiederherstellung in Italien — Bey der hohen Bestimmung dieser Kunst, Tugend und jede Empfindung des Herzens den Sinnen fühlbar zu machen, zeigt der Verf., daß, ob sie gleich, in Betracht der Gegenstände, von geringerm Umfange ist, als die Malerey, sie doch weit größere Schwie-

rigkeiten zu überwinden habe, die hier gut, obgleich mit der nöthigen Kürze, auseinander gesetzt werden. Es folgt hierauf, wie gewöhnlich, die Anzeige des dermaligen Ausschusses der Privatgesellschaft zu Ermunterung der Künste und des Kunstfleißes, und der bey der dasigen Stadtakademie angestellten Lehrer und Direktoren — der von den Schülern eingelieferten Kunstarbeiten nach den verschiedenen Classen; mit Vergnügen sieht man in der 3ten Classe auch Handwerker, die sich dieses löbliche Institut fleißig zu Nutze machen; endlich das Verzeichniß der von Künstlern und Kunstfreunden zur Ehre aufgestellten und angegebenen Arbeiten: unter den letzten zeichnen sich auch eine Anzahl junger Frauenzimmer in verschiedenen Gattungen aus; ein angenehmer Beweis, daß der Kunsttrieb in dem Augspurg. schönen Geschlechte, wodurch diese berühmte Stadt in vorigen Zeiten so oft verherrlichet worden, noch nicht erloschen ist.

An Historical and Picturesque description of the County of Nice. Folio. Imperial Paper, 5. l. 55. bound. *Bate, in Cornhill.* 1792. Dieß prächtige Werk besteht aus 12 Kupferplatten, die die romantischsten und reizendsten Ansichten von Nizza, dieses so vortheilhaft gelegenen Ortes, vorstellen, sehr gut gestochen und sehr fein colorirt sind. Es befindet sich dabey eine umständliche Beschreibung nicht nur der Lage und Gegend, sondern auch der Alterthümer, der Gelehrsamkeit, des Handels, der Einwohner, der Art zu reisen u. s. w. die sehr unterhaltend sind, so

wie

wie die angezeigten illuminirten Blätter wahren Zeichnungen ähnlich sind und den Kunstfreunden ein angenehmes Geschenk seyn mögen.

New Copper-Plate Magazine. Or Monthly Cabinet or Picturesque Engravings. Unter diesem Titel kömmt ein monatliches Journal heraus, (das Stück zu 1. Schilling) das die interessantesten und schönsten Ansichten von Städten, Häfen, Seen, Gebürgen, Palästen, öffentlichen Gebäuden, Landsitzen, Alterthümer, Parks, Gärten u. s. w. in England, Schottland, Irland und Wallis nach Originalgemälden und Zeichnungen der besten Künstler mit beygefügten Beschreibungen enthalten wird. Jede Nummer wird 2 Platten, in 4. auf feines Colombier Papier liefern, gedruckt für Harrison.

Antwort
auf folgende Stelle über die Gipsabgüsse der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig.

In der Gothaischen gelehrten Zeitung im 40. Stücke vom 18. May 1793 befindet sich unter den kurzen Nachrichten folgendes:

„Bey dem so allgemein verbreiteten Geschmacke „an Büsten und Gipsabdrücken zur Zierde und „Unzierde in unsern Wohnzimmern, Sälen und „Gartenhäusern, dürfte folgende Stelle aus einer „Abhandlung über die Gruppe Laocoons in Meu„sels Museum für Künstler, 18tes Stück S. „406. wohl eine größere Verbreitung verdienen, „als sie in jenem Journale erhalten kann:

»Es ist unmöglich, über Antiken nach einem »Abgusse zu urtheilen, in dessen Form mehr denn »zwey oder dreymahl ist gegossen worden, we»gen der Beschmierung des Fettes und Oels. »Hieraus schließe man auf die Schärfe derjenigen »Abgüsse, welche in der Rostischen Kunsthandlung »und so an vielen andern Orten wie Töpfer»Arbeit zu haben sind.«

Es war bisher ganz wider meine Neigung, das, was man über meine nun seit 16 Jahren errichtete Kunsthandlung ins Publikum schrieb, auch öffentlich wieder zu beantworten. Ich prüfte im Stillen jedes Urtheil des wohlmeynenden Kenners, wandte dankbar daraus an, was meine Unternehmungen verbessern konnte, und verwarf stillschweigend den spöttischen Tadel des Nichtkenners, der entweder aus Misverständnis sich beleidigt zu seyn glaubte, oder durch den Lohn bösartiger Nebenbuhler gedungen, die Unternehmungen des redlichen Mannes zu hemmen suchte. Ich habe nun so viele Jahre das Vertrauen des Kunstpublikums und den Beyfall ächter Kenner und Künstler, die mich so nachsichtsvoll leiteten, erfahren, und noch genieße ich dieß Glück, wodurch ich nur allein bis zu den gegenwärtigen Fortschritten für meine Kunstunternehmungen gelangt bin.

Mir geht es ans Herz, daß ich hier zwey würdige Männer, den Herrn Redacteur der Goth. Gel. Zeitung, und den Verf. der vorerwähnten Abhandlung über die Gruppe Laocoons, wider mich auftreten sehe: ich kenne sie beyde als Männer von Verdienst um Kunst und Wissenschaft, und sie sind meiner größten Achtung würdig. Dem Vertrauen des Publikums und diesen Männern bin ich es schuldig, hier öffentlich ein Wort, nicht

zur

zur Bestreitung vorerwähnten Satzes zu sagen, sondern nur um gewisse Nebenumstände anzuführen, welche beyden Männern wahrscheinlich ganz unbekannt waren, so daß Sie mich für einen blos gewinnsüchtigen Kunstspeculanten hielten, der diese Herabwürdigung verdiente. Ich werde auch alles, was man hierauf erwiedern sollte, mit Stillschweigen übergehen, das Belehrende was man mir sagt, und wäre es auch im lieblosen Tone niedergeschrieben, dankbar annehmen und wo möglich anwenden: denn ich kann ja nicht als Laye der Kunst mit Männern öffentlich streiten, welche nach ihrem einmahl gesprochenen Urtheil, mich nicht wieder in ihren Schutz, bey allen gerechten Gegengründen, aufnehmen würden; auch verstattet mir nicht die Zeit, mich in öffentliche Fehden einzulassen.

Der Herr Redacteur der Goth. Gel. Zeitung hat gewiß aus edlem Eifer für die Kunst vorerwähnte Stelle in sein gel. Blatt aufgenommen, weil ihn das Urtheil des Künstlers und Verfassers jener Abhandlung, der mit den Originalen Roms so vertraut zu seyn scheint, darzu berechtigte; ich konnte daher nicht erwarten, daß er den harten Ausspruch über meine Handlung milderte.

Allein von dem Herrn Verfasser vorerwähnter Abhandlung, der als Kenner und Künstler spricht, hätte ich doch ein weniger liebloses Urtheil vermuthet. Ich konnte doch von dem Herrn Verfasser erwarten, daß er bey seinem Urtheile mehrere Rücksicht auf die Gränzen des redlichen Kunsthändlers nehmen würde, der bey solchen Unternehmungen nicht mit dem Beutel eines Fürsten arbeiten kann, durch solche flüchtig hingeworfne Stellen ohne alle Ausnahme, würde ja der Herr Verf. mir offenbar schaden, meine Unternehmungen hemmen

und das Vertrauen des Publikums wider mich erschüttern, wenn es nicht seit so vielen Jahren durch bessere Beweise einige Festigkeit erlangt hätte. Ein wohlmeynender Künstler sollte jedes Kunstunternehmen durch seinen bescheidenen Rath unterstützen, und einen Mann nicht gerade zu vor dem Publiko herabwürdigen, der so manche Beweise für Gemeinnützigkeit ablegte, bey so manchem Unternehmen öffentl. zeigte, daß nicht blos Gewinnsucht ihn leitete.

Ich kann es ohne Ruhmsucht hier anführen; denn das Publikum ist mein Zeuge, daß ich, nach den Gebrüdern Ferraris (die besten Former, welche damals aus Italien kamen) seit 16 Jahren der Erste war, der die Absicht auszuführen suchte: dem Kunstpubliko die besten Abgüsse aus den besten Formen über die Originale Italiens darzustellen. Ich kämpfte mit unabsehbaren Schwierigkeiten, verschafte mir mit schweren Kosten gute Formen, wagte viel, wagte lange, ehe ich nur die geringste Belohnung sah. Ich verbreitete nach und nach in Sachsen und einem großen Theile Deutschlands diese Werke der Kunst, erweckte so manchen Kunstliebhaber, war so manchem Künstler nützlich, erweckte auch viele Nachahmer, worunter auch leider solche Unternehmer waren, die sich meiner Abgüsse heimlich ungeschickt und handwerksmäßig bedienten. Mein Landesherr, den ich um Erlaubniß bat, die besten Statüen und Büsten der Marmorsammlung zu Dreßden formen zu dürfen, ließ meine Art zu formen und meine Ausgüsse durch die Kunstakademie prüfen, ich erhielt diese so gnädige Erlaubniß, und formte unter der Aufsicht des allgemein erkannten Antiken-Kenners, des Herrn Insp. Wackers die besten Antiken, ohne zu wissen, ob ich je meine Kosten wieder erlangen würde. Bey allem meinem

meinem Eifer für die gute Sache, bey allem Kosten-Aufwande, konnte ich als ehrlicher Mann, der Pflichten gegen sich selbst hat, doch das nie leisten, was der Herr Verf. von mir zu fordern scheint. Er verlangt von einem Kunstunternehmer eben das, was er von einer fürstl. Sammlung erlangen kann. Wie kann der Herr Verf., der nach dem dritten Abguß alle folgende wegen Beschmierung des Fettes und Oels verwirft, und solche Güsse unter die Töpfer-Arbeit stellt, wie kann er von dem Kunsthändler die Unmöglichkeit fordern, sich nach dem 3ten Abguß neue Formen aus Italien kommen zu lassen? Wo sind die Beweise, daß bey vorsichtiger Behandlung der Former der 4te und mehrere Abgüsse stumpf seyn müssen, so stumpf, daß sie unter die Töpfer-Arbeit gehören? hiervon habe ich mich mit der Prüfung so vieler ächter Kenner noch nie überzeugen können. Ich habe von vorsichtigen Formern Ausgüsse gesehen, wo der 1te und 10te vom strengsten Kenner-Auge nicht konnte unterschieden werden. Endlich ist es eine allgemein bekannte Sache, daß jede Form mit Oehl vorsichtig getränkt, und vor jedem Ausgusse mit Fett ausgestrichen werden muß, damit sich alles ohne Nachtheil aus der Forme lößt; so viel ich weiß, kennt kein Former Italiens und selbst der ehemalige Former von Mengs kannte keine andere Art zu formen; hat aber der Herr Verf. ein besseres Mittel, so wird er mich und viele andere durch dessen Bekanntmachung unendlich verbinden.

Wenn der Herr Verf. einige Begriffe von den grossen Kosten hat, sich Formen über die Originale Italiens zu verschaffen, wenn er hierzu die großen Transport-Kosten rechnet, so wird er leicht überblicken können, wie äußerst kostbar jeder dieser 3 Ausgüsse seyn muß. Ich bin noch

 nicht

nicht so glücklich gewesen, solche ächte Kunstverehrer anzutreffen, die sich einem solchen Preiße, der nur meine Kosten sicherte, unterworfen hätten. Ich habe dieß vor einigen Jahren erfahren. Ich bekenne es öffentlich, daß ich unter meiner großen Sammlung einige vorzügliche Statüen und Büsten habe, welche ich keiner Akademie, keinem gelehrten Kenner darstellen kann, welche aber immer noch in Zimmern, Sälen und Gärten eine edlere Zierde, als so manche Misgeburten, ausmachen. Ich hatte Gelegenheit, durch einige meiner wichtigen Freunde in Rom diese Stücke über die Originale formen zu lassen, berechnete die Kosten der 6 ersten Ausgüsse, welche natürlicherweise höher kamen, als der gewöhnlich leider durch Tagelöhner-Arbeit, heruntergebrachte Preiß. Ich trug diese 6 ersten Abgüsse auf Subscription, Akademien und Kunstsammlungen unter sichern Zeugnissen an, wo solche Stücke noch fehlten; allein man scheute die wenigen Kosten mehr, zog lieber das Mittelmäßige dem Vollkommnern vor.

Ich bin überzeugt, daß der Herr Verf. wenn er in seinem Eifer wider mich fortfahren will, mir manchen gerechten Tadel machen würde, und ich habe schon oben angeführt, daß nicht alle Stücke meiner großen Sammlung für solche Kenner sind: allein sie machen gewiß den geringsten Theil meiner Sammlung aus: auch ist es leicht möglich, daß unter so vielen Arbeiten meiner Former Fehler aus Uebereilung vorfallen können, oder daß mancher bey mir selbst, Stücke gesehen, welche ich wegen ihrer Fehler zurückstelle und solche zum bronziren bestimmte; welches schwere Unternehmen ist aber wohl einiger Nachsicht ganz unwürdig, und welcher Gutgesinnte würde wohl ganz das Gute und Empfehlende verkennen, das es hat. Es haben Akademien, Bibliotheken und Künstler viele

meiner

meiner Gips-Antiken aufzuweisen, welche von eben so großen Kennern, als der Herr Verfasser ist, geprüft und aufgenommen worden sind. Endlich muß ich noch kürzlich dem Herrn Verfasser sagen, was ihm wahrscheinlich bisher ganz unbekannt war. Man beurtheile nur die öffentlich bekannten Preise der Gipsabgüsse. Ich habe vor einigen Jahren eine mittlere Statue nicht drappirt zu 20 Rthlr. verkaufen können; allein da nach mir so viele Unternehmer nachgefolgt sind, welche sich alle nähren wollten, so haben diese nebst einer Anzahl herumziehender Italiener diese Werke der Kunst so herabgewürdigt, daß sie eine Medic. Venus, Appollino etc. für 8 Rthl., eine Büste für 8 Gr. geliefert haben. Ich als der erste Unternehmer hatte in Deutschland viele meiner Ausgüsse um die redlichsten Preise verbreitet, und verbreite sie jetzt stärker als jemals; allein nachher sind von vielen Kunstliebhabern und leider auch von Kennern, vorerwähnte elende Producte unter meine Stücke und unter dem Nahmen der Rostischen Kunsthandlung aufgestellt worden. Diese Ungerechtigkeiten, welche ich darthun kann, habe ich stillschweigend durch meine Handlungen widerlegt. Hier war es aber meine Pflicht, hierüber Erwähnung zu thun.

Weit entfernt, daß ich mich hier über alle meine Nachfolger von gleichem Unternehmen erheben wollte: ich verkenne gewiß ihre gute Sache nicht und freue mich herzlich, wenn ich ihnen einen Weg bekannt machte, auf dem sie vielleicht manches beßre fanden, was mir bisher unbekannt war; da meine Handlung hier allein genannt war, so habe ich auch für mich allein geantwortet.

Noch bitte ich den Herrn Verf. und einen jeden ächten Verehrer der Kunst, mich ferner in meinen Unternehmungen gütig zu leiten, mir öffentlich oder ins Ohr ein Wort zu Verbesserung meiner Unternehmungen zu sagen. Ich bin gewiß der Mann, der sich belehren läßt, und nehme dankbar an, was in Absicht meines Berufs als Kunsthändlers anwendbar ist. Nur öffentliche Herabwürdigung und Warnung an das Publikum gegen mich, glaubte ich nie verdient zu haben, dieß würde ich mit Verachtung und Stillschweigen übergehn, weil wohl kein edler Mann, kein wahrer Verehrer der Kunst, einem redlichen Manne, der sich so lange Jahre mit thätigem Eifer, und oft ohne alle Belohnung für Kunst-Unternehmungen widmete, dessen Fortschritte und Nahrung schmählern würde. Leipzig, den 8ten Junii 1793.

C. C. H. Rost.

Inn-

Inhalt.

Erstes Stück.

Ge-

Alci-

Zweytes Stück.

Neue

The

